This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

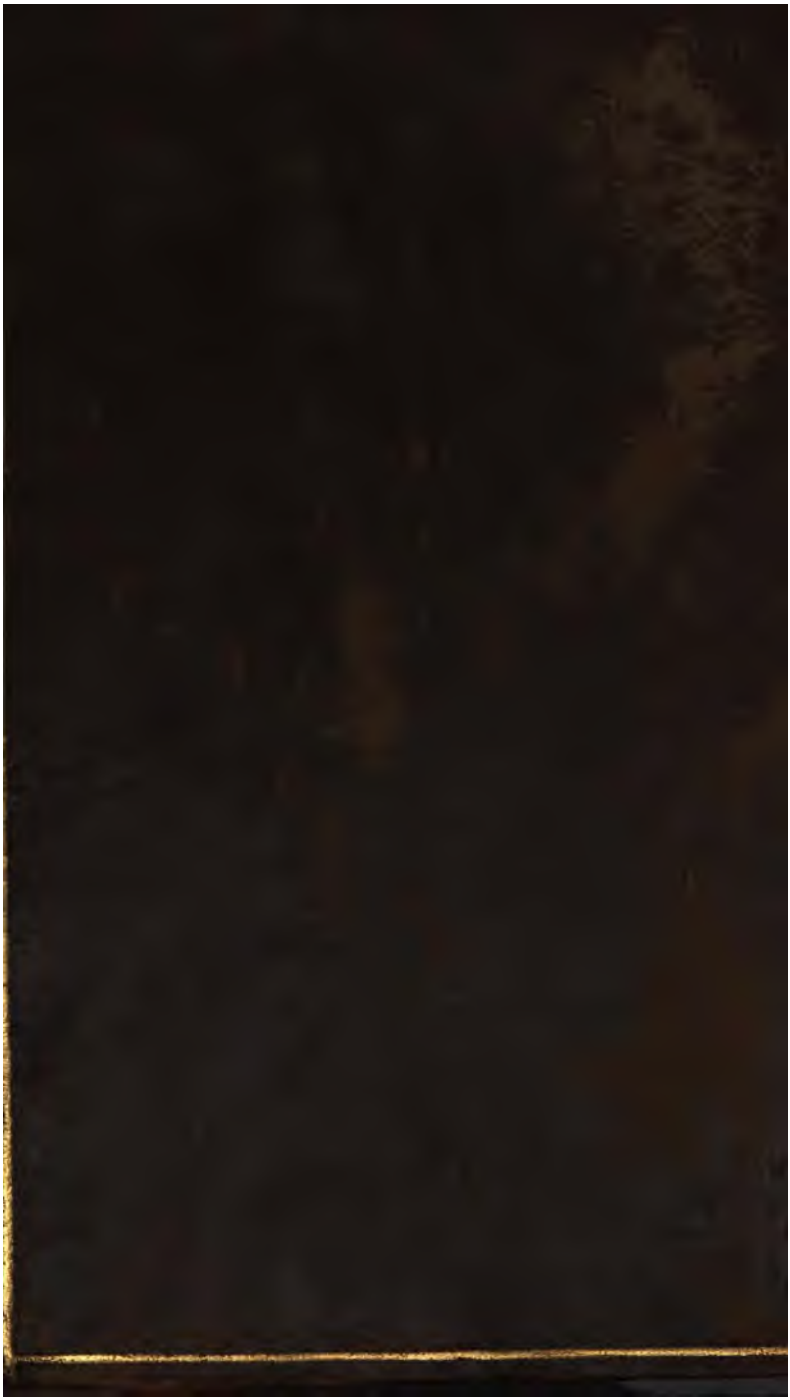
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

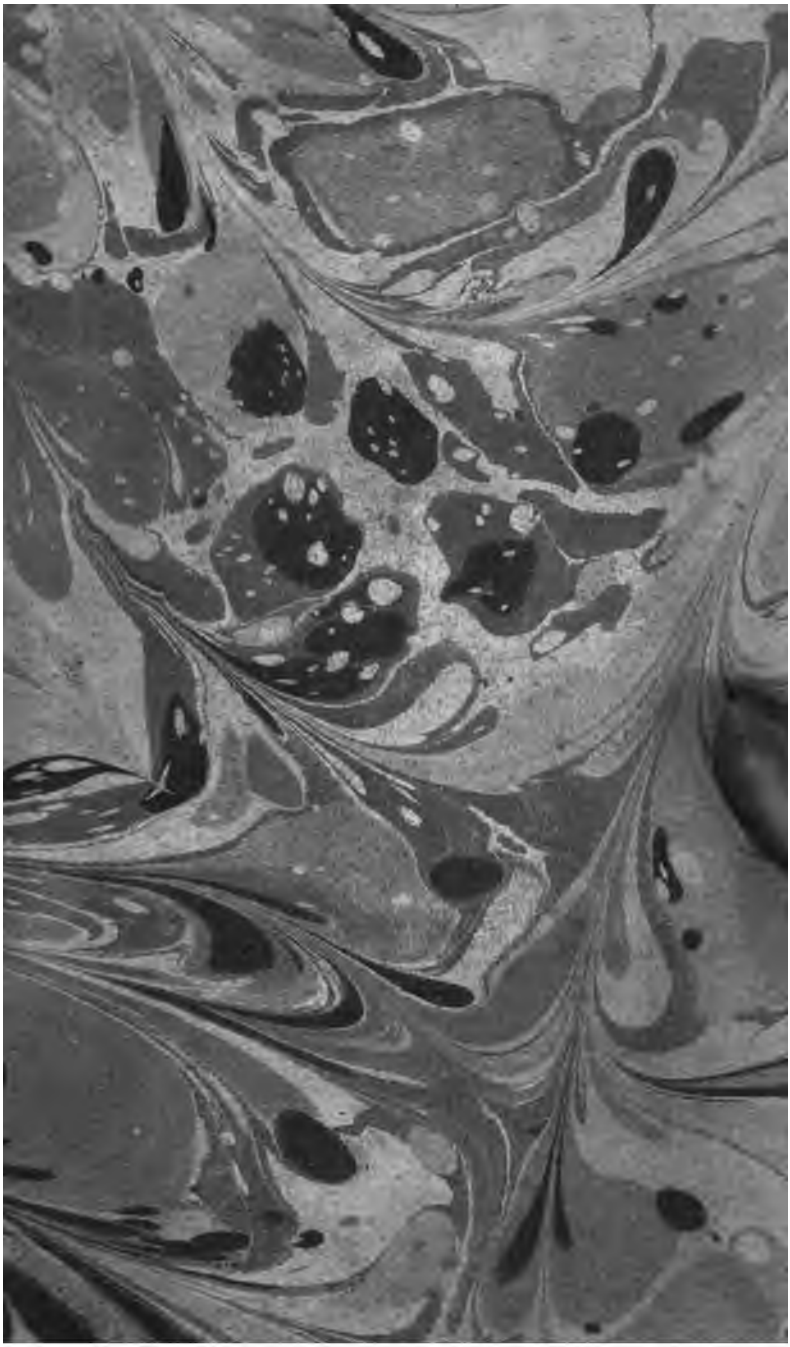
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

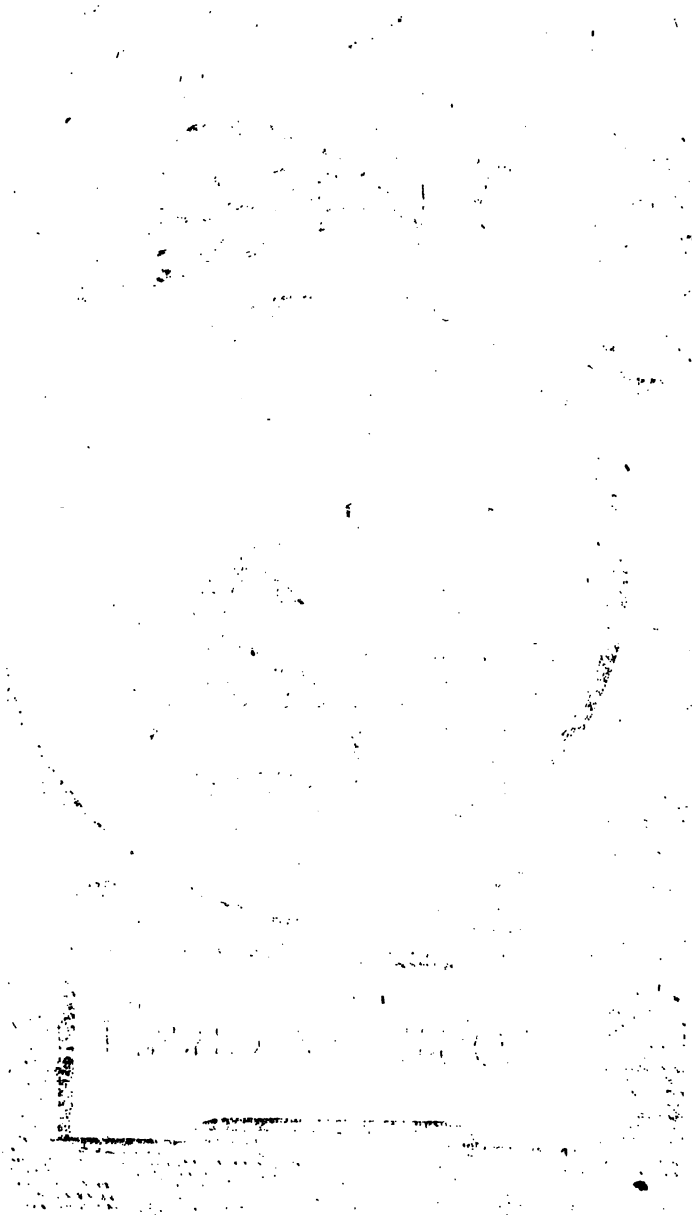


ittt. 1.
2

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR



Z
1007
.A39



D. LORENTZ CRELL.

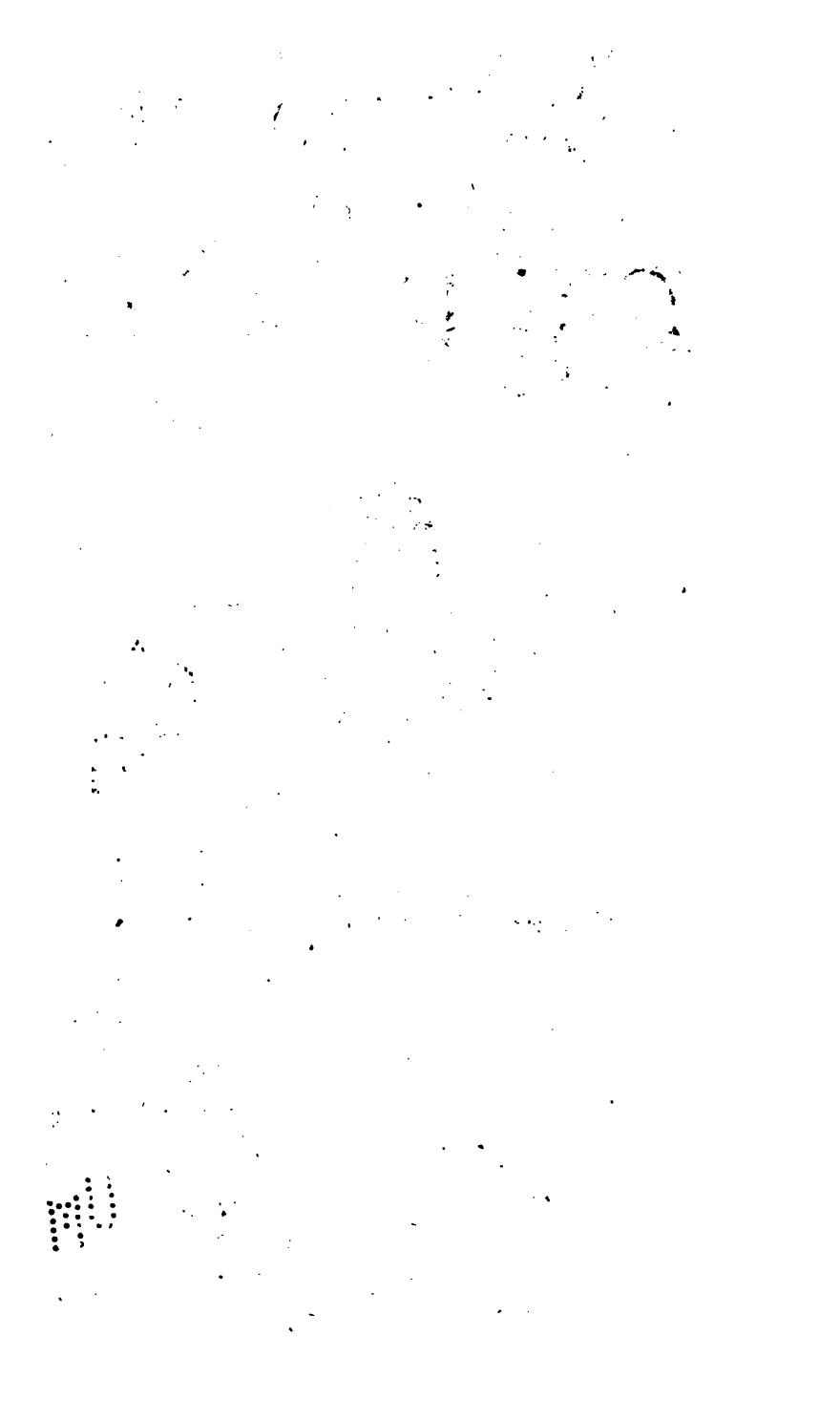
Allgemeine deutſche Bibliothek.

P.V.H

Des neun und funfzigſten Bandes erſtes Stück.

Mit Röm. Kayſerl. Königl. Preußiſchen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1784.



Verzeichniß

der im erſten Stücke des neun und funfzigſten Bandes recenſirten Bücher.

I. J. H. Lamberts deutſcher gelehrter Briefwechſel von J. Bernoulli 2 B. 3

II. C. W. Dohm, über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden, 2 Th. 19

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

Verſuch einer Geſchichte des Arianiſmus, 1ſter B. 44

C. H. Boekhs Predigten für die Jugend, 1ſter Th. 48

D. B. Münters Anleitung zur Erkenntniß und Ausübung des chriſtl. Glaubens 50

Auserleſenes und vollſtändiges Beicht- und Communionbuch 53

Th. Seckers Predigten über verſchiedene Gegenſtände, 7ter Band 56

Toblexiſche Blätter 57

M. M. F. Roos chriſtliches Handbuch 61

D. J. H. D. Moldenhauers heilſame Betrachtungen aus den Sonn- und Feſtagsevangelien.

D. B. Münters Predigten über die gewöhnlichen Sonntagsevangelien, 5 Th.

M. L. Bengels Predigten über die feyertäglichen Episteln. 62
A. F. E. Jacobi Relig. aus den Hauptstellen der Bibel in Catechis. 65
A. Gray Vorlesung über die Gleichnißreden unsers Heylandes. 66
Lebensgeschichte Jesu, aus dem Griechischen. 66
P. Petersen Leben und Leiden — Jesu Christi, 4ter Band. 72

2. Rechtsgelahrheit.

Biographie berühmter Rechtslehrer. 73
D. J. C. Quistorps Grundsz. des deutschen peinlichen Rechts, 2 Th. 3te Ausg. 73
J. M. G. Beseke Versuch eines Entwurfs zu einem vollständigen Gesetzesplan. 74
Das peinliche Recht. 78
J. F. von Soden Geist der deutschen Criminalgesetze, 2ter Band. 80

3. Arzneygelahrheit.

J. Hunczovsky medicinische chirurgische Beobachtungen auf seinen Reisen, besonders über die Spitäler. 88
D. P. J. Piderits Unterricht was Eltern und Kinderwärter bey den Kinderblattern zu beobachten haben. 94
P. von Woensel neue mit dem Mercur in den Blattern gemachte Erfahrungen. 94
W. Lewis neues englisches allgem. Dispensatorium, aus dem Engl. 2te Ausg. 95
J. C. Stünzer, über die göldene Ader. 96
E. G. Baldingers Rede über Medicinalverfassung. 97
C. M. Leppentin Sammlung philosophischer Naturkenntnisse für Frauenzimmer, 2ter Th. 98

I. Z. Platneri inſtitutiones chirurgiae, ex edit. *C. G. Krauſe.* 99
Abbildung der Maſchine Herrn A. Pieropans für die Beinbrüche. 105
F. Siegericht Beſchreibung des Staarnadelmeſſers. 106
C. G. Rudolſtädters medicinische Bemerkungen. 103
Bemerkungen über verſchiedene wichtige Gegenſtände der Wundarzneykunſt. 103
I. C. Reil tract. de polyrhodia. 104
B. J. Eſſigs Abhandlung, welche Arzneymittel ſind die beſten — 107
Unterricht für Perſonen, welche den Kranken abwarten. 108
D. C. F. Reuß Verſuch über die Ziegenmilch. 108

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Nicolardetto, aus dem Italiäniſchen. 109
Venus und Adonis — zwey Gedichte von Shakeſpeare. 111
Otto von Wittelsbach. 113
Der Bürgeraufruhr in Landshut. 114
J. W. L. Gleim Epiſteln. 115
Fabeln, nach Daniel Holzmann, von A. G. Meiſſner. 116
Theater der Deutſchen. 20r Th. 117
D. P. M. Signorelli kritiſche Geſchichte des Theaters der alten und neuern Zeit, aus dem Italiäniſchen, 2 Th. 117
Samml. poetiſcher Aufſätze. 120
Raritäten, 7r und 8r Theil. 121
Länbliche Nächte, aus dem Franzöſiſchen des de la Veaux. 122
Taſchenbuch fürs Frauenzimmer. 124
Prinz Walther von Aquitanien. 125

A. W. Kreißners Erzählungen und Dialogen, zweyte Heft. 127
C. J. Sander prosaische Dichtungen. 128

5. Schöne Künste.

a) bildende Künste.

J. G. Meusels Miscellaneen-artistischen Inhalts, 14tes bis 18s Heft. 129
A. R. Mengs prakt. Unterricht in der Malerey. 131
Briefe über Rom, 1tes, 2tes Heft. 132

b) Musik.

Mehala, ein musikal. Drama, von J. H. Rolle. 132
Hermanns Tod, von ebend. 133
M. C. G. Hausius Gesänge am Klavier, 1ster Th. 133
M. C. Große sechs Sonaten für das Klavier. 134
VI. Quartetti da *Ignazio Pleyl.* 135

6. Romanen.

Starrens komischer Roman. 135
Franz Blumenthal. 136
Nessir und Zulima. 136
Huldrich Wurmsamen von Wurmfeld, 2r Th. 137
Begebenheiten Eduard Bomstons in Italien. 138
Leonard et Gertrude 139
Neue Originalromane der Deutschen, 3r Band. 140
Emilia et cætera, 1r B. 140
Meine Lebensgeschichte, 4r Theil. 140
Volksmährchen der Deutschen, 2r Th. 141

der recenſirten Bücher.

7. Weltweisheit.

K. Ph. Moritz Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde, 1r B. 2 St. 141

Syſtem der Natur, 2 Th. 147

Verſuch einer Vertheidigung der Pasquille. 148

K. H. Loft Verſuch über die Einrichtung des Vortrages der menſchlichen Pflichten zur Beförderung ihrer Ausübung. 149

Verſuch über den Platonismus der Kirchenväter. 151

8. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Spielmanns chemiſche Begriffe und Erfahrungen. 153

Wunder der Natur, aus dem Franzöſiſchen. 153

R. Kirwan Verſuch und Beobachtung über die ſpecifiſche Schwere und die Anziehungskraft verſchiedener Salzarten. 155

Beobachtungen, Verſuche und Erfahrungen über des Salpeters vortheilhafteſte Verfertigungsarten. 159

Zugabe zu J. E. Eichhorns Beyträgen zur Naturgeſchichte der kleinſten Waſſerthiere. 160

G. H. Borowski gemeinnützige Naturgeſchichte des Thierreichs, 4r B. 161

D. C. C. Schmidelii diſſ. botanici argumenti. 162

D. de Dolomieu Reiſe nach den Lipariſchen Inſeln. 162

J. S. Schröters Einleitung in die Conchylienkenntniß, 1r B. 165

K. von Linné Abhandlung über die Schädlichkeit der Inſekten. 167

von Hofmanns Abhandlung über die Eiſenhütten. 168

Büffons Geiſt oder Kern ſeiner Naturgeſchichte. 170

J. C. Ehrmanns Verſuch einer Geſchichte verſchiedener Kenntniſſe aus der Naturlehre und Phyſik. 170

M. Torcia kurze Beſchreib. des Erdbebens zu Meſſina. 171

W. Hamilton Nachricht von dem letzten Erdbeben in Calabrien und Sicilien. 172
J. G. Schneiders allg. Geschichte der Schildkröten. 173

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Reisen durch Amerika. 174
Biographie Ernst des Frommen, nach dem Teissier. 175
Jo. Bethlenii historia rerum Transilvanicarum. 176
Geographie, Geschichte und Statistik der Europäischen Staaten, 2 B. 178
P. Macquers römische Jahrbücher, aus dem Französischen von C. D. Beck. 183
M. von Bergmann beurkundete Geschichte der Haupt- und Residenzstadt München. 184
C. Steinbachs Sammlung historischer Merkwürdigkeiten, aus dem Archiv des gräflichen Cisterzienser Stifts Saar in Mähren. 191
St. A. Wurdtweini Nero Claudius Drusus Germanicus, Mogunt. Super. German. Metrop. Conditor. 197
Millot Universalhistorie, von W. E. Christiani, 7r Th. 200
Der Frau von Aunoi Reisen durch Spanien an den Hof zu Madrit, aus dem Französischen. 201
F. A. W. Wenecks Entwurf der Geschichte der Oesterreichischen und Preuß. Staaten, 1ste Abtheilung. 204
G. F. E. Krebels vornehmste Europ. Reisen. 203
J. H. T. Bernsteins ostindische Erdbeschreibung. 206

10. Gelehrte Geschichte.

Leben des Seneka nach Diderot von F. L. Ephen. 209
C. Denina Bibliopöie aus dem Italiänischen. 214

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

J. F. Facius griechische Blumenlese. 216
Repertorium für bibl. und morgenländ. Litteratur, 12r Th. 217

Libanii ſophiſtae orat. et declamat. ex edit. *I. I. Reiſke.* Vol. I. 219

Sammlung der beſten zerſtreuten Ueberſetzungen aus Griechen und Römern, 1ſter B. 221

Epictets Handbuch aus dem Griechiſch. von G. L. *Linck.* 223

J. J. G. Schellers lateiniſch deutſch und deutſch. lateiniſches Lexicon. 228

12. Münzwiſſenſchaft.

K. B. Lengnichs neue Nachr. zur Bücher- und Münzkunde. 229

Schau- und Denkmünzen, welche unter der Regierung Maria Thereſia gepräget worden ſind. 229

A. Vogt nummi Germanici medii aeui. P. I. 230

A. S. G. Guſe gewagte Erklärung eines noch nicht bekannten römiſch. Exagial-Normal-Gewichts. 230

13. Wiener Schriften.

1) Briefe über die Galanterien von Berlin.

2) Br. aus Wien verſchiedenen Inhalts.

3) Br. aus Berlin über verſchied. Paradoxe dieſes Zeitalters.

4) J. Friedolo geſamml. kleine gedruckte u. ungedr. Schriften.

5) Berlin u. Wien, in Betreff der Gelehrſamkeit u. Aufklärung.

6) Der 42jährige Affe. 232

14. Kriegswiſſenſchaft.

Lloyd Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland, aus dem Engl. von G. F. Tempelhof. 245

Römiſche Kriegsalterthümer. 265

15. Handlungswiſſenſchaft.

J. C. Schedel Magazin für die Handlung. 276

Kurze Geſchichte der Abgaben in Sachſen. 277

16. Haus-

16. Haushaltungswiſſenſchaft.

Der patriot. Geſellſch. in Schleſien neue ökonomiſche Nachrichten. 3ter B. 289
Der Hausvater in ſyſtematiſcher Ordnung, 4r B. 291
Die holſteiniſche Landwirthſchaft. 297
J. C. Sappe Jagdluſt. 300
Rindvieh Arzneybuch. 301
F. Salzmanns kurzgefaßte aber doch ausführliche holländiſche Frühtreiberey.
J. Roſenkranz aufmerkſ. holländiſcher Gärtner. 301

17. Vermiſchte Nachrichten.

The Lilliputian Library. 302
Der geiſtliche Abentheurer. 304
J. F. le Bret Magazin zum Gebr. der Staats- u. Kirchen. 309

Nachrichten. 309

Todesfälle. 310
Druckfehler. 310

Herr Franz Karl Zoller in Wien, Landſchaftszeichner und Kupferſtecher der K. K. Akademie, kündigt eine große perſpektiviſche Ausſicht von Wien mit ſammt den Vorſtädten an, die eine Nachricht weiter beſchreibt.

Des Preußiſchen General von Warnery Schriften, ſollen in Hannover, mit einer Vorrede des Hrn. Lieutenant Scharnhorſt, in 6 Theilen, jeder zu etwa 1 Alphabet, in Commiſſion der Hellwingſchen Hofbuchhandlung, erſcheinen.

I.

Johann Heinrich Lamberts, ehem. Königl. Pr. Oberbaurath und Mitglieds der Königl. Acad. der Wiſſenſch. zu Berlin, deutſcher gelehrter Briefwechſel. Herausgegeben von Joh. Bernoulli — Berlin, bey dem Herausgeber; und Deſſau in der Buchhandlung der Gelehrten, I. B. 432 Octavſeiten 3 Bogen Vorrede und Reg. 3 Kupfert. II. B. 1782. 512 Octavſ. 3 Kupfert.

Den Anfang des I. Bandes macht philoſophiſcher Briefwechſel L. und Hollands. Der Herr von Holland hatte ſelbſt das Manuſcript überſehen und eine kleine Einleitung dazu gemacht; dieſer Theil des L. Briefwechſels war alſo gerade am meiſten vorbereitet, gedruckt zu werden. Die erſten Briefe enthalten logiſche Unterſuchungen über Evidenz, logiſchen Calcul u. ſ. w. Gegen den Satz: Die Evidenz der mathematiſchen Wiſſenſchaften rühre von der Methode her, erinnert Herr v. H. (7 S.): Große Geiſter haben ſich beſtrebt, dieſe Methode in andern Wiſſenſchaften anzubringen, ohne derſelben ihre Ungewißheit zu benehmen, alſo habe man die Evidenz der Mathematik der Natur ihres Gegenſtandes zu danken; ſie ſey gewiß, nicht weil ſie nach dieſer Methode abgehandelt wird, ſondern weil ſie darnach

nach abgehandelt werden kann. (Daß es mit dem können nicht ausgerichtet iſt, beweiſen die verunglückten Verſuche unzähliger Cirkelquadrirer, außer einer Menge anderer geometriſcher Irrthümer, z. E. der dort angeführte, Räume aus dem Umfange zu ſchätzen. In der Mathematik iſt alſo gewiß, nicht was nach der Methode abgehandelt werden kann, ſondern was nach ihr abgehandelt wird. Wenn nur anderswo dieſe Methode nicht angebracht werden kann, und deswegen Ungewißheit iſt, ſo beweiſt ja das eben die Wichtigkeit der Methode zur Evidenz. Haben, wie Hr. v. H. 13. S. bemerket, nicht zween Philoſophen vom Geiſt einerley Begriff, wenn ſie auch gleich einerley Worte in der Definition brauchen; ſo hat man vom Geiſt keine Definition wie vom Dreyecke, und kann nicht ſo ſicher vom Geiſte ſchlieſſen als vom Dreyecke. Alſo rührt ja die Ungewißheit daher, daß ſich die Methode da nicht anbringen läßt. Daß ſie ſich überall wie in der Geometrie anbringen laſſe, hat niemand geſagt, auch iſt unzähligemal erinnert worden, daß es auf das Kleid bey ihr nicht ankomme, und daß ſie die Kleidung, die ſie bey den alten Geometern trägt, weggenommen, ſchlechterdings nichts weiter iſt, als philoſophiſche Methode, Vorſchrift der wahren Vernunftlehre. Will Herr v. H. läugnen, daß die Sicherheit unſrer Erkenntniß nicht auf ſolche Vorſchriften ankomme?) Der Briefwechſel ward durch Hr. L. Organon veranlaßt, es läßt ſich alſo hier nicht viel allgemein verſtändliches von den Unterſuchungen und Aufklärungen darüber, den logiſchen Calcul u. d. gl. ausziehen, da es, wie in Briefen natürlich iſt, oft hingeworfne Gedanken ſind, die mehr Erläuterung und Berichtigung nöthig, manches wird auch ſelbſt vom Hrn. v. H. in Anmerkungen für

un-

unrichtig erklärt. Folgendes 78 S. ist ein psychologischer Gedanke Lamberts: Da ich aus andern Gründen schließe, daß die bewegenden Kräfte immaterielle Substanzen sind, so gebe ich der Seele eine solche bewegende Kraft, welche mit der Kraft zu denken und zu wollen im Grunde einerley ist, so, daß denken, wollen, wirken nur theils in Bildern, theils in den Verhältnissen zu der Seele und den Dingen unterschieden sind, und auf diese Art ist mir der Influxus physicus begreiflich und verständlich. (Nur scheint dem Recens. diese Kraft der Seele, und was vom Denken ... gesagt wird, nicht sehr verständlich.) Vieles betrifft auch die ersten Begriffe der Differentialrechnungen des Unendlichen u. s. w. Einen Anfänger möchte das mehr verwirren als unterrichten; dem Geübten ist es angenehm, zu sehen, wie sich ein paar so scharfsinnige Denker Schwierigkeiten dabey zu heben suchen, ob ihm gleich manchmal vorkommen muß, als hätten sie, vielleicht mit Fleiß, um sich im Denken zu üben, aus den Augen gesetzt, was darin schon war geleistet worden. Sehr richtig ist, was beyde Gelehrte einander 177 u. f. S. über den Gang, den die Gelehrsamkeit um 1767 zu nehmen anfieng, einander schreiben. — Die seichte Denkungsart wird mit Recht der Vernachläßigung der Mathematik schuld gegeben. Häufig äußert sich in Beyder Briefen Unzufriedenheit darüber, daß der logische Calcul, die Construction der Syllogismen und andere logische Theorien nicht so viel Aufmerksamkeit erregt, als ihr Erfinder erwartete. (Alle mathematische Erfindungen, Logarithmen, Algebra, Rechnung des Unendlichen, erregte alsdann erst Aufmerksamkeit, als gezeigt ward, man könne dadurch Arbeiten leichter verrichten, als durch die bisher bekannten Hülfsmittel, be-

kannte Wahrheiten kürzer und leichter beweiſen, wichtige Unterſuchungen ausführen, dazu die bisherigen Kunſtgriffe nicht hinreichten. Iſt von jenen logiſchen Erfindungen nur eine einzige Probe dieſer Art gegeben worden?) Eine litterariſche Nachricht giebt H. 298 S. in einem 1769. geſchriebenen Briefe. „Ich „habe letzthin auf einer Auction einen Antikriticus „gekauft, der bereits 1714. gedruckt worden. Alle „Fehler der Journale und Journaliſten waren ſchon „damals ſo wie ſie jetzt ſind.“ (Wohl wahr, wer ein halb Jahrhundert geleſen hat, findet ſtets, daß die Thoren und kleine Geiſter viel zu wenig Witz haben, was Neues zu erfinden.) Von L. Routes de la Lumiére druckte (303 S.) der holl. Buchh. 1758 1100 Exemplare, die waren, wie man L. ſagte, 1761 aufgegangen. In Deutſchland wäre es freylich nicht ſo geweſen. Einfälle, die wohl verdienten ausgeführt zu werden, ſind 307 u. f. S. eine Bibliothek möglicher Bücher, Vorſchläge, was zu Verbeſſerung der Wiſſenſchaften könnte gethan werden, den Gedanken hatte ſchon Baco de Augm. Scient. Aus Büchern von Phyſik und Naturgeſchichte, Aphorismen, die den Geiſt der Geſetze der Natur enthielten, wie Montesquieus Geiſt der Geſetze entſtanden iſt. (Verſucht hat man ſo was ſchon, z. E. Eberhards ausgemachte Wahrheiten der Naturlehre. In ſolchen Auszügen könnte aber eben ſo leicht manches mislingen, oder nach einer Lieblingshypotheſe ſo gedreht werden, wie beym M. nach der: vom Einfluſſe des Clima.) L. erinnert 321 S. Ein Werk vom Geiſte der Naturgeſetze müßte ſich hauptſächlich mit dem beſchäftigen, wobey die Phyſik in ihrer Analyſe ſtehen bleibt, ſo zu ſagen die Metaphyſik der Phyſik ſeyn. Im Grunde wäre Teleologie, die man in Tel. a priori und a poſteriori

steriori eintheilen könnte, es sey aber kein großer Anschein, daß man es in der ersten weit bringen werde. Eine alte Aufgabe, die schon den Vieta und Adrian Romanus beschäftigt, ward von einer pohlnischen Gräfinn, Skorzewska, Herrn H. und L. vorgelegt: Einen Kreis zu finden, der drey gegebene Kreise berührt. Sie erfodert mehr Mühe, als ihr Nutzen zu vergelten scheint. (Der Rec. erinnert sich ihrer noch von seinen jugendlichen Uebungen her.) L. fragte die Gräfinn, was der Nutzen seyn sollte, und erhielt (323) S.) die Antwort: sie könne Uhrmachern zu Stellung der Räder dienen. Das wäre also, wenn ein Rad drey andre treiben sollte. Sogar analytische Fälle aber, erinnert L. mit Recht, kommen bey Uhrmachen schwerlich vor. Herr B. giebt in der Vorrede angenehme Nachrichten von der Geschichte dieser Aufgabe, die auch Newton betrachtet und gebraucht hat. Von Hr. v. H. Reflexions philosophiques sur le Systeme de la nature, 327 S. Das S. d. I. N. erschien 1770, machte in Frankreich und der Nachbarschaft mehr Proselyten, als man glauben sollte. Hr. v. H. sah bey seiner Widerlegung auf französische Leser, für deutsche hätte er was anders geschrieben. Sie ward in Paris av. Privil. et Approb. nachgedruckt, mit Weglassung dessen, was der katholischen Religion oder Frankreichs pol. Verfassung nicht günstig schien, doch bald durch ein Arrêt du Conseil d'Etat confiscirt, weil der Gründlichkeit ohngeachtet, doch noch Dinge wider die wahren Grundsätze der Religion und des Staates darinnen wären.

Nach diesem Briefwechsel folgt der zwischen L. und Kant. L. fängt ihn an, da er aus einigen Schrif-

ten Hrn. K. einerley Denkungsart desselben gesehen, und Hochachtung für ihn geschöpft. (Ein Verfahren, das beyden Correspondenten gleich viel Ehre machte.) Er betrifft größtentheils die Art, die Metaphysik abzuhandeln, daß man Deutlichkeit und Gewißheit erhalte. Ein Gedanke L. 363 S. In der Metaphysik, wo die Schwierigkeit vom Schein so viel Wesens macht, wird die Methode des Astronomen die sicherste seyn. Der Metaphysiker kann Alles als Schein annehmen, den Leeren vom Reellen absondern, aus dem Reellen auf das Wahre schließen. .... Zeit und Raum (366 S.) werden reeller Schein seyn, wobey etwas zum Grunde liegt, das sich so genau und beständig nach dem Scheine richtet, als genau und beständig die geometrischen Wahrheiten immer seyn mögen. Die Sprache des Scheins wird also eben so genau statt der unbekannten wahren Sprache dienen. Ich muß aber doch sagen, daß ein so schlechthin nie trügender Schein wohl mehr als ein Schein seyn dürfte. (Allerdings wird er Darstellung unbekannter zusammenhängender Wahrheit seyn. Diese Gedanken sind wohl von Leibnitzens über die Körperwelt nicht sehr unterschieden)

Nun folgen vermischte philosophische Briefe, der erste ein Auszug von Hr. Wegelin an Bodmer betrifft L. cosmologisches System, und hat sich von L. eigner Hand abgeschrieben gefunden. L. beantwortete ihn im zweyten, worüber Hr. W. in 3 Betrachtungen die nächstfolgenden Briefe, an Breitinger, Plouequet, Steinbrüchel, Tönnies, betreffen meist Logik, Charakteristik u. d. gl. Hr. Böckmann, aus Carlsruh, meldet, wie viel Beyfall seines Fürsten L. cosmologische Briefe erhalten haben. Ein Briefwechsel

zwischen

zwischen L. und Hr. Havichorst, Prof. zu Münster, wird durch des letztern Logik veranlaßt. Der letzte ohne einen ist vom Hrn. Minister v. Fürstenberg. Er übersendet L. die münsterische Medicinalverordnung. L. Antwort darauf, 2. Aug. 1777 schließt diesen Band, und ist einer der letzten Briefe L., vielleicht der allerletzte. Er löschte d. 25. Sept. 1777. aus.

Im zweyten Bande machen eigne Briefe von L. den Anfang, die merkwürdig sind, weil sie sein Privatleben und seinen Charakter betreffen. Hr. B. ist furchtsam gewesen, einige bekannt zu machen, wo Lambert Religionsgesinnungen äußert, die der jetzigen Art zu denken nicht gemäß sind. Ein vertrauter Freund von L., Hr. Prof. Müller, hat Hr. B. indessen dazu bestimmt, und hatte sehr Recht. Er giebt in einem hier vorgedruckten Schreiben an Hrn. B. einige dahin gehörige Nachrichten. L. hatte in seiner Jugend die gewöhnliche reformirte Orthodoxie gelernt, dabey er, bis zu seiner Ankunft in Chur im Salischen Hause blieb. Dieses Haus war damals ganz nach den Glaubens- und Lebensregeln der Religionsparthey eingerichtet, die man Pietisten nennet. L., ein noch weicher junger Mensch, von den Häuptern dieses reichen Hauses, gütig und edel aufgenommen, vertauschte seine Mühlhäuser Religion gegen den Pietismus, legte sich aber zugleich auf das Studium der christlichen Theologie, und brachte seine Gedanken darüber zu Papier, wo Hr. M. bewundert, daß ein Geist, den die Natur selbst mit ungewöhnlicher Forschungs- Bestimmungs- Entwickelungskraft ausgerüstet, sich in der einzigen Materie der Religion so oft mit dem dünnesten Scheine von Uebereinstimmung, Zusammenhang, oder dem Gegentheil befriedi-

gen konnte. (Nicht wunderbarer, als daß eben der Geist, was er in seiner Jugend sich aus ökonomischer Nothwendigkeit angewöhnt hatte, Versuche im Kleinen zu machen, wohlfeile, selbst verfertigte Werkzeuge zu brauchen, und davon herrührende Mängel durch Verstand ersetzen zu wollen, auch da beybehielt, wo er bessere Hülfsmittel haben konnte.) In Berlin zeichnete er sich anfangs durch fleißiges Kirchenlaufen und andächtige Stellung darin aus, mit dem Communionbüchlein in der Tasche versäumte er keine Communion. Er ward darüber ausgelacht, ohne daß etwas anders ausgerichtet ward, als daß er sein Communionbüchlein nicht mehr sehen ließ. Es war überhaupt schwer, ihm, in welcher Sache es auch immer seyn mochte, andere Gesinnungen zu geben, sie mußten von selber kommen, und kamen auch in Religionssachen nach einem halben Dutzend Jahre von sich selbst. Hr. Pr. M. sucht davon den Grund in vieler Lektür, stückweis erlangter Einsicht der großen Freyheit, in Berlin nichts verborgen zu halten, Mangel des Beyspiels im salischen Hause. (Alles sehr billig, mehr als das Verfahren derer war, die L. in seiner Andacht auslachten. Da man in Berlin nichts verborgen zu halten braucht, warum mußte denn L. sein Communionbüchlein verborgen halten? Ueber einen großen Gelehrten zu lachen, weil er mehr betet als Mode ist, ist so was, als über ihn lachen, weil er nicht nach der neuesten Mode gekleidet und frisirt ist. Wer des Mannes wahren Werth zu schätzen weiß, der sieht solche Dinge an ihm nicht einmal.) Hr. M. giebt ferner Nachrichten von L. letzter Denkungsart über die Religion. Kurz vor L. Tode sprach er mit demselben über die Unsterblichkeit der Seele, und wünschte zu wissen, welche Beweise L. für die wenige

niger mangelhaften halte. L. fieng an seinen Beweis zu detailliren, allein der Odem gebrach ihm, und er setzte nur mit leiser Stimme hinzu: Mein Beweis stützt sich auf die Eigenschaften Gottes, es ist aber die Frage: ob wir von diesen nicht zu menschlich denken. Hr. M. ward traurig, seine Hoffnung eines bessern Beweises, als er schon hatte, verschwinden zu sehen. (Das Sterbebette kann eine Scene seyn, wo sich die Kraft der Religion zeigt, wovon Addisons bekannte Geschichte ein Beyspiel giebt, aber es ist doch keine Katheder metaphysische Collegia zu lesen, so wie es auch nicht das Museum ist, wo man erst Tod und Folgen des Todes studieren kann, darüber muß man ruhig und gesund gedacht und sich sein System gemacht haben, das freylich immer viel menschliches haben muß, aber Irrthümer, die der Sterbliche nicht vermeiden kann, bringen ihm auch gewiß keine Gefahr für die Unsterblichkeit.)

Der erste Brief ist von L. an seinen Pathen, dessen Name unbekannt ist. Ueber den ersten Aufenthalt im salischen Hause. Der zweyte an Pfarrh. Eißler, und Beylagen dazu, enthalten einen ordentlichen kurzen Lebenslauf L. von 1748—63. Von allen 24 Briefen der ersten Abtheilung dieses Bandes zu reden, verstattet der Raum nicht. Sie betreffen Lebensumstände, einzelne philosophische Bemühungen, Denkungsart L., auch verschiedenes Helvetien, die letzten Hr. Kalmar und dessen Universalsprache.

Die zweyte Abtheilung enthält vermischte, meist theologische Briefe. Die vornehmsten Correspondenten sind: L. Urlsperger, Basedow, Kölbele; unter den Gegenständen die Lehre vom Abendmahl, von der Dreyeinigkeit, von Eiden.

In

In der dritten Abtheilung ſtehen: Kurzer, mehrentheils phyſikaliſcher Briefwechſel mit ſchweizeriſchen Gelehrten. Erſt zwiſchen L. und Hr. Dr. Reſpinger, Secr. der phyſ. Geſellſch. zu Baſel, über L. Aufnahme in dieſe Geſellſchaft, und Schriften, die er für die acta helvet. eingeſandt. Dann mit dem Chorherr Geßner, auch einem Zürcher Kaufmann Ott, der gute thermometriſche Beobachtungen anſtellte, und Hrn. Jeßler, einem ſehr geſchickten Mathematiker in Schaafhauſen, der doch das Vergnügen, das tiefe Einſichten gewähren, patriotiſchen Geſchäften zum gemeinen Beſten aufopfert. Man findet hier von ihm auch Barometerbeobachtungen auf den Alpen. Den Tödiberg wünſchte er vergebens zu beſteigen, der Jäger, der mit ihm gieng, war nie oben geweſen, und wußte nicht, ob man hinaufkommen könne. Dieſen Berg hält Hr. J. für den höchſten in der Schweiz, man ſieht ihn in Schwaben und im Schwarzwalde. Da Hr. J. auf der Spitze des Gotthardts, oder dem öſtlichen Arme, dem Stella geweſen, ſo kann er zuverläßig ſagen, daß ſolcher bey weitem nicht der höchſte Berg in der Schweiz iſt. Er ſah auf dieſer Spitze unterſchiedene höhere gegen das Walliſerland und im Berner Gebiete. Ein Theil der Furke iſt auch höher, auch der Cima del Badaz. An dem was Gruner in ſ. Beſchr. der helv. Eisberge von dieſer Gegend geſagt, wäre viel zu verbeſſern. Gr. ſah dieſe Gegend nie, ſchreibt nur vom Hörenſagen. Man irrt ſich, wenn man glaubt, der Schnee ſchmelze nie auf dieſem Berge. Wo die Sonne hinſcheint, ſchmelzt er, nur zwiſchen den Felſen oder im Schatten bleibt er liegen, ſchmelzt aber auch da bey warmen Wetter etwas. Was man im Auguſt noch vom Schnee ſieht, ſind eigentliche Windswehrten. Micheli du

Creſt

Creſt gab den Gotthard viel zu hoch an, unmöglich konnte er dieſen Berg von Arburg aus ſehen. Er nahm ſtatt deſſelben weit vor ihm liegende Berge. Nach der Höhe, die d. Cr. dem Gotthard giebt, müßte das Barometer da unter 15 Zoll ſtehen. Hr. J. Barometer ſtand faſt allezeit 2 Linien höher, als die, gegen welche er es hielt. Er weiß nicht, ob es von deſſelben Baue, Unterſchiede unter Queckſilber, Attraction des Glaſes u. ſ. w. herrühre?

Die dritte Abtheilung enthält allerley phyſikaliſche und mathematiſche Briefe. Der Correſondenten ſind auch ſehr viel. Bärmann, ein Hrn. B. unbekannter, Hr. Good, der Vlacqs kleine Tafeln für unzulänglich hält, weil er aus denſelben nicht herausbringen können, was Herr Brander in ſeinem Syſteme von Maaßſtäben angiebt, daß $\frac{1}{10}$ log. $10 = 0,000000$. L. belehrt ihn ganz ernſthaft, wie man das aus Vlacqs kleinen Tafeln finde. L. an N. N. über die angebliche Erfahrung eines Hr. Coultaut mit Pendeluhren auf den Alpen, die der Newtoniſchen Theorie der Schwere entgegen ſeyn ſollten. L. bemüht ſich zu zeigen, daß der Widerſpruch nicht ſo ſtark iſt, als er angegeben ward. (Nach dem hat ſich gefunden, daß nie ſolche Verſuche ſind angeſtellt worden, und ein muthwilliger Kopf nur durch das Mährchen Leute in Bewegung hat ſetzen wollen. Der Rec. blieb gleich vom Anfange ganz ruhig dabey, denn weil die Sache ſo erzählt wurde: Um zu ſehen, ob eine Uhr oben auf einem Berge anders gienge, als unten, habe man von ein Paar Uhren, die einerley Gang hatten, eine auf den Berg gebracht, die andere unten gelaſſen, u. ſ. w. ſo zeigte ſich gleich, daß der Experimentator nichts anders

wußte,

wuſte, den Gang einer Uhr zu prüfen, als, wie der handwerksmäßige Uhrmacher, nach einer Probieruhr. Ein Aſtronome hätte nur eine Uhr gebraucht, weil er ihren Gang nach Beobachtungen geprüft hätte, und wer das nicht verſteht, deſſen Einwendungen gegen die newtoniſche Theorie der Schwere verdienen gar nicht angehört zu werden.) Auf eine Anfrage Hrn. Bauinſp. Glenck, meldet L. der rheinl. Cubf. Salz wiege gepreßt 55 — 65 Pf. ungepreßt $\frac{1}{3}$ weniger. Im Sommer ſind in 1205 Pf. Soole, 337 Pf. Salz. Ein Paar Briefe vom Hrn. Eyſſenhard, einem für die Wiſſenſchaften zu früh verſtorbenen eifrigen Liebhaber, geben von ſeinen aſtronomiſchen Bemühungen Nachricht, und von dem, was er mit Herrn Schulzen gemeinſchaftlich an den logarithmiſchen Tafeln arbeitete. Einiges über die muſikaliſche Temperatur von L. an Hrn. Marpurg. Ueber einen hellen Schein, der den 26. Febr. 1777. an unterſchiedenen Orten geſehen worden, Hr. Riedel, Aſſeſſor beym Oberbaudep. in Berlin, und Hr. Paſtor Helmuth.

Fünfte Abtheilung. Kurzer math. und phyſik. Briefwechſel zwiſchen Witte und L. über Ausrechnung von Tonnen und Behandlung des Salzes, ſolches vor dem Feuchtwerden zu verwahren. Mit Herrn Oberreit gnomoniſche und analytiſche Unterſuchungen. Herr Röhl und L. über des erſten Beyträge zu Tafeln aſtronomiſcher u. a. Gegenſtände. 404 S. ſchreibt L. Hr. Käſtner hat die Karſtenſche Hydraulik in denen Gött. Anz. und der A. D. Bibl. etwas ſcharf beurtheilt. Meiner Vorſtellung nach, und dieſe habe ich Hr. Karſten ſelbſt geſchrieben, könnte ſein Vortrag (im Anhange zu der Kopenhagener Preißſchrift über die Feuerſpritzen) ungleich beſſer aus einander geſetzt ſeyn.

seyn. Es liegen mehr Sätze darin größtentheils versteckt, und nicht mit ausdrücklichen Worten angegeben, die nothwendig als Grundsätze und Lemmata vorangehen müssen, wenn man genau sehen will, worauf sich der Vortrag gründet, und wiefern man alles einräumen kann. — (Nichts schärfers steht ja auch in jenen Recensionen nicht, wo Wahrheit der Sätze, selbst Richtigkeit der Schlüsse nicht bestritten wird, nur erinnert, der Vortrag sey für Anfangsgründe zu schwer.) Vom Hrn. O. C. R. Silberschlag ist selbst einiges, das zu seinem Briefwechsel mit L. gehörte, mitgetheilt worden, über den Vorschlag eines Gnomons in der Domkirche zu Magdeburg, der sich, wegen Umstände des Gebäudes nicht bewerkstelligen ließ, Windmühlen und Wasserwellen. Hr. Karsten Beobachtung des Kometen im Sept. 1769. Briefwechsel mit dem jetzigen Herrn Prof. Mayer in Altdorf, um 1772. als selbiger etwa 20 Jahr alt war. Herr M. schreibt L. seine Mutter habe auf eifrigstes Anrathen des Herrn Hofr. Kästners alle Scripturen seines Vaters, unter welchen auch eine neue und sehr accurate Zeichnung des Mondes in 14 Segmente eingetheilt, befindlich war, aufs Göttingische Observat. verkauft. Er würde sich wegen des wohlfeilen Fleißes, der gewiß nicht die Mühe seines Vaters belohnt, sehr kränken, wenn nicht die Sache dahin gekommen wäre, indem sie Königl. Regierung viel zu danken habe. (Diese Stelle zeigt, daß Herr M. auch damals, als er das schrieb, von der Sache nicht recht unterrichtet war. Die Segmente gehören nicht zu einer Charte, die verlegt werden konnte, sondern zu der Mondeskugel, die M. noch in Nürnberg ankündigte, aber nachdem zum Theil aus Verdruß liegen ließ, auch weil er nicht genug Liebhaber

fand, ſie ſollte 15 Dukaten koſten. Einige der Segmente zu Ueberziehung der Kugel, ſind ſchon in Kupfer geſtochen, andere gezeichnet, aber bey weitem nicht alle, und gerade die nicht, die am mühſamſten zu zeichnen wären. Sie mußten nehmlich auf einer Figur des ganzen Mondes, die M. verfertigt hat, gezeichnet werden, und da fehlen gerade die Theile um den Rand, die nach der Perſpectiv am meiſten verzogen ſind. Die ſel. Prof. Mayerin wollte gern etwas von dieſer Verlaſſenſchaft in Geld ſetzen, um deſto mehr, weil damals die Hoffnung zur Belohnung aus England noch ſehr unſicher war. Sie erſuchte Lowitzen um Beyſtand, der ihr aber ſogleich begreiflich machte, daß die Verfertigung der Kugeln nicht mit Vortheil könnte unternommen werden, nicht einmal damit wollte er ſich einlaſſen, den Stich der groſſen Mondcharte, die einen Bogen einnimmt, zu beſorgen. So wandte ſich die ſel. Mayerin an den Hofr. Käſtner, der nicht ihr eifrigſt anrieth, ſondern auf ihr eifrigſtes Anſuchen unternahm, etwas dafür von Hannover zu erhalten. Dieſes zu erleichtern, nahm er mayeriſche Manuſcripte dazu, 12 oder 15 dünne Quartanten, mancher nicht einmal eingebunden. Ein einziger darunter enthält eigne Beobachtungen von M. Das übrige ſind Excerpte, die M. noch in ſeinen erſten Jahren aus gedruckten Büchern gemacht hatte, z. E. Obſervationen, Sammlung geographiſcher Lagen u. dergl. Rechnungen ohne Ordnung und Anzeige, was ſie bedeuten, auch in viel Bänden noch viel weißes Papier. Für dies zuſammen ſind endlich auf wiederholte Vorſtellungen des Hrn. K. zweyhunhundert Thaler Hannöveriſch Kaſſengeld gezahlt worden, freylich keine Bezahlung für M. Arbeit, aber allemal mehr, als auf irgend eine andere Art in

Deutſch-

Deutschland wenigstens damit zu gewinnen war. Die Sachen wurden auf dem Observatorio verwahrt, und so oft sich Gelegenheit gab, gezeigt. Sie sind nach dem Hrn. Pr. Lichtenberg abgeliefert worden. Dieser hat eine kleine Zeichnung des Mondes, die auch vorhanden war, Meyers Op. post. T. I beygefügt, sonst aber bisher noch nichts davon bekannt machen können, begreiflich, weil, wenn etwas gedruckt werden soll, der Gelehrte und der Verleger zusammengehören, welches der gute Lambert, bey seinen oft, und nicht allemal mit gehöriger Bescheidenheit geäußerten Wünschen, daß M. Arbeiten herauskommen möchten, nicht bedachte. Was gedruckt ist, sind M. Abhandlungen, die der Societät d. W. gehörten, nicht zum vorigen Verkaufe, und zwar die zum Drucke fertig waren, von andern solchen Abhandlungen sind zum Theil nur noch disiecti membra mathematici vorhanden. Was damit vorgegangen ist, und wie die Mayerischen Manuscripte in Unordnung gerathen, zum Theil verstümmelt worden sind, ist unbekannt. Etwas kann dazu beygetragen haben, daß bey Mayers Tode im Anfange 1762. Göttingen noch die Last der französischen Einquartirung empfand, die auch M. Haus sehr drückte.) Herr M. meldet ferner, das Verdrießlichste bey seinem Göttingischen Fleiße in der Mathematik sey, daß man keine Gelegenheit habe, sich in der praktischen Astronomie festzusetzen, indem Hr. Kästner wohl die Astronomie theoretisch vortrage, aber nicht die eigentliche Methode angebe, wie Observationen anzustellen sind. (Den gewöhnlichen Zuhörern eines halbjährigen Cursus durch die ganze angewandte Mathematik, war mit Ausführung dieser Methode nichts gedient. Die Werkzeuge und das Allgemeine werden begreiflich allemal gewiesen, und

Hr. M. hat ſich nach dem ſelbſt auf dem Göttingiſchen Obſervatorio ſehr wohl in Beobachtungen geübt und gebildet, da er dann ſelbſt wird empfunden haben, daß es für jemanden, der Theorie verſteht, gar nicht nöthig iſt, ſich vom Profeſſor die eigentliche Methode zum Obſerviren vorbuchſtabiren zu laſſen. Ohne Zweifel hätte Herr M. ein Paar Jahre ſpäter, und beſſer unterrichtet dieſes und manches in ſeinen folgenden Briefen nicht geſchrieben.) Mit Hr. Pr. Lichtenberg iſt auch ein Briefwechſel vorhanden, meiſt die Ausgabe der Meyerſchen Werke betreffend. Was er mit Wahrheit und Empfindung von dem Kupferſtecher Kaltenhofer ſagt, wird etwas beytragen, des verdienten Mannes Andenken zu erhalten. Eine Stelle, ohne Zweifel durch Lamberts Anſinnen, daß Hr. Pr. Lichtenberg in Göttingen fein fleißig obſerviren ſollte, veranlaßt, wäre einer, ihm und andern unangenehmen, von ihm gewiß nicht abgezielten Mißdeutung fähig, wenn nicht bekannt genug wäre, daß weder Hr. Pr. Lichtenberg, noch ſonſt Einer von den Vielen, die ſich auf dem Göttingiſchen Obſervatorio gebildet haben, je eine andere als Privaterlaubniß erlangt oder bedurft haben; vielmehr, außer den zur Sternwarte gehörigen Inſtrumenten, ihnen noch Hrn. Käſtners eigene zu Dienſte geſtanden haben. Da Herr Bernoulli wegen der meiſten vorhergehenden Briefwechſel, von den Gelehrten, die ſolche angiengen, ſelbſt Einwilligung und dienliche Nachrichten erhalten hat, ſo wäre zu wünſchen, daß eben die Vorſichtigkeit bey dem Mayeriſchen und Lichtenbergiſchen gebraucht wäre. Bey dem Klotziſchen Briefwechſel hat man ein Beyſpiel geſehen, wie angenehm es Gelehrten iſt, wenn ſie ihre Briefe unerwartet gedruckt leſen.) Die letzten Briefwechſel ſind mit Hrn. Klügel

gel über die Verbesserung der Sprützen, Optik und Photometrie, und dem Herrn Landbaumeister Ziegler, besonders dessen Preißschrift über die Ursachen der Festigkeit alter Gebäude. Allemal ist diese Briefsammlung ein schätzbares Denkmal vom Lamberts viel umfassenden, und tiefeindringenden Geiste, seinem Eifer die Wissenschaften auf alle Art, die in seinem Vermögen stund, zu befördern, und, was allerdings damit zusammenhängt, seiner gefälligen Herablassung gegen jeden Freund der Wissenschaft, so weit auch derselbe unter ihm seyn mochte, selbst wenn er irrte, wies L. ihn gütig zurechte. Dieses und die Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit vieler vorkommenden Sachen wird wohl die Weitläuftigkeit dieses Auszugs entschuldigen, um desto mehr, da eben nicht viel Recensionen dieser Sammlung bekannt sind.

Tb.

II.

Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden, von Christian Wilhelm Dohm. Erster Theil. Zweyte Ausgabe. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai. — Zweyter Theil. Ebend. 1783.

Bey Vergleichung der alten Ausgabe des ersten Theils mit der hier angezeigten neuen, die um zehn Seiten stärker, als jene ist, bemerken wir, daß Herr Dohm theils durch kleine Zusätze und Auslassungen manchen Ideen mehr Bestim-

mung und Deutlichkeit zu geben geſucht, theils verſchiedene Gedanken, die vorher ihren Platz in den Noten hatten, mit in den Text gezogen. Doch finden ſich auch neue Zuſätze, von S. 93., wo das Beyſpiel der Katholiken in Irrland angeführt wird, welche gerade wie unter uns die Juden gedrückt, und eben dadurch höchſtverderbt und zu Feinden des drückenden Staats gemacht wurden. So iſt auch S. 133. noch deutlicher ausgedruckt, daß der kirchliche Bann ſich ſchlechterdings nicht über die Schwelle der Kirche erſtrecken, ſondern innerhalb dieſer im Societätsrecht bleiben müſſe, das den Staat nichts angehe.

Den zweyten Theil dieſer Schrift, mit dem wir hier eigentlich zu thun haben, fängt Hr. Dohm mit einer Einleitung an, in welcher er von den Schickſalen des erſten Theils, und beſonders von den Gegnern, die er gefunden, mit dem ganzen liebenswürdigen beſcheidenen Tone eines Mannes Nachricht giebt, dem es nur um die Sache zu thun iſt, und der alſo Gegengründe, die ihn zu eigener tieferer Unterſuchung, Aufhellung, Beſtätigung, Berichtigung ſeiner Gedanken veranlaſſen, nicht allein ohne Bitterkeit, ſondern mit Dank und Vergnügen anhört. Er theilt hier ſeine Gegner in zwey Klaſſen; in ſolche, welche gerecht genug ſind, von den Juden zu glauben, daß ihre Verderbtheit und Herabwürdigung wenigſtens vorzüglich von den äußern Umſtänden, worin ſie ſich bisher befunden, herrühre, und welche es für höchſt wichtig halte, ſie zu beſſern und glücklicher Menſchen zu machen, aber über die Mittel, wie dieſes auszuführen ſey, und über die zu hoffende Wirkſamkeit dieſer Mittel von dem Verf. verſchieden denken, — und in ſolche, welche jenen Grundſatz

von

von der allgemeinen gleichen Beſchaffenheit der menſchlichen Natur nicht anerkennen, welche die Juden für unverbeſſerlich, für Geſchöpfe halten, die durch ihre unabänderliche Natur beſtimmt ſind, immer und ewig dem übrigen menſchlichen Geſchlechte Schaden, und ſich ſelbſt ſittliches und politiſches Elend zu bereiten. Mit dieſen letztern Gegnern kann nun freylich Herr Dohm nicht ſtreiten; ſeine und ihre Principien ſind einander zu entgegengeſetzt, als daß die Reſultate derſelben ſich jemals nähern könnten. Und ſo erhalten dann der Göttinger Recenſent, die Hartmanniſche Schrift, von der wir ſelbſt noch ein Paar Worte dieſer Recenſion hinzufügen werden, und noch eine andere höchſtelende zu Prag erſchienene Scharteke, über die Unnütz- und Schädlichkeit der Juden im Königreiche Böheim und Mähren, gleich hier ihre Abfertigung. Vortrefflich und den ſchrecklichen Grundſatz dieſer letztern Gegner, als ob irgend eine Menſchenrace durchaus unverbeſſerlich ſey, auf einmal niederſchlagend, iſt die Stelle S. 22: „Wenn dieſe Männer Recht haben: ſo muß „man die Juden von der Erde vertilgen, damit ſie „nicht länger ein redender Einwurf, der weiſen Güte „deſſen widerſprechen, der ſie gemacht und bisher geduldet hat. Eine Verſperrung dieſer unglücklichen „Abart des Menſchengeſchlechts (einer unbegreiflichern „als alle, die der Naturkundiger bisher aufgezählt „hat) auf eine wüſte Inſel iſt vielleicht ſchon eine „Verletzung der Selbſterhaltung, welche der größere „Theil des menſchlichen Geſchlechts ſich ſelbſt ſchuldig iſt.“

Auf die Einleitung folgen nun diejenigen Gegenſchriften ſelbſt, welche Herr Dohm der Art findet, daß er ſich weiter mit ihren Verfaſſern beſprechen

kann. Sie ſind 1) des Herrn Ritter Michaelis Beurtheilung des erſten Theils im 19ten Bande der Orientaliſchen Bibliothek; ein mit Fleiß geſchriebener Aufſatz, der durch ſeinen ruhigen beſcheidenen Ton, einen unpartheyiſchen Mann auch noch da verräth, wo die partheyiſche Anklage der Juden, als ob ſie gegen den Eid Verachtung hegten, mit Billigung wiederholt wird. — Dieſe Schrift des Herrn Michaelis hat 2) einige Anmerkungen vom Herrn Moſes Mendelsſohn veranlaßt, die dieſer ſogleich nach geendigter Leſung jener Schrift auf das Papier warf, und Hrn. Dohm nicht zur öffentlichen Bekanntmachung, ſondern blos zu ſeinem Privatgebrauche mittheilte. Beydes ſagt uns Herr Dohm in einer kleinen Anmerkung, die wir von dem Leſer nicht überſehen wünſchten: denn ſie erklärt den hie und da etwas auffallenden Ton dieſer Schrift, den ihr Verfaſſer ſicher geändert haben würde, wenn ſie für das Publikum wäre beſtimmt geweſen. So Manches in Herrn Mich. Beurtheilung fiel Herrn Mendelsſohn als falſch und ungründlich auf; er fand ſeiner Nation Unrecht gethan, und gab in der erſten Empfindung ſeinen Ideen einen Ausdruck, der von dieſer Empfindung die ſichtbare Spur trägt. Sonſt enthält dieſe Schrift wahre und gründliche Bemerkungen eines Mannes, der vorzüglich, auch an Menſchenkenntniß, worauf es in dieſer ganzen Streitigkeit ſo ſehr ankömmt, ſeinem Gegner weit überlegen iſt. Beſonders war uns die Stelle S. 76. einleuchtend, und merkwürdig, die wir auch nachher von Herrn Dohm weiter ausgeführt fanden: „Mich dünkt, „ſagt Hr. Mendelsſohn, die Geſetze ſollten überhaupt „keine Rückſicht auf beſondere Meynungen nehmen. „Sie ſollten ihren Weg unaufhaltſam fortgehen, „und das vorſchreiben, was dem allgemeinen Beſten

„zuträg-

„zuträglich ist; und wer zwischen seinen besondern „Meynungen und den Gesetzen eine Collision findet, „mag zusehen, wie er diese heben kann. Soll das „Vaterland vertheydiget werden, so muß jedermann „hinzueilen, dessen Beruf es ist. Die Menschen wis„sen in solchen Fällen schon ihre Meynungen zu modi„ficiren, und so zu wenden, daß sie mit ihrem bürger„lichen Berufe übereinstimmen. Man suche ihnen „nur diesen Widerspruch nicht zu auffallend zu machen. „In einigen Jahrhunderten hebet oder vergißt er sich „von selbst. Auf diese Weise sind die Christen, der „Lehre ihres Stifters ungeachtet, Weltbezwinger, Un„terdrücker, und Sklavenhändler geworden, und so „können auch Juden zum Dienste tauglich gemacht „werden.“ — Blos bitter hingegen könnte die Stelle S. 73. scheinen, wo Hr. Mendelsf. sagt, daß die Juden die Lebensart von Tröblern und Kleinhändlern aus Noth ergreifen; die Christen aber Feldmarschälle und Minister werden können, und aus freyer Wahl Kleinhändler, Tröbler, Mausfallträger, Schattenspiel- und Raritätenkrämer ꝛc. geworden sind. Hiemit soll ohne Zweifel nichts weiter gesagt seyn, als daß es den Christen unendlich leichter seye, bessere Stände zu ergreifen, als den Juden, und daß man daher wegen alles des Bösen, das der Kleinhandel mit sich bringt, weit mehr auf persönlich schlechte Charakter bey den erstern, als bey den letztern schliessen dürfe. Denn sonst ließe sich gegen Hrn. Mendelssohn einwenden: Können nicht auch die Juden Minister werden? Ist in Fez und Marocco nicht der erste Minister ein Jude? Und warum gehen dann die andern nicht nach, um zu gleichen Ehren zu kommen? Der Weg ist bis dahin weit? O wahrlich! Der Weg aus den untern christlichen Ständen

bis zum Feldmarschall und Minister ist noch viel weiter. — Es folgt 3) des Hrn. Michaelis Beurtheilung des Anhanges von Herrn Mendelss. zu Menasseh Ben Israel Rettung der Juden. 4) Des Herrn Prediger Schwager Gedanken bey Lesung der Dohmschen Schrift, aus den Mindenschen Intelligenzblättern. Endlich 5) Auszüge aus Briefen, welche verschiedene die Verbesserung der Juden betreffende Gedanken, Erinnerungen, und Einwürfe gegen einzelne vom Herrn Dohm geäußerte Meynungen und Vorschläge enthalten.

Herr Dohm, der schon in einzelnen Anmerkungen unter dem Text dieser abgedruckten Stücke manchen besondern Einwurf zurück gewiesen, manchen als ihn nicht treffend abgelehnt, und überhaupt sich bemüht hatte, den so oft verfehlten richtigen Gesichtspunkt festzusetzen, bestimmt nun noch einmal, indem er seine widerlegende Untersuchung jener Aufsätze anfängt, die eigentliche Streitfrage, und theilt dann die Gründe seiner Gegner S. 153. fg. in drey Hauptklassen ab. 1) In solche, welche man der Möglichkeit, die Juden zu völlig gleichen und nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu erheben, überhaupt entgegengesetzt; 2) in solche, durch welche man zwar nicht diese Möglichkeit hat bestreiten, aber die mit der Sache verbundene große, und die Ausführung seines Plans mehr oder weniger beschränkenden Schwierigkeiten hat beweisen wollen; endlich 3) in solche, durch welche für die Ausführung seines gebilligten, als möglich und nützlich angesehenen Vorschlages, nur einzelne besondere Modifikationen angerathen werden. Die Einwürfe der ersten beyden Hauptklassen finden schon in diesem zweyten Theile ihre Beantwortung; die der dritten

sollen

sollen in einem noch zu erwartenden dritten Theile untersucht werden.

Die Juden, sagt man, können den übrigen Bürgern des Staats nicht gleich gemacht werden; 1) weil jeder Staat aus Landeigenthümern besteht, die nur allein auf die Rechte und uneingeschränkten Wohlthaten der bürgerlichen Gesellschaft Anspruch machen können. Die Juden können, als aufgenommene fremde Flüchtlinge, nur Schutz, nicht Rechte verlangen, die gehören mir zu den alten eroberten Einwohnern, die nicht mehr Rechte verlangen können, als ihnen ursprünglich die Eroberer zugestanden. — Hr. Dohm räumt es ein, daß der Staat nur aus denen bestehe, welche das Eigenthum des Landes, worin er errichtet ist, besitzen, oder Rechte an dasselbe erworben haben; will aber diejenigen von Rechten und Wohlthaten nicht ausgeschlossen wissen, die überhaupt Vermögen im Staate besitzen, seine Lasten tragen, und einen bleibenden Aufenthalt in demselben haben. Diese letztern mit jenen erstern Einwohnern zusammengenommen, geben ihm erst den vollen Begriff der bürgerlichen Gesellschaft, und dieser Gesellschaft allein vindicirt er die höchste Gewalt; nur ihr Interesse muß der Fürst, dem sie diese höchste Gewalt überträgt, beobachten, nur ihr höchstes Wohl muß er suchen, oder er ist Usurpateur und Verräther. Von diesem höchsten Wohl der Gesellschaft aber ist die größtmöglichste Zahl seiner Bewohner unzertrennlich: denn Sicherheit, Wohlhabenheit, Industrie, Aufklärung, Benutzung aller physischen und politischen Vortheile, Alles, was Menschen zu ihrer Glückseligkeit zählen können, hängt damit innigst zusammen. Und wie anders kann diese höchstmögliche Bevölkerung als durch ungehinderte Vermehrung der

Ein-

Eingebohrnen, und willige Aufnahme der Fremden; wie anders jene Vermehrung und das Einwandern der Fremden erlangt werden, als dadurch, daß man jeder Kraft, jedem Talent die freyeſte Aeußerung geſtattet, und alſo mit der Theilung der Rechte nicht blos die ältern oder gewiſſe Einwohner, ſondern alle begünſtigt? Den ältern Einwohnern wiederfährt durch Aufnahme der Fremden kein Unrecht, ſondern vielmehr eine Wohlthat: denn was dem ganzen Staate, deſſen Glieder ſie ſind, die größten Vortheile verſchafft; das muß ſie nothwendig auch ihnen, den einzelnen Gliedern verſchaffen. Auch ihre Einſichten, Talente, Kräfte werden durch die Concurrenz geweckt und erhöht; auch ihre Arbeiten gewinnen am Werth; auch ihnen werden neue Quellen der Nahrung, des Reichthums, des Vergnügens geöffnet. — Wahr iſts, (und hieran hat Herr D. nicht gedacht) daß in einem Staate, der dieſem Ideale entſpricht, nun von jedem Mitgliede mehr muß gewirkt, gearbeitet, um der Concurrenz willen immer auf höhere Vollkommenheit muß geſonnen werden; daß die liebe Trägheit, welche das höchſte Guth ſo manches einzelnen Menſchen, und oft auch ganzer Völker iſt, in einem ſolchen Staate nicht ihre Rechnung findet; aber eben das beweiſt die Richtigkeit dieſes Ideals; denn ohne Anſtrengung und Arbeit iſt nun einmal keine wahre Glückſeligkeit, weder für Individuum, noch für Völker: und derjenige Staat, deſſen Bürger am meiſten ſich anſtrengen, am meiſten durch dieſe Anſtrengung ſich ſelbſt bilden, und vervollkommen müſſen, iſt alſo ſicher der beſte. Scheint es nicht, als wenn diejenigen, die den alten Eingebohrnen ihre Rechte ſo gern ungekränkt erhielten, ſich im Namen derſelben vor größerer Thätigkeit fürchteten,

und

und ſich und ihre Kinder mit jenen zugleich in der alten wohlhergebrachten Ruhe nicht gern mögten ſtören laſſen? Aber dieſe falſche Denkungsart des einzelnen Menſchen, die für ihn ſelbſt ſo wenig zuträglich iſt, muß keinesweges die des Staates werden. — Herr D. zeigt weiter, S. 163., daß Jeder, bey dem nicht beſondere Umſtände eintreten, die ſeine Bürgerannahme widerrathen, ein gleiches Recht haben müſſe, auch Landeigenthum zu erwerben; aus dem ſprechenden Grunde: weil die vollkommenſte Veräußerlichkeit und die dem Beſitzer verſtattete freyeſte Diſpoſition wahrer Vortheil für den Staat iſt, der nun um ſo beſſere Cultur des Bodens erwarten kann, und für den Eigenthümer ſelbſt, deſſen Güter nun am Werth und Ertrage gewinnen. Auch hier, deucht uns, leiht man, bey entgegengeſetzter Denkungsart, dem Staate die falſchen Geſinnungen und Wünſche des Einzelnen. Freylich möchte die Liebe des Vaters Haus und Hof und Feld und Garten den lieben Seinigen, auf die er Blut und Namen vererbt, bis ins tauſendſte Glied erhalten, und wenn es die unwürdigſten, ausgeartetſten Geſchöpfe würden; denn es ſind doch einmal die lieben Seinigen: aber was geht dieſe Denkungsart des Einzelnen den Staat an? Dieſer hat auch die Seinigen, die er jenen mit größtem Rechte vorzieht: und das ſind ſeine thätigſten, klügſten, tugendhafteſten und tapferſten Bürger. Das von dem Rechte der Eroberung hergenommene Argument iſt vollends ſchwach, und auf unſere Zeiten, die eine weit aufgeklärtere Denkungsart angenommen, gar nicht mehr paſſend. — Indeſſen giebt Hr. D., was die Freyheit des Erwerbes von Landeigenthum betrifft, den Eingebohrnen immer, aber aus Gründen, den Vorzug, welche ſelbſt von dem Vortheile des Staats her-

hergenommen ſind, und beſtimmt S. 167., was für Fremde der Staat nicht blos aufnehmen, ſondern auch durch Wohlthaten anlocken dürfe. Dieſes Anlocken widerräth er aus guten Gründen in Anſehung der Juden; doch will er fremde, ſich ſelbſt anbietende Juden, wenn ihrer nur nicht zu viele, und über das Verhältniß zu der übrigen Volkszahl des Landes zuſtrömen, nicht zurück gewieſen wiſſen. Wenigſtens ſieht er nicht ab, warum die von ihm feſtgeſetzten allgemeinen Principien, nicht auf die im Lande gebohrnen Juden, ſo gut, wie auf alle andere Einwohner deſſelben, ſollten angewandt werden dürfen.

Man ſagt 2) daß das trennende Ceremonialgeſetz der Juden, ihr für unſer Clima ſo wenig, als für feſte und bindende Beſchäftigungen taugendes Temperament, ihre noch immer mit fanatiſcher Sehnſucht erwartete Ankunft eines Meſſias und Rückkehr nach Paläſtina ſie immer zu unſichern Unterthanen mache, die keiner wahren patriotiſchen Theilnehmung und Bürgertugend fähig ſeyn, und daß ihre ſchwärmeriſche Erwartungen wenigſtens von unruhigen Köpfen können benutzt, und allemal dem Staate gefährlich werden. — Dem erſten Theil dieſes Einwurfs geſteht Herr Dohm alle die Stärke zu, die ſeine Gegner nur wünſchen können; er glaubt ſelbſt, daß die Juden, ſo lange ſie ganz das bleiben, was ſie ſind, mit ihrem trennenden Geſetz und ihren religiöſen Vorurtheilen immer in gewiſſem Grade des ächten herzlichen und thätigen Patriotiſmus unfähig bleiben werden. Wie er bey alle dem dieſen Einwurf hebe, läßt ſich aus der ſchon oben angeführten Stelle des Hrn. Mendelsſohn, mit dem Herr Dohm in dieſem Stücke völlig einſtimmig denkt, leicht errathen. Seine Aus-

füh-

führung jenes Gedankens hat unſern völligen uneingeſchränkten Beyfall, und wird ihn gewiß bey jedem haben, der ſich durch eigene Beobachtung und Studium der Geſchichte nur wenig Menſchenkenntniß erworben. Es iſt ſo wahr, wenn Herr Dohm die Vermehrung des Uebels durch die Spitzfindigkeiten und Grübeleyen der ſpätern Rabbinen eben daraus herleitet, daß man dem Scharfſinn der Nation allen andern Stoff ſo ganz entgegen, und dem Juden den Staat, in welchem er lebte, allzufremd gemacht, als daß er bey ſeinen religiöſen Speculationen auf die für ihn nicht exiſtirenden bürgerlichen Verhältniſſe nicht hätte Rückſicht nehmen ſollen. Mit der Urſache wird die Wirkung aufhören, und eine glücklichere Lage wird die einſchränkenden Grundſätze des Volks nach und nach, eben ſo erweitern und ausdehnen, als die unglückliche Lage ſie immer mehr verengt und zuſammengezogen hatte. Die Juden werden ihrem Geſetze, wenn ſie ihm auch im Weſen getreu bleiben, alle die nähern Beſtimmungen hinzufügen, welche die neuen bürgerlichen Verhältniſſe nothwendig machen: und wenn auch über der Verſchiedenheit dieſer Beſtimmungen Zwieſpalt unter ihnen entſtände, ſo wird das für ihre Aufklärung, und eben dadurch für das Wohl des ſie aufnehmenden Staats nur deſto vortheilhafter werden. Vielleicht werden auch die Juden zu Bekennern der reinen Vernunftreligion werden, zu welcher der Uebergang aus dem Judenthum ohnehin ſo viel leichter, als aus jeder andern poſitiven Religion iſt; und es ſteht dahin, ob ſie nicht gar am Ende zu einer der chriſtlichen Partheyen übertreten, oder auch vielleicht eine neue bilden; wenn gleich dieſe letzte Metamorphoſe nach allen Umſtänden, weder wahrſcheinlich, noch einmal wünſchenswerth iſt. Höchſtüberzeugend von

der

der Wahrheit, daß die Menſchen ihre religiöſen praktiſchen Meynungen nach äußern Bedürfniſſen und Lagen zu modificiren, und ſogar in die ganz entgegengeſetzten zu verwandeln wiſſen, ohne darum die unterſcheidenden theoretiſchen Meynungen aufzugeben, iſt der hiſtoriſche, — von S. 189. bis S. 209., mit vielem Fleiß geführte Beweis des Herrn Dohm: daß auch die praktiſchen Grundſätze der Chriſten ſich zugleich mit ihrer äußeren Lage mannichfaltig verändert, und am Ende in die ganz entgegengeſetzte übergegangen. Nur an dieſen praktiſchen Grundſätzen aber kann dem Staate gelegen ſeyn; um die theoretiſchen Meynungen hat er ſich ſchlechterdings nicht zu bekümmen, es müßten denn gewiſſe Meynungen mit guten praktiſchen Grundſätzen durchaus nicht können vereinigt werden, welches doch, nach unſerer Ueberzeugung, höchſtens nur bey dem Atheiſmus, und auch bey dieſem nicht immer und nicht nothwendig, der Fall ſeyn würde: denn der einzelne Atheiſt kann doch noch immer, wie Spinoza, ein ehrlicher Mann in jedem Verhältniſſe ſeyn. Wir bekennen aufrichtig, wir ſind mit der ganzen Ausführung des Hrn. Dohm ungemein zufrieden; aber nur halb zufrieden ſind wir damit, daß er dazu iſt veranlaßt worden, und zugleich gänzlich unzufrieden würden wir ſeyn, wenn ſeine ſo richtigen Gedanken unter den noch unaufgeklärten Juden und ihren Rabbinen zu ruchbar würden; denn eben das würde das ſicherſte Mittel ſeyn, ſie wenigſtens auf eine längere Zeit unrichtig zu machen. Gewiſſe abgezielte Verbeſſerungen muß man nur von Ferne veranſtalten, und dann in der Stille kommen laſſen, ohne ſie vorher zu verrathen; ſonſt wird der noch von Vorurtheilen unterjochte, ſchwachſinnige, ſie noch nicht für Verbeſſerungen erkennende Menſch, mit welchem man ſie vorhat,

zu-

zurückgeſchreckt, und mißtrauiſch gemacht. Unſer Troſt iſt, daß am Ende doch in den meiſten Gemüthern die irdiſchen Vortheile den Rang vor den himmliſchen haben, und daß diejenigen unter den Juden, die Herrn Dohms Schriften oder unſere Bibliothek leſen, nach aller Wahrſcheinlichkeit, ſchon zu dem erleuchtetern freyer denkenden Theile der Nation gehören. Merkwürdig iſt noch das Beyſpiel von den Quäkern, das Herr Dohm S. 211 anführt, und das ſeine von den Juden gefaßte, auf die Natur des Menſchen gebauete Hoffnung ſehr ſichtbar beſtätigt. Die Einwürfe, die von dem erwarteten Meſſias, von daher zu beſorgenden Unruhen, und von dem zu lebhaften aſiatiſchen Temperamente hergenommen ſind, erſcheinen jedem, bey dem geringſten Nachdenken, als ſchwach und unbedeutend, und machen Herrn Dohm nur wenig Mühe, ſie zu überwinden. Doch iſt ſein Raiſonnement auch über dieſe Punkte ſehr leſenswürdig.

Was in dieſer ganzen Schrift ihrem Verfaſſer — wir wollen nicht hoffen, von vielen oder auch nur von manchen, aber gewiß von einigen am meiſten wird verdacht werden, iſt der Punkt von der reinen Vernunftreligion, und daß er für die Bekenner einer ſolchen Religion die Freyheit eines eigenen Gottesdienſtes fodert. Es iſt begreiflich, wenn es in katholiſchen Ländern, wo die wahre Philoſophie gegen den Druck der Geiſtlichkeit nie hat aufkommen können, denkende Köpfe giebt, die zwiſchen Chriſtenthum und voller Irreligion kein Mittel kennen, und die, wenn ſie den Glauben ihrer Kirche verlaſſen, ſich unmittelbar dem atheiſtiſchen Syſtem ergeben; aber von deutſchen Proteſtanten, unter denen die gründlichſte Philoſophie gerade ihren hauptſächlichſten Sitz hat, iſt es in der

That befremdend, wenn man einen ihres Mittels fragen hört: was denn reine Vernunftreligion ſey? Das, antworten wir, was den Geiſt, den Kern, das weſentlich Gute jeder poſitiven Religion ausmacht; das, was den Lehrbegriff der Proteſtanten ſo weit über den Katholiſchen empor hebt; das, wovon keine poſitive Religion ſich entfernen kann, ohne in eben dem Grade, worin ſie ſich davon entfernt, ſchlecht und verderblich, und abſcheulich zu werden; das, welchem eine verderbte Religion bey ihrer zunehmenden Verbeſſerung und Reinigung ſich immer mehr und mehr wieder nähert; das, wovon jede poſitive Religion eigentlich nur die äußere Hülle iſt, und eine um ſo beſſere Hülle, je weniger ſie davon verbirgt oder verdunkelt; das endlich, worüber nur ein ſehr ſchlechter Philoſoph, oder nur ein ſehr orthodoxer Theologe noch fragen kann, was es ſey? Und nun — dieſer Kern, dieſer Geiſt, dieſes weſentliche Gute aller Religionen, ſollts nicht ſeine öffentlichen Bekenner, ſeine Tempel, ſeinen Gottesdienſt haben dürfen? Was man eben dieſer Religion verſtattet, auch wo ſie von dem ſchändlichſten Aberglauben umnebelt und verſtellt iſt; das wollte man ihr in ihrer höchſten Reinigkeit und Schönheit verſagen? —

Man erinnert gegen den Gedanken von der Aufnahme der Juden 3) daß ſie wegen ſo mancher Urſachen, beſonders wegen ihres Sabbaths, nie zu Kriegesdienſten taugen, alſo in Kriegeszeiten ſich zu ſehr vermehren, das Land, deſſen Eigenthümer doch fürs Vaterland geſtorben wären, an ſich reißen, und endlich den Staat verächtlich und wehrlos gegen ſeine Nachbarn machen würden. Dieſen Einwurf nennt Herr Dohm den ſtärkſten von allen, und mit ſichtbarem

rem Recht: auch uns ist der Gedanke höchstwidrig gewesen, daß die Juden dem gemeinschaftlichen Vaterlande nur mit Gelde helfen sollten, wo die übrigen Bürger ihm mit dem Blut ihrer Kinder helfen. Die Juden haben insgemein gegen ihre Kinder viele Zärtlichkeit: und so müssen sie hier selbst, wenn sie nicht stolzer und thörichter Weise christliches Blut gegen jüdisches geringschätzen wollen, den gänzlichen Mangel alles Verhältnisses einsehen. Herr D. hofft zwar, daß bey der immer zunehmenden Vervollkommung der Kriegeskunst, den immer höher anlaufenden Kosten, dem immer mißlichern Erfolge und der fortdauernden Aufmerksamkeit der Kabinette auf das Gleichgewicht von Europa des Kriegführens immer weniger werden wird; aber gleichwohl läßt sich kein ewiger Friede hoffen, und selbst die Hoffnung seiner längern Dauer ist nur auf gute Militärverfassung, auf beständige Bereitschaft zum Kriege gegründet. An Kriegsdiensten Theil nehmen, bleibt also immer, auch bey der möglichsten Erfüllung jener Hoffnung, die erste und wichtigste Pflicht eines Bürgers. Es ist interessant, bey Herrn Dohm S. 224. fgg. die Ausführung des Gedankens von der zunehmenden Wahrscheinlichkeit des Ruhestandes von Europa zu lesen, und es schmeichelt auf einer Seite den Wünschen des Menschenfreundes; aber bey etwas Nachdenken über den eigentlichen Geist der jetzigen Militärverfassung wird eben diesem Menschenfreunde der Gedanke bald entsetzlich, daß sie noch mehr sollte vervollkommet werden. Wir haben der Erpressungen zu künftig besorglichen Kriegeskosten, der Vernachlässigung aller Rechte des Menschen und des Bürgers, der zu Sclaven erniedrigten Unterthanen schon allzuviel: und wenn das immer so fortgienge, so möchte bald der Friede der

Erhaltung, und der Staat der Vertheidigung nicht mehr werth seyn. Freylich, wenn die Vervollkommnung nur darin bestände, daß der mörderischen Waffen immer ärgere erfunden würden, und nur sonst Alles in seinen Schranken bliebe, so hätte Herr Dohm sichtbar Recht, und eine proportionirte Anzahl eines redlich zusammengebrachten, menschlich behandelten Militäre, wäre für jeden Staat, und am Ende für ganz Europa eine Wohlthat. — Was Herr Dohm, nach diesen und andern allgemeinen Raisonnements, zum Besten der Juden vorbringt, läßt sich zum Theil schon aus dem Vorhergehenden schließen. Man gebe dem Juden nur erst ein Vaterland zu vertheidigen, und er wird mit den Grübeleyen, Deutungen, und Restrictionen seiner Rabbinen schon fertig werden. Am meisten überzeugen die schon vorhandenen Fakta: der wirkliche Kriegesdienst der Juden in Surinam, die dort Plantagen wie die Christen haben, und das Beyspiel holländischer Juden im letzten Kriege mit England, die von ihrem Rabbi den Segen erhielten, da sie freywillig auf die Flotte giengen, und zur Beobachtung des Sabbaths und anderer Religionsgebräuche nur mit der ausdrücklich hinzugesetzten Bedingung ermahnt wurden: insofern es die Umstände und der Dienst erlauben würden. Herr Dohm setzt noch Vorschläge hinzu, wie man nach und nach der Nation einen mehr kriegerischen Geist geben könnte und läßt sich, wir glauben mehr zum Scherze, als im Ernste, auch auf den Einwurf ein: daß den Juden das Maaß zu Soldaten fehle. Doch freylich, wenn wir erst keinen Krieg mehr haben; wozu anders werden die Soldaten taugen, als Parade zu machen? und ein kleiner, wenn sonst auch noch so braver Kerl, paradiert nicht.

Die

Die Einwürfe der zweyten Klasse, welche den Gedanken von der Aufnahme der Juden zwar nicht überhaupt bestreiten, aber die großen, damit verbundenen, und den Plan des Hrn. D. mehr oder weniger beschränkenden Schwierigkeiten beweisen sollen, werden abermals auf drey zurückgebracht. 1) Die Juden sind nicht wohl zum Ackerbaue fähig. Die hievon angeführten Ursachen werden nach der Reihe durchgegangen, und gleich die erste, daß wir kein unurbares Land mehr übrig haben, welches man den Juden überlassen könnte, widerlegt. Und in der That, wie viele noch halb wüste Länder sind in Europa nicht übrig! Ungleich mehr als die Hälfte unsers, obgleich so vorzüglich bevölkerten, Welttheils hat unbebauetes Feld; das sich größtentheils in tragbare Aecker verwandeln ließe. Und auch da, wo die Kultur am höchsten gestiegen ist; wie vielmehr, als man jetzt wirklich gewinnt, könnte mit mehr Fleiß und Kultur dem Boden noch abgewonnen werden! Und diesen Fleiß, diese Kultur; wie kann man sie erwarten, wenn man nicht die möglichste Theilung des Bodens veranstaltet? wenn man die Hände zum Ackerbaue nicht vervielfältigt, und der so allgemeinen Klage des Landmanns, daß es an Menschen fehle, nicht abhilft? Begünstigt soll übrigens der Jude, auch in Ansehung des Ackerbaues nicht werden; er mag sogar jedem andern Kolonisten nachstehen; nur vor den fremden, meistens so unzuverläßigen Christen, soll der einheimische Jude den Vorzug haben. — Aber wird ihm seine Religion nicht auch bey der Landwirthschaft mancherley Hindernisse in den Weg legen? Das ist, antwortet Herr Dohm, sehr richtig, nicht Sache des Staats, sondern der Juden, die den Schwierigkeiten ausbeugen, oder wenn sie das lieber wollen, sie ge-

duldig ertragen mögen. Ist von einer Seite die Landwirthschaft für sie kostbarer, so sind sie auf der andern an desto mehr Sparsamkeit gewöhnt; sie werden durch diese Sparsamkeit ihrem Schaden nachzukommen, oder sich auch mit ihren Gesetzen abzufinden wissen: man überlasse doch das Alles nur ihnen! Auch sind der Schwierigkeiten nicht sogar viele als man sich denkt. Darf der Jude gleich selbst kein Schweinefleisch essen, so ist ihm doch die Schweinezucht unverboten, u. s. w. S. 26.

2) Die Juden sind nicht wohl fähig, Handwerke zu erlernen und auszuüben, und die Schwierigkeiten, die sich hiebey finden, sind kaum überwindlich. Dieser Einwurf wird in unserer Bibliothek von dem Recensenten des ersten Theils gemacht, und Hr. Dohm gesteht, daß er unter allen von dieser Klasse der wichtigste sey. Anführen läßt sich hier das ganze Detail der Schwierigkeiten nicht; wir müssen unsere Leser auf des L. Bandes I. St. S. 301. zurückweisen. Eben so wenig lassen sich die sämmtlichen Gedanken, womit Herr Dohm jenen Schwierigkeiten zu begegnen sucht, in einen Auszug bringen. Wir müssen dem Leser selbst, der nur Gründe und Gegengründe vor sich hat, die Entscheidung überlassen. Schwierigkeiten bleiben hier immer, die auch Herr D. erkennt, und nur von dem Versuche selbst darf man Auskunft über die Frage erwarten: ob, und wie sie sich möchten heben lassen? Unsere Meynung ist: daß, auch bey der größten Begünstigung der Obrigkeit, es mit der Aufnahme der Juden in die Zünfte sehr langsam gehen, und manche Knaben dieser unglücklichen Nation sehr zu bedauern seyn würden; daß es aber dennoch mit einzelnen gelingen, und denn künftig, wenn es

mit

mit einigen ſchon gelungen wäre, immer mit mehrern gelingen würde. Ueber die hier vorkommenden allgemeinen Betrachtungen, mit welchen Herr Dohm die Beantwortung jener Zweifel anhebt, S. 270—284 mögten wir uns leicht mit ihm einverſtehen. Was hier von S. 276 an gegen Herrn Möſer erinnert wird, empfehlen wir eben ſowohl der Wichtigkeit des Gegenſtandes, als der Ausführung wegen, der vorzüglichen Aufmerkſamkeit des Leſers.

Man ſagt 3) daß unter den Juden die Lehre von der Nichtverbindlichkeit eines Eides vor chriſtlichen Richtern, oder überhaupt einem Chriſten abgelegt, wenn auch nicht allgemein, doch ſehr herrſchend ſey, und daß ſie dieſes ſchon allein der Aufnahme in die chriſtliche Geſellſchaft ſo unwürdig als unfähig mache. Dieſen ſchrecklichen, die Nation und in ihr die Menſchheit ſchändenden Vorwurf widerlegt Herr D. mit einer Wärme, die ſich uns während des Leſens in hohem Grade mitgetheilt hat, und die, wie wir hoffen, auch allen Leſern ſich mittheilen wird. Er trägt nach unſrer vollen Ueberzeugung den entſcheidendſten Sieg davon. Nichtswürdige jeder Art, und alſo auch Meyneidige, giebt es freylich unter allen Nationen, und folglich auch unter den Juden: und mag es doch unter dieſem unglücklichen Volke, Dank ſey es unſerm Drucke und unſrer Grauſamkeit! ihrer noch mehr als unter den Chriſten geben! Aber nicht davon, nicht ob es unter den Juden Meyneidige, und nach Verhältniß viele giebt, iſt die Frage, ſondern davon: ob es bey den Juden ein durch ihre neuere Religionslehre gebilligter Grundſatz ſey, vor chriſtlichen Gerichten, oder einem Chriſten einen falſchen Eid ſchwören zu dürfen? Aus dem Eiſenmenger ſelbſt,

auf den man sich bey Wiederholung dieser fürchterlichen Anklage immer beruft, wird bewiesen, daß der Eid, von dem die Juden durch einen Rabbi, oder, wo dieser nicht zu haben ist, durch drey gemeine Männer können entbunden werden, nur ein Gelübde, ein Eid ist, durch welchen jemand seine eigne Seele verbindet, aber durchaus nicht ein solcher, der ihn gegen einen Dritten verpflichtet, durchaus nicht ein solcher, bey dem fremde Rechte und Vortheile interessirt sind, und aus Herrn Michaelis eigenen Schriften wird gezeigt, daß dies bey einem Volke, welches einmal an Gelübde gewöhnt ist, eine sehr nothwendige, sittliche und politische Fürsorge sey. Aus dem bey den Juden mit Recht so angesehnen Moses Maimonides wird erhärtet, daß die Sünde des eigentlichen Meyneids und Eidbruchs unerläßlich ist, und durch das Zeugniß noch andrer von Eisenmengern selbst angeführten Rabbinen wird dieser Grundsatz bestätigt. Wenn man sich auf die Klagen der Rabbinen über die Leichtsinnigkeit der Nation in Ansehung der Eide beruft, so ist das Beweis für und nicht wider die Hochachtung des Eides bey den Juden; wenn man ferner sagt, daß am Versöhnungstage alle Sünden, folglich auch die falschen Eide, vergeben werden, so ist dabey offenbarer Mißverstand: und beyde Gründe werden auch dadurch ganz vernichtet, daß sie eben so gut wider die Christen als wider die Juden gekehrt werden können; besonders der letztere Grund, dain dem katholischen, und selbst in dem orthodox protestantischen System der Anlässe zur falschen Selbstberuhigung bey Verbrechen aller Art, weit mehr sind. Das Einzige, was der rabbinischen Casuistik mit einigem Grunde kann vorgeworfen werden, ist die Lehre von den reservationibus mentalibus; nicht, als ob sie damit

mit die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Eides hätten umſtoßen oder auch nur ſchwächen wollen, ſondern weil Mißdeutung und Mißbrauch einer ſolchen Lehre von Unverſtändigen und Unrechtſchaffenen ſehr leicht iſt. Hier, meynt Hr. D., müßte die Obrigkeit zutreten, den jüdiſchen Lehrern begreiflich machen, daß bey ihrer Lehre, ſo unſchuldig ſie an ſich ſelbſt ſey, gar zu leicht Mißbrauch ſtatt finde, und müßte ſie dem gemäß zu den andern beſſern unter den Juden ſchon eingeführten und autoriſirten Mitteln verpflichten, wodurch bey Eiden, zu denen ein Jude wider Recht und Befugniß gezwungen worden, die Gewiſſen ſicherer und beſſerer können beruhiget werden. — Dieſe ganze Ausführung, wir wiederholen es, hat uns aufs vollkommenſte überzeugt und befriedigt.

Dies iſt kürzlich der Inhalt des ganzen Theils, welchem noch ein kleiner Anhang von verſchiedenen, während des Abdrucks erſchienenen, und für Herrn Dohms Meynungen und Vorſchläge vortheilhaften Schriften, nebſt einer nähern Nachricht von den bekannten und ſo äuſſerſt merkwürdigen böhmiſchen Deiſten hinzugefügt iſt. Mit wahrem Verlangen erwarten wir den dritten Theil, für welchen unter andern Materien auch die von den Feyertagen, dem Kirchenrechte und der Autonomie der Juden aufgeſpart iſt.

Was für Wirkung dieſe neue Schrift des Hrn. D. bey europäiſchen Staatsmännern und bey ſeinen Gegnern haben werde, muß man erwarten: eine hat ſie bey unbefangenen Leſern gewiß, und dies iſt die, daß ſie Hochachtung und Liebe für ihren Verf., als einen unpartheyiſchen beſcheidenen Freund der

Wahrheit, als einen helldenkenden von Vorurtheilen freyen Kopf, und als einen warmen Freund der Menschheit, einen muthigen Vertheydiger ihrer Rechte, einflößt. Der erste Theil hat leider! diese so natürliche, so billig zu erwartende Wirkung nicht bey allen, wenigstens nicht bey Einem gehabt, von dem wir hier versprochenermaaßen noch ein paar Worte hinzufügen wollen. Das Buch, was wir im Sinne haben, ist:

Untersuchung, ob die bürgerliche Freyheit den Juden zu gestatten sey ꝛc. von F. S. Hartmann. Berlin, bey Hesse. 1783.

Herr Dohm klagt in seiner Einleitung über den beleidigenden Ton dieser Schrift, und mit Recht; vorzüglich haben sich die Juden über die Bitterkeit und den Spott zu beklagen, womit sie darin behandelt werden. Herr Hartmann hat seinen Gegner offenbar nicht gefaßt, dichtet ihm Behauptungen an, woran dieser auch im Traume nicht gedacht hat, ist des Judenthums unkundig, und sagt darüber Dinge, die sich bey jedem vernünftigen Leser von selbst widerlegen. So bringt er z. B. durch eine angestellte weitläuftige Rechnung so viel Feyertage der Juden heraus, an denen nicht gearbeitet werden darf, daß es schlechterdings unbegreiflich wird, wie die ohnehin verfolgte, gedrückte, sich meistens mit so geringem Gewinnst begnügende Nation nicht schon längst Hungers gestorben. Die Ursachen, womit Hr. Hartmann diese unvermeidliche Folge wegerklären will, sind theils unrichtig, theils ganz und gar unzulänglich. Sie läßt sich nur einzig dadurch wegerklären, daß man annimmt, Hr. Hartmann habe die Anzahl der

Fest-

Festtage über alle Gebühr übertrieben, und so ist es auch, wie er sich von dem ersten dem besten Rabbinen kann belehren lassen. Da Hr. Dohm in seinem dritten Theile auch die Materie von den Feyertagen der Juden auszuführen verspricht; so dürfen wir hoffen, daß er auch Herrn Hartmann den hier begangenen Rechnungsfehler umständlicher zeigen werde, und so begnügen wir uns, desselben blos erwähnet zu haben. — Uebrigens macht auch das die Lesung dieser Schrift sehr unangenehm, daß Herr Hartmann so schlecht deutsch schreibt, und nicht bloß einzelne unrichtige Redensarten braucht, wie: Lorbeern ertragen (S. 6); mit etwas widersprechend seyn (S. 10), sondern auch nicht selten Constructionen macht, die den Sinn verdrehen oder ganz aufheben. Wie undeutsch z. B. ist S. 7 die Verbindung: „Sie (die Vertheydi„ger der Juden) würden auch, wenn sie die aufgeklär„testen der Staaten zum Augenmerke genommen hät„ten, entdeckt haben, daß es gar nicht in dem Ver„halten der Fürsten oder deren Unterthanen liegen „könne, ihnen die Vorrechte zu versagen, sondern“ u. s. w. Dennoch erräth man hier noch den Sinn; aber was heißt denn das, S. 13: „Wenn gleich nicht „mit dürren Worten in den Gesetzen das Fechten für „jedes Vaterland am Schabas verbothen wäre, wel„ches anzuführen nicht vorhergesehen werden konnte, „oder nicht nöthig war“ u. s. w.? Was gleich nachher das: „Außer der Strenge des Sabbaths — der „dem christlichen vorhergeht, um auch an diesem Tage „gehindert zu werden, kommt noch hinzu“ u. s. w.

Alle diese so sichtbaren Mängel und Flecken der Hartmannischen Schrift haben den Göttinger Recensenten nicht abgehalten, sie für eine Hauptschrift in dieser

dieser Materie, und ihren Verfasser für einen gründlichen unpartheyischen Untersucher, einen tiefen Kenner der Denkungsart der Juden und ihrer Verfassung zu erklären. Universitäten sind nun wohl die Oerter nicht, von welchen aus für politische Materien viel Aufklärung oder ein richtiges Urtheil über dahin einschlagende Schriften zu erwarten ist, und es wäre dem Göttinger Recensenten immer sehr zu verzeihen, wenn er in der Schätzung der verschiedenen über die Juden erschienenen Schriften irrte. Auch würden wir der ganzen Anzeige nicht erwähnen, wenn sich der Recensent nicht eine Unverschämtheit, eine wahre Niederträchtigkeit erlaubt hätte, wegen deren er eine ernstliche Weisung verdient, die wir ihm hiemit nicht vorenthalten wollen. Er streut so ganz zufällig den Gedanken hin, als ob die neuern Judenvertheydiger um den Advocatenlohn arbeiteten; er scheint zu fürchten, daß, nur einmal gesagt, dieser liebreiche Gedanke nicht genug bey den Lesern haften mögte, und läßt zum zweyten mal ein Wörtchen von einer reichen jüdischen Prämie laufen. Was anders kann der Unbesonnene damit wollen, als ehrliche Männer, denen ers nimmermehr würde beweisen können, in den Verdacht setzen: sie hätten für niederträchtigen Gewinn die Wahrheit verkauft? hätten sich bestechen lassen, um wider ihre eigne Ueberzeugung zu schreiben? wären Elende, die auf den Fall, daß ihre Gedanken bey den Großen Eingang fänden, lieber die ganze Gesellschaft in Gefahr setzen — denn das soll sie ja, wenn man die Juden aufnähme, seyn! — als daß sie einem verächtlichen, schimpflichen Privatvortheile entsagen sollten. Wir sahen uns schnell, da wir diese schändliche Stelle lasen, nach dem Titel des Blatts um (es ist das 165ste Stück von 1783) ob wir auch

hier

hier das gewöhnliche fänden: unter der Aufſicht der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften? Wir halten uns überzeugt, daß ſo würdige rechtſchaffene Männer, als in dieſer Geſellſchaft vereiniget ſind, an ſo hämiſchen Ausfällen keinen Theil nehmen können, und daß ſich jene Stellen, wider ihr Wiſſen, in ihre Zeitung eingeſchlichen. Hoffentlich werden ſie das Vertrauen bereuen, womit ſie die Recenſion nicht erſt laſen, ehe ſie in den Druck gegeben ward, und werden künftig über die kleinen Mitläufer bey ihrer gelehrten Zeitung, die ſich zuweilen unter die vielen vortrefflichen Mitarbeiter bey derſelben hineindrängen, ein wenig ſorgfältiger wachen.

Rm.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Verſuch einer Geſchichte des Arianismus. Erſter Band. Berlin, bey Maurer. 1783. 20 Bogen in 8.

Die Geſchichte der wichtigſten Religionsſtreitigkeit, welche ſeit Anbeginn des Chriſtenthums geführt worden, iſt hier, wie uns dünkt, mit der größten Kaltblütigkeit und Unpartheylichkeit beſchrieben worden. Da man ſchon lange vor Arius Vorſtellungen von der Perſon Chriſti gehabt, die den Vorſtellungen dieſes gelehrten Presbyters in verſchiedenen Graden nahe kamen, ſo erfoderte es die Vollſtändigkeit und Genauigkeit, daß der Verf. in die erſten Jahrhunderte zurückgienge, und uns aus denſelben die damals herrſchenden Vorſtellungen von Chriſto, in ſo ferne ſie noch jetzt bekannt ſind, darſtellte. Er theilt daher dieſen Band in zwey Theile, und liefert in demſelben die Vorſtellungen von der Perſon Chriſti vor Arius, in dem zweyten aber den Anfang der eigentlichen Geſchichte des Arianismus ſelbſt. Ganz richtig ſagt der Verfaſſer, ehe er die Ausdrücke darſtellt, welche Chriſtus ſelbſt und ſeine Apoſtel von ihm gebrauchen: „Es braucht hoffentlich keines Beweiſes, daß „die Begriffe, die den Menſchen von Religionswahrheiten „gegeben werden, ſeinen Begriffen angemeſſen, und ihm auch „nutzbar ſeyn müſſen. Entdeckungen, die über das Faſſungs„vermögen der Menſchen hinausgehen, kann keine Offenbarung „den Menſchen geben, oder ſie müßte zugleich das Wunder ver„richten, den menſchlichen Verſtand umzubilden, und ihm eine „Empfänglichkeit beyzulegen, deren derſelbe in dieſem Leben „noch nicht fähig iſt. Entdeckungen ohne Nutzen, die nichts „zur Beſſerung und Beruhigung der Menſchen beytragen kön„nen, ſind an ſich überflüßig, und dem Zweck und den Abſich-

„ten

„ten einer jeden Offenbarung nicht gemäß.“ Dies wird auf die von Christo geoffenbarten Vorstellungen von seiner eignen Person angewandt. Ungeachtet der Simplicität, die in seinen Ausdrücken liegt, konnte es doch nicht fehlen, daß mit eben den Worten nicht sehr verschiedene Begriffe hätten sollen verbunden werden, um so mehr, da dieselben nicht mit der höchstmöglichen Genauigkeit und Bestimmtheit sind gewählt worden. Ueberdem haben auf diese Ausdrücke sowohl, als die daraus hergeleiteten Vorstellungen, die Begriffe einen großen Einfluß gehabt, welche ein großer Theil der Juden vom Messias hatte, nach welchen er ein erhabener Aeon war, von den übrigen Aeonen durch die Erstgeburt verschieden, Herr und Fürst der Engel, u. s. w. Hierauf stellt der Verf. die Meynungen dar, welche die Judenchristen, die Christen aus dem Heydenthum, und die Gnostiker von der Person Christi hatten. **Justin**, der Märtyrer, schreibt: „Der Sohn Gottes, der „Jesus heißt, ob er gleich auf gewöhnliche Weise ein Mensch ge„wesen, ist wegen der Weisheit würdig, Sohn Gottes ge„nannt zu werden. — Wenn wir aber von ihm sagen, daß „er als das Wort Gottes, auf eine, von der gewöhnlichen „Art abgehende Weise von Gott gezeugt worden, so haben wir „dieses mit euch gemein, die ihr eben das vom **Merkurius** „sagt, den ihr das Wort und den Boten Gottes nennet.“ Die gnostischen Meynungen flossen auf der einen Seite mit jüdischen und parsischen, und auf der andern mit platonischen Vorstellungen zusammen. Hiernächst liefert der Verf. die Vorstellungen der Katholischen und Nichtkatholischen aus dem zweyten Jahrhundert; von den letztern besonders die des **Praxeas** und **Artemon**. Die Meynung des letztern hält der Verf. für die allgemeine Meynung der ältesten rechtgläubigen Kirche. Auch im dritten Jahrhundert war die Lehre von der Subordination des Sohnes noch die allgemein in der Kirche angenommene Lehre. **Klemens** sagt von ihm, daß er den Willen des Allbeherrschers als sein Diener vollbringe. **Origenes** sieht es als einen übereilten Ausdruck an, wenn man von dem Sohne Gottes sage, daß er der Gott über alles sey, und ihn dadurch dem Vater gleich stelle. Die Synode von Antiochien schreibt: „Der „Sohn wird zuweilen Engel, zuweilen Herr, und zuweilen „auch Gott genannt. Es würde aber gottlos seyn, wenn „man glauben wollte, daß der Gott über alles ein Engel „genannt werde; sondern der Engel des Vaters ist der „Sohn, der auch selbst Herr und Gott ist.“ An einem andern

dern Orte sagt Origenes: „Der selbstständige Gott ist der „Vater, von welchem der Erlöser sagt: daß sie dich, der du „allein wahrer Gott bist, erkennen. Alles aber, was nebst „dem selbstständigen Gott, durch Mittheilung und Gemein„schaft seiner Gottheit, zu Gott gemacht ist, ist nicht der Gott „(ὁ θεὸς), sondern Gott, (θεὸς.) (Ein Unterschied, wel„chen schon Philo über 1 B. Mose XVIII. macht.) Dies „ist der Erstgebohrne aller Kreatur, der zuerst bey Gott ist, „und seine Gottheit an sich zieht, und geehrter ist, als die an„dern Götter außer ihm, deren Gott er ist, und welchen er „das Daseyn giebt, indem er von Gott schöpfet, und ihnen „nach seiner Güte mittheilet, um sie zu Göttern zu bilden.“ Freylich sehr sinnlich, aber doch verständlicher, als was Athanasius aller menschlichen Vernunft zum Trotz sagt. Dionysius von Alexandrien, auf den sich gleichwohl Arius und Athanasius berufen, sagt noch deutlicher: „daß der Sohn „das Geschöpf des Vaters sey, und von dem Wesen des Va„ters so verschieden, wie der Ackersmann vom Weinstock, und „daß er als ein Geschöpf nicht eher gewesen, als er gemacht „worden.“ Weiter entwickelt der Verfasser die Meynungen des Beryllus, Noetus, Sabellius, Paul von Samosata, und anderer, die in diesem Jahrhundert als Ketzer erscheinen; besonders der Manichäer, deren System aus der Parsenlehre von Ormuzd herzuleiten ist. Der Vollständigkeit wegen nimmt er auch die apokryphischen Schriften des N. T. und andere untergeschobene Sachen mit, obgleich sich von vielen derselben die Zeit, da sie erdichtet worden, nicht angeben läßt. Hierauf geht er zu der Entstehung der arianischen Streitigkeit selbst fort, nachdem er vorher den Charakter beyder Streitenden, des Arius und Alexanders geschildert, und das Nöthige von der Meletianischen Spaltung gesagt hatte. Bey der sonstigen Genauigkeit des Verf. vermissen wir hier die Vorstellungen aus dem Anfange des vierten Jahrhunderts, oder einen Auszug aus Eusebs Einleitung zu seiner Kirchengeschichte, welche Einleitung doch wahrscheinlich vor dem Ausbruch der arianischen Streitigkeit geschrieben worden, und worin er absichtlich von der Person Christi dogmatisirt. Bey der Uebersetzung der Stelle aus Sokrates, S. 200. vermissen wir die Kenntniß einiger griechischen Ausdrücke; und aus der S. 203 aus Sozomenus I, 15. angeführten Stelle, hätte besonders bemerkt werden sollen, daß Alexander anfänglich selbst gewankt, bis er endlich fest seine Parthey ergriffen. Er behauptete

„Haß und Zwietracht und unchriſtliche Verfolgungen unter den „Chriſten einzuführen, war der Anfang zu dem ſchrecklichen „Deſpotismus, der von dieſer Zeit an, unter dem Deckmantel „der Religion, den menſchlichen Verſtand unter das Joch zu „bringen bemühet geweſen iſt.“

Pm.

Predigten für die Jugend über die Sonn- und Feſttagsevangelien, von Chriſtian Gottfried Boeckh, Diaconus an der Hauptkirche der Reichsſtadt Nördlingen. Erſter Theil, vom erſten Advent bis zum Oſterfeſt. Nürnberg, in der Felßeckerſchen Buchhandlung. 1783. 1 Alphabet 1 Bogen in 8.

Nach dem, was der Verf. in der Vorrede ſagt, ſollen dieſe Predigten ein Erbauungsbuch für junge Chriſten und Chriſtinnen vom mittlern Jugendalter, etwa vom neunten bis ſiebzehnten Jahre, ausmachen. Doch ſchließet er auch jüngere und ältere, die darin Erbauung finden können, nicht aus. Er hat zu dieſem Ende aus den ordentlichen evangeliſchen Texten gerade ſolche Materien auszuziehen geſucht, welche ihm den Fähigkeiten und Bedürfniſſen der Jugend die Angemeſſenſten zu ſeyn ſchienen. Auch im Vortrag hat er ſich der möglichſten Deutlichkeit befliſſen. Die mehreſten Predigten ſind moraliſchen Inhalts, doch einige wenige auch dogmatiſch. Zu dieſen gehören vornehmlich die Predigten am Weinachtsfeſte, am Sonntage Eſtomihi, Palmarum, und am erſten Oſtertag.

Im Ganzen betrachtet hat uns dieſe Arbeit des Verf. ganz wohl gefallen; doch die moraliſchen Predigten beſſer als die dogmatiſchen. Denn in dieſen fehlt die Simplicität und Faßlichkeit, welche jenen mehr eigen iſt. Ohnſtreitig rührt dies daher, daß der Verf. mehr erklären wollte, als von dem ungeübten Verſtande der Kinder gefaßt werden kann; ja, als nach unſrer Meynung überhaupt im öffentlichen Vortrage erklärt werden ſollte. Wenigſtens ſcheint uns das, was er an mehrern Stellen über die durch Chriſtum geſtiftete Verſöhnung der Menſchen mit Gott ſagt, mehr Deklamation als faßlicher Unterricht zu ſeyn. Auch ſind bey dieſer Gelegenheit

manche

manche Schriftstellen zum Beweis angeführt worden, welche nicht einmal geübtern unstudirten Christen, geschweige denn Kindern, ohne Auslegung recht verständlich seyn können. Warum wollen wir doch den noch ungebildeten Verstand junger Christen so früh mit Hebraismen und unbekannten Bildern beschweren, da es doch nicht an solchen Gegenständen in der Geschichte Jesu fehlt, die demselben bis zum Anschauen deutlich gemacht werden können? Wie leicht ists doch für einen erfahrnen Lehrer, die unleugbaren Wohlthaten Jesu zu beschreiben, und sie so zusammenzustellen, daß sie auch ein nur etwas geübtes Kind übersehen und nach ihrem großen Werth erkennen lernt? Man predige ihm noch so viel Dogmatik, die ganze schulgerechte Lehre von der Genugthuung Christi: und wir sind überzeugt, daß sie nicht die halbe Wirkung auf die Herzen der Kinder thun werde, welche sich von jener simpeln Darstellung seiner wohlthätigen Handlungen erwarten läßt. Wir müssen es rühmen, daß der Verf. hier zuweilen auf die rechte Spur gekommen ist; und zuverläßig würde er darauf geblieben seyn, und Jesum noch viel liebenswürdiger geschildert haben, wenn ihn nicht die Besorgniß, zu wenig gesagt zu haben, zu einer dogmatischen Digression gebracht hätte. Doch treibt er die Sache lange so weit nicht, als manche andere thun. Auch hat es uns sehr gefallen, daß er sehr oft die exegetischen und dogmatischen Untersuchungen, wozu ihm der Text Gelegenheit gab, vermeidet, und dagegen bloß aus einem Nebenumstande sehr glücklichen Anlaß zu nützlichen Betrachtungen nimmt. So leitet er z. E. am Sonnt Invocavit aus der Geschichte der Versuchung Christi einige sehr passende Warnungen vor dem jugendlichen Vorwitz her. Hiebey können wir nicht unterlassen, eine andere Anmerkung zu machen, die zwar nicht neu ist, aber doch jedem denkenden Leser dieser Predigten einfallen muß. Wir glauben nämlich, daß die gewöhnlichen Evangelien und Episteln, die ja überhaupt mit weniger Klugheit gewählt sind, am wenigsten beym Unterricht der Jugend zum Grunde gelegt worden sollten. Denn es ist hier noch weniger als bey Erwachsenen möglich, alle exegetische und dogmatische Schwierigkeiten aufzulösen; und doch sind diese oft so sichtbar, daß sie auch das Kind sehr bald bemerken muß. Ob wir es also zwar in gewisser Absicht billigen, daß sich der Verf. mehrentheils nicht in die eigentliche Erklärung des Textes eingelassen hat, so wundern wir uns doch zugleich, daß er nicht lieber andere willkührliche Texte zum Grunde legte, oder doch die

vorgeschriebenen nur alsdann beybehielt, wenn sie einer für Kinder faßlichen Erklärung und Anwendung fähig waren. Man muß sich in solchen Fällen über das gemeine Vorurtheil wegsetzen, oder es bleibt ewig beym Alten. — Endlich würde es noch besser gewesen seyn, wenn die Predigtform ganz zurückgesetzt, und statt dessen eine freyere Einkleidung gewählt worden wäre. Predigten nach dem gewöhnlichen Zuschnitt schicken sich nicht gar zu gut für Kinder. Die Einförmigkeit wird leicht ermüdend, und indem man erklären will, fällt man in den Kanzelton, an welchen man sich gewöhnt hat. Ein Erbauungsbuch für die Jugend müßte billig nach des Recens. Meynung, eine ganz eigene Einrichtung haben. Lehren und Warnungen, im Ton und Sprache eines Vaters, sollten mit Erzählungen und Gesprächen abwechseln. Der junge Leser sollte immer durch ein neues Mittel in Aufmerksamkeit erhalten, überzeugt und gelenkt werden, ohne daß er selbst die Absicht merkte. Schwerlich mögten die gegenwärtigen Predigten diese Wirkungen ganz nach Wunsch hervorbringen; so praktisch und andringend auch sonst der Verf. darinnen redet, und so sehr wir sie in dieser Absicht empfehlen können.

D. Balthasar Münters Anleitung zur Erkenntniß und Ausübung des christlichen Glaubens. Nebst einem kurzen Begriff davon für Anfänger. Göttingen, bey Dieterich. 1783. 19 Bogen in 8.

Dies kleine Werk ist eigentlich für die deutschen Schulen in Kopenhagen bestimmt, und soll also das seyn, was wir sonst Katechismus zu nennen pflegen. Indeß hat es doch nicht die Form und Abtheilungen des gewöhnlichen lutherischen Katechismus, sondern Hr. Münter hat vielmehr zur Abhandlung der Materien eben die Ordnung gewählt, nach welcher die Lieder in dem neuen Gesangbuch der deutschen Gemeine zu Kopenhagen rubricirt worden sind. Und hiegegen haben wir um so weniger etwas einzuwenden, da diese Ordnung die Sachen in ihrer natürlichen Verbindung sehr gut darstellt. Voran steht ein kurzer Begriff des christlichen Glaubens für Anfänger, welcher gleichwohl bey aller seiner lobenswürdigen Kürze doch noch ein und anderen Satz enthält, den wir in dem ersten Unterricht für zarte Kinder von dem Verf. kaum erwartet hätten. Doch nicht hier allein, sondern selbst in der darauf

folgen-

folgenden vollständigern Anleitung für größere Kinder haben wir dieſes bemerkt. So wird z. E. an beyden Orten geſagt, daß die erſten Menſchen durch einen böſen Engel zur Sünde verleitet worden wären. Dieſe Erklärung Kindern zu geben, ſcheint uns in mehr als einer Abſicht bedenklich zu ſeyn. Nicht einmal in dem Unterricht erwachſener Chriſten getraueten wir uns, ſolches zu thun. Theils gehört die ganze Unterſuchung, ob in der moſaiſchen Erzählung eine natürliche Schlange oder ein böſer Geiſt gemeynt, oder ob vielleicht das Ganze gar nur Allegorie ſey, bloß in die problematiſche Theologie. So lange ein Satz noch allgemein beſtritten, und ſelbſt nicht einmal von unverdächtigen Theologen durchgehends für wahr angenommen wird, ſollte er doch der Billigkeit nach, entweder im Volks- und Kinderunterricht ganz zurückgelaſſen, oder höchſtens als zweifelhaft aufgeführt werden. Sogar Paulus will es nicht entſcheiden, wer die Schlange geweſen, da er derſelben in der bekannten Stelle 2 Kor. 11, 3. Erwähnung thut. Und der Ausſpruch des Erlöſers Joh. 8, 44, da er den Teufel einen Mörder vom Anfang nennt, beweiſet das auch nicht, was der Verf. S. 22. daraus herleitet, daß nämlich die Sünde mit allem ihrem Elende von der Verführung des Satans herrühre. Vielmehr iſt es faſt wahrſcheinlicher, daß hier auf den Brudermord des Cains zurückgeſehen werde. — Theils aber dünket uns die Behauptung des Verf. auch um deswillen noch bedenklicher zu werden, weil dadurch die abergläubiſchen Begriffe von der Macht und dem Einfluſſe der böſen Geiſter ſchon frühzeitig den jungen Gemüthern beygebracht, oder doch in denſelben unterhalten werden. Ueberhaupt hätten wir gewünſcht, daß ſich der Verf. im Vortrage der Lehre von den böſen Engeln etwas behutſamer mögte erklärt haben, als hier wirklich geſchehen iſt. Beſſer oder doch unſchädlicher iſt es hier gewiß, wenn man ehrlich ſeine Unwiſſenheit eingeſteht, als wenn man mehr behauptet, als ſich mit Grunde erweiſen läßt. Zu unſerer Beruhigung und Beſſerung brauchen wir die gewöhnliche Lehre von den böſen Engeln gar nicht: aber beydes wird nicht wenig erſchweret, wenn wir die Sache unrecht verſtehen. Doch wir wollen dieſe Anmerkung nicht erweitern, uns auch bey andern dogmatiſchen und exegetiſchen Stellen, wo wir ähnliche Erinnerungen zu machen hätten, nicht verweilen. Aller Vermuthung nach war es die Abſicht des Verf. nicht, uns hier ein Syſtem von ſeinen eignen Ueberzeugungen, ſondern vielmehr einen vollſtändigen Grundriß von allen Leh-

ten der lutherischen Kirche zu liefern. Vielleicht sahe er ein, daß die Weglassung dieses oder jenen Lehrpunkts, (als z. E. die angeführte Erklärung von der Schlange ist) die Einführung seines Lehrbuchs in die dortigen Schulen verhindern, und ihm selbst andere unangenehme Vorwürfe zuziehen würde. Wenigstens finden wir in einigen Stellen, wohin unter andern die Lehre vom Abendmahl gehört, in der Art des Vortrags manchen scheinbaren Grund zu dieser Vermuthung. Wäre dem so, so ließe sich freylich manches zur Entschuldigung des V. sagen, ob es wohl nicht jedermanns Sache seyn mögte, auf eben diese Weise in ähnlichen Fällen zu handeln. Auch können wir zu seinem Ruhm sagen, daß er die schwierigen Punkte des lutherischen Lehrbegriffs mit so vieler Milderung dessen, was hart und anstößig scheinen konnte, vorgetragen; auch dabey die Toleranz gegen die dissentirende Religionspartheyen so empfohlen habe, daß man in dieser Absicht mit ihm zufrieden seyn kann. Bey dem allen wünschen wir sehnlich, daß man sich endlich doch dahin vereinigen mögte, in den Lehrbüchern für die Schulen nichts weiter als Volksreligion vorzutragen. Geschiehet dies nicht, und lehrt man junge Leute nicht beyzeiten Religion und Theologie von einander unterscheiden; so haben wir binnen wenig Jahren ein ganzes Heer von Zweiflern in allen Ständen, besonders aber in größern Städten, wo die Lectüre immer mehr zur Mode wird. Man nehme nur einen Handwerksburschen, der nun aus diesem Lehrbuche in der Schule gelernt hat, daß unter der Schlange ein böser Engel zu verstehen sey, der aber hernach eine andere Schrift in die Hände bekömmt, in welcher diese Erklärung lächerlich gemacht, oder worin auch auf eine ernsthafte Art mit Gründen aus der Schrift gezeigt wird, daß sich die Sache anders verhalte, und daß wohl gar die ganze mosaische Erzählung vom Fall eine allegorische Einkleidung sey. Was soll nun ein solcher Jüngling unter diesen Umständen denken — was soll er wählen? ja, womit soll er die Religion festhalten, welche ihm durch die verschiedene Erklärungen der Theologen so unsicher gemacht wird? — Herr Münter ist ein zu rechtschaffener Mann, als daß ers uns übel auslegen könnte, wenn wir hier abermals auf diese Fragen gerathen. Wir wissen sehr gut, daß davon schon öfters in unserer Bibl. geredet worden ist. Aber die lautere Religion Jesu ist uns so werth, und wir wünschen ihre Ausbreitung so herzlich, daß wir bey jedem neuen Lehrbuch, das uns in die Hände geräth, auch neuen Drang zu dieser höchst wichtigen Erinnerung

innerung empfinden müssen. Ein wiederholter Zuruf pflegt doch endlich hie und da Eindruck zu machen.

Hätten wir nicht diese Erinnerung zu machen gehabt, so würden wir in vieler andern Absicht diese Münterſche Arbeit rühmen können. Nur Eins anzuführen, so ist es ein Vorzug derselben, daß die christliche Sittenlehre darin eben so ausführlich als die Glaubenslehre abgehandelt worden ist. Auch ists löblich, daß sich der Verf. hiebey nicht an die zehen mosaischen Gebote, sondern an die Moral Jesu gebunden hat. Alle andere Erinnerungen übergehen wir.

Auserlesenes und vollständiges Beicht- und Kommunionbuch gläubiger Christen, aus den Schriften meist noch lebender berühmter Männer. Mit einer Vorrede und Unterricht vom rechten Gebrauch des heil. Abendmahls, von D. Johann Georg Rosenmüller, Generalsuperintendenten und ordentlichen Lehrer der Gottesgelahrheit zu Gießen. Nebst einer Sammlung neuer zu den Gebeten schicklichen Gesänge u. s. f. Nürnberg, bey Bieling. 1784.

Die Vorrede des Hrn. D. Rosenmüllers ist schon vom 16. Jan. 1781. und wir haben bloß eine neue Ausgabe vor uns, obwol der Titel nichts davon sagt. Aus der eben gedachten Vorrede sehen wir auch, daß einer der nürnbergischen Geistlichen, dessen Name jedoch nicht gemeldet wird, der Sammler und Herausgeber dieses Kommunionbuches sey. Er hat aus den bekanntesten neuen Andachtsbüchern dasjenige zusammengetragen, was ihm zweckmäßig schien. Hiegegen hätten wir nun eben nichts, wenn es mit besserm Geschmack und Auswahl geschehen wäre. Aber so, wie nun das Ganze fertig vor uns liegt, können wir demselben unmöglich unsern Beyfall geben; ob wir wohl einige sehr brauchbare Stücke aus Lüdkens, Sturms und andern Schriften hie und da eingemischt angetroffen haben; auch überhaupt sagen müssen, daß es noch leider manche schlechtere Kommunionbücher gebe. Ein Werk ist ja noch nicht gut, wenn einzelne Theile desselben gut gearbeitet sind; sondern sie müssen alle von solcher Güte seyn, und so zusammenpassen, daß der Zweck des Ganzen erreichet

werden kann. Was hilfts, wenn der Erbauung suchende Christ in der einen Betrachtung die richtigste und vernünftigste Anweisung zur würdigen Feyer des Abendmahls antrifft, und nun gleich darauf wieder durch mystische und falsche Vorstellungen von dem rechten Gesichtspunkt abgelenkt wird? Nur zum Beweis Eins anzuführen, so herrscht noch in mehrern Betrachtungen und Gebeten die ganz irrige Vorstellung von der mit dem Genuß des Abendmahls verbundenen Begnadigung des Sünders, und einer mystischen Vereinigung der Gläubigen mit dem Erlöser. Man höre nur, wie der Kommunicant S. 149. Gott für diesen Segen danken soll! „Hallelujah, ich bin begnadigt! Ich habe die Speise des Lebens und den Trank der Unsterblichkeit genossen. Mein Bürgerrecht ist versiegelt. Meine Hoffnung gestärket. Meine „Sünden sind ans Kreuz geheftet. Mein Theil ist Gnade. „Mein Loos der Himmel. Sey gelobt für diese Ströme der „Wohlthaten, Herr mein Heiland! Sey gelobet, o Herr, „daß ich durch dein Abendmahl Besitzer unaussprechlicher Wohlthaten geworden bin. Wohin ich sehe, im Himmel und auf „Erden, im Leben und im Grabe blühet mein Glück. Dort „ist mein Name der Rolle, der Bürger des Himmels einverleibet worden. Hier ist mir das Dornenthal ein Paradies, „das Grab eine Ruhekammer worden u. s. f.“ In diesem Ton gehts nun weiter fort; und dergleichen Betrachtungen giebts mehrere. Das ist doch wahrlich nicht simple, wahre, evangelische Vorstellung, nicht natürliche Empfindung eines dankbaren Herzens, sondern übertriebenes und erzwungenes Gefühl, frommes mystisches Geschwätz, dabey sich wenig oder gar nichts denken läßt. — Eben so finden wir in der angehängten Liedersammlung gute und schlechte untereinander; und einige sind so beschaffen, daß es uns unbegreiflich scheint, wie sie der Herausgeber beybehalten konnte. Wir wollen auch hier zum Beleg ein paar Stellen anführen. S. 300 steht folgendes Lied, das wir ganz hersetzen.

Hör liebe Seel, dir ruft der Herr,
Da sollst du Achtung geben:
Komm, meine Schöne, komme her,
Mein Taub, mein Freud und Leben.
In den Felslöchern suche Ruh,
Und in Steinritzen raste.
Ich komm, zu dir ich fliehen thu,
Verschmäh nicht diesen Gaste.

Nichts

Nichts ſuch ich, denn Ergötzlichkeit
In Hölen deiner Wunden;
In Striemen deiner rothen Seit
Ich wahre Ruh hab funden.

O ihr Felslöcher berget mich!
O ihr Steinritz, laßt leben
In eurem Schutz mich ſicherlich;
Dank will ich ewig geben.

Hierauf folgt ein anderes mehr bekanntes altes Lied: Ich weiß ein Blümlein hübſch und fein u. ſ. f. Und S. 307 lautet der erſte Vers eines andern, wie hier folgt:

Seele, laß die Speiſe ſtehen,
Die nur Eckel dir erweckt.
Eile zu dem Mahl zu gehen,
Welches nach dem Himmel ſchmeckt,
Das die Teufel zwar entrüſtet,
Doch die Engel ſelbſt gelüſtet, u. ſ. f.

Iſts nicht Schande für den Herausgeber, noch ſolche Lieder zu ſammlen, und zur Erbauung der Chriſten aufs neue drucken zu laſſen? Oder hat ihn vielleicht der annoch in Nürnberg herrſchende Geſchmack genöthiget, dergleichen ſchlechte Sachen aus Nachſicht mit einzurücken? Faſt vermuthen wir dies, und ſelbſt der erſte Anblick des Titelkupfers brachte uns auf dieſe Idee. Denn kaum iſts doch glaublich, daß noch ein Prediger in Nürnberg an der darauf befindlichen Abbildung Gottes (als eines alten Mannes mit einem langen Bart, auf einem Thron ſitzend, und mit beflügelten Engeln, deren einige vor ihm opfern, umgeben) Wohlgefallen finden könne. Doch wäre dem auch ſo, wie will es der Herausgeber vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten, daß er ſolche grobe, ſinnliche, myſtiſche und zum Theil grundfalſche Vorſtellungen durch Betrachtungen, Lieder und Kupferſtiche befördert? Wir wiſſen ſehr gut, daß man mit manchen Irrthümern und Vorurtheilen der Menſchen, in Religionsſachen beſonders, ſehr ſäuberlich umgehen müſſe. Wenn ſie aber ſo gar grob und arg ſind, wenn ſie das Weſentliche einer Lehre betreffen, oder in das praktiſche Chriſtenthum merklichen Einfluß haben: dann, dünkt uns, wäre doch der Fall vorhanden, wo ein Lehrer der Religion, wenn er zumal Schriftſteller wird, ſo viel evangeliſchen und apoſtoliſchen Muth haben

müßte, dem herrschenden Geschmack entgegen zu arbeiten, und gerade herauszusagen: „so ists, so müßt ihr denken; so müßt „ihr handeln.“ — Wie soll's sonst in der Christenheit besser werden, wenn man den alten Gang ewig fortgeht! zumal, da der leichtsinnigen und ernsthaften Zweifler immer mehrere kommen, die denn freylich in solchen schönen Andachtsbüchern reiche Nahrung zur Unterhaltung ihrer Zweifel antreffen müssen.

Nicht wenig mußte es uns also befremden, da wir den Namen des Hrn. Rosenmüllers, eines sonst so gutdenkenden Mannes, auf dem Titel und unter der Vorrede erblickten, ja, da wir noch dazu die Empfehlung dieses Buchs in der letztern lasen. Ein solches Lob für eine solche Schrift bleibt uns allemal ein Räthsel; so richtig sich auch übrigens der Verf. über den rechten Gebrauch des Abendmahls in dem vorgesetzten Unterricht erklärt.

Thomas Seckers, der Rechte Doctors, Predigten über verschiedene Gegenstände; nach dessen eignen Handschriften herausgegeben von dessen Capelländen, den Doctoren der Gottesgelahrheit, Brilby Porteus und George Stinton. Siebenter Band. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1783. 1 Alphab. 2 Bogen in 8.

Es sind achtzehn Predigten über sehr verschiedene und zum Theil höchst wichtige Materien in diesem Bande enthalten. So erklärt und vertheidigt der Verf. z. E. in der zweyten Predigt die Lehre von der Genugthuung Christi über 2 Kor. 5, 21. In der achten redet er von den außerordentlichen, in der neunten von den innern Wirkungen des h. Geistes; in der zehnten von den Früchten, und in der folgenden von dem Zeugniß des Geistes. Auch sind die vierzehnte, funfzehnte und sechzehnte, in welchem die Materie vom Sabbath und dessen Feyer ausführlich behandelt wird, nicht minder erheblich. Ueberhaupt merkt man allenthalben den scharfsinnigen Denker, der, wenn er auch zuweilen noch zu fest an dem gewöhnlichen kirchlichen Lehrbegriff klebt, doch immer den scheinbarsten Mittelweg wählt, welcher zwar nicht für alle, doch für viele seiner Leser gangbar und beruhigend

ruhigend seyn wird. Mehreres über den eigentlichen Werth dieser Predigten findet man in den Recensionen der ersteren Theile.

Kg.

Toblerische Blätter. Zürich, bey Füßli. 1783.

Hrn. Toblers theologische Gelehrsamkeit und Pastoralkenntnisse sind bekannt genug. Gegenwärtige Sammlung bezeichnet den freydenkenden, Wahrheit suchenden und doch bescheidenen und behutsamen Wahrheitsforscher, der von dreistem Hang in streitigen Lehren der Religion zu entscheiden, und sclavischen Anhänglichkeit an die Decisionen der Schultheologie sich immer gleich weit zu entfernen sucht, der sich immer den gedoppelten Zweck, zu unterrichten und zu erbauen, vorsetzt, und auch gewagte Hypothesen mit einer auch gemeinen Christen unanstößigen Art vorzutragen sich Mühe giebt. Es wäre indessen zu wünschen, daß seine Bescheidenheit nicht in ängstliches Mißtrauen in eigene Einsicht, oder gar Affectation einer zu geringen Meynung von seinen Fähigkeiten, seine Behutsamkeit, nicht Wahrheit mit dem bestrittenen Irrthum zugleich wegzuwerfen, nicht in Bestreben zwischen Wahrheit und Irrthum einen Mittelweg, den es nicht giebt, zu suchen, oft ausartete, und seine Begierde, niemand unanstößig zu seyn, die Gestalt der nicht so lobenswürdigen, niemand zu misfallen, annähme. Wir zeichnen den Inhalt der vornehmsten Aufsätze aus. Die Gedanken über einige Aeußerungen im Schlosserschen Schreiben über das Werk vom Zweck Jesu und seiner Jünger, haben R. sehr wohl gefallen. Hr. T. zeigt, daß Hr. Schlosser mit Unrecht die ungleichen Schriftexegesen und Hypothesen der Theologen für das Christenthum im Ganzen nachtheilig, und für etwas, das mit Einführung des Christenthums in die Welt in keinem nothwendigen Zusammenhang stehen, erklärt. Hr. Schlosser ist der Meynung, alle theologischen Kontroversen seyen nur immer gegen die Verbrämungen gegangen, welche die Theologen von jeher der Religion umgehängt haben. Die christliche Sittenlehre und die Hoffnung der künftigen Welt seyn die der Gegenstand der Zweifel und des Spotts der Freygeister gewesen, und die christlichen Lehrer hätten sich immer an diese wesentlichen Stücke halten sollen. Dagegen könnte mit allem Recht eingewandt werden, daß die besondern Bestimmungen

der

der Aussichten in ein künftiges Leben, die Art der Bekanntmachung dieser und anderer Lehren, die Gründe, wodurch diese Lehren beglaubigt, die Motive, wodurch die christliche Sittenlehre unterstützt wird, das Charakteristische des Christenthums sind. Und von dem hat Hr. Tobler etwas gesagt, wenn gleich nicht so viel als er sagen konnte. Die Sittenlehre, sagt er, ist nicht christliche Sittenlehre, wenn wir sie nicht aus dem N. T. mit Hülfe der Auslegungen schöpfen. Zu den Hoffnungen einer bessern Welt für Tugendhafte mußten Drohungen der Strafen für Lasterhafte kommen, die hat das Christenthum hinzugethan. Die Vorträge Jesu, die in den Nachrichten von seinem Leben und seinen Reden enthalten sind, müssen in dem Zusammenhang, den sie dort haben, und auch mit seiner Geschichte haben, gefaßt werden, wenn sie den Einfluß auf die Verbesserung der Menschen aller Zeiten haben sollen, den sie äußern. Und so sind Theologie und Schriftauslegung Dinge, die man nicht entbehren kann. Streitigkeiten über theologische Materien sind unvermeidlich, da in jedes Christen Verstand der Inbegriff der christlichen Lehren seinen eigenthümlichen Zusammenhang hat und haben muß, und diese Streitigkeiten ein Beweis von dem Interesse sind, welches die Streitenden an den Lehren der Religion nehmen. Uns dünkt, daß die Kontroversen der Gottesgelehrten und Schriftforscher auch den wichtigen Nutzen hatten, daß sie den menschlichen Verstand aus seiner Unthätigkeit aufgeweckt und auf einer oft nützlichen Weise beschäftiget haben. Die Erfordernisse zu einem guten Theologen und Schriftausleger, daß er in verschiedenen Wissenschaften Fortschritte gethan habe, sind in allen Zeiten eine starke Aufmunterung zum Studium verschiedener Wissenschaften gewesen. In der Abhandlung über Sinn und Anwendung der Stelle Eph. 4, 1—9. bemerkt der H. V., daß hier eine Akkommodation dessen sey, was eigentlich von David zu verstehen sey. R. leuchtet das nicht so recht ein. Es scheint ihm, Paulus wolle nur den Zusammenhang der Austheilung von mancherley Gaben mit der Erhöhung, durch welche Jesus in den Stand gesetzt wurde, Gaben auszutheilen, zeigen, und führe jene Stelle des 68. Psalms nur deswegen an, weil sie diese beyden Dinge auf einander folgen läßt. Erhöhung wird auch wohl Gott zugeschrieben, und von Gott und nicht von einem Helden scheint der Psalmdichter zu reden. Die Sätze der biblischen Glaubenslehre (für Kinder oder Anfänger) hat H. T. selbst mit kritischem Blicke nochmals durchgesehen, und seine Bedenklichkeiten

keiten darüber in einem besondern Aufsatz mitgetheilt, aber auch zugleich wieder durch Gründe, die ihn beruhigen, gehoben. Mancher Leser wird eben die Bedenklichkeiten dabey finden, aber nicht jeder wird durch des V. Gründe auch wieder beruhiget werden. Er fängt mit der Lehre von Gott an. Gleichwohl ist dies Wesen so sehr über die Fassungskraft der ganz ununterrichteten, zumalen der Kinder erhaben. Aber Hr. T. bemerkt, daß er ja keine Vorbereitung zur Religionslehre schreibe, die freylich vorangehen müsse, und nicht selbst Religionsbegriffe einflöße, sondern andere Kenntnisse, die voran gehen müssen. Sollte nun aber die Lehre von der Seele des Menschen, von der Bestimmung des Menschen zur Glückseligkeit, von der wohlthätigen Einrichtung und Ordnung der Welt nicht auch in die Religionslehre gehören? Und diese Lehren sind es ja, die zur Einleitung in die Lehre von Gott, und selbst zum Beweise derselben dienen können. Eines populären Vortrags sind sie gewiß fähig. Die Lehre vom Sohn Gottes hat der Hr. V. sogleich auf die Lehre von Gott folgen lassen. Er gestehet, er habe der Ordnung des apostolischen Symbolums folgen wollen. Das ist nicht gar wichtig. Für Kinder und ganz Unwissende ist diese Lehre ganz unverständlich, wenn ihnen Jesus in Beziehung auf seine höhere Natur vorgestellt wird, und wird er ihnen bloß als ein Erretter der Menschen von Unwissenheit und Laster bekannt gemacht, so sollte auch noch manches zur Vorbereitung auf diese Lehre vorangeschickt werden. Ob der Hr. V. erklärt habe, was der heil. Geist sey, überlassen wir ihm selbst zu beurtheilen. Der Aufsatz über das, was das N. T. vom Teufel sagt, ist ein seltsamer Versuch, mit dem Aberglauben vom Teufel zu kapituliren, und zwischen den jüdischen und christlichen Vorurtheilen, und den Entscheidungen der gesunden Philosophie einen Mittelweg zu finden. Hr. T. glaubt den gefunden zu haben. Der Teufel war, wirkete auf der Erde zu Christi Zeit, er besaß die Dämonischen, ist aber nun nicht mehr, für uns wenigstens nicht mehr. Ein sonderbarer Einfall. Wer die Reden vom Teufel im N. T. für geoffenbarte Wahrheit hält, wird diesen Mittelweg schwerlich einschlagen wollen. Er wird sagen: „Paulus redet ja noch von bösen „Geistern, die in der Luft herrschen, die also noch nicht bezwungen und ihrer Gewalt beraubt waren. Die Apokalypse „meldet, daß er noch am Ende der Welt sein Wesen unter den „Heiden haben wird, daß er vorher noch den Antichrist wider „die Kirche anreizen werde u. s. w. Hr. Tobler hat seinen

theolo-

werden kann. Was hilfts, wenn der Erbauung suchende Christ in der einen Betrachtung die richtigste und vernünftigste Anweisung zur würdigen Feyer des Abendmahls antrifft, und nun gleich darauf wieder durch mystische und falsche Vorstellungen von dem rechten Gesichtspunkt abgelenkt wird? Nur zum Beweis Eins anzuführen, so herrscht noch in mehrern Betrachtungen und Gebeten die ganz irrige Vorstellung von der mit dem Genuß des Abendmahls verbundenen **Begnadigung** des Sünders, und einer **mystischen Vereinigung** der Gläubigen mit dem Erlöser. Man höre nur, wie der Kommunicant S. 149. Gott für diesen Segen danken soll! „Hallelujah, ich bin begnadigt! Ich habe die Speise des Lebens und den Trank der Unsterblichkeit genossen. Mein Bürgerrecht ist versiegelt. Meine Hoffnung gestärket. Meine „Sünden sind ans Kreuz geheftet. Mein Theil ist Gnade. „Mein Loos der Himmel. Sey gelobt für diese Ströme der „Wohlthaten, Herr mein Heiland! Sey gelobet, o Herr, „daß ich durch dein Abendmahl Besitzer unaussprechlicher Wohlthaten geworden bin. Wohin ich sehe, im Himmel und auf „Erden, im Leben und im Grabe blühet mein Glück. Dort „ist mein Name der Rolle, der Bürger des Himmels einverleibet worden. Hier ist mir das Dornenthal ein Paradies, „das Grab eine Ruhekammer worden u. s. f.“ In diesem Ton gehts nun weiter fort; und dergleichen Betrachtungen giebts mehrere. Das ist doch wahrlich nicht simple, wahre, evangelische Vorstellung, nicht natürliche Empfindung eines dankbaren Herzens, sondern übertriebenes und erzwungenes Gefühl, frommes mystisches Geschwätz, dabey sich wenig oder gar nichts denken läßt. — Eben so finden wir in der angehängten Liedersammlung gute und schlechte untereinander; und einige sind so beschaffen, daß es uns unbegreiflich scheint, wie sie der Herausgeber beybehalten konnte. Wir wollen auch hier zum Beleg ein paar Stellen anführen. S. 300 steht folgendes Lied, das wir ganz hersetzen.

Hör liebe Seel, dir ruft der Herr,
Da sollst du Achtung geben:
Komm, meine Schöne, komme her,
Mein Taub, mein Freud und Leben.
In den Felslöchern suche Ruh,
Und in Steinritzen raste.
Ich komm, zu dir ich fliehen thu,
Verschmäh nicht diesen Gaste.

Nichts

Nichts ſuch ich, denn Ergötzlichkeit
In Hölen deiner Wunden;
In Striemen deiner rothen Seit
Ich wahre Ruh hab funden.

O ihr Felslöcher berget mich!
O ihr Steinritz, laßt leben
In eurem Schutz mich ſicherlich;
Dank will ich ewig geben.

Hierauf folgt ein anderes mehr bekanntes altes Lied: Ich weiß ein Blümlein hübſch und fein u. ſ. f. Und S. 307 lautet der erſte Vers eines andern, wie hier folgt:

Seele, laß die Speiſe ſtehen,
Die nur Eckel dir erweckt.
Eile zu dem Mahl zu gehen,
Welches nach dem Himmel ſchmeckt,
Das die Teufel zwar entrüſtet,
Doch die Engel ſelbſt gelüſtet, u. ſ. f.

Iſts nicht Schande für den Herausgeber, noch ſolche Lieder zu ſammlen, und zur Erbauung der Chriſten aufs neue drucken zu laſſen? Oder hat ihn vielleicht der annoch in Nürnberg herrſchende Geſchmack genöthiget, dergleichen ſchlechte Sachen aus Nachſicht mit einzurücken? Faſt vermuthen wir dies, und ſelbſt der erſte Anblick des Titelkupfers brachte uns auf dieſe Idee. Denn kaum iſts doch glaublich, daß noch ein Prediger in Nürnberg an der darauf befindlichen Abbildung Gottes (als eines alten Mannes mit einem langen Bart, auf einem Thron ſitzend, und mit beflügelten Engeln, deren einige vor ihm opfern, umgeben) Wohlgefallen finden könne. Doch wäre dem auch ſo, wie will es der Herausgeber vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten, daß er ſolche grobe, ſinnliche, myſtiſche und zum Theil grundfalſche Vorſtellungen durch Betrachtungen, Lieder und Kupferſtiche befördert? Wir wiſſen ſehr gut, daß man mit manchen Irrthümern und Vorurtheilen der Menſchen, in Religionsſachen beſonders, ſehr ſäuberlich umgehen müſſe. Wenn ſie aber ſo gar groß und arg ſind, wenn ſie das Weſentliche einer Lehre betreffen, oder in das praktiſche Chriſtenthum merklichen Einfluß haben: dann, dünkt uns, wäre doch der Fall vorhanden, wo ein Lehrer der Religion, wenn er zumal Schriftſteller wird, ſo viel evangeliſchen und apoſtoliſchen Muth haben

müßte, dem herrschenden Geschmack entgegen zu arbeiten, und gerade herauszusagen: „so ists, so müßt ihr denken; so müßt „ihr handeln.“ — Wie soll's sonst in der Christenheit besser werden, wenn man den alten Gang ewig fortgeht! zumal, da der leichtsinnigen und ernsthaften Zweifler immer mehrere kommen, die denn freylich in solchen schönen Andachtsbüchern reiche Nahrung zur Unterhaltung ihrer Zweifel antreffen müssen.

Nicht wenig mußte es uns also befremden, da wir den Namen des Hrn. Rosenmüllers, eines sonst so gutdenkenden Mannes, auf dem Titel und unter der Vorrede erblickten, ja, da wir noch dazu die Empfehlung dieses Buchs in der letztern lasen. Ein solches Lob für eine solche Schrift bleibt uns allemal ein Räthsel; so richtig sich auch übrigens der Verf. über den rechten Gebrauch des Abendmahls in dem vorgesetzten Unterricht erklärt.

Thomas Seckers, der Rechte Doctors, Predigten über verschiedene Gegenstände; nach dessen eignen Handschriften herausgegeben von dessen Capellänen, den Doctoren der Gottesgelahrheit, Brilby Porteus und George Stinton. Siebenter Band. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1783. 1 Alphab. 2 Bogen in 8.

Es sind achtzehn Predigten über sehr verschiedene und zum Theil höchst wichtige Materien in diesem Bande enthalten. So erklärt und vertheidigt der Verf. z. E. in der zweyten Predigt die Lehre von der Genugthuung Christi über 2 Kor. 5, 21. In der achten redet er von den außerordentlichen, in der neunten von den innern Wirkungen des h. Geistes; in der zehnten von den Früchten, und in der folgenden von dem Zeugniß des Geistes. Auch sind die vierzehnte, funfzehnte und sechzehnte, in welchem die Materie vom Sabbath und dessen Feyer ausführlich behandelt wird, nicht minder erheblich. Ueberhaupt merkt man allenthalben den scharfsinnigen Denker, der, wenn er auch zuweilen noch zu fest an dem gewöhnlichen kirchlichen Lehrbegriff klebt, doch immer den scheinbarsten Mittelweg wählt, welcher zwar nicht für alle, doch für viele seiner Leser gangbar und beruhigend

ruhigend seyn wird. Mehreres über den eigentlichen Werth dieser Predigten findet man in den Recensionen der ersteren Theile.

Kg.

Toblerische Blätter. Zürich, bey Füßli. 1783.

Hrn. Toblers theologische Gelehrsamkeit und Pastoralkenntnisse sind bekannt genug. Gegenwärtige Sammlung bezeichnet den freydenkenden, Wahrheit suchenden und doch bescheidenen und behutsamen Wahrheitsforscher, der von dreistem Hang in streitigen Lehren der Religion zu entscheiden, und sclavischen Anhänglichkeit an die Decisionen der Schultheologie sich immer gleich weit zu entfernen sucht, der sich immer den gedoppelten Zweck, zu unterrichten und zu erbauen, vorsetzt, und auch gewagte Hypotheſen mit einer auch gemeinen Christen unanstößigen Art vorzutragen sich Mühe giebt. Es wäre indessen zu wünschen, daß seine Bescheidenheit nicht in ängstliches Mißtrauen in eigene Einsicht, oder gar Affectation einer zu geringen Meynung von seinen Fähigkeiten, seine Behutsamkeit, nicht Wahrheit mit dem bestrittenen Irrthum zugleich wegzuwerfen, nicht in Bestreben zwischen Wahrheit und Irrthum einen Mittelweg, den es nicht giebt, zu suchen, oft ausartete, und seine Begierde, niemand unanstößig zu seyn, die Gestalt der nicht so lobenswürdigen, niemand zu misfallen, annähme. Wir zeichnen den Inhalt der vornehmsten Aufsätze aus. Die Gedanken über einige Aeußerungen im Schlosserschen Schreiben über das Werk vom Zweck Jesu und seiner Jünger, haben R. sehr wohl gefallen. Hr. T. zeigt, daß Hr. Schlosser mit Unrecht die ungleichen Schriftexegesen und Hypotheſen der Theologen für das Christenthum im Ganzen nachtheilig, und für etwas, das mit Einführung des Christenthums in die Welt in keinem nothwendigen Zusammenhang stehen, erklärt. Hr. Schlosser ist der Meynung, alle theologischen Kontroversen seyen nur immer gegen die Verbrämungen gegangen, welche die Theologen von jeher der Religion umgehängt haben. Die christliche Sittenlehre und die Hoffnung der künftigen Welt seyn nie der Gegenstand der Zweifel und des Spotts der Freygeister gewesen, und die christlichen Lehrer hätten sich immer an diese wesentlichen Stücke halten sollen. Dagegen könnte mit allem Recht eingewandt werden, daß die besondern Bestimmungen

der

der Aussichten in ein künftiges Leben, die Art der Bekanntmachung dieser und anderer Lehren, die Gründe, wodurch diese Lehren beglaubigt, die Motive, wodurch die christliche Sittenlehre unterstützt wird, das Charakteristische des Christenthums sind. Und von dem hat Hr. Tobler etwas gesagt, wenn gleich nicht so viel als er sagen konnte. Die Sittenlehre, sagt er, ist nicht christliche Sittenlehre, wenn wir sie nicht aus dem N. T. mit Hülfe der Auslegungen schöpfen. Zu den Hoffnungen einer bessern Welt für Tugendhafte mußten Drohungen der Strafen für Lasterhafte kommen, die hat das Christenthum hinzugethan. Die Vorträge Jesu, die in den Nachrichten von seinem Leben und seinen Reden enthalten sind, müssen in dem Zusammenhang, den sie dort haben, und auch mit seiner Geschichte haben, gefaßt werden, wenn sie den Einfluß auf die Verbesserung der Menschen aller Zeiten haben sollen, den sie äußern. Und so sind Theologie und Schriftauslegung Dinge, die man nicht entbehren kann. Streitigkeiten über theologische Materien sind unvermeidlich, da in jedes Christen Verstand der Inbegriff der christlichen Lehren seinen eigenthümlichen Zusammenhang hat und haben muß, und diese Streitigkeiten ein Beweis von dem Interesse sind, welches die Streitenden an den Lehren der Religion nehmen. Uns dünkt, daß die Kontroversen der Gottesgelehrten und Schriftforscher auch den wichtigen Nutzen hatten, daß sie den menschlichen Verstand aus seiner Unthätigkeit aufgeweckt und auf einer oft nützlichen Weise beschäftiget haben. Die Erfordernisse zu einem guten Theologen und Schriftausleger, daß er in verschiedenen Wissenschaften Fortschritte gethan habe, sind in allen Zeiten eine starke Aufmunterung zum Studium verschiedener Wissenschaften gewesen. In der Abhandlung **über Sinn und Anwendung der Stelle Eph. 4, 1—9.** bemerkt der H. V., daß hier eine Akkommodation dessen sey, was eigentlich von David zu verstehen sey. R. leuchtet das nicht so recht ein. Es scheint ihm, Paulus wolle nur den Zusammenhang der Austheilung von mancherley Gaben mit der Erhöhung, durch welche Jesus in den Stand gesetzt wurde, Gaben auszutheilen, zeigen, und führe jene Stelle des 68. Psalms nur deswegen an, weil sie diese beyden Dinge auf einander folgen läßt. Erhöhung wird auch wohl Gott zugeschrieben, Und von Gott und nicht von einem Helden scheint der Psalmdichter zu reden. **Die Sätze der biblischen Glaubenslehre** (für Kinder oder Anfänger) hat H. T. selbst mit kritischem Blicke nochmals durchgesehen, und seine Bedenklichkeiten

keiten darüber in einem besondern Aufsatz mitgetheilt, aber auch zugleich wieder durch Gründe, die ihn beruhigen, gehoben. Mancher Leser wird eben die Bedenklichkeiten dabey finden, aber nicht jeder wird durch des V. Gründe auch wieder beruhiget werden. Er fängt mit der Lehre von Gott an. Gleichwohl ist dies Wesen so sehr über die Fassungskraft der ganz ununterrichteten, zumalen der Kinder erhaben. Aber Hr. T. bemerkt, daß er ja keine Vorbereitung zur Religionslehre schreibe, die freylich vorangehen müsse, und nicht selbst Religionsbegriffe einflößte, sondern andere Kenntnisse, die voran gehen müssen. Sollte nun aber die Lehre von der Seele des Menschen, von der Bestimmung des Menschen zur Glückseligkeit, von der wohlthätigen Einrichtung und Ordnung der Welt nicht auch in die Religionslehre gehören? Und diese Lehren sind es ja, die zur Einleitung in die Lehre von Gott, und selbst zum Beweise derselben dienen können. Eines populären Vortrags sind sie gewiß fähig. Die Lehre vom Sohn Gottes hat der Hr. V. sogleich auf die Lehre von Gott folgen lassen. Er gestehet, er habe der Ordnung des apostolischen Symbolums folgen wollen. Das ist nicht gar wichtig. Für Kinder und ganz Unwissende ist diese Lehre ganz unverständlich, wenn ihnen Jesus in Beziehung auf seine höhere Natur vorgestellt wird, und wird er ihnen bloß als ein Erretter der Menschen von Unwissenheit und Laster bekannt gemacht, so sollte auch noch manches zur Vorbereitung auf diese Lehre vorangeschickt werden. Ob der Hr. V. erklärt habe, was der heil. Geist sey, überlassen wir ihm selbst zu beurtheilen. Der Aufsatz über das, was das N. T. vom Teufel sagt, ist ein seltsamer Versuch, mit dem Aberglauben vom Teufel zu kapituliren, und zwischen den jüdischen und christlichen Vorurtheilen, und den Entscheidungen der gesunden Philosophie einen Mittelweg zu finden. Hr. T. glaubt den gefunden zu haben. Der Teufel war, wirkete auf der Erde zu Christi Zeit, er besaß die Dämonischen, ist aber nun nicht mehr, für uns wenigstens nicht mehr. Ein sonderbarer Einfall. Wer die Reden vom Teufel im N. T. für geoffenbarte Wahrheit hält, wird diesen Mittelweg schwerlich einschlagen wollen. Er wird sagen: „Paulus redet ja noch von bösen „Geistern, die in der Luft herrschen, die also noch nicht bezwungen und ihrer Gewalt beraubt waren. Die Apokalypse „meldet, daß er noch am Ende der Welt sein Wesen unter den „Heiden haben wird, daß er vorher noch den Antichrist wider „die Kirche anreizen werde u. s. w. Hr. Tobler hat seinen

theolo-

theologischen Aufsätzen noch einige Gedichte, und eine kleine Reisebeschreibung (à la Yorik? so was soll sie doch seyn?) beygefügt. R. wünscht, daß Hr. Tobler sich künftig weder in das Feld der Dichtkunst noch der empfindsamen Reisebeschreiber wage. Denn man kann schwerlich in beyden Fächern etwas Unbedeutenderes und Stümperhafteres liefern. Zur Probe geben wir aus den Gedichten ein paar Stellen. Die Rhapsodie vom Strome des Lebens fängt sich so an:

O wie wallets, wie wogets an dunkeln Ufern hinunter.
Geister schütten ihr Licht zusammen, und spiegelns und löschens
Sieh aus Thalen voll Schatten, und Licht, aus verwundnen Gebürgen
Rennen Menschen mit schallendem Fuß, und zu Pferd und auf Wagen
Ewigwebendes, ewiggeschwichtiges Volk mit der Flut fort.

Diesem dunkeln hochtrabenden Gewäsch im Geschmack der Dünkel in Weißens Poeten nach der Mode fügen wir noch eine Stelle im Reimreichs Geschmack bey. Die Ode an die älteste Tochter des Verf., da sie aufs Land fuhr, fängt so an:

So rollt mit dir die Kutsche fort,
Ich seh von ferne zu,
Ich wünsche Glück zur Reise dir.
Und droben Lust und Ruh.

2.

Bald kommt ihr ins Gespräch hinein,
Mögt noch der Aussicht sehn,
Bemerket alle groß und klein,
Bald laßt ihrs stille gehn.

Die Reisebeschreibung nach einem Dorfe, wo der Verf. Geschäfte hatte, fällt ins kindische und eckelhaft kleinfügige. Man sieht, der Verf. wollte durch ihre Naivetät gefallen, und darüber vergaß er, daß mehr als die Erzählung kleiner Umstände dazu gehört. Was ist hierin für uns interessantes, rührendes, wenn er z. E. uns erzählt, daß ihm ein Bauer ein

Schock

Schock Nüsse gegeben, daß er sie geschält, und mit Traubenbeeren, die er unterwegs abgerupft, gegessen, auch ganz wohlschmeckend befunden? Hr. T. scheint freylich selbst von diesen Arbeiten gering zu denken. Allein warum theilt er sie der Welt mit?

Hz.

M. Magnus Friedrich Roos, Specialsuperintendenten und Pfarrers in Lustnau, christliches Hausbuch, welches Morgen- und Abendandachten aufs ganze Jahr, nebst beygefügten Liedern enthält. Erster Theil. Jenner bis Junius, mit Kupfern. Stutgard, bey Meßler. 1783. 2 Alphabet 2 Bogen in 8.

Eigentlich ein ascetischer Kommentar über das Liederkästlein, welches der sel. M. Hiller vor einigen Jahren in zwey Theilen herausgegeben hat. Da dieses in dortigen Gegenden vielen Beyfall gefunden haben soll, so ist Hr. Roos vom Verleger ersucht worden, nach Art des Hausbuchs, welches der sel. Hr. von Bogatzky über sein Schatzkästlein schrieb, auch ein ähnliches Werk über das Hillersche Liederkästlein auszuarbeiten. Hiezu ist denn auch Hr. Roos ganz willig gewesen, in der festen Zuversicht, daß er dadurch vielen Segen stiften werde. Er liefert uns also hier den ersten Theil seiner Betrachtungen, nämlich Morgen- und Abendandachten auf jeden Tag, vom Januar bis Junius. Der Spruch, welcher in jenen Liederkästlein angezeichnet steht, ist jedesmal zum Grunde gelegt; und zwar die Sprüche des ersten Theils bey den Morgenandachten, und die des zweyten Theils bey den Abendandachten. Hinten ist allemal ein kurzes Lied angehangen, so wie solches schon im Liederkästlein befindlich war. Jede Betrachtung füllet gerade ein ganzes Blatt.

So viel von der Veranlassung und äußerlichen Einrichtung dieses Buchs. Was den innern Gehalt betrifft, so werden wir genug gesagt haben, wenn wir versichern, daß es ungefähr von eben dem Werth sey, als das Bogatzkysche Hausbuch. In Absicht der Schreibart mögte ein geringer Unterschied seyn, sonst sind in beyden Werken einerley Lehrsätze, einerley Bekehrungsmethode, einerley mystische Vorstellungen und

Aus-

Ausdrücke anzutreffen. Wer daher in den Bogatzkyſchen Schriften Nahrung für ſeine Seele zu finden vermeynt, der mag ſie auch hier ſuchen. Wer aber deutliche Anweiſung zur vernünftigen Kenntniß und Ausübung eines ſimplen Chriſtenthums haben will, der verirre ſich ja nicht hieher. Dies iſt alles, was wir über dies Hausbuch zu ſagen für nöthig halten. Zudem ſo iſt Hr. Roos auch bereits aus andern ſeiner Arbeiten unſern Leſern ſattſam bekannt.

Heilſame Betrachtungen aus den Sonn- und Feſttagsevangelien, nebſt einigen Paſſionsbetrachtungen: entworfen und vorgetragen im Jahr 1782. von D. Joh. Heinr. Daniel Moldenhauer, Paſtor am Dohm und Lect. Secund. Hamburg, bey Reuß. 19 Bogen in gr. 8.

Predigten über die gewöhnlichen Sonntagsevangelien, in Verbindung mit andern Schriftſtellen von D. Balthaſar Münter, Hauptpaſtor der deutſchen Petrigemeine in Kopenhagen. Fünfter Theil. Kopenhagen, bey Faber und Nitſchke. 1782. 1 Alphabet 7½ Bogen in 8.

Predigten über die feyertäglichen Epiſteln des ganzen Jahrs, ſammt einer Confirmationspredigt und zwo Reden über die augſpurgiſche Confeſſion; ans Licht geſtellt von M. Ernſt Bengel, Diakonus an der Stiftskirche zu Tübingen. Tübingen, bey Heerbrandt. 1783. 22 Bogen in 8.

Hr. Moldenhauer diſponirt ſeine Predigten ordentlich, und ſein Vortrag iſt praktiſch und populär. Dies iſt das Gute, welches wir auch an dieſem Jahrgange ſeiner Predigtentwürfe nicht verkennen. Uebrigens iſt ſeine Denkungsart ſchon aus andern Schriften ſattſam bekannt; wir haben es auch bereits mehr denn einmal bey Beurtheilung ſeiner Schriften zu erkennen gegeben, daß wir mit ſeinen Schrifterklärungen und Dogmatik nicht immer zufrieden ſeyn können. Mehreres zu ſagen halten wir für unnöthig.

In

In den Münterſchen Predigten herrſcht mehr philoſophiſcher Geiſt, und der Zuſchnitt ſowohl als die Ausführung ſind weit moderner gerathen. Nur zuweilen ſtößt man noch auf eine Schriftauslegung und auf eine darauf gegründete dogmatiſche Erklärung, wo man den gewöhnlichen Scharfſinn des Verfaſſer vermißt. Dahin rechnen wir in dieſem Theile unter andern die Erklärung der bekannten Worte Johannis: ſiehe das iſt Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Gleich in der zweyten Predigt wird dieſer Text zum Grunde der ganzen Betrachtung gelegt. Es wird zuerſt die Redensart: „Sünde tragen“ aus einigen prophetiſchen Stellen des A. T. erläutert, und ſodann daraus gefolgert, daß Johannes, indem er dieſen Ausdruck von Chriſto gebraucht, nichts anders habe ſagen wollen, als daß dieſer die Strafen, welche alle Menſchen mit ihren Sünden verdient haben, an ihrer Stelle habe erdulden ſollen. Dies hat nun freylich vielen Schein. Dringet man aber tiefer in die Unterſuchung und in Vergleichung aller Umſtände ein: ſo zeigt ſichs bald, daß bey dieſen und ähnlichen Ausdrücken doch nur dunkele und uneigentliche Vorſtellungen zum Grunde liegen; und daß Johannes dieſe um der allgemeinen Aehnlichkeit willen genommen und auf Chriſtum angewandt habe. Seine Sache war es nicht, (ſo wie es auch die Sache der Evangeliſten und Apoſtel nicht war) darüber zu philoſophiren, und das Eigentliche vom Uneigentlichen zu ſcheiden. Thut man dieß aber, ſo bleibt ſicher am Ende nichts weiter als die ganz ſimple Idee übrig: „Chriſtus „iſt gekommen, um die Menſchen von dem Unglück, welches „aus ihrem ſittlichen Verderben entſprungen war, zu erretten.“ Ob hiezu eine eigentliche Stellvertretung nöthig geweſen, das iſt ein Punkt, der erſt nach ganz andern Gründen erörtert und entſchieden werden muß. Es iſt allemal gefährlich, wenn man auf uneigentlichen Vorſtellungen ein Lehrſyſtem erbauen will. — Auch hätten wir kaum vermuthet, daß der Verf. noch in der Stelle 1 Moſ. 3, 15. eine Verheißung auf Chriſtum finden würde, wie wir ſolches in der neunten Predigt bemerkt haben. — Doch wir übergehen dergleichen Stellen, wo der freydenkende Forſcher anſtoßen kann, und verſichern unſere Leſer, daß übrigens auch in dieſem Bande viele ſehr intereſſante Materien ſehr gut abgehandelt worden ſind. Zum Beweis und Beyſpiel ſetzen wir nur folgende wenige her. Sechſte Predigt: Wie wir die Lehre Jeſu annehmen und befolgen müſſen, damit ſie ihre ſeligmachende Wirkung bey uns

thun möge. — Siebente Pred. Vom thörichten
sündlichen Vertrauen auf Gott. — Vierzehnte Pred
Die christliche Buße ist kein Geschäft der Furcht und
Aengstlichkeit, sondern der Liebe und Hoffnung. —
Funfzehnte Pred. Schriftmäßiger Unterricht von der
Wirkungen des heil. Geistes in uns. — Neunzehnte
Predigt. Gott, der allmächtige Vater, hat sich in
Werke der Erlösung nicht als ein strenger unerbittli
cher Richter, sondern als unser gnädiger Vater erwie
sen. — Drey und zwanzigste Pred. Ob und in wie fern
nach den Grundsätzen der Lehre Jesu ein langes Le
ben für Wohlthat und Gewinn, ein frühzeitiger Tod
aber für Schaden und Verlust zu halten sey. — Sech
und zwanzigste Pred. Es ist eher zu hoffen, daß ein of
fenbar lasterhafter Mensch, als daß ein Heuchler
ein wahrer Christ werde u. a. m.

Unter den feyerlichen Episteln, worüber Hr. Ben
gel uns seine Predigten mittheilt, sind eigentlich die auf d
Apostelntage fällige Texte zu verstehen. Doch sind die
steln auf die Marienfeste, auf den zweyten Oster- und Pfin
tag, und auf das Himmelfahrtsfest ebenfalls in dieser Sam
lung erklärt anzutreffen. Der Verf. meynt, daß seine Ar
um so weniger überflüßig sey, da man noch keine neue be
dere Predigtsammlung für die Apostelntage habe. Wir aber
wenn wir auf den innern Werth seiner Predigten sehen, glau
ben, daß das christliche Publikum nichts verloren haben
de, wenn sie auch ungedruckt geblieben wären. Denn
und Vortrag sind höchst mittelmäßig, und in Vergleich
manchen neuen Predigtsammlungen wirklich schlecht. Die
se Dogmatik, so wie sie etwa vor 40 bis 50 Jahren
zu werden pflegte, wird uns hier aufgetischt; selbst mit V
haltung vieler mystisch bildlichen Ausdrücke, welche doch be
von den mehresten rechtgläubig seyn wollenden Predigern
dem Kanzelvortrage verbannet werden. Man lese nur z.
die Predigt auf das Johannisfest, wo das Thema also aus
gedruckt ist, tröstliche Nachricht aus dem Herzen Got
tes an unsre Herzen — imgleichen die Predigt am Tag
Simonis und Judä, von der unaussprechlich großen
Wohlthat der Wiedergeburt. — Auszüge können und
wollen wir nicht machen: sonst hätten wir bey jeder P
viel zu erinnern.

Jw.

Reli

Religion aus den Hauptstellen der Bibel in Catechisationen — von Adam Friedrich Ernst Jacobi, Superintendent — zu Cranichfeld. Weimar, Hofmanns Wittwe. 1783. 8. 1 Alph. 4 B.

Die Stücke, welche der gutmeynende V. katechetisch behandelt, sind: Bibel, Gott, Dreyeinigkeit, Schöpfung, Engel, Vorsehung, Fall und Zurechnung der Sünde Adams, Sünde und Strafe der Sünde, Gottes Entschluß, den Menschen wieder zu helfen, Erlöser, Jesus als wahrer Mensch, dessen zwey Naturen, Christus als Lehrer, Leben des Erlösers nach dem Gesetz, Leiden und Tod Christi, Tod und Begräbniß, Auferstehung, Mittlersverrichtungen, Jesus König und Hoherpriester, noch bevorstehende Verrichtungen des Erlösers, Himmel und Hölle, was die Menschen thun müssen, selig zu werden, Buße, Gottes Beystand selig zu werden, Rechtfertigung, ganz nach dem System. Aber als katechetischer Unterricht betrachtet, ist es doch auch nicht das, was eigentlich zur zweckmäßigen Katechisation gehöret. Der V. verläßt zu schnell die Sache, welche abgehandelt werden soll, und fängt da an zu exegesiren, wo noch weitere Entwickelung nöthig wäre. Ueberhaupt schicken sich auch nur wenige Materien von denen, die der Verf. gewählt hat, zum Vortrage von der Art, denn schulgerechte Glaubenssachen erfodern geübte Zuhörer, und leiden nur sehr selten eine Entwickelung, die durch Fragen und Antworten hervorgebracht werden kann.

Manches ist auch überflüßig und unzweckmäßig, z. B. der Lehrer sagt von der Bibel: Es ist recht, daß ihr das Wort eingegeben zu einer besondern Redensart machet, denn weil das Wörtchen und als ein Verbindungswort im Griechischen darauf folget; so muß der Ausdruck eingegeben eine Beschreibung der h. Schrift seyn. Wozu dergleichen Gelehrsamkeit? lieber das deutlich gemacht, wie die Bibel nützlich sey, und Verbesserung und Glückseligkeit der Menschen gewähre.

Der Anhang enthält Sprüche über die sämmtlichen Pflichten.

Vorlesungen über die Gleichnißreden unsers Heilandes, von Andreas Gray. Aus dem Englischen.

theologischen Aufsätzen noch einige Gedichte, und eine kleine Reisebeschreibung (à la Yorik? so was soll sie doch seyn?) beygefügt. R. wünscht, daß Hr. Tobler sich künftig weder in das Feld der Dichtkunst noch der empfindsamen Reisebeschreiber wage. Denn man kann schwerlich in beyden Fächern etwas Unbedeutenderes und Stümperhafteres liefern. Zur Probe geben wir aus den Gedichten ein paar Stellen. Die Rhapsodie vom Strome des Lebens fängt sich so an:

O wie wallets, wie wogets an dunkeln Ufern hinunter.
Geister schütten ihr Licht zusammen, und spiegelns und löschens
Sieh aus Thalen voll Schatten, und Licht, aus verwundnen Gebürgen
Rennen Menschen mit schallendem Fuß, und zu Pferd und auf Wagen
Ewigredendes, ewiggeschwichtiges Volk mit der Flut fort.

Diesem dunkeln hochtrabenden Gewäsch im Geschmack der Dünkel in Weißens Poeten nach der Mode fügen wir noch eine Stelle im Reimreichs Geschmack bey. Die Ode an die älteste Tochter des Verf., da sie aufs Land fuhr, fängt so an:

So rollt mit dir die Kutsche fort,
Ich seh von ferne zu,
Ich wünsche Glück zur Reise dir.
Und droben Lust und Ruh.

2.

Bald kommt ihr ins Gespräch hinein,
Mögt noch der Aussicht sehn,
Bemerket alle groß und klein,
Bald laßt ihrs stille gehn.

Die Reisebeschreibung nach einem Dorfe, wo der Verf. Geschäfte hatte, fällt ins kindische und eckelhaft kleinfügige. Man sieht, der Verf. wollte durch ihre Naivetät gefallen, und darüber vergaß er, daß mehr als die Erzählung kleiner Umstände dazu gehört. Was ist hierin für uns interessantes, rührendes, wenn er z. E. uns erzählt, daß ihm ein Bauer ein

Schock

Schock Nüsse gegeben, daß er sie geschält, und mit Traubenbeeren, die er unterwegs abgerupft, gegessen, auch ganz wohlschmeckend befunden? Hr. T. scheint freylich selbst von diesen Arbeiten gering zu denken. Allein warum theilt er sie der Welt mit?

Hz.

M. Magnus Friedrich Roos, Specialsuperintendenten und Pfarrers in Lustnau, christliches Hausbuch, welches Morgen- und Abendandachten aufs ganze Jahr, nebst beygefügten Liedern enthält. Erster Theil. Jenner bis Junius, mit Kupfern. Stutgard, bey Metzler. 1783. 2 Alphabet 2 Bogen in 8.

Eigentlich ein ascetischer Kommentar über das Liederkästlein, welches der sel. M. Hiller vor einigen Jahren in zwey Theilen herausgegeben hat. Da dieses in dortigen Gegenden vielen Beyfall gefunden haben soll, so ist Hr. Roos vom Verleger ersucht worden, nach Art des Hausbuchs, welches der sel. Hr. von Bogatzky über sein Schatzkästlein schrieb, auch ein ähnliches Werk über das Hillersche Liederkästlein auszuarbeiten. Hiezu ist denn auch Hr. Roos ganz willig gewesen, in der festen Zuversicht, daß er dadurch vielen Segen stiften werde. Er liefert uns also hier den ersten Theil seiner Betrachtungen, nämlich Morgen- und Abendandachten auf jeden Tag, vom Januar bis Junius. Der Spruch, welcher in jenen Liederkästlein angezeichnet steht, ist jedesmal zum Grunde gelegt; und zwar die Sprüche des ersten Theils bey den Morgenandachten, und die des zweyten Theils bey den Abendandachten. Hinten ist allemal ein kurzes Lied angehangen, so wie solches schon im Liederkästlein befindlich war. Jede Betrachtung füllet gerade ein ganzes Blatt.

So viel von der Veranlassung und äußerlichen Einrichtung dieses Buchs. Was den innern Gehalt betrifft, so werden wir genug gesagt haben, wenn wir versichern, daß es ungefähr von eben dem Werth sey, als das Bogatzkysche Hausbuch. In Absicht der Schreibart mögte ein geringer Unterschied seyn, sonst sind in beyden Werken einerley Lehrsätze, einerley Bekehrungsmethode, einerley mystische Vorstellungen und

Aus-

Ausdrücke anzutreffen. Wer daher in den Bogatzkyschen Schriften Nahrung für seine Seele zu finden vermeynt, der mag sie auch hier suchen. Wer aber deutliche Anweisung zur vernünftigen Kenntniß und Ausübung eines simplen Christenthums haben will, der verirre sich ja nicht hieher. Dies ist alles, was wir über dies Hausbuch zu sagen für nöthig halten. Zudem so ist Hr. Roos auch bereits aus andern seiner Arbeiten unsern Lesern sattsam bekannt.

Heilsame Betrachtungen aus den Sonn- und Festtagsevangelien, nebst einigen Passionsbetrachtungen: entworfen und vorgetragen im Jahr 1782. von D. Joh. Heinr. Daniel Moldenhauer, Pastor am Dohm und Lect. Secund. Hamburg, bey Reuß. 19 Bogen in gr. 8.

Predigten über die gewöhnlichen Sonntagsevangelien, in Verbindung mit andern Schriftstellen von D. Balthasar Münter, Hauptpastor der deutschen Petrigemeine in Kopenhagen. Fünfter Theil. Kopenhagen, bey Faber und Nitschke. 1782. 1 Alphabet 7½ Bogen in 8.

Predigten über die feyertäglichen Episteln des ganzen Jahrs, sammt einer Confirmationspredigt und zwo Reden über die augspurgische Confession; ans Licht gestellt von M. Ernst Bengel, Diakonus an der Stiftskirche zu Tübingen. Tübingen, bey Heerbrandt. 1783. 22 Bogen in 8.

Hr. Moldenhauer disponirt seine Predigten ordentlich, und sein Vortrag ist praktisch und populär. Dies ist das Gute, welches wir auch an diesem Jahrgange seiner Predigtentwürfe nicht verkennen. Uebrigens ist seine Denkungsart schon aus andern Schriften sattsam bekannt; wir haben es auch bereits mehr denn einmal bey Beurtheilung seiner Schriften zu erkennen gegeben, daß wir mit seinen Schrifterklärungen und Dogmatik nicht immer zufrieden seyn können. Mehreres zu sagen halten wir für unnöthig.

In

In den Münterschen Predigten herrscht mehr philosophischer Geist, und der Zuschnitt sowohl als die Ausführung sind weit moderner gerathen. Nur zuweilen stößt man noch auf eine Schriftauslegung und auf eine darauf gegründete dogmatische Erklärung, wo man den gewöhnlichen Scharfsinn des Verfasser vermißt. Dahin rechnen wir in diesem Theile unter andern die Erklärung der bekannten Worte Johannis: siehe das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Gleich in der zweyten Predigt wird dieser Text zum Grunde der ganzen Betrachtung gelegt. Es wird zuerst die Redensart: „Sünde tragen“ aus einigen prophetischen Stellen des A. T. erläutert, und sodann daraus gefolgert, daß Johannes, indem er diesen Ausdruck von Christo gebraucht, nichts anders habe sagen wollen, als daß dieser die Strafen, welche alle Menschen mit ihren Sünden verdient haben, an ihrer Stelle habe erdulden sollen. Dies hat nun freylich vielen Schein. Dringet man aber tiefer in die Untersuchung und in Vergleichung aller Umstände ein: so zeigt sichs bald, daß bey diesen und ähnlichen Ausdrücken doch nur dunkele und uneigentliche Vorstellungen zum Grunde liegen; und daß Johannes diese um der allgemeinen Aehnlichkeit willen genommen und auf Christum angewandt habe. Seine Sache war es nicht, (so wie es auch die Sache der Evangelisten und Apostel nicht war) darüber zu philosophiren, und das Eigentliche vom Uneigentlichen zu scheiden. Thut man dieß aber, so bleibt sicher am Ende nichts weiter als die ganz simple Idee übrig: „Christus „ist gekommen, um die Menschen von dem Unglück, welches „aus ihrem sittlichen Verderben entsprungen war, zu erretten.“ Ob hiezu eine eigentliche Stellvertretung nöthig gewesen, das ist ein Punkt, der erst nach ganz andern Gründen erörtert und entschieden werden muß. Es ist allemal gefährlich, wenn man auf uneigentlichen Vorstellungen ein Lehrsystem erbauen will. — Auch hätten wir kaum vermuthet, daß der Verf. noch in der Stelle 1 Mos. 3, 15. eine Verheißung auf Christum finden würde, wie wir solches in der neunten Predigt bemerkt haben. — Doch wir übergehen dergleichen Stellen, wo der freydenkende Forscher anstoßen kann, und versichern unsere Leser, daß übrigens auch in diesem Bande viele sehr interessante Materien sehr gut abgehandelt worden sind. Zum Beweis und Beyspiel setzen wir nur folgende wenige her. Sechste Predigt: Wie wir die Lehre Jesu annehmen und befolgen müssen, damit sie ihre seligmachende Wirkung bey uns

thun möge. — Siebente Pred. Vom thörichten und sündlichen Vertrauen auf Gott. — Vierzehnte Pred. Die christliche Buße ist kein Geschäft der Furcht und Aengstlichkeit, sondern der Liebe und Hoffnung. — Funfzehnte Pred. Schriftmäßiger Unterricht von den Wirkungen des heil. Geistes in uns. — Neunzehnte Predigt. Gott, der allmächtige Vater, hat sich in dem Werke der Erlösung nicht als ein strenger unerbittlicher Richter, sondern als unser gnädiger Vater erwiesen. — Drey und zwanzigste Pred. Ob und in wie fern nach den Grundsätzen der Lehre Jesu ein langes Leben für Wohlthat und Gewinn, ein frühzeitiger Tod aber für Schaden und Verlust zu halten sey. — Sechs und zwanzigste Pred. Es ist eher zu hoffen, daß ein offenbar lasterhafter Mensch, als daß ein Heuchler noch ein wahrer Christ werde u. a. m.

Unter den feyertäglichen Episteln, worüber Hr. Bengel uns seine Predigten mittheilt, sind eigentlich die auf die Apostelntage fällige Texte zu verstehen. Doch sind die Episteln auf die Marienfeste, auf den zweyten Oster- und Pfingsttag, und auf das Himmelfahrtsfest ebenfalls in dieser Sammlung erklärt anzutreffen. Der Verf. meynt, daß seine Arbeit um so weniger überflüßig sey, da man noch keine neue besondere Predigtsammlung für die Apostelntage habe. Wir aber, wenn wir auf den innern Werth seiner Predigten sehen, glauben, daß das christliche Publikum nichts verloren haben würde, wenn sie auch ungedruckt geblieben wären. Denn Sachen und Vortrag sind höchst mittelmäßig, und in Vergleichung mit manchen neuen Predigtsammlungen wirklich schlecht. Die ganze Dogmatik, so wie sie etwa vor 40 bis 50 Jahren gepredigt zu werden pflegte, wird uns hier aufgetischt; selbst mit Beybehaltung vieler mystisch bildlichen Ausdrücke, welche doch bereits von den mehresten rechtgläubig seyn wollenden Predigern aus dem Kanzelvortrage verbannet werden. Man lese nur z. E. die Predigt auf das Johannisfest, wo das Thema also ausgedruckt ist, tröstliche Nachricht aus dem Herzen Gottes an unsre Herzen — imgleichen die Predigt am Tage Simonis und Judä, von der unaussprechlich grossen Wohlthat der Wiedergeburt. — Auszüge können und wollen wir nicht machen: sonst hätten wir bey jeder Predigt viel zu erinnern.

Iw.

Reli-

Religion aus den Hauptstellen der Bibel in Catechisationen — von Adam Friedrich Ernst Jacobi, Superintendent — zu Cranichfeld. Weimar, Hofmanns Wittwe. 1783. 8. 1 Alph. 4 B.

Die Stücke, welche der gutmeynende V. katechetisch behandelt, sind: Bibel, Gott, Dreyeinigkeit, Schöpfung, Engel, Vorsehung, Fall und Zurechnung der Sünde Adams, Sünde und Strafe der Sünde, Gottes Entschluß, den Menschen wieder zu helfen, Erlöser, Jesus als wahrer Mensch, dessen zwey Naturen, Christus als Lehrer, Leben des Erlösers nach dem Gesetz, Leiden und Tod Christi, Tod und Begräbniß, Auferstehung, Mittlersverrichtungen, Jesus König und Hoherpriester, noch bevorstehende Verrichtungen des Erlösers, Himmel und Hölle, was die Menschen thun müssen, selig zu werden, Buße, Gottes Beystand selig zu werden, Rechtfertigung, ganz nach dem System. Aber als katechetischer Unterricht betrachtet, ist es doch auch nicht das, was eigentlich zur zweckmäßigen Katechisation gehöret. Der V. verläßt zu schnell die Sache, welche abgehandelt werden soll, und fängt da an zu exegesiren, wo noch weitere Entwickelung nöthig wäre. Ueberhaupt schicken sich auch nur wenige Materien von denen, die der Verf. gewählt hat, zum Vortrage von der Art, denn schulgerechte Glaubenssachen erfodern geübte Zuhörer, und leiden nur sehr selten eine Entwickelung, die durch Fragen und Antworten hervorgebracht werden kann.

Manches ist auch überflüßig und unzweckmäßig, z. B. der Lehrer sagt von der Bibel: Es ist recht, daß ihr das Wort eingegeben zu einer besondern Redensart machet, denn weil das Wörtchen und als ein Verbindungswort im Griechischen darauf folget; so muß der Ausdruck eingegeben eine Beschreibung der h. Schrift seyn. Wozu dergleichen Gelehrsamkeit? lieber das deutlich gemacht, wie die Bibel nützlich sey, und Verbesserung und Glückseligkeit der Menschen gewähre.

Der Anhang enthält Sprüche über die sämmtlichen Pflichten.

Vorlesungen über die Gleichnißreden unsers Heilandes, von Andreas Gray. Aus dem Englischen.

Hannover, Helwing. 1783. 8. 1 Alphabet 8 Bogen.

Wenn ausländische Produkte nur alsdann übersetzt zu werden verdienen, in dem Falle sie zur Erweiterung der Erkenntniß beytragen, oder Gegenstände von einer neuen Seite beleuchten, so hätte diese Schrift, die in ihrer Art gut ist, unübersetzt bleiben können.

Lebensgeschichte Jesu, aus dem Griechischen. Berlin, bey Lange. 322 S. 8. 1783.

Der Titel ist so neu, und dabey so unbestimmt, daß wir nichts wenigers vermutheten, als eine Biographie Jesu, so etwa, wie sie Heß entworfen hat, wozu denn der V. das N. T. und die Nachrichten der ältesten Kirchenväter genutzet haben würde; aber wir haben uns sehr betrogen, als wir fanden, daß diese ganze Lebensgeschichte aus dem Griechischen nichts anders als eine sogenannte Harmonie sey. Damit aber der verlegene Name Harmonie diesem Unternehmen nicht nachtheilig werden möchte, so bedienet sich der Vers., der sich in dem Vorberichte Daniel Philipp Troschel, Prediger in Berlin, nennet, der Worte Toblers, die ihn vorzüglich bewogen hätten, seine Arbeit bekannt zu machen. Wir müssen diese Worte auszeichnen, weil sie gerade das enthalten, was der V. geleistet hat.

„Es ist mein Wunsch, man machte eine kleine Ausgabe „der Evangelien aller, so daß allenfalls die drey ersten in einander gefügt würden, und Johannes denn absonderlich folgte. „In einem Taschenformate würden sie abgedruckt, damit alle, „die unser Glaubensbuch gerne beständig zur Hand haben wollten, solches bequem bey sich tragen, und in christlicher Gesellschaft, oder Einsamkeit, hervorlangen könnten. Dies könnte ein recht wohlfeiles Evangelienbüchlein abgeben, bey dessen „Kleinheit sein Reichthum mehr als gewöhnlich in die Augen „fiele, und manche redliche Seele beym Anblick desselben erstaunen würde, die Geschichte von der Verbindung Gottes mit „dem Menschen so nahe und so groß beysammen zu haben.“

Es giebt häufig Fälle, wo man auf dem Rath eines angesehenen Mannes urtheilt und handelt, und dadurch oft so sehr misgeleitet wird. Dieser Fehler hat auch unsern V. beschlichen. Rec. will Hrn. Tobler das Verdienst individueller Erbauung

auf

auf keine Weise absprechen, aber daß dieser von dem wahren Geiste des Christenthums, wie ihn der V. nennt, Entwürfe zur allgemeinen Erbauung machen könne, das kann Rec. schlechterdings nicht einräumen. Es herrschet in diesem Schriftsteller ein zu ängstliches verkümmertes Christenthum, als daß es sich überall empfehlen ließe. Aus dieser Quelle floß nun das Urtheil, die Evangelien zum portefeuille zu machen: dazu sind sie aber auch in beliebter Harmonie auf keine Weise geschickt.

Die Evangelien enthalten zuförderst Geschichten, die größtentheils bekannt sind, Lehren, die durchaus erklärt werden müssen, wenn sie gehörig verstanden werden sollen; Lehrvorträge, wie sie sich für das damalige Kostum schickten, als z. B. die Versuchung Jesu, und endlich, wie sie Hr. D. Semler neuerlich nennet, temporelle Begriffe für Juden und Judenchristen. Das alles soll nun in eine Harmonie zusammengeknetet werden, und zwar zum Taschenbuche dienen, da doch der Leser vom gemeinen Schlage, für den der V. doch ohne Zweifel geschrieben hat, denn der eigentliche Gelehrte bedarf dessen nicht, sich zu wenig in das, was für ihn gehört, hineindenken, und den orientalischen Vortrag nie ganz verstehen wird.

Es wäre auch noch sehr zu bedenken, ob die eigentlichen Evangelien, als Geschichte betrachtet, zu etwas andern dienen würden, als bloß historische Erkenntniß hervorzubringen, da der größte Theil derselben sich auf die bloß äußre Geschichte Jesu beziehet. Weit schicklicher würden solche Theile für ein Handbuch seyn, wo die Religion in Moral unmittelbar übergienge.

Und dazu nun ein Taschenbuch, um es in christlicher Gesellschaft oder Einsamkeit hervorzulangen. Gott verhüte, daß wir irgends jemals in ein solch frömmelndes Christenthum verfallen sollten, wo es Sitte würde, beym dritten und vierten Worte nach der Tasche zu fassen, um das Evangelienbüchlein zu langen. Das würde der Gesellschaft eine unausstehliche Richtung geben, wodurch die gesellschaftliche Freude und Unterhaltung gelähmt würde, wie es bey Quäckern und Herrnhutern gewöhnlich ist. Eine verständige Frömmigkeit muß freylich in jedem Verhältnisse wirken. Aber überall, in unserm Umgange mit andern Menschen, so sehr es auch bey einer gewissen Parthey im Gebrauche ist, eine Geschichte oder einen

Spruch aus der Bibel anzubringen, macht doch ch a
fahrung größtentheils nur Heuchler und Litteralchri

Hätte der V. das alles gehörig überlegt, so würde
Publikum mit dieser so unnützen Arbeit verschont haben.

Nun müssen wir noch ein Wort von der Uebersetzun
reden. Wir finden sie schleppend, steif, und die Ver
gen schwerfällig. Unsre Leser mögen aus der folgenden
urtheilen, die wir zugleich mit der Heß- und Bahri
Uebersetzung, welche letztere unweit fließender ist, zusa
halten wollen, woraus auch erhellen wird, welche Qu
meisten genutzt worden ist.

Bahrdt.	Troschel Luc. 1.	
Welche Ehre für mich, die Mutter meines Herrn bey mir zu sehen. Siehe, in dem Augenblick da du mich begrüßtest, war es, als wenn das Kind in meinem Leibe für Freuden hüpfete. Wohl dir, daß du freudig angenommen hast, was dir Gott hat verkündigen lassen. Hierauf fuhr Maria fort:	Welche Ehre für mich, daß mich die Mutter meines Herrn besucht. Siehe, indem ich deinen Gruß vernahm, hüpfete mit Freuden das Kind in meinem Leibe. Glücklich bist du, daß du der Ankündigung des Herrn geglaubt hast; es wird unfehlbar erfüllet werden, was dir der Herr hat anzeigen lassen. Maria sprach hierauf:	
Mein Herz preiset Gott, und mein Geist freuet sich Gottes, der meine Hülfe und Erretter ist; der für seine arme Getreue gesorgt,	Mein Herz erhebe den Herrn! Mein Geist jauchzt frölich seinem Gott und Retter! Er würdigte seine arme Magd so hoher Ehre	Meine ganze lobt ihn Gott meinen land mein ja Herz. Daß er die Ar ne Dien hocherh Ehre wü

Mich

Bahrdt	Troschel.	Heß.
sorgt, und sie so hoch erhaben hat, daß die Nachwelt sie glücklich preisen wird. Er hat Grosses an mir gethan, der da mächtig ist, und dessen Name heilig ist — er, dessen Güte unveränderlich waltet über denen, die ihn fürchten. Er thut erstaunende Dinge durch seine Kraft. Er zernichtet die Anschläge des Stolzen und stürzet die eingebildeten Großen in den Staub, aber die Demüthigen erhebt er. Er füllet die Dürftigen mit Gütern, aber die Reichen läßt er leer ausgehen. Er nimmt sich	Mich werden Nationen künftig selig preisen.	Denn siehe! es preisen mich auch die Nationen selig von itzt an immerdar.
	Sehr hohe Gnade hat er mir erwiesen,	Denn hohe Gnade hat er mir erwiesen,
	Der Mächtige und Anbetungswürdige!	Der Mächtige, dessen Name heilig ist.
	Des Huld die so ihn ehren ewiglich beglückt.	Von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt Jehovahs Güte denen, die ihn fürchten.
	Er hat das größte Werk mit seinem Arm vollbracht.	Ein wundervolles Werk hat Gott gethan, sein hoher Arm hat große Kraft bewiesen.
	Des Stolzen Wünsche sind vereitelt.	Vereitelt hat er Stolzen ihre Wünsche.
	Er stürzt die Herrscher von den Thronen,	Gestürzt hat er die Herrscher ihrer Thronen.
	Die Niedrigen erhebt er aus dem Staube.	Und Arme und Bescheidne hat er vom Staube erhebt. (erhoben)
	Er sättiget die Hungrigen mit Gütern,	Er füllet die Dürftigen mit seinen Gütern,
	Die Reichen läßt er darben,	Die Reichen gingen leer fort.

Babrdt	Troschel	Hess
sich seiner getreuen Israeliten an, und zeigt, daß er noch diejenige Liebe und Barmherzigkeit gegen sie hege, welche er	Er nimmt sich, seines Bundes eingedenk,	Er nimmt sich des theuern Dieners an,
	Der Kinder seines Knechtes Jacob an,	Des Israels, getreu dem Bundesworte, das er auf ewig unsern Vätern gab.
Abraham und seinen Nachkommen auf immer zugesagt hatte.	Wie er dem Abraham und seinen spätsten Enkeln Zugesagt.	Das er dem Abraham und seinen spätsten Enkeln So huldreich zugesagt.

Diese Probe mag hinlänglich seyn, um in dieser zusammengestoppelten Arbeit den Einfluß vieler Köche zu erkennen. Möchte doch der V. nur lieber Luthers größtentheils ungleich bessern Ausdruck beybehalten haben, wie es denn überhaupt denen, die dem gemeinen Manne eine Bibelübersetzung liefern wollen, sehr zu rathen stünde, sich so wenig als möglich von Luthers Sprache zu entfernen. Außerdem ist auch oft ganz falsch übersetzt; wovon wir auch die Probe geben wollen. Mein Herz erhebe — wozu soll hier der coniunctivus? Jauchzt frölich — hier ist frölich ganz überflüßig, besser ist Luthers freuet sich. Er würdigte seine — Ehre — ist schleppend, Luthers angesehen druckt das Bild besser aus, und ist Uebersetzung, da jenes Paraphrase ist. γενεαι sind hier nicht Nationen, sondern die Geschlechtsfolge der jüdischen Nation. Sehr hohe Gnade — beglückt — ist steif; jeder Unpartheyische mag urtheilen, ob Luthers Uebersetzung nicht den Vorzug verdiene. Das hat auch Babrdt sehr wohl gefühlt. Er hat das größte Werk — des Stolzen Wünsche sind — warum sind hier die aoristi nicht wie die folgenden in praes. übersetzt? Vermuthlich gab hier die liebe Dogmatik dem V. einen Fingerzeig, darum setzt er: Er hat das größte Werk. Erhebt er aus dem Staube — steht nicht im Text; Luthers Uebersetzung: er stößt die Gewaltigen vom Stuhl — hat weit mehr Nachdruck, Kürze und Wohlklang. Er nimmt sich — der Kinder seines Knechts Jacob an — wie gebeten? wo steht auch im Text der Kinder? U.

Das

Das Leben und Leiden, Tod und Auferstehung, sammt der Himmelfahrt Jesu Christi des Heilandes, aus den Evangelisten beschrieben von Balthaser Petersen, Konsistorialrath und Probst der Stadt und des Amtes Tondern, wie auch Hauptpastor der Stadt. Im Verlag der Erziehungsanstalt armer Kinder in der Stadt Husum, 1783. Dritter Band, gr 8. 2 Alphabet 10 Bogen. Vierter Band, 2 Alphabet 6 Bogen.

Hier haben wir nun eine weitläuftige Abhandlung von 9 bis 10 Alphabeten, von einer Geschichte, die uns Christen die allerwichtigste seyn muß: wenn dieselbe nur mehr Berichtigung dadurch erhalten hätte. Ich beziehe mich auf die Recension des ersten und zweyten Bandes in der A. D. Bibl. Ich verehre die großen Verdienste unserer Theologen der vorigen Jahrhunderte, die uns treulich vorgearbeitet haben, aber sie hatten in Erklärung der Schrift nicht so viel Hülfsmittel als wir; hatten auch nicht so dringende Ursachen, die in den dunkeln Zeiten eingeschlichne Meynungen sorgfältig zu prüfen. Der gute V. thut nicht wohl, daß er ihnen auf guten Glauben folget. Es würde zu weitläuftig seyn, diese Erklärungen und Meynungen hier anzuführen, und zu untersuchen. Es wäre auch ganz unnütz, da in den beständig herauskommenden Schriften für und wider darüber geschrieben wird. Doch wollen wir einen Satz, und zwar von großer Wichtigkeit, zur Probe anführen.

Der Verf. siehet alle schreckliche Mißhandlungen der Juden an Jesu als Kleinigkeiten an, und behauptet, daß unser hochgelobter Erlöser, alle und jede Höllenqualen, die alle und jede Sünder verdienet, und welche die Verdammten wirklich ausstehen müßten, erlitten habe. Den Beweis führet er aus dem Matthäus, Markus und Lukas. Diese erzählen, daß eine große Beängstigung Jesum überfallen, daß er gezittert habe, und ein Angstschweiß mit großen Tropfen auf die Erde gefallen sey. Diese Geschichte ist biblisch und richtig: aber, woher diese Beängstigung entstanden sey, davon erwähnen die Evangelisten kein Wort. Die Ursache der Aengstlichkeit Jesu, die man in der Höllenqual suchet, ist also menschlicher Zusatz, und ein schlecht ausgedachter Zusatz.

War Christus in dieser Stunde als unser Stellvertreter vor dem göttlichen Gericht gestanden, und hätte das Urtheil der Verdammten, und die Qual der Hölle damals empfunden; so hätten die Evangelisten, die so viele Kleinigkeiten bey dem Leiden Jesu angeführet haben, dies nothwendig anzeigen müssen. Dies wäre ja die Hauptsache in seiner Genugthuung gewesen, und aller Streit wegen seiner Stellvertretung wäre auf einmal entschieden.

Die Evangelisten überlassen die Ursache der Beängstigung Jesu unserm eigenem Nachforschen: und da weiß ich nicht, wie Jemand auf die Verdammung Jesu im göttlichen Gericht, und auf die Empfindung der Höllenqualen fallen könne. Gewissensangst ist nach aller Verständigen Urtheil das Eigentliche in der Höllenqual. Vollkommene Unschuld und Vo rfe des Gewissens stehen in dem offenbarsten Widerspruch. sagt man, er habe die Sünden der ganzen Welt übernommen. Gut, so war doch dies die allereedelste That, um ungezählte Millionen verständiger Wesen zu retten. Diese Uebernehmung war nicht nur mit Genehmhaltung Gottes, sondern gar auf dessen Befehl geschehen: wie konnte Gott deswe ihn verdammen, und wie konnte der Heiland, der alle bey Verstande blieb, sich einbilden, daß er wirklich verdammet sey? Der Heiland litte und starb mit der größten Gelassenheit und Seelenruhe. Wenn er am Kreuze ruft: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! so ist keine völlige Verlassung zu gedenken. Aus unendlicher Lieb zu den Menschen ließ Gott das Leiden Jesu zu, er sch ihn nicht mit seiner Allmacht, er ließ ihn ohne Hülfe. Liebe Gottes zu den Menschen bewundert der sterbende ser, aus welcher sein himmlischer Vater ihn hülflos gelas da er doch zu seiner Rettung zwölf Legionen Engel h senden konnen.

Aber woher kam denn die Beängstigung Jesu? Heiland gieng geruhig ohne allen Enthusiasmus seinem Le entgegen. Er übersah es ganz, die heftigen Schmerzen Geißelung und Kreuzigung, das Hohngelächter seiner die Versündigung des Volks, das im Begriff war, ihn den Messias öffentlich zu erkennen, und durch die Verführ ihrer Vorgesetzten das Kreuzige, Kreuzige über ihn aus die darauf folgenden schweren Gerichte über sein Volk, dies, und vielleicht noch mehr, sahe er auf einmal: er

Mensch, sein Geblüth gerieth in Wallung, beklemmete sein Herz. Ein Engel kam und unterbrach die schaudernden Empfindungen. Sollte Jemand diese Gedanken über das Seelenleiden Jesu nicht hinlänglich finden: so sind sie wenigstens sittlich, und stehen in keinem Widerspruch.

Rf.

2. Rechtsgelahrheit.

Biographie berühmter Rechtslehrer, mit 12 Silhouetten, Frankfurt und Leipzig, Giesen, bey Krieger dem jüngern. 1782. 112 S. 8.

Anders als die Lebensbeschreibungen von 12 jetzt lebenden Rechtsgelehrten, aus den Weidlichischen Nachrichten genommen, hier und da mit einigen Zusätzen vermehrt. Die Silhouetten (eigentlich Schattenbilder, man sollte doch einen indischen Namen nicht auf eine so schiefe Art brauchen) dieselbe, welche schon in dem juristischen Almanach auf das Jahr 1782. stehen, nämlich von G. L. Böhmer, Büchel, Claproth, Gärtner, Hellfeld, Höpfner, Jaup, Koch, Meister, Pütter, Scheidemantel, von Selchow.

Cz.

2. Johann Christian Quistorps — Grundsätze des deutschen peinlichen Rechts. Zwey Theile. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Rostock und Leipzig, 1783. ohne Register, 1648 Seiten in gr. 8.

Den Inhalte dieses schon allgemeinen rühmlichst bekannten haben wir nicht nöthig, etwas weiteres zu sagen, daß es nicht nach der gewöhnlichen Art nur neu abgedruckt, sondern sehr beträchtlich vermehrt und verbessert worden ist. Neben den Meklenburgischen sind auch die Schwedisch

disch-Pommerischen Criminalgesetze und Gebräuche angeführt, die Literatur ungemein vermehrt, und auch sonsten sehr viele Zusätze, besonders z. B. über die aus Verbrechen entspringende Genugthuung gemacht worden. Auch das Register ist Meisterstück. Unerachtet dieses Werk von seiner ursprünglichen Bestimmung in so ferne weit abgewichen ist, daß es bey seiner ansehnlichen Größe zu akademischen Vorlesungen nicht mehr gebraucht werden kann, so hat jedoch das gelehrte Publikum sehr viel dabey gewonnen, da es jetzo ein Magazin des ganzen peinlichen Rechts enthält, wo man in keiner Materie vergeblich nach Trost suchen wird.

Versuch eines Entwurfs zu einem vollständigen Gesetzesplan für Verbrechen und Strafen, als ein Beytrag zur Preisaufgabe der ökonomischen Gesellschaft zu Bern, mit dem Wahlspruch: O! quisquis volet impias caedes, et rabiem tollere civium, auf öffentliches Verlangen der ökonomischen Gesellschaft zu Bern zum Druck befördert von dem Verfasser Johann Melchior Gottlieb Beseke. Dessau, 1783. 158 Seiten in gr. 8.

Dieser Versuch ist eine von denjenigen eingeschickten Abhandlungen über die Preißfrage, welche, ob sie schon den Preis nicht erhalten hat, dennoch des Drucks würdig erkannt, und daher unverändert abgedruckt worden ist; und in jenem Urtheil treten wir auch der ökonomischen Gesellschaft bey, indem wir zwar manches gute, aber auch manches andere in diesem Versuch gefunden haben, das uns nicht gefällt. Der Verfasser hat ohne sich an die Preisfrage zu halten, die Criminalgesetzgebung in einer eigenen Ordnung abgehandelt, welche eben nicht ganz philosophisch ist. In den 4 ersten Kapiteln, 1) von der größten möglichen Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft; 2) von den Rechten eines jeglichen Bürgers auf die größte, mögliche Sicherheit; 3) von der Freyheit der Bürger; und 4) von Tugend und Laster wird der Ursprung der Verbrechen und Strafen, und des Rechts zu strafen ziemlich richtig entwickelet. Im 5ten Kap. von Verbrechen werden der Begriff derselben, und einige Eintheilungen angeführt; allein

jener

bestimmt, es ist z. B. der Unterschied der
Sünden und Lastern, es sind deren Erfor-
nisse, an eben, und die Eintheilungen der Verbre-
n in al ungene und vollendete, in die, welche aus
orge, uno aus Unvorsichtigkeit begangen werden,
nicht gut von hisch. Im 6ten Kapitel, von Bestra-
der t wird die ganze Lehre von den Strafen
vom Crimi proceß, unter 5 Abschnitten, 1) von der
der Bestrafung; 2) von dem bey Bestrafung der Ver-
zu beobachtenden Schranken, besonders Ehrfurcht für
wenschheit; 3) von der Gelindigkeit des Verhörs; 4) von
Natur und Stärke der Beweisthümer und Vermuthungen;
5) von der Art der schleunigen und exemplarischen Bestrafung,
abgehandelt. Es werden die Erfordernisse der Strafen kurz
angegeben, und von dem Verf. nur die Todesstrafen, Zucht-
haus, öffentliche Beschimpfung und Geldstrafen aufgenommen;
die verstümmelnden Strafen verwirft der Verfasser ausdrücklich;
aber warum er anderer sehr guten Leibesstrafen durch Prügel
und Ruthenstreichen gar nicht gedenke, sehen wir nicht ein.
Die Todesstrafen werden wider Beccaria in Schutz genommen,
sollen aber doch weit seltener als ehemals erkannt werden, und
nach der Regel im Köpfen mit dem Beil oder Klotz bestehen,
ausgenommen, wenn nach dem Grundsatz des Verf. der Mör-
der auf die gleiche Weise, wie er seinen Mord begangen hat,
wieder hingerichtet werden muß. Diesem Grundsatz aber kön-
nen wir unsern Beyfall nicht geben, wenn besonders der Ver-
fasser in seinem folgenden Plan das Gesetz aufstellt: Wer je-
manden durch Ueberfall, durch Meuchelmord, durch
Gift, oder sonst auf irgend eine Weise vorsetzlich
ums Leben bringt, soll auf dieselbe Art, wie er den
andern getödtet hat, hingerichtet werden. Wie viele
Unschicklichkeiten werden hieraus entstehen, wenn man sich die
mancherley Arten zu morden vorstellt! Ewige Zuchthausstra-
fe wird, damit der Verbrecher nicht entwischen könne, mit dem
Abschneiden beyder Gezipfel verbunden. Geldstrafe wird
immer nach dem Vermögen des Verbrechers abgemessen. Die
Tortur wird aus den von Beccaria aufgestellten Gründen ver-
worfen, allein, das was der Verfasser dafür anordnet, halten
wir für schlimmer, als die Tortur; wenn nämlich ein Ver-
brechen nicht vollständig bewiesen werden kann, so soll der
Beschuldigte, wenn er Wahrscheinlichkeit eines Kapitalverbre-
chens wider sich hat, (ohne einen Grad der Wahrscheinlichkeit

zu bestimmen) mit ewigem Zuchthaus; wenn das Verbrechen ewiges Zuchthaus nach sich zieht, mit 10jährigem Zuchthaus; sonsten mit der halben Strafe; oder wenn die Strafe, wie z. B. öffentliche Beschimpfung, nicht getheilt werden kann, damit bestraft werden, daß sein Name in das schwarze Buch der Censur eingeschrieben wird. Der höchste Grad der Wahrscheinlichkeit ist zur Verurtheilung nicht hinreichend, sondern dazu sind Beweisthümer und Gewißheit erforderlich, welche aber auch durch Vermuthungen entstehen können. Im 7ten Kap. wird von Veranstaltung zu Verhütung der Verbrechen gehandelt, wohin der Verfasser außer den Strafgesetzen, die Erziehungs- Findlings- Armen- Leihe- und Zuchthäuser, die öffentliche Bekanntmachung der Verbrechen, und vornehmlich eine politische und moralische Censur rechnet, wovon aber die eine so wenig taugt, als die andere; durch jene soll das Vermögen der Bürger bestimmt, und nach eines jeden Einkünften, die öffentlichen Abgaben eingerichtet werden, (gleich, als ob dieses sehr leicht wäre, und nur vom Gutdünken des Regenten abhienge) bey dieser sollen Sittenlisten gemacht, die Bürger nach Tugenden und Verdiensten klassificirt werd (Wo ist auf der ganzen Welt der Mann, der genug Ein und Geistesstärke dazu hat, um eine solche richtige und un thepische Liste nur von einem geringen Orte zu machen?) 8te Kap. enthält den Gesetzesplan, welcher aus den vorai henden Grundsätzen des Verfassers folgt, in welchem vornel lich die besondern Strafen für jedes Verbrechen bestimmt werden. Gefährlich ist der Satz des Verfassers, und dabey der Willkühr des Richters zu viel überlassen, daß wenn ein im Gesetzbuch mit keiner Strafe bemerktes Verbrechen vorkomme, alsdann die im Gesetzbuch auf ähnliche Verbrechen gesetzte Strafe verhänget werden solle; auf der andern Seite ist das Ermessen des Richters zu sehr eingeschränkt, und Billigkeit oder Unbilligkeit zu sehr dem Zufall überlassen, wenn der Verf. ohne auf die besondern Unterschiede und Umstände des Verbrechens Rücksicht zu nehmen, jedem Verbrechen seine Strafe genau bestimmt haben will; z. B. wenn derjenige, welcher Gewicht, Maaß und Elle verfälscht, mit dem Verlust seines halben Vermögens, und fünfjährigem Zuchthaus gestraft, wenn der Ehegatte, welcher den andern mißhandelt, auf Klage des letztern geschieden, und anderthalb Jahre ins Zuchthaus gesetzt werden, wenn ein Kind, so seine Eltern mißhandelt, zehn Jahre im Zuchthause büssen soll u. s. f. so kann gewiß unter

ter manchen Umständen der zwanzigste Theil der Strafe zu viel seyn; und wiederum sind die Ausdrücke der Gesetze oft so allgemein, daß es einem Richter leicht fallen kann, den rechtschaffensten Mann ins Zuchthaus zu bringen; z. B. wer seinen Ehegatten mißhandelt, soll anderthalb Jahre ins Zuchthaus; wie mancher rechtschaffener Mann oder Frau hat zuweilen eine unglückliche Laune, wo er jeden, der ihm in den Weg kömmt, und selbst einen geliebten Ehegatten mit Worten oder Thaten mißhandeln, oder sein Bezeugen wenigstens dafür ausgelegt werden kann? Ein Kind, das seine Eltern mißhandelt, soll zehen Jahre ins Zuchthaus; welche schöne Gelegenheit für eine Stiefmutter, bey einem schwachen Ehemann alle ihre Stiefkinder aus dem Wege zu schaffen, und unglücklich zu machen. Oefters scheint auch kein Verhältniß in den Strafen zu seyn; z. B. wird der falsche Münzer mit dem Verlust des ganzen Vermögens und fünfjährigen Zuchthaus, der Nothzüchtiger mit fünfjährigem Zuchthaus, nebst einer beträchtlichen Vergütung an die Genothzüchtigte; und der, welcher Maas und Gewicht verfälscht, (welcher gewiß in allen Fällen weit unter den beyden ersten ist) mit Verlust des halben Vermögens und fünfjährigem Zuchthaus bestraft. Todesstrafe wird nur in einigen Fallen des Hochverraths, wegen thätlicher Beleidigung oder Ermordung des Regenten, wegen Rebellion wider die Landesregierung, vorsetzlicher Tödtung, auch im Duell, und wegen Mordbrands, wenn dabey jemand sein Leben verlohren, verordnet. Der Leichnam eines Selbstmörders wird einen Tag lang auf dem Markt öffentlich zur Schau aufgestellt, und Nachts außer dem Kirchhof verscharrt. Unehelicher Beyschlaf wird nicht gestraft, aber Hurerey an der Hure und am Hurenwirth; Onanie und Päderastie werden nicht gestraft, sondern nur dem Thäter seine Sünde vorgehalten, und er gewarnt; der Verführer aber muß drey Monathe ins Zuchthaus.

Bey dem Verfahren, welches im 9ten Kapitel abgehandelt wird, hat der Verfasser beynahe ganz den gewöhnlichen Inquisitionproceß mit General- und Specialinquisition beybehalten, und nur wenige neue Vorschlage, z. B. wegen der Verhaftnehmung, eines Criminalgerichts u. s. f. gemacht, welche nicht sehr erheblich sind. Nur dieser Gedanke scheint uns Aufmerksamkeit zu verdienen, daß es jedem aus dem Volk erlaubt ist, was er kann, zur Vertheidigung des Inquisiten beyzubringen.

Das

Das peinliche Recht, nach den neuesten Grundsätzen vollständig abgehandelt, und meine Gedanken über den Entwurf zu einem neuen peinlichen Gesetzbuch. Erster Theil. Offenbach am Mayn, Weiß und Brede, 1783. 420 Seit. in 8.

Mit vieler Geduld hat Rec. dieses ganze Werk durchgelesen, aber dabey nichts gelernt, als daß dieses Werk eines der schlechtesten, oder das allerschlechteste unter allen seye, welche bisher über diesen Gegenstand erschienen sind, und der Verfasser nicht derjenige seye, welchen die Vorsehung berufen hat, unserm Vaterland ein besseres peinliches Gesetzbuch zu verschaffen. Nicht nur der innere Gehalt, sondern auch Sprache, Schreibart und Literatur sind schlecht, der Druck und das Papier allein sind vorzüglich gut; desto schlimmer, daß wir von dem Verfasser noch sechs weitere Theile, im siebenden sogar ein peinliches Gesetzbuch, und wenn all dieses fertig ist, noch eine besondere Abhandlung von den ächten Begriffen der Staats- und Policeywissenschaft zu erwarten haben. Zur Probe der Schreibart des Verfassers lese man nur die ersten Linien der Vorrede: „Menschenliebe hat der große Schöpfer der vernünftigen Seele, und dem menschlichen Herzen selbst eingeschrieben, — diese, und die Religion zur Pflicht gemacht; — Patriotism begränzet sich in jener, — findet eben hierin seinen Ursprung. „Das Land, die Nebenmenschen, wo der Mensch erzeuget, „mit welchen er erzogen, genähret und geschätzet wird, erfordert die vorzüglichste Menschenliebe.“ Sprachfehler, wie z. B. die beste Herzer der Menschen S. 189., die Absichte der Strafe bestehet S. 246. finden sich in Menge, und wie schön der Verfasser aus einer Sprache in die andere übersetze, ersehen unsere Leser z. B. daraus, daß mandans und mandatarius der Beauftragende und Beauftragte, poenae famosae beschrieene Strafen heißen, und die als Milderungsgrund angeführte große Anzahl der Kinder durch ingens numerus infantium übersetzt wird. Daß der Verfasser von ausländischen Schriftstellern über seinen Gegenstand, außer Beccaria, keinen kennt, und selbst von manchen guten deutschen Schriftstellern, z. B. Jacobi, Runde, Barkhausen, Schott, Schall nichts zu wissen scheint, wollten wir ihm noch verzeihen, aber die wunderliche Grille, lateinische Schriften mit deutsch übersetz-

ten

ten Titeln anzuführen, iſt ihm nicht zu verzeihen, zumal oft der Name ſo falſch geſchrieben, und der Titel ſo falſch überſetzt iſt, daß es ſchwer fällt, das Buch zu errathen. Z. B. Conr. Stock Diſſ. de conatu heißt Konrad Stock von der Abhandlung des verſuchten Verbrechens; nachher ſteht als neue Note: delictum propoſitum, und dabey Tabor in nämlicher Abhandlung: ſoll vermuthlich deſſen Diſſ. de conatu bedeuten. Ant. Matthaei Tr. de criminibus heißt Matthäus von den Laſtern. Thomaſii Diſſ. de praeſumtione furoris et dementiae iſt überſetzt: Thomas von den Vermuthungen der Raſerey. Granz defenſio inquiſitorum heißt Kranz von Vertheidigung der Schuldigen. Eiſenhard de vera criminis ſocii notione iſt S. 133. überſetzt durch Eiſenhard vom wahren Erkenntniß der Laſter. Tenzel Diſſ. de eo, quod iuſtum eſt circa poenas furcarum, heißt Tenſel in der Abhandlung von demjenigen, was in Anſehung der Galgenſtrafen gerecht iſt; Graſs in Collationibus iuris civilis cum receſſibus Imp. etc. iſt überſetzt Kraß in der Vorleſung des Römiſchen Rechts; wahrſcheinlich hat der Verfaſſer irgendwo das Buch angeführt gefunden: Graſs in Coll. iur. Rom. und aus dem Coll. Collegium gemacht. Doch über dieſen Schnurren vergeſſen wir beynahe die Hauptſache. Dieſer erſte Theil handelt von Verbrechen und Strafen überhaupt, und die Einrichtung iſt ſo gemacht, daß der Verfaſſer überall den gegenwärtigen Zuſtand der peinlichen Geſetzverfaſſung nach den Meynungen guter und ſchlechter Criminaliſten anzeigt, dann durch ein Pereat dieſer oder jener Meynung und Anſtalt den Abſchied giebt, und ſie ins Alterthum zurückweiſt; er nimmt den Ton eines warmen Menſchenfreundes an, und wirft mit Beccaria und Sonnenfels die Todesſtrafen und alle ſolche Grauſamkeiten des Alterthums darnieder. Aber wie ſtehts mit der Philoſophie? werden unſere Leſer fragen, und da müſſen wir antworten: herzlich ſchlecht; wir haben mit aller Aufmerkſamkeit nachgeſucht, welchen Endzweck der Strafen der Verfaſſer annehme, und es bis jetzo noch nicht errathen. Wir wollen die Worte des Verfaſſers herſetzen, und unſere Leſer ſelbſt rathen, und die Philoſophie des Verfaſſers prüfen laſſen. §. 1. „Eine „Strafe iſt die Folge eines vorausgegangenen Verbrechens, „wodurch die dem gemeinen Weſen und allen einzelnen Mit„gliedern zugefügte Beleidigung gebüſſet, und der Verbre„cher wegen Verletzung der Pflichten, zu welchen ihn die Ge„ſetze des Staats verbinden, geſtraft wird. Die Aufhaltung

„der Strafe iſt jene Genugthuung, ſo der Verbrecher dem „beleidigten gemeinen Weſen und einzelnem Mitgliede zu leiſten ſchuldig wird; erſteres heißt die öffentliche, und letzteres „die beſondere Genugthuung. §. 2. Die Genugthuung iſt „der Hauptzweck der Beſtrafung, durch welche die öffentliche „Ruhe und Sicherheit, auch eines jeden insbeſondere, die „Verbeſſerung wenn es möglich, des Verbrechers ſelbſt, und „das abſchröckende Beyſpiel für andere bezwecket wird.“ Wenn ſo der Grund geleget wird, ſo weiß ein jeder ſchon, was man vom Buche weiters zu erwarten hat, und unſere Leſer werden ſo billig ſeyn, und uns keine weitere Kritik zumuthen. Wir bemerken alſo nur noch dieſe Tugend unſers Verfaſſers, daß er, beſonders bey ſeiner weitläuftigen Abhandlung über die Todesſtrafen, welche von S. 164. bis 284. geht, und mit einem großen Triumpflied geſchloſſen wird, ſehr ungezogen mit andern Schriftſtellern, vornehmlich mit Viardi, verfährt.

Geiſt der deutſchen Criminalgeſetze, von J. F. von Soden. Homo ſum, nihil humani a me alienum puto. Erſter Band, Deſſau, 1782. Erſtes Heft. 132 Seiten. Zweytes Heft. 144 Seiten. Zweyter Band. 1783. 260 Seiten. in kl. 8.

Die Abſicht des Verfaſſers iſt, nach der Vorrede, die deutſchen peinlichen allgemeinen Geſetze, ſo wie man ſie in den Reichsgeſetzen, dem Gerichtsbrauche, und den Meynungen der Rechtsgelehrten findet, zu prüfen, und dadurch die Nothwendigkeit ihrer Reformation ans Licht zu ſtellen. Die beyden vor uns liegenden Bände enthalten zwo Abtheilungen; 1) von Verbrechen und Strafen überhaupt, und 2) von den einzelnen Verbrechen. Wir wollen, um unſere Leſer mit dieſem Buch bekannter zu machen, die wichtigſten Grundſätze des Verfaſſers kürzlich anzeigen. Die Abſicht der Strafgeſetze iſt die Erhaltung des Rechts der Geſellſchaft, und der Maasſtab, nach welchem ein ſchwereres oder leichteres Verbrechen beurtheilet werden ſolle, iſt der mehr oder mindere Nachtheil für das Wohl des Ganzen; dieſer Nachtheil iſt zu beurtheilen nach der Intenſität ſeiner Folgen, nach deren Dauer und Menge, nach der Größe des Reizes des Verbrechens, und nach der mehrern

oder mindern Möglichkeit für den Staat, es zu verhüten; und dieſes heißt der Verfaſſer moraliſche Quantität des Verbrechens; ſodann nach dem Grad der Schuld des Verbrechens; und dieſes iſt moraliſche Qualität der Handlung; auf die Quantität hat vornehmlich der Geſetzgeber, auf die Qualität da, wo das Geſetz keine ordentliche Strafe beſtimmt, der Richter zu ſehen. Unterlaſſungsverbrechen, z. B. einem Nothleidenden, wo man kann, nicht helfen, ſollen zwar durch Belohnungen verhütet, aber öfters als gewöhnlich geſtraft werden. Sehr gut wird die Strafe des unternommenen, nicht vollführten Verbrechens in §. 6. und f. f. abgehandelt, und die Hauptregel vornehmlich auf die größere oder geringere Wahrſcheinlichkeit geſetzt, daß das Verbrechen ausgeführt worden wäre; daß aber der Verfaſſer denjenigen, welcher nur durch Zufall an der Ausführung des begangenen Verbrechens gehindert wird, mit der Strafe des ausgeführten Verbrechens belegen will, iſt unrichtig; es iſt wahr, von ihm hat die Geſellſchaft gleich viel zu fürchten, als von dem, der das Verbrechen ausgeführt hat; aber die Sicherheit vor dem einzelnen Verbrecher iſt auch nicht die Harptabſicht der Strafe, ſondern Abſchröckung anderer, und in dieſer Rückſicht iſt es ungerecht, wenn in jenem Falle die Strafe des ausgeführten Verbrechens erkannt wird. Die Strafgeſetze ſetzen freye Menſchen voraus, in deren Wahl es ſteht, eine Handlung zu begehen, oder zu unterlaſſen, und von der mehr oder mindern Freyheit hängt die Qualität des Verbrechens, und die Imputation, alſo auch die richterliche Beſtimmung der Strafe, ab; hieraus werden die Lehren vom Vorſatz und Fahrläſſigkeit, beſonders auch von Perſonen, welche eines Verbrechens fähig ſind, ſehr gut entwickelt; was die Rechtslehrer indirecten Vorſatz nennen, iſt nach dem V. nicht Dolus, ſondern nur Culpa, und muß immer gelinder als der directe Vorſatz geſtraft werden; aber unrichtig iſt das vom Verfaſſer gegebene Beyſpiel von der Ausſetzung eines Kindes; wenn die Mutter ihr Kind, ſo wie der Verfaſſer erzählt, mit aller möglichen Vorſicht ausſetzt, und das Kind doch unglücklicher Weiſe durch die Ausſetzung ſein Leben verliert, ſo wird nach der Praxis niemals die Mutter als eine vorſetzliche Mörderin beſtraft. Iſt im Geſetz eine Strafe beſtimmt, ſo ſetzt es die Exiſtenz des gewöhnlich höchſten Grades der Quantität und Qualität des Verbrechens voraus; exiſtirt alſo dieſer Grad vollkommen, ſo findet die vollkommene Anwendung des Geſetzes Statt; exiſtirt die Quantität vollkommen, und es fehlt an dem Grad der

Qualität, ſo mindert ſich die Strafe nur nach dieſer; exiſtirt die Qualität vollkommen, und es fehlt an dem Grad der Quantität, ſo mindert ſich die Strafe nicht einzig und uneingeſchränkt nach dieſem, weil oft der höhere Grad der Qualität einen Theil des Mangels der Quantität aufwiegt; fehlt es an der Quantität und Qualität zugleich, ſo ſinkt die Strafe mehr nach dem Verhältniß des Mangels an dieſer, als an jener. Nach dieſen allgemeinen, und gewiß ſcharfſinnig ausgedachten Grundſätzen ſind die Fälle zu beurtheilen, in welchen der Richter von der geſetzlichen Strafe abgehen kann; daß aber der Verfaſſer das Betrinken zu einem Verbrechen machen, und ein in der Trunkenheit begangenes Verbrechen mit der ordentlichen Strafe belegen will, iſt nicht richtig, und ſeinen Grundſätzen zuwider; der Betrunkene handelt nicht nach ſeinem freyen Willen, alſo fehlts bey ihm an der Qualität des Verbrechens, und ſich betrinken, geſchieht gewöhnlich ohne böſen Vorſatz; es kann alſo nur als Vergehung wider gute Sitten, und das in der Trunkenheit begangene Verbrechen nur als culpoſum beſtraft werden. Sehr gut iſt die Beobachtung bey dem Zornigen, welchen der Verf. niemals von aller Strafe frey ſpricht, daß die Geſetze niemals die Leidenſchaften in Schutz nehmen, ſondern hauptſächlich dieſen entgegen arbeiten ſollen. Von der Theilnehmung an Verbrechen hat der Verf. die einzige Regel: Die Schuld des Theilnehmenden iſt minder oder mehr, je größer oder kleiner, je näher oder entfernter, je ſtärker oder ſchwächer ſein Beytrag zur Vollführung des Verbrechens war, je weniger es ohne ſeine Theilnehmung vollführt worden wäre, oder hätte vollführt werden können, je mehr er antreibende Urſachen und Pflichten hatte es zu hindern; allein die Anwendung dieſer Regel wird in vorkommenden beſondern Fällen viele Schwierigkeit haben, da muß immer noch beſtimmt werden, was großer oder kleiner, naher oder entfernter, ſtarker oder ſchwacher Beytrag ſeye?

Die Abſicht der Strafen iſt, durch Erweckung einer unangenehmen Empfindung von Verbrechen abzuhalten; ihr Maaßſtab iſt die Quantität des Verbrechens, der Maaßſtab ihrer Anwendung iſt die Qualität und Quantität jeder einzelnen Handlung; ſie muß mit dem Verbrechen im genaueſten Verhältniß ſtehen, welches ſich theils nach der Gefährlichkeit einer Handlung für das Wohl der Geſellſchaft, theils nach dem Vortheil des Verbrechens, (wir wollten lieber ſagen, nach den Rei-

Reizungen zum Verbrechen) richtet; wo es möglich ist, muß im Gesetz eine ordentliche Strafe bestimmt werden; je weniger Calculation es dem Richter überläßt, desto besser für das Wohl der Gesellschaft; die Strafe muß allgemein, ohne Rücksicht, ohne Nachsicht, schleunig vollzogen werden. Die Todesstrafen vertheidigt der Verfasser §. 42. und f.f. sehr gründlich, und widerlegt die bekannten Einwürfe, so gut und überzeugend, als wir nur irgend es gelesen haben; dennoch sollen nach dem Verfasser diese Strafen so selten als möglich gemacht, und nur für die schwersten aller Verbrechen aufgehoben werden; das Gesetz muß die Fälle, in welchen sie Statt haben können, genau bestimmen, und dem Richter niemals gestatten, sie ohne Gesetz zu erkennen; aus Gründen, welche aller Aufmerksamkeit würdig sind, wird die Strafe des Schwerdts verworfen, und die des Beils an ihre Stelle gesetzt; nur diejenige erhöhte Todesstrafen billigt der Verfasser, welche, ohne den Verbrecher zu martern, oder die Qualen des Todes zu verlängern, den Zweck erhöhter Todesstrafen in der Einbildung der Zuschauer erfüllen; verstümmelnde Strafen sollen vertilgt, infamirende, nur auf schwere, aus Niederträchtigkeit begangene Verbrechen verordnet werden; besonders ist das Brandmarken bey denen, welche zum ewigen Gefängniß verurtheilt sind, nützlich; Geld und Confiscationsstrafen sollten vermindert, und Landesverweisung größtentheils aufgehoben werden. Von allgemeinen Milderungsgründen, im engern Verstand, läßt der Verfasser keinen zu, als die große Menge der Verbrecher; wir würden doch wenigstens den Verfluß einer langen Zeit beysetzen. Der Gesetzgeber muß die Strafe aus der Natur des Verbrechens schöpfen, aber statt der Gründe, welche der Verfasser anführt, wollten wir lieber diesen wählen, weil sie am gewissesten den Endzweck der Abschröckung erreicht, wenn sie gerade dem Triebe, welcher zum Verbrechen reizt, entgegengesetzt ist. Unter den Mitteln, Verbrechen ohne Strafen zu verhüten, führt der Verfasser in §. 63. und f.f. an, gute Polizeyanstalten, eine genaue Aufsicht übrr alle Klassen der Menschen, und über ihre Arten der Beschäftigung; gute Erziehungsanstalten: mehrere Ausbreitung einer praktischen Religion, allgemeine Bekanntmachung der Gesetze, Belohnungen der Tugenden, Vertilgung des Vorurtheils von der Unehrlichkeit gewisser Stände, und Beförderung des Ackerbaues und der Manufakturen.

Im 2ten Heft wird von den Verbrechen der Blasphemie, Ketzerey, Meineid, Magie, Hochverrath, der beleidigten Majestät, Ambitus und Simonie, Bestechung, Veruntreuung öffentlicher Gelder, Kirchenraub, Gewalt, Dardanariat und Getraidewucher, und Nothzucht gehandelt. Die Ordnung gefällt uns in so ferne nicht, daß der Verfasser nach der beliebten, aber sehr unrichtigen Art vieler Criminalisten die sogenannten Verbrechen gegen Gott, als die wichtigsten voran gehen läßt; denn bey Beurtheilung der Verbrechen wird, (wie der Verfasser öfters, z. B. bey der Blasphemie bemerkt,) nicht auf die Beleidigung gegen Gott, sondern gegen Wohl und Sicherheit des Staats gesehen, worin der Unterschied zwischen Sünde und Verbrechen besteht; allein bey Beurtheilung dieser Art von Verbrechen finden wir immer sehr geläuterte Grundsätze. Ein jedes Verbrechen wird nach seiner Quantität und Qualität, nach der Strafe den Milderungsgründen, den andern Mitteln sie zu verhüten, und allen besondern merkwürdigen Umständen abgehandelt; wir wollen nur weniges aus dem 2ten Heft anführen. Blasphemie wird ohne Unterschied des Standes mit mäßigern, nur bey einer gänzlichen Incorrigibilität, und bey blasphemischen Schriftstellern mit ewigem Gefängniß bestraft. Ketzerey ist kein Verbrechen, weil sie keine moralische Quantität hat; nur wenn dadurch Wohl des Staats gestört wird, gehört das Urtheil über Meynungen für das Tribunal des peinlichen Gesetzgebers. Den Meineid zu verhüten, müssen die Eide äußerst selten gemacht, und jede falsche Versprechungen bestraft werden; der Meineid ist nach dem Verfasser ein größeres Verbrechen, als man gewöhnlich dafür hält, und für ihn paßt die Strafe der Infamie, der Brandmarkung, des Staupenschlags; falsches eidliches Zeugniß wird billig mit der Strafe belegt, welche der Meineidige dem Angeklagten zuzog. Magie wird in dem Verzeichniß der Verbrechen ausgetilgt, nur Geisterbeschwörer und Schatzgräber, wenn sie betrügen, werden gestraft. Bey dem Hochverrath werden die mit der Strafe verbundene, und bey den Verfahren gewöhnliche Grausamkeiten sehr mißbilligt. Ambitus und Simonie hören bey dem Verderbniß unserer Sitten auf, Verbrechen zu seyn; sehr gut aber ist der Gedanke, daß sie allein an dem Obern, welcher ein Amt um Geld verkauft, und seinem Privatinteresse aufopfert, gestraft werden sollen. Auf Bestechungen der Richter und Beamten sollen entehrende und lange Gefängnißstrafen verordnet werden. Veruntreuung öffentlicher

licher Gelder ist wegen der mit unterlaufenden Untreue härter zu bestrafen, als der Diebstahl. Kirchenraub wird härter als Diebstahl, aber nie mit dem Tode, sondern am Leibe bestraft. Von der gewaltsamen Nothzucht macht der Verfasser vier Grade; 1) eines keuschen jungfräulichen Mädchens; 2) einer tugendhaften Frau; 3) einer tugendhaften Wittwe; und 4) einer vorhin schon entehrten Weibsperson; die unterbliebene Immissio Seminis soll niemals, wohl aber die nicht erfolgte Schwängerung die Strafe mildern; der erste Grad verdient Todesstrafe, der zweyte lebenslängliches, die übrigen zeitiges Gefängniß; auch die Nothzucht eines vorsetzlich betrunkenen oder eingeschläferten, eines rasenden Mädchens soll mit dem Tode bestraft werden.

Der zweyte Band handelt von der Entführung, Ermordung, vom vorsetzlichen einfachen Mord, vom Meuchelmord, vom Assassinium, Latrocinium, von der Vergiftung, vom Mord der Verwandten, vom Vatermord, vom Kindermord, Selbstmord, von den nothwendigen Morden, von der Verwundung, vom Zweykampf, vom Brand und Mordbrand, vom Diebstahl, Raub, Menschenraub, vom Betrug oder Verfälschung, vom falschen Münzen, von Verrückung der Gränzsteine, Prävarication, Concussion, vom Wucher, von dem fleischlichen Verbrechen, und von der Fornication. Entführung wird niemals mit dem Tode bestraft, ausgenommen, wenn sie mit Nothzucht verbunden ist; und die Strafe wird gemildert, wenn der Entführer nur die Ehe zur Absicht hatte, oder freywillig von Befriedigung seiner Wollust abstund; aber die Ehe des Entführers mit der Entführten bleibt nach der Regel verboten. Die Tödtung dessen, der es verlangt, soll gelinder; die Tödtung eines anscheinend agonisirenden, wie jede andere Tödtung gestraft werden; die Ermordung eines Todten, welchen der Thäter für lebend hielt, wird gestraft, aber gelinder, als wirkliche Tödtung. Sehr gut ist die Lehre von Tödtlichkeit der Wunden §. 58. u. f. f. ausgeführt, und so hart sie scheint, so ist doch die Behauptung des Verf. richtig, daß dem Thäter der Beweis obliege, daß eine Wunde nicht nothwendig den Tod nach sich ziehen müßte. Vorsetzlicher Mord ist immer mit dem Tode zu strafen; nur im Fall eines indirecten Vorsatzes mit ewigem Gefängniß, außer der directe Vorsatz wäre bis auf den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit bewiesen; die qualificirten Morde sind mit erhöheten Todesstrafen zu belegen.

Daß nach §. 89. der Mord der Mutter ein schwereres Verbrechen, als der des Vaters seye, glauben wir dem Verf. nicht; nach den ersten Jahren, in welchen das Kind mehr sich seiner bewußt zu werden anfängt, empfängt es größtentheils mehr Wohlthaten vom Vater, als von der Mutter; zur Verhütung des Elternmords wird bessere Erziehung, und in dieser Rücksicht ein Collegium, welches die Aufsicht über Privaterziehung hat, vorgeschlagen. Auch der Kindermord wird mit dem Tode bestraft; nur wenn die Mutter das Leben des Kindes läugnet, wenn gleich alle Umstände ihr entgegen sind, soll weder Todesstrafe noch Tortur, sondern ewiges Gefängniß erkannt werden. Auch Abtreibung des Kindes, wenn die Vitalität bewiesen ist, soll mit dem Tode bestraft werden; die Aussetzung eines Kindes nur alsdann, wenn das Kind gewiß in der Absicht, es zu tödten, ausgesetzt worden, und dadurch sein Leben verlohren hat; niemals aber wegen indirecten Vorsatzes. Weitläufig handelt der Verf. auch von den Quellen des Kindermords, und den Mitteln, ihn zu verhüten; unter diesen sind Begünstigung der Ehen, eine jährliche Predigt über den Kindermord, Verminderung (aber nicht gänzliche Aufhebung) der Schande des unehelichen Beyschlafs, strenges Verbot an Eltern und andere Verwandte, eine Geschwächte zu mißhandeln, besser eingerichtete Findelhäuser, Straflosigkeit der Entdeckung und Bestrafung der Verheimlichung einer Schwangerschaft, strengere Bestrafung der Verführer unschuldiger Mädchen, und Anhalten der Väter zu einem reichlichen Unterhaltungsbeytrag. Der Selbstmord soll und kann, wie der Verf. gründlich beweist, gestraft werden; aber gelinde, und nur wenn er vorsetzlich, aus schlechten Beweggründen geschehen ist; auch die Unternehmung eines Selbstmordes nur höchst selten, und mit vieler Vorsicht. Wider den Zweykampf sind nach dem Verfasser Strafen ohne Wirkung, es sollen vielmehr andere Mittel gebraucht werden, welche dem Beleidigten die Vortheile des Zweykampfs gewähren; jeder Beleidigte sollte vor einem Gericht aus seinem Stand, oder wenn der Beleidiger von anderm Stand ist, vor einem aus beyden Ständen erwählten Gericht seine Klage vorbringen können, der Beleidiger sollte vorgefordert, und von diesem Gericht der Streit ohne weitere Berufung entschieden, jede Privatentscheidung aber von diesem Gericht für eine ehrlose Handlung erklärt werden; Mordbrand, wenn er einem Menschen das Leben kostete, oder unersetzlichen Schaden am Eigenthum zufügt, soll mit lebendig Verbrennen; wenn

wenn der Schade geringer ist, mit dem Schwerdt, der simple Brand aber der Regel nach, mit ewigem Gefängniß bestraft werden; mit dem Schwerd aber, wenn ein Mensch das Leben verlor, oder dem Eigenthum ein unersetzlicher Schade zugefügt worden. Todesstrafe des Diebstahls hält der Verf. in jedem Fall für ungerecht, und nur die mit Arbeit verbundene Gefängnißstrafe für verhältnißmäßig und gerecht; sie kann mit Pranger oder Staupenschlag verbunden, und nur an oft bestraften, ganz incorrigiblen Dieben auf Lebenszeit erkannt werden; auch bey dem Raub darf nur der höchste und schwerste Fall mit ewigem Gefängniß bestraft werden. Betrug wird niemals, ausgenommen, wenn er in ein anderes kapitales Verbrechen fällt, mit dem Tode bestraft; bey Münzverbrechen wird die Todesstrafe in dem einzigen Fall gebilligt, wenn eine falsche, geringhaltige Münze unter dem landesherrlichen Stempel ausgemünzt, und in beträchtlicher Anzahl verbreitet worden ist. Den Begriff des Wuchers sollten die Gesetze, um nicht zu sehr in die Eigenthumsrechte einzugreifen, schlechterdings auf die Fälle einschränken, wo der Darleiher bey hinlänglicher Sicherheit die dringende Noth, oder die Jugend des Entlehners mißbraucht hat. Daß unsere alten Gesetze gegen Fleischesverbrechen zu streng gewesen, wollen wir gerne zugeben, allein auf der andern Seite halten wir auch dafür, daß der Verf. sie zu sehr entschuldige, oder vielmehr die wichtigen Nachtheile des Staats aus denselben nicht genug in Anschlag bringe. Die Fornication soll nach dem Verf. wenigstens an Mannspersonen nicht gestraft, sondern nur sie unschädlich zu machen, und ansteckende Krankheiten zu verhüten gesucht, folglich Bordelle unter strenger Aufsicht errichtet werden; der Stand der Hure soll nicht gestraft sondern nur mit Schande und Verachtung gebrandtmarkt werden. Nach dem ersten Plan des Verf. soll der folgende Band der peinlichen Proceß, und der letzte ein peinliches Gesetzbuch enthalten, allein es sind noch mehrere Gattungen der Verbrechen, z. B. Ehebruch, Sodomie, Injurien zurückgeblieben, mit welchen wahrscheinlich noch ein ziemlicher Theil des dritten Bandes angefüllt werden wird.

Im.

---

3. Arzneygelahrheit.

Johann Hunczovsky medicinisch-chirurgische Beobachtungen auf seinen Reisen durch England und Frankreich, besonders über die Spitäler. Wien, 1783. S. 325. 8vo.

Durch Empfehlung des Hrn. von Brambilla ward der Verf. von Sr. Majestät dem Kaiser auf Reisen geschickt. Hier erhalten wir nun das Resultat seiner Beobachtungen, ein angenehmes und wichtiges Geschenk für Aerzte und Wundärzte. In der Einleitung werden die berühmtesten englischen und französischen Wundärzte, und ihre Verdienste hergenennt. Die Geschichte der Sigaultischen Operation wird ausführlich erzählt. Es geschieht Erwähnung der Versuche, welche mit der medicinischen Electricität sind angestellt worden. Bey venerischen Krankheiten erhielten sowohl in Frankreich als England die Frictionen den Vorzug. Die Skropheln, welche in England und Frankreich häufiger sind, als bey uns, werden am besten mit Meersalz behandelt. Ueberhaupt enthält diese Einleitung den Kern von gemachten Reisebeobachtungen.

Der Verf. beschreibt nun zuerst die englischen, hernach die französischen Spitäler. Allenthalben bemerkt er die Lage, die Bauart, und innere Einrichtung, die wir Kürze halber just nicht auszeichnen wollen. Zu London besuchte er zuerst das St. Bartholomäusspital. Herr Pott zieht bey Operation des Staars die Decession der Ausziehung vor. Beym Steinschnitte hat er die nun auch in Paris vorgezogene Hawkinsche Methode. Sie wird beschrieben S. 14. Es fallen in diesem Spital oft Amputationen vor, wegen weißer Gelenkgeschwulst von skrophulöser Art. Potts Meynung von Lähmung der untern Gliedmassen, von Krümmung des Rückgrads, S. 20. Man fand, daß die Krümmung und Lähmung Effekt von einer bösen Materie war, und hob letztere durch künstliche Geschwüre: jenen durch Arzneymittel wird der Vorzug gegeben. Pott braucht das Opium wider das Absterben der Zehen. Es wird alle 3 bis 4 Stunden ein Gran gegeben, wobey der Leib durch Clystiere offen gehalten wird. Aeußerlich wer-

werden erweichende Mittel gebraucht. Im Brand von Alter war dies Mittel unwirksam. Bey venerischen werden Einreibungen gebraucht. Man ist hier etwas zu sorglos, dem Speichelfluß Einhalt zu thun. Diese Patienten werden in Flonell gekleidet ohne Hembd, um die Wirksamkeit des Queckſilbers gegen die Peripherie zu determiniren, besonders, wo keine warme Bäder konnten gebraucht werden. Die meisten Kranken in allen Londener Spitälern sterben an Fäulungskrankheiten, Abzehrungsfiebern, Dyſſenterien und Lungengeſecten. Die Mortalität ist wie 1 zu 13 bis 15.

Das Thomasspital. Else unterband bey Amputationen die Pulsader mit den angränzenden Theilen. Wasserbrüche heilte er mit Aezmitteln nach der von ihm beschriebenen Methode. Else und Ware rühmen in Augenentzündungen, wo keine besondere Schärfe zum Grunde liegt, die Thebaische Tinktur.

Lukasspital. — Dieses ist blos für Venerische bestimmt. Broconfield ist hier Oberwundarzt. Die Behandlungsart besteht besonders in den Einreibungen, auch giebt man Plenks Mixtur. Man stellte hier Versuche mit *Clare's* Methode an, nach welcher 3 bis 4 Gran versüßten Queckſilbers mit Speichel vermischt, an die innere Wangenfläche eingerieben werden. Verf. zieht jene Methode vor, wo es an die innere Fläche der Vorhaut, oder beym andern Geschlecht, an dieselbe der Schaamlippen eingerieben wird.

Spitäler zu Portsmouth und Plymouth. — Hier wieder etwas von der Lage und Beschaffenheit der Gebäude vorausgeschickt. Wenn der Kranke angenommen ist, so wird er, wenns möglich ist, ausgezogen, und in einer Wanne mit laulichtem Waſſer gewaschen, wornach er denn vom Spital ein Hembd von blauem klein gestreiften Kannefaß bekömmt, wie auch Kleidung, wenn er rekonvalescieret, die abgelegten Kleider aber werden in einen Ofen geworfen, und mit Schwefel geräuchert, welche die Kranken, wenn sie das Spital verlassen, wieder bekommen. Die gewöhnlichsten Krankheiten in diesem Spitale waren das Schiffieber, (Kerkerfieber) Skorbut, Ruhr, Auszehrung, Geschwüre an den Füssen ꝛc. Der angestellte Arzt ist Doktor Lind. Man hält hier sehr viel auf Reinlichkeit und freye Luft. Ueberhaupt hat man hier die simpelste Heilart. Die Amputationen geschehen nach der Alsonsischen Methode, die S. 67. beschrieben ist. Seit 6 Jahren kamen jähr-

lich bey 22000 Kranke in dieſes Spital. Die Mortalität iſt wie 1 : 13.

Zu Plymouth iſt die Einrichtung faſt wie zu Portsmouth.

Die Spitäler zu Paris. Das Hotel-Dieu. Ein großer Abſtand von der engliſchen Reinlichkeit. Hier liegen mehrere Kranken in einem Bette, und ſterben gemeiniglich alle am Faulfieber. — Der Verf. beſchreibt die Gebäude und Verfaſſungen. Nonnen beſorgen die Kranken, beſonders in Abſicht auf die Diät. Verf. glaubt; daß es in keinem Spital unordentlicher zugehe, als hier. Die Krankheiten, die hier am häufigſten vorfielen, waren Fieber, Fäulungskrankheiten, Obſtructionen, Abzehrungen ꝛc. Verf. ſah wenige Operationen außer Lithotomie nach Moreau, und einige Amputationen nach der allgemeinen eingeführten Methode en deux tems. Vor der Operation, beſonders bey jüngern Subjekten, giebt man Kuchen wider Eingeweidewürmer, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß jene, die die Operation nicht ausgeſtanden, an Würmern ſtarben. Die Mortalität verhielt ſich wie 1 : 5. vielleicht wie 1 : 3., oder gar wie 1 : 1. Es kamen in einem Jahre bey 30000 Kranke dahin, von welchen gemeiniglich 6000 ſterben.

Das Spital Bietre. — Die Veneriſchen werden hier ebenfalls durch Einreibungen behandelt; ſie geneſen ſehr langſam wegen Unordnung und Unreinlichkeit. — Als das Hotel-Dieu abbrannte, machte le Roi einen ausführlichen Plan zu nützlichen Krankenſälen. Man lobte ihn, und ließ es beym Alten.

Hoſpice de Charité — Man traf hier einige Anſtalten zum Vortheile der Oekonomie, und Nachtheile der Kranken. 12 Nonnen ſind da, und 3 Knechte. Es ſind hier wie 1. eiſtens dreyerley Gattungen Nahrung: Diät, halbe Portion, ganze Portion. Jene, welche Diät haben, bekommen täglich dreymal eine Suppe, und einmal etwas gekochtes Obſt. Bey der halben Portion bekommen ſie früh eine Suppe, um 10 Uhr 4 Unzen Fleiſch, und ſo viel Brod, um 1 Uhr eine Obſtſpeiſe, und ein kleines Glas Wein. Bey der ganzen Portion bekommt man dieſes alles doppelt. Aus Oekonomie ſchickt man die Reconvaleſcenten, ſo bald ſie die ganze Portion bekommen, oft nach den erſten Tagen fort, wodurch ſie oft recidiv, oder ſonſt elend werden. Jedem Kranken wird häufig Ader gelaſſen, woher es kommen mag, daß ſie ſo langſam geneſen.

La

La Charité. In Frankreich sind 32 Spitäler unter der Obsorge der barmherzigen Brüder. In der Charité zu Paris werden nur Mannsleute aufgenommen. Venerische, jene mit Brüchen, oder ansteckenden Krankheiten sind ausgeschlossen. Jeder Kranke hat hier ein Bett. Man hat hier strengere Diät, ganze, halbe und Viertelportion. Es kommen viele Mastdarmfisteln vor, weil man noch die Methode hat, die Spaltung derselben durch die Ligatur mit einem bleyenen oder andern Drath, ohne Messer zu kuriren. Der Vers. zieht die Operation des Hrn. von Brambilla vor. Der Steinschnitt wird mit der verborgnen Bistourie verrichtet. Zuweilen verletzt man hierbey die ischio-cavernosa mit tödtlicher Verblutung. Ferrein will im Falle einer solchen Verblutung, man solle die Schlagader ganz verletzen. Von den Amputirten genesen hier mehrere als im Hotel-Dieu. Die chirurgischen Operationen werden sonst ziemlich altmodisch unternommen. Die Mortalität ist wie 1:9. Die meisten sterben am Faulfieber.

Das Invalidenspital. — Die meisten Krankheiten sind Fieber, Skorbut, und Brustbeschwerden. Die Ptisana pectoralis und andere Composita, stehen hier im Ansehen. Laienschwestern und einige Wärter besorgen die Kranken. Man sieht sehr auf Reinlichkeit. Sabatier war Oberwundarzt. Bey alten Geschwüren ward vegeto-mineralisches Wasser gebraucht. Bey Skropheln giebt man Meersalz ein, und mischt davon zu den Speisen, auch äußerlich wird eine Auflösung des Salzes aufgelegt. Es kommen wenige chirurgische Operationen vor, außer Amputationen kariöser Knochen. Bey Venerischen braucht man versüßtes Queckssilber, Sublimat und die Einreibungen. Bey Leistenbrüchen begnügt man sich mit Bruchbändern. Die meisten sterben hier an Lungensuchten, Wassersucht und Skorbut.

Das Militärspital zu Groß-Caillou. — Am gewöhnlichsten sind hier Fieber, venerische Zustände und Skorbut. In Fiebern wird häufig Chinarinde gegeben, bey venerischen werden die Keyserschen Drageen, welche Hr. Pelletier, ein Schüler des Erfinders, verfertigt, gebraucht. Bey Skorbut saure Pflanzen. Man hat auch ganze, halbe und Viertelportion, außer dem hat man das Regime blanc, worunter Reiß und Milch verstanden wird. Vers. erzählt Keysers Methode seine Pillen zu geben, nebst der heutigen Methode des

Hrn.

Hrn. Dufouart. Man erwartet immer von den Pillen eine Krisis. Dufouart braucht bey Phimosis laue erweichende Bäder, in Paraphimosis kaltes Wasser. Bey Leistenbeulen sucht er durch kalte Ueberschläge von Essig und Wasser die Eiterung zu verhüten, geschieht sie aber doch, so öffnet er sogleich die Beule, ehe die Eiterung vollkommen ist. Verf. setzt seine eigene Behandlungen von Leistenbeulen hin, wo man aber nichts besonders lernt. Feigwarzen verlieren sich während der Kur: geschieht es nicht, so schneidet man sie aus, und ätzt die Wurzel mit rauchendem Salzgeist weg. Geschwüre werden mit lauem Wasser verbunden. Gliederreißen, Knochenauswüchse, vergehen während der Kur. In keinem Spital, sagt der Reisende, wurden die Venerischen so gut geheilt, als hier. Doch zieht er die Einreibungen der Dragees-Kur vor.

Rouen. Das Hôtel-Dieu, ein großes Spital, 1754. zu le Cat's Zeit errichtet. Die Fieber werden mit Fieberrinde geheilt. Vier Aerzte behandeln die übrigen Krankheiten, jeder nach seiner Methode. Des einen Schlendrian sind Aderlässe, beym andern Schweiße, beym dritten Brechen. Der Oberwundarzt behandelt seine Krankheiten unabhängig von den Aerzten. Die Amputation geschieht en deux temps. In 9 Jahren wurden 5 Trepanationen gemacht, wovon 3 gut ausfielen. Bey der Afterfistel macht David mit der Pottschen oder einer andern krummen Bistouri nur eine einfache Trennung. Er hat das zur Abbindung der Gebärmutter- und Mutterscheidenpolypen nun schon bekannte Instrument erfunden. L'Hospital General. Die Venerischen werden durch Einreibungen, und in leichtern Fällen durch Keysers Drageen behandelt. Die Vorbereitungsbäder werden vom Oberwundarzt Echevin als sehr wesentlich angesehen. Die Epileptischen werden meistens sich überlassen. Man giebt ihnen oft Purganzen und laue Bäder, um die Anfälle zu erleichtern. Bey den Wahnwitzigen und Melancholischen schränkt sich die ganze Behandlung auf gählinges Einsetzen in kalte Bäder ein.

Das Spital zu Brest. Aus Mangel guter Lufterneuerung hatte es vorhin den verdienten Namen eines Grabes der Matrosen. Im Skorbut hat man seit einigen Jahren angefangen Sauerampfer einzusieden, und hiervon den Matrosen im Spital, wie auch auf Reisen, Portionen zu geben, um sie mit ihren Speisen zu vermischen. Man giebt

sonst

ſonſt vorzüglich den Spiritum antiſcorbuticum, und den Trank vom Kapitäne Cook, auch nach Lind's Rath den Saft von Zitronen und Pomeranzen, auch eine Art von Punch. Ein gutes Getränk iſt aus 1 Maaß Weineſſig, eben ſo viel Branntewein, mit 30 Maaß Waſſer, und das Cookiſche Malzwaſſer. In ſkorbutiſchen Lungendefecten nimmt man 1 Pfund Tannenbaumholz, das mit 2 Pfund Honig in 30 Maaß Waſſer eine halbe Stunde lang gekocht wird, bis es auf beynahe 25 Maaß eingeſotten iſt. Zwey oder drey Pfunde ſind die gewöhnliche Doſis für einen Tag. Wider die Krätze braucht man Bäder und Schwefelſalbe mit Ammoniakſalz mit gutem Erfolge. Man ſorgt hier auch für reine Betten, welches ſonſt in Frankreich ſehr ſelten geſchieht. Bey Veneriſchen geſchehen Einreibungen, auch andere Merkurialzubereitungen. Auch beym Tripper giebt man Queckſilbermittel, wenn er ſchon lang gedauert hatte, dabey Holztrank oder Abſud von erweichenden Kräutern. Billard rühmt bey langwierigen Geſchwüren vorzüglich das Goulardiſche Waſſer. Sollte am Ende die Vernarbung langſam vor ſich gehen, ſo bedient er ſich des Empl. triapharm. Für die Beinbrüche ſind beſondere Betten ausgedacht. Section eines Gefangenen, wo häufige fremde Körper im Magen gefunden worden S. 202. Die Mortalität iſt 1:11. Die meiſten ſterben an Faulfiebern, Dyſenterien, und Lungendefecten. Das Spital ſammt Apotheke, und allem iſt verpachtet, wovon die Bedingniſſe hier ausführlich ſtehen.

Noch wird die Verfaſſung vieler anderer franzöſiſchen Spitäler kürzlich erzählet. Es iſt hier wenig beſonderes. Ein Wundarzt zu Bourdeaux verſicherte, daß er den Skorbut comme par enchantement heilte. Von den vorher geſchälten Erdäpfeln ſchabt er mit einem Meſſer einen Eßlöffel voll herab, miſcht etwa 10 oder 15 Gran Chinapulver dazu, und läßt den Kranken täglich zwey oder mehrere Doſes nehmen. Zu Toulouſe beobachtete er häufig brandige Geſchwüre vom Auflegen verdorbener, unreiner Charpie. Zu Montpellier werden die Veneriſchen mit Friktionen behandelt, und ihr Regime ſehr genau beobachtet. Krätzige werden durch Bäder, Salbe, und Reinlichkeit innerhalb drey Wochen geheilt. In Marſeille ſind vier Spitäler, zu Toulon drey. Das Spital zu Lyon wird ausführlich beſchrieben.

Am Ende hängt der Verf. eine Abhandlung an über die Lithotomie, und die Vortheile, wenn das Herausziehen des Steines aufgeschoben wird.

Im Ganzen sieht man, daß die Sterblichkeit desto gröſſer in Spitälern ist, je weniger auf Reinlichkeit und erneuerte Luft gesehen wird, und je mehr Kranke beysammen liegen; daß die französischen Spitäler den englischen lange nicht beykommen; daß Leichtsinn, Schlendrian, Nachläſſigkeit immer die Fehler vieler Franzosen sind. Ein Arzt in einem Spitale erzählte unserm Verfasser von seinen Thaten, griff während dem einem an der Seite stehenden Apothekergesellen nach dem Pulse, in der Meynung, den Puls eines dort liegenden Kranken zu fühlen, und ordinirte eine temperirende Mixtur. — Was man wohl den Arzte hätte ordiniren sollen!

3.

Dr. Phil. Jac. Piderits Unterricht, was Eltern und Kinderwärter bey den Kinderblattern zu beobachten haben. Cassel, 1783. Cramer, 29 Seiten in 8vo.

Ganz artig!

Neue mit dem Merkur in den Blattern gemachte Erfahrungen, welche dessen specifische Kraft in dieser Krankheit beweisen, von P. von Woensel, vormaligem Arzte bey dem Hauptlazareth der Landtruppen und dem Cadettencorps zu St. Petersburg. Aus dem Franz. Leipzig, 1783. Schneider, 36 Seiten in 8vo.

Queckſilber hindere den Ausbruch nicht, sondern nehme der Materie nur das Gefährliche. (Boerhaave hat bekanntlich den ersten Einfall gehabt.) Boerhaave sey aber ungewiß gewesen, ob er dem Spießglase, oder Queckſilber mehr trauen solle, er empfehle Simplicität, und seine Recepte zeigen das Gegentheil; die Mischung hindere, specifische Mittel zu finden, wornach wir doch alle haschen. Unter 75 von dem Verf. im

Cadet-

Cadettencorps inoculirten, hatte nicht ein einziger die geringste Unpäßlichkeit, dies schreibet er dem vorhergegebenen Queckſilber zu, und dies leitete ihn zu Verſuchen. Er vermiſchte alſo friſche Materie mit etwas Calomel, inoculirte mit dieſem Gemiſche drey Kinder an beyden Armen, aber es äußerte die Materie nicht die geringſte Wirkung, auch wenn Calomel im Waſſer aufgelöſet mit der Materie vermiſcht wurde, blieb ſie ohne Wirkung. (Ohne Zweifel hat aber mancher Inoculateur eben dieſes ohne Calomel erlebt.) Eben dieſe Kinder wurden aber nachher durch andere reine Materie angeſteckt. Auch Merkurialpflaſter auf die Impfwunden gelegt, ſchien das Gift unkräftig zu machen, ſelbſt auch da, wenn die Wunde ſchon entzündet war. Nun rieth der Verfaſſer auch bey einer natürlichen Pockenepidemie Queckſilber innerlich, und der Erfolg war, daß die Blattern entweder nicht kamen, oder die Krankheit gelinde war. Man ſolle es aber nicht ſogleich durch Purgirmittel aus dem Körper wegſchaffen, ſondern in die Säfte eindringen laſſen; die ſo genannte Auflöſung der Säfte, die man daraus befürchte, ſey nur Idee. Allerdings reizet das eben ausgezogene zu mehrern Verſuchen, aber man hätte dem Verf. Gelegenheit wünſchen mögen, ſelbſt mehrere zu machen. Und wann ſoll man Queckſilber bey natürlichen Pocken verwenden? wann weiß man, daß das Fieber ein Pockenfieber ſey, das allenfalls Queckſilber verträgt?

Neues engliſches allgemeines Diſpenſatorium, oder Apothekerbuch, nach der Londener und Edinburger Pharmacopie ausgearbeitet von W. Lewis. Erſter Band. Zwote ſehr vermehrte Ausgabe. Aus dem Engliſchen überſetzt. Breslau, 1783. Korn, 834 Seiten in gr. 8.

Das Original, dazu eigentlich Quincy, wo uns recht iſt, zuerſt den Plan machte, und das Lewis nachher vermehrte, hat man als ein ſehr brauchbares Werk, auch außer England aufgenommen; wir haben auch ſchon eine deutſche Ueberſetzung davon, die gegenwärtige aber iſt nach der vierten Ausgabe des Originals von 1781. veranſtaltet, und hat außer den Zuſätzen des Originals viele beträchtliche Berichtigungen von dem deutſchen Ueberſetzer, alſo viele Vorzüge vor der Hamburgiſchen

Ueberſetzung von 1768. erhalten. Es ſind nämlich in der Materia medica die Linnäiſchen Synonymien, praktiſche Beobachtungen über den in neuern Zeiten entdeckten Nutzen einiger Mittel, einige neuerlich bekannt gewordene, und im Originale nicht befindliche Arzneymittel, als die isländiſche Flechte, Zeitloſe, Columbo ꝛc. mit eingerücket, und aus Rutty Zuſätze zu den beyden engliſchen Diſpenſatorien das Wichtigſte ausgezogen, und im künftigen 2ten Bande verſpricht der Ueberſ. auch Baldingers Ausgabe des Edinburgiſchen Apothekerbuchs zu nutzen. Als Ueberſetzung betrachtet, dürfen wir, nach dem Plane unſerer Bibliothek, das Werk nicht ſo umſtändlich beurtheilen, als es der Werth und große Umfang deſſelben ſonſt wohl erfoderte. Es ſey alſo genug, die angezeigten Verdienſte des Ueberſetzers bey dieſer Ausgabe bemerklich gemacht zu haben, und noch das Werk ſelbſt als eins der vollſtändigſten und faſt unentbehrlichen in ſeinem Fache zu empfehlen, das in keine beſſere Ueberſetzershände hätte gerathen können, indem die vielen Noten oft lehrreicher ſind, als der Text ſelbſt, und der Ueberſetzer nicht nur Sprach- und Sachkenntniß, ſondern auch große Beleſenheit verräth, und faſt mehr geleiſtet hat, als er in der Vorrede verſprochen.

Ueber die göldene Ader, für Unerfahrne in der Arzneywiſſenſchaft, von Joh. Caſp. Stunzer, K. K. Rath und Leibmedikus. Wien, 1783. 8vo Schmidt. 125 Seiten.

Der Verfaſſer ſchreibt hier, ſo wie in ſeinem ſchon von uns empfohlenen Werke von Nervenkrankheiten, für unmediciniſche Leſer. Die Urſache ſucht er in Vollblütigkeit und Ausartung der Säfte, wo ſie ſchwarzgalligt, dick werden. Aber wie gehören die latiniſchen Citata aus alten Schriftſtellern für ſolche Leſer, denen H. U. ſein Buch beſtimmet hat? Es iſt ſonſt eben ſo faßlich und populär geſchrieben, als ſein erſtes Buch. Aber wenn S. 32. der öftere Gang zum Abtritte und Zwang dazu eine Urſache wird, ſo wird offenbar der verhärtete, und im Maſtdarm angehäufte Unrath es noch öfterer, und eine ſehr locale Urſache. Unter den Zeichen hätte man noch den ſpecifiſchen Bodenſatz im Urin erwarten ſollen, da er ſo manchen Hypochondriſten beunruhiget, der nur Materie, oder

gar

ten will abgehen sehen. Die Folge dieses Uebels beschrieben, auch einige Vorurtheile gut bestritten S. 60. aber, die Reinigung der Weiber soll eine ähnliche Auslee- ı seyn? S. 63. Eben dieses Vorurtheil hätte der Verfas- ı riegen, und deutlich sagen sollen, daß Hämorrhoiden anrgelt sind. Eben so sehr wundert es uns, daß er unter ı Ursachen des ungleich häufigern Uebels den Caffee , oder verkennen kann. So vermissen wir auch unter ı weitteln den Weinsteinrahm, der so specifisch auf die G- des Beckens wirket. Die Anzeigen zu stärkenden und den Mitteln sehr treffend S. 90. Auch den Zufällen t er gut. Zuletzt werden einige Fälle angeführet, wo raye in Verlegenheit gerathen könnte. Daß das österrei- Clima nicht allein und vorzüglich die güldene Ader her- t n könne, S. 125. darinist der Recensent mit H. St. g stimmig, da sie nirgends so sehr zu Hause seyn kann, nem Orte, wo der Recensent lebt, 90 Meilen von Wien, allmählich schon der arbeitende Bauer und Soldat

At.

Ueber Medicinalverfassung, eine Rede am Geburtsfest Sr. Hochfürstlichen Durchl. des Herrn Landgrafen zu Hessenkassel Friedrich II. am 14ten August 1782. bey Antritt als Professor der praktischen Medicin, am Collegio illustri Carolino, gehalten von E. G. Baldinger, der Weltw. und Arz. Wiss. Doktor — Offenbach, bey Weiß und Brede, 1783.

s und am Ende Lobsprüche auf den Hrn. Landgrafen, bey einer Geburtsfeyer gebührt. Die Rede über wecivicinalverfassung besteht in 3 Theilen. I. Die beste dicinalverfassung stiftet wirklich Ländern Nutzen. II. Die erigen sind mangelhaft. III. Sie lassen sich zweckmäßig essern. Hr. Baldinger erwähnt zuerst des Tadels und es, womit man immer die Aerzte und ihre Kunst verınnste. Er zeigt aber, daß die Kunst nicht mehr als anr nstr tadelhaft und ungewiß seye, daß schlechte Köpfe

bey Jurisprudenz, Theologie u. s. w. eben so viel Unordnung anstiften, als bey der Arzneykunst. Schlechte Lehrer, untüchtige Subjekten, die man zu Aerzten aufnimmt, Universitätscabalen, Schlendrian, Nachläßigkeit, Mangel an Unterstützung und Belohnung guter Aerzte, Mangel an Hülfsmitteln, Schreibsucht elender Beobachter, und ähnliche Gebrechen machen wohl die Hauptsache des medicinischen Unwesens, und den Inhalt der dreyen Theile dieser Rede aus. Manches ist uns aus der Seele geschrieben. Aber manches wird noch immer so bleiben, so lange es in allen Künsten und Aemtern mehr unvollkommene als vollkommene Menschen giebt.

Z.

Sammlung philosophischer Naturkenntnisse für Frauenzimmer. Zweyter Theil, welcher die Naturlehre des Menschen enthält, von C. N. Leppentin, der Arz. Gel. D. Hamburg, 1782. 8. 352 Seiten.

Vermuthlich soll das: für Frauenzimmer, der Schild gegen die Beschuldigung eines etwan grämlichen Recensenten seyn, der dem ganzen Werke, den, vielleicht nicht ungegründeten, Vorwurf machen dürfte, daß auf so viel Seiten so wenig gründliches anzutreffen sey. Von dem ersten Theile haben wir schon zu einer andern Zeit gesprochen. In diesem zweyten Theile ist nun allerdings der Verfasser in seinem eigentlichen Fache, und daher ist er auch ungleich besser, als der erste; aber dennoch kömmt es uns vor, als wenn es blos in der Absicht geschrieben wäre, damit das liebe Frauenzimmer, nach Art unserer neumodischen Zöglinge, überall hübsch mit schnattern könne, ohne im Grunde etwas zu wissen. Die Gelehrsamkeit unsers Verfassers ist nun freylich nicht daran Schuld, denn man sieht es deutlich genug, daß es ihm an wahren und gründlichen Kenntnissen gar nicht fehle, nur die Begierde zu gefallen, scheint ihn verleitet zu haben, gar zu sehr auf der Oberfläche zu bleiben. In dreyzehn Kapiteln handelt der Verf. von der Aehnlichkeit des Menschen mit den Thieren; von den Vorzügen des Menschen vor Thieren; von verschiedenen Gattungen der Thiere; von der anatomischen Beschreibung

des

des Menschen; vom Nutzen der Theile des menschlichen Körpers; vom Geschlechtsunterschiede der Menschen; vom verschiedenen Alter der Menschen; von Erziehung der Menschen in den ersten Jahren; von Erziehung der Kinder bis zu ihrer Reife; von der Lebensordnung in den folgenden Jahren; von Krankheiten überhaupt; von Mitteln gegen Krankheiten; von Aerzten, Wundärzten, Hebammen und Quacksalbern. In diesem letzten Kapitel zieht der Verf. besonders auf seine geschwornen Feinde, die Quacksalber, los, und setzt der kleinen launigten Schrift des gelehrten Hamburgischen Reimarus das Raisonnement einer seit 29 Jahren vergessenen Schrift entgegen, denn vor 30 Jahren soll sie herausgekommen seyn. In einem 14ten Kapitel erhalten wir endlich eine Skiagraphie des 3ten Theiles dieses Werkes, worinnen der Verf. Untersuchungen und Entwickelung aller solcher Lehren, die unser Leben und unsere eigentliche Bestimmung betreffen, vorzulegen verspricht. Wir besorgen, daß ihn die Begierde populär zu schreiben, wieder verleiten werde, auf der Oberfläche zu bleiben. Will er aber unsere Besorgniß heben, wohl, so dringe er tiefer ein, denn Kräfte genug hat er darzu, und gebe dem Buche einen besondern Titel.

R.

Io. Zach. Platneri institutiones chirurgiae rationalis tum medicae tum manualis, in usus discentium. Editio nouissima, recensuit notasque adiecit *Carolus Christianus Krause*. Lipsiae, 1783. 8vo. 853 pagin.

Platners Andenken wird allen denen unvergeßlich bleiben, die es wissen, daß derselbe in Deutschland das Licht anzünden half, welches wahre chirurgische Kenntnisse verbreitete, und denen Nachbaren, welche in dieser Wissenschaft große Schritte vorausgethan hatten, nacheiferte. Das Denkmal, welches dem verstorbenen, verdienstvollen Lehrer durch diese Ausgabe seiner chirurgischen Institutionen errichtet ist, wird dadurch noch schätzbarer, daß Hr. Prof. Krause die neueren Erfindungen in der Chirurgie nach des verst. Platners Tode hinzugesetzt, und die nöthige Litteratur beygebracht hat.

Abbildung und Beschreibung von dem Gebrauch und Nutzen einer neuen Maschine, welche Herr Albert Pieropano zu Vicenza, die Brüche des Schienbeins sicher und fast ohne Schmerzen einzurichten, und auch ohne Verkürzung des Fußes glücklich zu heilen, im Jahr 1780 erfunden hat. Aus dem Italiänischen übersetzt. Strasburg, 1782. 8. 39 Seiten.

Der hohe Rath zu Venedig hat dem Erfinder zu Ehren, goldene und silberne Schaumünzen prägen lassen. Diese Ehre verdiente der Erfinder, denn durch die hier abgebildete und beschriebene Maschine ist die Wundarzeneykunst in Wahrheit bereichert worden. Die Erhaltung eines zerbrochenen und wieder eingerichteten Knochen in seiner Lage war immer mit manchen Schwierigkeiten verknüpft, zu deren Hebung die chirurgische Rüstkammer manche sehr glücklich ausgedachte Instrumente aufweisen kann. Für das Schienbein war der Wathensche Conductor eines der besten Instrumente, durch welches Hr. Pieropano vielleicht auf die Anordnung seiner Maschine gebracht worden ist. Der Hauptvortheil vor dem Wathenschen Conductor besteht darin, daß die Ausdehnung des Gliedes mittelst einer Schraube, welche unter der Fußsohle angebracht wird, ohne Gewalt und große Schmerzen allmählich bis zum gehörigen Grade aufs allergenaueste bestimmt werden kann. Ein höchst wichtiger Vortheil in Fällen, wo ganze Knochenstücke fehlen, um dem zerbrochenen Gliede die ganze Länge des gesunden Fusses zu verschaffen. Die zwey Bogen lange Schrift ist ohne Kupferstich eines deutlichen Auszuges nicht wohl fähig, daher wir den Leser auf die Schrift selbst verweisen müssen.

Franz Siegerist, landschaftlichen Augenarztes zu Grätz in Steyermark, Beschreibung und Erklärung des Staarnadelmessers und Gegenhalters, mit einem Kupfer, zum Gebrauch neuangehender Augenärzte bey Ausziehung des grauen Staars. Wien und Grätz, 1783. 56 Seiten 8.

Das

Das leichte und gewöhnliche Ausweichen des Augapfels gegen den inneren Augenwinkel, wenn die Spitze des Staarmessers in die Hornhaut einsticht, die damit leicht verbundene Verletzung der Regenbogenhaut, wenn das Messer in die vordere Augenkammer eingedrungen ist, führten den Verf. auf eine unserem Bedürfen nach glückliche Verbesserung des Wenzelschen Staarmessers, dessen sich der Verf. seit mehreren Jahren bediente. An die Spitze desselben ließ der Verf. eine vier Linien lange Nadelspitze anbringen, deren Dicke von der Spitze in der Länge von anderthalb Linien zunimmt, und dann bis gegen den Anfang der Schneide des Messers in der Länge von drittehalb Linien an Dicke abnimmt. Die Nadelspitze kömmt an dem Ausstichspunkte wieder zum Vorschein, bevor noch die Schneide in die Hornhaut eingreift. Der Gegenhalter, dessen oberer Theil gebogen ist, um auf den Augapfel zu passen, wird alsdann zwischen die am Ausstichspunkte hervortretende Spitze der Nadel und den Augapfel gelegt, und das Messer gegen den inneren Augenwinkel durchgeführt. Die Nadelspitze nutzt der Erfinder zugleich als Cystitan, indem er bey dem Durchgange durch die vordere Augenkammer, die Spitze erst in die hintere Kammer bringt, um die Kapsel der Crystalllinse zu sprengen. Um unsre Leser desto besser in den Stand zu setzen, die Operation mit diesem veränderten Messer beurtheilen zu können, setzen wir hier die eigene Beschreibung des Verfassers her. S. 39. heißt es: Nach geschehener Vorbereitung des Körpers durch einige Tage setze ich den Patienten in einem mittelmäßig erhellten Zimmer, einem Fenster gerade gegenüber (worin die Sonne nicht scheint) auf einen Schemel 10 oder 11 Zoll hoch, ich aber wähle einen Stuhl oder Sessel, welcher zwischen den vier Säulen keinen Queerbalken hat, damit des Patienten Füße unter demselben durchgehen, und ich so nahe, als nöthig ist, an den Patienten anrücken kann. Dasjenige Auge, welches das zweyte in der Operation seyn soll, lasse ich mit einem leinwandenen Pausch verbinden. Ein Helfer stehet hinter dem Patienten, an dessen Leibe der Kopf desselben anlieget. Wenn das linke Auge zu operiren ist, so hebet der Helfer mit der rechten Hand das obere Augenlied, ohne daß das Aug selbst von ihm gedruckt werde, aufwärts. Ich selbst ziehe mit meiner Linken das untere Augenlied abwärts, und nachdem ich das Auge in einer geraden, auch weniger geraden, nach aus- oder einwärts gewendeter Stellung finde, so stoße ich die Spitze meines Nadelmessers an dem gewöhnlichen Orte in die durch-

sichtige Hornhaut, und drücke dieselbe in der Richtung, als sollte die Spitze in das Mittel der Pupill gehen, immer tiefer, bis derselben dickester Theil die Hornhaut durchdrungen hat.

Damit ich versichert bin, daß die Spitze nicht etwan zwischen den Häuten der Hornhaut hinschliefet, sondern dieselbe wirklich durchstochen hat; so bewege ich die Spitze des Messers, noch ehe die gröste Dicke der Nadel durchgedruckt ist, ein wenig gegen der Regenbogenhaut, und sehe genau, ob sich die Hornhaut nicht eben dahin einsenket, oder ob die Spitze wirklich frey ist. Wäre das erstere, so ziehe man die Spitze so viel nöthig zurück, und gebe ihr eine schiefere Richtung. Nun gehe ich durch die Pupille in die hintere Augenkammer, und öffne durch zwey oder drey gelinde Striche mit einer kleinen Bewegung die Krystallkapsel, ich ziehe die Nadel, so viel nöthig ist, zurück, um ihre Spitze deutlich zu sehen, führe sie über die Regenbogenhaut bis an den Ausstichspunkt. Jetzt mache ich mit meiner Hand eine kleine Bewegung gegen das Ohr des Kranken, damit sich die Spitze an den Ausstichspunkt anstemme, und richte den schneidenden Theil des Messers, welcher noch ohngefähr eine Linie von dem Einstichsort entfernt ist, gegen den untern Theil der durchsichtigen Hornhaut, daß bey dem Durchschnitte dieselbe nach Maaße des Ein- und Ausstiches, in einer halb mondförmigen Gestalt durchschnitten werde. Da, wo sich die Spitze gelind an die Hornhaut anstemmet, zeigt sich eine merkliche Erhöhung; hinter diese Erhöhung, oder vielmehr hinter die Nadelspitze bringe ich den in meiner linken Hand habenden Gegenhalter mit dem ausgebogenen Theile, und drücke die Spitze durch die Hornhaut. Die Spitze läuft also über den Gegenhalter, so bald, oder noch ehe (nach dem Maaße als der Ein- und Ausstich von einander entfernt ist, welcher ordentlicher Weise 3 oder 3½ Linie seyn soll) der dickeste Theil der Nadel die Hornhaut durchstochen hat, und alsdann fängt das Messer an durchzuschneiden. Wenn dieser schneidende Theil dem Ausschnittsorte nahe kömmt, so ist der Gegenhalter nicht mehr nöthig; man schiebet das Messer immer in gerader Linie gegen die Nase, bis die Hornhaut halbmondförmig durchschnitten ist. Noch ehe dieselbe ganz durchschnitten ist, sage ich demjenigen, welcher den obern Augendeckel aufwärts hebet, daß er denselben frey lasse, und zwar aus dieser Vorsicht, daß weil die Krystallkapsel schnell geöffnet ist, nicht etwan von dem Helfer mit einem unversehenen Druck das Auge gepresset,

und

und die Krystalllinse plötzlich, auch wohl gar ein Theil des Glassaftes hervorspringen möchte. Nach einer Pause drucke ich mit dem Zeig und Mittelfinger mit dem untern Augenliede an das Auge, so kömmt die Krystalllinse durch die Pupille ohne Anwendung das Cystitans in die vordere Kammer und endlich aus dem Auge u. s. w.

Fm.

Medicinische Bemerkungen, besonders über die hitzige Fieber, von C. G. Rudolstädter. Im Jahr 1782. 8. 87 Seiten.

Ein lieber praktischer Mann zu Lamspringe mag der Verfasser seyn, aber seine schriftstellerischen Verdienste sind nicht groß.

Pr.

Bemerkungen über verschiedene wichtige Gegenstände der Wundarzeneykunst, praktisch erläutert. Braunschweig und Hildesheim, in der Schröderischen Buchhandlung. 1782. 135 Octavs.

Diese kleine Schrift, deren Verf. sich nicht genannt hat, verräth einen erfahrnen und denkenden Wundarzt. Seine Schreibart ist lakonisch, angenehm und lehrreich. Wir wünschen, daß alle angehende Wundärzte sie lesen mögen. Sie werden in diesen wenigen Bogen sehr viel für sich gesagt finden. Er ist mit den besten neuesten Schriftstellern bekannt, thut aber auf seine Belesenheit nicht groß. Um desto mehr verdient er in unsern Augen Achtung. Der chirurgischen Gegenstände, über die der Verf. seine Bemerkungen gemacht hat, sind 41, meistentheils Gegenstände, die jedem angehenden, auch manchem alten Wundarzte, nicht gleichgültig seyn kön Die Titel wollen wir, des Raums wegen, ü en. 85 sagt der Verf.: „Wenn ein Stück Stahl „springt, so kann man selbiges mit einem M auz „indem man ihn vors Auge hält.“ Das nun aus Erfahrung gesprochen se — rn na e Wir haben verschiedene eigne

gefunden, daß dieser ganz artige Gedanke bloß auf der Studierstube ausgedacht worden. Dergleichen ganz kleine Stückgen Eisen, kaum so groß als ein kleines Pulverkörngen, welche Mühlpurschen bey ihren Arbeiten mit Eisen, auch Personen, indem sie Feuer aufgeschlagen, ins Auge geflogen waren, haben wir allezeit mit vieler Mühe, durch verschiedene kleine Einschnitte mit einem Staarmesser, wie aus einer kleinen Kapsel, heben müssen. Da diese kleine Stückgen Eisen im Auge nicht frey liegen, sondern durch ihre scharfen Ecken in der harten Kornea außerordentlich befestiget sind, so richtet der Magnet nichts dagegen aus. S. 118 finden wir die vom Hofr. Richter in Göttingen, so viel wir wissen, zuerst gemachte Bemerkungen gegen die Pottschen Regeln, das Glied während der Einrichtung und Kur eines Beinbruchs zu biegen, durch einige Beobachtungen bestätiget. Wo der Verf., nach Potts Methode, das Glied, während der Kur, gebogen erhielt, da wurde es allezeit kürzer. Im Gegentheil, wo er den Fuß in eine gerade Linie legte, da verlohr er nichts von seiner Länge.

Mk.

Io. Christ. Reil, M. et Chr. D. Tractatus de polycholia, *Pars prior*. Halae, typ. Grunert. 1782. 8. 112 pag.

J. C. Reil, Fragmenta metaschematismi polycholiae. *Pars posterior*. Hal. sumt. orphanotroph. 1783. 8. 179 pag.

Würden doch alle Kapitel der allgemeinen Krankheitslehre mit dem Fleiße und der Gründlichkeit bearbeitet, wie der Verf. dieser Schrift mit der ziemlich verworrenen und unbearbeiteten Lehre von der Galle im Blute gethan hat. Wir wollen seine Hauptsätze kürzlich ausheben. 1. Die Anhäufung (Polycholia) der Gallentheilchen im Blute erfolgt aus der Uebermaaße. Anfänglich macht sie keine sonderliche Veränderungen im Blute, aber in der Folge. Die weggebrochene Galle kommt nicht bloß aus der Leber und den damit verbundenen Theilen, sondern auch aus dem Blute. Die meisten Krankheiten sind ursprünglich gallichter Abkunft, und zu deren Erklärung bedarf es keiner Mitleidenheit. Diese ist öfters der Deckmantel der Unwissenheit. Viele Erscheinungen lassen sich ohne diesen Gallen-

vor-

vorrath im Blute nicht erklären. Dies bestätigen berühmte Schriftsteller und Leichenöffnungen. 2. *Diagnosis polycholiae.* Die Zeichen der Vielgalligkeit sind schneller und unordentlicher Puls, Kopfübel, besonders Kopfschmerzen, Ohrensausen und Brausen, Dunkelwerden der Augen, Mattigkeit, Schwere in den Gliedern, rheumatischer Schmerz in verschiedenen Theilen, Kitzeln in den Muskeln, Trägheit der innern und äußern Sinne, Mangel der gewohnten Munterkeit, unruhiger Schlaf, Geneigtheit zum Schweiß, Völle im Unterleibe, rother oder gelblicher Urin, gelbe Gesichts- und Hautfarbe, gelbliches Blutwasser, übler Geruch und Geschmack im Munde, garstig riechende Stühle, Angst um die Herzgrube. 3. *Parallelon inter ictterum et polycholiam.* Die Gelbesucht ist ein Ueberfluß der schon in der Leber abgesonderten Galle, die Vielgalligkeit aber ein Ueberfluß der Gallentheilchen im Blute. Die Galle der Gelbsüchtigen gehet zurück ins Blut, hingegen die andere bekömmt sie durch die fortgesetzte Bewegung von den Därmen. In der Gelbesucht ist eine völlige Galle mit der Masse der Säfte vermischt, in dieser ist die Elementargalle zu reichlich, folglich ist jene eine absolute Krankheit des Blutes, diese aber eine relative Krankheit der Säfte. Jene ist immer mit einer Vielgalligkeit verbunden, diese aber kann auch ohne Gelbesucht da seyn. Die nächste Ursache der Gelbesucht ist eine wahre Ergießung der Galle ins Blut, bey der Vielgallichkeit aber ein Ueberfluß. Die entfernten Ursachen der ersten liegen bloß in den Auswurfsgängen der Leber, der letzteren aber in einer fehlerhaften Beschaffenheit der Leber, Därme, Ausdünstung ꝛc. folglich ist die Gelbesucht selten, die Vielgallichkeit sehr gemein. Die Vorhersagung der ersten ist meistens zweifelhaft, der letztern aber besser. Die Zufälle von der abgesonderten Galle sind in bösartigen Fiebern leichter, als die von der Vielgalligkeit, sonst aber in beyden gleich, nur gelinder in der letztern Art. In der Gelbesucht ist der Stuhl weiß, in der andern aber gallicht und stinkend, in jener der Leib verstopft, in dieser Durchfallartig; in jener der Zwölffingerdarm ohne Unrath, in dieser aber reichlich versehen. Die Heilart der Gelbesucht fordert, die Verstopfung aufzulösen, und das Aufgelöste fortzuschaffen. Die Polycholie aber bedarf wenig auflösende Mittel, weil selten Verstopfungen da sind; dagegen mehr Abführungen durch die Leber. — — Nun folgt etwas über Galle und deren Entstehung, wog noch manches erinnern ließe, so wie es der Ordnung

war, dieſen phyſiologiſchen Theil voran zu ſenden, wenn er wahres Licht über den pathologiſchen verbreiten ſollte. — Unter die prädiſponirenden Urſachen rechnet der Verf. wahre Empfindſamkeit, choleriſches Temperament, Fehler der Leber, Fleiſchſpeiſen und Unverdaulichkeit; unter die gelegentlichen aber kommen übermäſſige Wärme der Zimmer und Jahreszeit, heftige Bewegungen und Leidenſchaften, Fieber, geiſtige Getränke und Schwitzmittel. Die Polycholie entſtehet dann erſt, wenn die Ausſonderung der Galle nicht gehörig geſchiehet, und wird gehoben durch die Kräfte der Natur oder Kunſt, oder gehet in Gallenkrankheiten über. Die Heilanzeigen ſind, die Menge der Galle im Blute zu mindern, und dies wird durch Brechmittel mit und ohne Digeſtive, dann durch Herſtellung der Ab- und Ausſonderung (auch wieder durch Brechmittel), durch Fortſchaffung der vorräthigen Galle mit Abführungen, und durch Hinderung der neuen Anhäufung erhalten. Die Lebensordnung muß verdünnend, kühlend, vegetabiliſch, nicht animaliſch ſeyn, und beſonders Erkältung und Bier vermieden werden. — So weit der erſte Theil, oder die eigentliche Probeſchrift, die manchem Profeſſor Ehre machen würde, wenn er dergleichen ſchreiben könnte.

Der zweyte Theil liefert die Anwendung des vorigen, oder die aus Vielgalligkeit entſtandenen Krankheiten. – Daher handelt der Verf. im Kap. 1. *de polycholia acrefacta*, und rechnet dahin acrimonia ſucci biliarii acida, alcalina, putrida, rancida, wovon die acida und putrida am gewöhnlichſten ſind. Aus dieſer ſcharfen Galle folgen Krämpfe, gallichte Vollblütigkeit, Brennfieber, Hirnwuth, hitziges Froſtfieber (epiala) und innerlicher Brand (lipyria), einfaches Gallen- Kindbett- und Magenfieber. Im Kap. 2. ſtehet die Polycholia atrabilaria, ſuccus melancholicus, atra bilis. Sie iſt, nach unſerm Verf., eine verdickte Galle, die ſich durch groſſe Klebrigkeit und dunkle Farbe auszeichnet, und durch mancherley Urſachen erzeugt wird, z. B. abwechſelnde Witterung, unterlaſſene Abführung in Gallenkrankheiten, Mangel der Bewegung, ſtarke Abführungen, Misbrauch geiſtiger Getränke, Säure, grobe Diät. Die Symptomen ſind hier nach den dreyen von Boerhaave angenommenen Stadien durchgegangen, die Kriſis, Heilart und Lebensordnung darnach eingerichtet. Die hieher gehörigen Krankheiten heiſſen, der ſchwarzgallichte Lungenkatharr, die Influenza, (doch wohl nicht immer?) die falſche Lungen-

entzün-

entzündung, das unordentliche Herbſtfieber, das ſchwarzgallichte Wechſelfieber, die Knotenlungenſucht, Knoten, Krebs, Hypochondrie, Humoralmelancholie, und die ſchwarze Krankheit des Hippokrates. Die andere Art der ſchwarzen Galle, die zähe, iſt Folge der erſtern. Im Kap. 3. ſind die *Morbi ex polycholia metaſtatici* geſchildert. Die Verſetzungen geſchehen entweder auf die Nerven, und begreifen den Schlagfluß, die Lähmung und Fallſucht unter ſich; oder auf die Gefäße, Zellengewebe und Drüſen, und die gewöhnlichen Krankheiten ſind die gallichte Bräune, das Seitenſtechen, die hitzige laufende Gicht, die Harnfehler, oder an die Haut, und hieher gehören die Roſe, der Frieſel und die Schwämmchen; oder in den Unterleib, und dann erfolgen Gallenkrankheit, gallichter Durchfall und gallichte Ruhr. Im Kap. 4. werden die *Morbi cum polycholia complicati* durchgegangen, und hieher die Fieber, Pocken, Maſern, gallichtes Reißen, Gelbſucht, Würmer und Unrath in den Därmen gerechnet. — Geſetzt, daß ſich manches hie und da erinnern, berichtigen, wegnehmen und zuſetzen ließe, ſo bleibt doch gegenwärtige Schrift ein Muſter, wie einzelne pathologiſche Materien zum Beſten des Ganzen verarbeitet werden ſollten und könnten.

Welche Arzneymittel ſind die beſten? Was für Beſtandtheile beſitzen ſie, und auf was für eine Art wirken ſie in dem menſchlichen Körper? Eine phyſikaliſch-pharmacologiſch-praktiſche Abhandlung zum wahren Nutzen aller derjenigen, welche ſich der Arzneykunſt und Wundarzneykunſt widmen wollen, abgefaßt und herausgegeben von Joh. Gottfr. Eſſig, d. A. D. und Mitglied des med. Colleg. in Augſpurg. Augſpurg, bey Riegers ſel. Söhnen. 1783. 8. 500 Seiten.

Abermals ein Katechismus über die Arzneymittellehre, die der Verf. (ſ. Vorrede 5.) deshalb entwarf, weil alle ähnliche Bücher zu weitläuftig und zu gelehrt abgefaßt ſind, oder zu hoch im Preiſe ſtehen. Nun ſo ſey es dann allen denjenigen empfohlen, die dies glauben.

Unter-

Unterricht für Personen, welche den Kranken abwarten. Ein allen Familien nützliches Werk. Aus dem Franz. übersetzt. Strasburg, bey König. 1783. 8. 164 Seiten.

Das, was May in Deutschland that, war auch das Werk des Ungenannten, und beyde machen eigentlich ein Ganzes aus. Jener ist im Plane etwas unordentlich, dieser nicht so, und seine Regeln sind kurz und deutlich, die Formeln sehr leicht und einfach, und alle Vorschriften in 4 Abtheilungen eingeschlossen. In der ersten wird von den Eigenschaften und Pflichten der Krankenwärterinnen, vom Krankenzimmer, Bette und Lebensordnung des Kranken, von Nahrungsmitteln, Bewegung, Leidenschaften, Schlaf, und natürlichen Ausleerungen; in der zweyten von der Vorsicht, bey Anwendung der Arzneymittel, z. B. Brühen, Getränk, flüßigen, innerlichen und festen, Laxir- und Brechmitteln, äußerlichen Augenarzeneyen, Gurgelwassern, Einspritzen, Waschen, Bähen, Einreiben und Schmieren, Umschlägen, Bädern, Klystiren, Stuhlzäpflein, Blasenpflastern, Aderlassen, chirurgischen Operationen und Verband; in der dritten von Behandlung der Kranken in Rücksicht auf verschiedene Krankheiten, z. B. Fieber, Schweiß, schwangern, kreißenden und entbundenen Frauen, neugebohrnen Kindern, Wiedergenesenden und Todten; in der vierten von den Arzneymitteln, welche die Krankenwärterinnen zubereiten können, z. B. Aufgüssen, Abkochungen, Molken, Citronenwasser ꝛc. Säften, Umschlägen, Stuhlzäpflein gehandelt, und mit einem heilsamen Bericht für die Krankenwärterinnen beschlossen. Allenthalben blickt der Kenner und menschenfreundliche Arzt durch.

Neue praktische Versuche über die mit besondern Arzneykräften angeschwängerte Geiß- oder Ziegenmilch und deren vorzüglich schnelle, sichere und angenehme Wirkungen in manchen langwierigen Krankheiten, von D. C. F. Reuß, d. A. öffentl. Lehrer auf der Eberharts-Karls-Univers. Leipzig, bey Hilscher. 1783. 8. 144 Seiten.

Der

Der Verf. gab im J. 1769. eine Streitſchrift heraus, unter dem Titel: Nova methodus, lacte caprillo, viribus medicatis digeſtionis animalis et artis ope impraegnato, morbis chronicis curabilibus cito, tuto et iucunde medendi, und dieſe erſcheint hier vermehrt. In derſelben wird die Milchkurart, wo die Ziegen mit den, jeder Krankheit angemeſſenen Kräutern gefüttert werden, auch die Arzeneyen einnehmen müſſen, als eine ſchnellwirkende, ſichere und angenehme Heilart empfohlen. Daß hier die Milch ein Univerſalmittel heiße, und nach den einzelnen Arten beſtimmt werde, die Ziegenmilch die Stelle der Menſchen- und Eſelsmilch vertrete, und nach den Kräutern und Krankheiten benamt werde, folglich auch eine ſolche mediciniſch gemachte Milch die nämlichen Kräfte (S. 100) bey ſich führen müſſe, iſt, nach der Abſicht des V. ohnedem zu erwarten. Außerdem iſt ein Verzeichniß der Pflanzen, welche die Ziegen gerne freſſen (300), wohl freſſen und nicht unberührt laſſen (446), nicht freſſen (83), und bisweilen freſſen oder ſtehen laſſen (34), beygefügt. Wir vermiſſen bey alledem den Beweis a priori, daß die gefreſſenen Kräuter würkliche Arzneykräfte haben, und den Beweis a poſteriori, daß ſie in den mancherley Krankheiten wirklich ganz allein geholfen haben. Faſt alles iſt theoretiſches Raiſonnement, und ſo lange noch kein Ziegencomtoir angelegt wird, (vielleicht geſchiehet es in unſerm, an Parodoxienjägern ſo reichen Jahrzehend bald,) ſo lange iſt und bleibt dieſe bequeme und manchen ſonderbaren Kranken ſo behagliche Arzeney ein guter Wunſch. Uebrigens wünſchen wir, daß der Verfaſſer weniger Ueberſetzungsſucht ſeiner lateiniſchen Sächelchen haben, und ſich künftig eine beſſere deutſche Schreibart wählen möge.

Hr.

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Ricciardetto. Aus dem Italieniſchen des Nicolo Fortinguerra überſetzt. Erſtes Bändchen. Liegnitz und Leipzig, bey Siegert. 1783. 10½ Bogen. 8vo.

Wer die Schönheiten dieſes komiſchheroiſchen Gedichts im Original kennt, der wird auch wiſſen, daß ein groſſer Theil derſelben mit der Sprache und Phraſeologie des Dichters ſo innig verflochten iſt, daß man nothwendig bey jeder noch ſo mühſamen und glücklichen Ueberſetzung vielen Verluſt fürchten muß. Daß die gegenwärtige, die gewiß beyderley Verdienſt hat, von dem Ueberſetzer des Taſſoni, dem Hrn. Prof. Schmitt in Liegnitz herrühre, entdeckt man bald, und kann auch hier nicht umhin, ſeine unermüdete Geduld, und den oft ſehr glücklichen Erfolg ſeiner Arbeit zu bewundern. Denn wenn gleich das Gedicht ſelbſt weniger kleine Anſpielungen, weniger Schwierigkeiten des Wortverſtandes, und mehr Anziehendes für Ueberſetzer und Leſer hat, als der geraubte Eimer; ſo war doch ſelbſt die Nachahmung und Erreichung dieſer Leichtigkeit, und ihr Erſatz durch ähnliche lachende Poeſie, eine Schwierigkeit mehr, und, unſrer Meynung nach, bey weitem die gröſte. Und freylich iſt ſie nicht immer ganz beſiegt; freylich giebts auch hier der harten, ungeſchmeidigen Verſe die Menge, voll verworfner und unnatürlicher Wortfügung; Verſe, wie folgende:

Und weil denn ſo vertraut mit ihr ſtets um die giengen,
So hat ſie ſich in den Kopf geſetzt, ſie könne ſingen.

oder folgende, wo von der Poeſie die Rede iſt:

— — Daher ſtets hin und wieder
Sie flattert, dort itzt iſt, in einem Augenblick hie;
Und daher eben kommts, daß Ohren ſie und Geiſt
Von jedem, der ſie höret, an ſich reißt.

Im Italieniſchen iſt von dieſen Härten keine Spur. Die erſte Stelle heißt:

Or ella, che fra lora uſa è diſtare,
Si è meſſo in teſta di ſaper cantare.

und die zweyte:

— — — onde ſvolazza,
E va più preſto che in un batter d'occhio
Or quinci, or quindi, e così tiene attente
L'orecchie di chi l'ode, e in un la mente.

Indeß findet man in dieſer Ueberſetzung doch auch manche Stanzen, deren Gang und Ausdruck leichter und minder unbehülflich

behülflich sind. Nur Eine davon zur Probe, die das Original vollkommen wiedergiebt. Ges. I. St. 36.

Dies hatte Astolf kaum gehört, als nach der Ficke
Er langt, und daraus hervorkriegt seinen Kamm,
Und auf das beste sich kämmt die Perücke,
Und sich beleckt und putzt gleich einem Bräutigam.
Die andern beyden sehn auf ihn mit lachendem Blicke,
Und rufen: Geck und kein Ende! Traun, der ist aus dem Stamm
Von Amorn und der Liebeskönigin,
Denn jedes Mädchen raubt sogleich ihm Herz und Sinn.

Uebrigens enthält dies erste Bändchen nur die ersten vier Gesänge. Der größte Theil des Gedichts, das aus dreyßigen besteht, ist also noch zurück.

Bk.

Venus und Adonis; Tarquin und Lukrezia. Zwey Gedichte von Shakespeare. Aus dem Englischen übersetzt, mit beygedrucktem Original. Halle, bey Gebauer, 1783. 19½ Bogen in gr. 8.

Der Gesichtspunkt, aus welchem der Uebersetzer, der sich unter dem Vorberichte H. C. Albrecht nennt, diese beyden Shakspearischen Gedichte betrachtet, ist weit vortheilhafter, als der, aus welchem die besten englischen Kunstrichter sie bisher angesehen und beurtheilt haben. Es ist wahr, der Name des Dichters, und die anerkannte Größe seines Genies muß für jede Arbeit, die seinen Namen führt, und wie diese beyden Gedichte, mit Recht führt, ein sehr günstiges Vorurtheil erregen. Aber die Gattung ist von der, in welcher er so groß war, ganz verschieden, und so kann es nicht sehr befremdend seyn, ihn in derselben minder groß zu finden. Dazu kommt, daß das erste dieser Gedichte, seinem eignen Geständnisse nach, die erste Frucht seiner Muse war; ein Umstand, den Hr. A. gar nicht angeführt hat; wie wir denn überhaupt hier alle die kritischen Erörterungen vermissen, die sich aus dem letzten Abdrucke beyder Gedichte in Malone's Supplement zum Shakespeare hätten entlehnen und auswählen lassen, u die b manchen Stellen nichts weniger als überflü

Auch würde der Ueberſetzer aus dieſem Abdrucke manche berichtigte Leſearten zu benutzen oder wenigſtens zu prüfen Gelegenheit gehabt haben. Daß er das Original ſeiner Ueberſetzung beydrucken ließ, erregt ſchon eine gute Meynung von dem guten Gewiſſen, welches ſich der angewandten Sorgfalt und Genauigkeit bewußt war; und die Vergleichung einiger Stellen hat den Recenſ. von dieſem Werthe gegenwärtiger Arbeit noch mehr überzeugt, ob ſie gleich hie und da Berichtigungen verträgt. Nur einige Beyſpiele davon. S. 10 und 11 ſind die Worte: blames her *'mi/s*, überſetzt: „ſchilt ſie eine Dirne.“ Hr. A. überſah den Apoſtroph zu Anfange des letzten Worts, oder er fehlte in ſeinem Exemplar, wie er auch hier fehlt. Nämlich *'mi/s* ſteht für *ami/s*, welches, wie Malone durch Parallelſtellen beweiſt, oft ſubſtantiviſch für *misbehaviour* gebraucht wird. Der Sinn iſt alſo: „ſchilt ihre Unart.“ — Auf eben der Seite iſt: an empty eagle, ſharp by faſte, nicht edel genug gegeben: „ein Adler, deſſen leeren Magen der „Hunger kneipt.“ — Der bekannte engliſche Ausdruck: a good *turn*, ein erwünſchtes Glück, iſt S. 15 ſehr ſklaviſch und unverſtändlich durch gute Wendung überſetzt. — Ebend. iſt he begg'd for that nicht: er erflehte das; denn da hätt' ers erhalten; ſondern nur: er flehte um das. — S. 26 iſt doch well-painted *Idol* mehr, als: „Du ſchöngemahltes Ge„mählde.“ Sehr geſchwächt iſt S. 30 der Vers: Pity! ſhe cries; ſome favour! ſome remorſe! durch die Verdeutſchung: „Gewähr mir doch nur eine Gunſt aus Mitleid, dein hart „Betragen zu vergüten!“ — S. 32 iſt da, wo bloße Striche ſtehen, der Vers einzuſchalten: As if the dead the living ſhould exceed. — S. 39 iſt der Sinn der Verſe:

His tender cheeks receive her ſoft hands' print
As apt as new fall'n ſnow takes any dint,

in der Ueberſetzung verfehlt:

Die zarten Wangen nehmen
Der ſanften Hand Berührung an, ſo rein,
Wie friſch gefallner Schnee.

Es muß vielmehr heißen: „Seine zarten Wangen nehmen „den Eindruck ihrer ſanften Hände ſo willig an, wie neugefall„ner Schnee jede Farbe.“ — S. 40 iſt das Bild in der richtigern Leſeart: ſoft ſighs can never *grave* it, für *engrave* it, liegt, zu dem vorhergehenden weit paſſender, als die hier befindliche can never *move* it. S. 46 ſteht Z. 5 *bootleſs* und

nicht

nicht bottomless, und war also durch unnütz, nicht durch grundlos zu übersetzen. — — Aehnliche Stellen, die einer Berichtigung bedürfen, sind dem Recens. im zweyten Gedichte aufgestoßen, wovon er gleichfalls nur einige zur Probe anführen will. S. 132, Z. 3. heißt *tainted* nicht versucht sondern befleckt. — S. 135 ist das Wort Wappenkunde sehr unbequem für *heraldry* gesetzt; Wappenkunst würde es schon eher ausdrücken. — S. 142 ist die Lesart der neuern Ausgaben des Originals: *the* wretched, hateful *lays* auch in die Uebersetzung aufgenommen, die doch durchaus keinen Sinn giebt. Die ältere und bessere ist: *and* wretched, hateful *days*, d. i. wenn er sich selbst verläumdrischen Zungen, und einem elenden, verhaßten Leben Preiß giebt, — S. 178 ist a slavish *wipe* nicht richtig durch sklavische Streiche übersetzt; es bedeutet vielmehr das den Sklaven und Leibeignen zum Abzeichen eingebrannte Mahl; und das gleich darauf folgende birth-hour's blot heißt nichts weiter als ein Muttermahl, welches weit verständlicher gewesen wäre, als die hier angebrachte Umschreibung: „Ein Flecken, welcher der Geburtsstund' „anklebt." — — Uebrigens scheint es uns sehr schicklich zu seyn, daß Hr. A. seiner Uebersetzung eine, wenn gleich sehr freye, metrische Form gegeben hat; es wird dadurch von der Zuründung der Verse und Redensarten, die keines der kleinsten Verdienste des Originals ausmacht, mehr beybehalten, als in einer durchaus prosaischen Uebersetzung hätte geschehen können; und zugleich wird der hie und da bis zum Unnatürlichen pomphafte Gang des Vortrages durch diese Einkleidung erträglicher.

Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf in Baiern. Aufgeführt auf dem churfürstlichen Nationaltheater zu München. München, 1782, bey J. B. Strobl. 14 Bogen. 8.

Seit Götz von Berlichingen und Agnes Bernauerin ist dem Recensenten kein Schauspiel in dieser Manier vorgekommen, das ihn so sehr befriedigt hätte, das so sehr ohne sklavische Nachahmungssucht, mit eigenem ausgezeichnetem Talent für diese Gattung, in einer so wahren, dem Zeitalter und den handelnden Personen so völlig angemessenen Sprache geschrieben wäre, als das gegenwärtige. Die dabey zum Grunde liegende Geschichte war für diese Behandlungsart ungemein

schickt. Sie ist in der Vorrede kürzlich erzählt, und der Verf. ist ihr nicht nur in den Hauptumständen treu geblieben, sondern hat auch die erfundenen Nebenumstände auf die geschickteste wahrscheinlichste Art mit der Haupthandlung zu verflechten, und dem Ganzen ein sehr anziehendes Interesse zu geben gewußt. Im zweyten Bande der Annalen der Baierschen Litteratur finden wir S. 339 den Hrn. Prof. Babo als Verfasser dieses Schauspiels genannt, und zugleich die sehr befremdende Nachricht, daß es, nach einer zweymaligen Vorstellung, nebst allen vaterländischen Schauspielen in München verboten sey. Die Veranlassung dazu ist verschwiegen. Aber man möchte wohl neugierig seyn, zu wissen, warum man Schauspiele, welche Baiern so viel Ehre machen können, habe verbieten wollen.

Der Bürgeraufruhr in Landshut. München, bey J. B. Strobl. 1782. 13 Bogen. 8.

Auch von diesem Schauspiele ist der historische Stof in der Vorrede erzählt, und aus funfzehn Geschichtschreibern in einen kurzen Auszug gebracht. An innerm Werth steht indeß dies Schauspiel dem eben angezeigten sehr weit nach. Es ist nicht ohne Verdienst einzelner starker und rührender Scenen; aber das Ganze ist doch gar zu abentheurlich und grotesk. Fast durchgehends lauter Ausbrüche des wildesten Bürgereifers, der freylich für gute Sache und Freyheit entbrannt ist, aber auch zu ungehalten fortlodert und alles verzehrt. Für die Bühne kann der Verf. es unmöglich bestimmt haben; denn vieles ließe sich durchaus nicht vorstellen; aber auch für den Leser ist des Tumults, des Gräßlichen und Widerlichen zu viel. Kleinigkeiten sind es noch, wenn sich Hans Steinnetz, einer von den Rathsgenossen, in den Arm beißt, und ihn blutend darstreckt, damit die übrigen eintunken, ihre Namen zu unterzeichnen; wenn der Herzog Heinrich mit dem Baumeister Reckel auf dem höchsten Geländer des kolossalischen Martinsthurms steht, jener noch höher klimmen will, fällt, und von Reckeln im Fall aufgefangen wird; wenn sich die Bürgerjungen einander in die Haare fallen, balgen und bey den Ohren ziehen; Kleinigkeiten sind das gegen die Scene S. 105, wo Ebron, des Herzogs Kämmerling, krank an der Lustseuche, unter den Händen des Arztes dargestellt wird, der mit verbundener Nase und leder-

nen

dernen Handschuhen vor ihm steht, Rauchwerk macht, ihm die Umschläge von den Schläfen und Schultern nimmt, und mit glühenden Meissseln und Messern über seinen Hals herfährt. Von einer der letzten Scenen, S. 179, wo Henker, Büttel und Waffenknechte auf der Ringmauer mit Hämmern Leutgebs Schadel auf einen Pfahl befestigen, u. s. f. sagt der Verf. selbst in der Anmerkung, sie sey grausam, unmenschlich; aber doch, meynt er, sey für die Hartherzigen unserer Tage solch ein Schauspiel nöthig. „Weg! Horaz, ruft er, mit deinem: Nec pueros coram populo Medea trucidet &c. Wir müssen solchen Hartherzigen die stinkenden Eiterbeulen des Philoktetes, „die bluttraufenden Augenäpfel des Oedipus, wie Sophokles „seinen Griechen, ihren armseligen Nebenmenschen ganz zeigen.“ Dies sind ungereimte Grillen, die Hartherzigen werden sich durch solche wüste Scenen nicht bessern lassen. Geisteskräfte gehören nicht dazu, sie zu erfinden. Wirkung thun sie weder auf der Bühne noch im Lesen. Vernünftigen Leuten sind sie zum Eckel.

Episteln von Johann Wilhelm Ludewig Gleim. Originalausgabe. Leipzig, aus der Breitkopfischen Buchdruckerey. 1783. 7½ Bogen. gr. 8.

Hr. Gleim verdient schon deswegen unter unsern Dichtern dieser Gattung einen vorzüglichen Rang, weil er mit ihr unsre Litteratur zuerst bereichert, und dem ehemals so schwerfälligen Gange derselben die Leichtigkeit und Anmuth der französischen Epitres zuerst mitzutheilen gesucht hat. Denn die erste dieser Episteln an Kleist ist schon nach dem Frieden 1745 geschrieben. Manche darunter sind vorher schon einzeln gedruckt, und Hr. G. veranstaltete ihre Sammlung, aus Furcht, sie möchten, wie verschiedene seiner unverbesserten Handschriften, in die alles aufraffenden Hände der Nachdrucker gerathen. Vielleicht trägt keines seiner Werke so ganz und so durchaus das Gepräge seines dichterischen Geistes, als die Episteln. Sie sind Erguß der Seele. Nur die kürzeste darunter, die an den sel. Michaelis, drey Tage vor seinem Tode geschrieben ist, wollen wir zur Probe ganz hersetzen:

Freund, unerschrocken sieht das Ende seiner Bahn
Der Weise! Vater Gott hatt' Gutes ihm gethan!
Auf den verläßt er sich, der, glaubt er, wirds wohl machen:

Vor diesem Glauben flieht der Todessorgen Schwarm;
Wer eingeschlafen ist in seines Vaters Arm,
Hat nichts zu fürchten beym Erwachen!

Gr.

Fabeln, nach Daniel Holzmann, weiland Bürger und Meistersänger zu Augspurg, herausgegeben von A. G. Meißner. Leipzig, bey Breitkopf. 1782. Mit einer sehr artigen Vignette von Krüger.

Herr Meißner verdienet den Dank des deutschen Publikums für diesen Beytrag zur Kenntniß des alten Geistes der Nation in der Litteratur des damaligen Jahrhunderts.

Holzmann ist in seinen Fabeln, nach dem Resultate der kritischen Untersuchungen des Hrn. M. im Vorbericht, keinesweges ganz Original, sondern der Slaven Apostel Cyrillus hat solche im 9ten Jahrhundert verfaßt.

Die Fabeln selbst sind von Holzmann mit so vielem unnützem Gewande behangen, daß Hr. M. für gut gefunden, ihnen diese Tracht des 16ten Jahrhunderts abzunehmen, und ihrer 67 an der Zahl, als allein brauchbare in einer modernen Kleidung auftreten zu lassen.

Zur Entschädigung für die Liebhaber des Alterthums, tritt jedoch die Kürzeste in ihrer Origininaltracht im Vorbericht auf. Wer aber wird nicht bey ihrem Anblick das Verlangen aufgeben, mehrere von ihnen zu sehen?

In seinen Verkürzungen, Abänderungen und Zusätzen, kurz, bey der Umschaffung dieser Fabeln hat Hr. M. Lessing zum Muster gewählt. Nur Schade, daß in der Lessingschen Behandlung die Fabel das Gemeinnützige verliert, was sie für die Classe der Menschen haben kann, die annoch gebildet werden soll. Es gehört oft ein schon geübter Verstand dazu, den eigentlichen Sinn der sonst so vortrefflichen Lessingschen Fabeln zu finden.

Aus dieser Holzmann-Meißnerschen Sammlung können indessen die 1. 3. (4.) 17. (20.) 23. 31. 33. 53. 54 und 67. in den periodischen Erziehungsschriften für die Jugend mit Nutzen gebraucht werden.

Mg.

Die

Die Hagestolzen, ein Lustspiel in fünf Handlungen von Johann Ewald, aus dem Dänischen übersetzt. Altona, bey Hellmann. 1782.

Die Heldin dieses Lustspiels ist Emilie, Pflegetochter ihres Onkels, des guten Raths Hohenstein und seiner würdigen Frau, deren Liebe sich ihr Neffe, ein junger aufbrausender Mann, Namens Lilienfels, zu erwerben gewußt hat.

Ein alberner Magister, und zwey ihrer Anverwandten, ämmtlich Hagestolze, suchen nachgehends gleichfalls ihre Hand, als sie erfahren, daß ihr in Batavia eine ansehnliche Erbschaft angefallen sey.

Lilienfels behält, wie leicht zu vermuthen, den Vorzug; der pedantische Magister, der geizige Kummerfeld, und der Onkel Hohenstein, deren Character zu manchen komischen Auftritten Gelegenheit geben, treten gutwillig ab.

Die Bedientenscenen sind drollig genug.

Mt.

Theater der Deutschen, 20ster Theil. Königsberg und Leipz. 1784. gr. 8. 514 S.

Bey dem 19ten Theil dieser bekannten Sammlung, fieng man an, sie mit zwey Titeln zu versehen, nämlich: Neues Theater der Deutschen, 1ster Theil. Wir bemerken dieses den entfernten Liebhabern zu Gefallen, damit sie nicht etwan dasselbige Buch zweymal verschreiben. Der hier abgedruckten Stücke sind sieben, nämlich; Agnes Bernauerin; Liebe nach der Mode, oder der Eheprocurator; Treue und Undank, eine Farce; der Arrestant; Julius von Tarent; und die Räuber. Da das Publikum über den Werth dieser Stücke schon entscheidend geurtheilt hat, so lassen wir es bey diesen bloßen Anzeigen bewenden.

Rz.

Kritische Geschichte des Theaters der alten und neuen Zeit, von D. Pietro Napoli Signorelli. Aus dem Italiänischen übersetzt. 2 Theile. Bern.

1783. 8. Der erste Theil enthält 403, der andere 376 Seiten.

Das Werk fängt ohne alle Vorrede, weder des Verf. noch des Uebersetzer, gleich im ersten Kapitel mit dem Ursprunge der dramatischen Dichtkunst an. Da es aber theils kein deutsches Originalwerk ist, mithin für diese Bibl. im strengsten Verstande nicht gehört; es theils auch ein zu undankbares Unternehmen seyn würde, dem Verf. Schritt vor Schritt zu folgen, so begnügt sich Recens. blos sein Urtheil im Allgemeinen herzusetzen, und sich etwa bey dem, was der Verf. hin und wieder vom deutschen Theater anführt, einen Augenblick zu verweilen.

Ungeachtet Rec. das Buch nicht ganz ohne Vergnügen gelesen hat, so muß er gleichwohl gestehen, daß seine Erwartung oft unbefriedigt gelassen worden. Das Werk zeigt zwar von einer nicht gemeinen Belesenheit, aber doch nicht von einer solchen, als zu dem wirklich großen Plane des Verf. (der für eines Menschen Kräfte in seinem ganzen Umfange fast zu groß scheint) wesentlich nothwendig war. Daher denn auch die mannichfaltigen Lücken, Uebergehungen und Unbestimmtheiten, die dem aufmerksamen und der Sache kundigen Leser nicht selten aufstoßen. Der Theil der Geschichte, der das italiänische Theater betrifft, ist, unsers Erachtens, bey weitem der ausführlichste, vollständigste und am besten gerathenene. Doch gilt auch dies nur bis auf die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts, von welcher Zeit an die Nachrichten kürzer, unvollständiger und allgemeiner werden. Nicht selten ist Recens. über die öftern Ausfälle auf den D. Saverio Mattei, und die Franzosen Marmontel, Voltaire u. s. w. unwillig geworden, und wünschte oft statt dieser, einen großen Theil des Buchs wegnehmenden Polemik, genauere und wahre kritische Nachrichten des Theaters selbst. Auch sieht man es dem Buche an, daß die Kenntniß des Verf. von den ausländischen Theatern sich mehr auf die Lectüre der französischen Journale davon, als die ausländischen Werke selbst erstreckt. Dies gilt denn auch besonders von Deutschland, welcher Artikel, wie es aus einer so trüben und seichten Quelle nicht anders seyn kann, äußerst superficiel gerathen ist. Der Verf. scheint alle Kenntniß davon aus dem Journal étranger zu haben. Die ganze Geschichte des deutschen Theaters nimmt, die zerstreuten Nachrichten zusammengerechnet, 33 Seiten in 8. ein, verschiedene nicht sehr kurze Anmerkungen des Uebersetzers

tzers mitgerechnet, woraus man sich einen Begriff von der Vollständigkeit dieses Abschnitts machen kann. Unsere neuern dramatischen Schriftsteller, einen Göthe, Leisewitz, Engel, Gotter u. s. w. kennt er gar nicht. Nach Klopstock, Lessing und Weisse, meynt er, wären gar keine gefolgt. Die Urtheile über die genannten Schriftsteller sind zwar nicht ungerecht: wie z. B. über Gellert, aber äußerst flach und wenig sagend. Wie wäre das aus einer solchen Quelle, als ein französisches Journal ist, auch anders möglich? So sagt er z. E. von Kleist: „dieser „war ein tapferer preußischer Major, und blieb im Kriege 1758 „(muß 1759 heißen) und der König beehrte sein Andenken mit „einer errichteten Statue.“ Das ist alles. Weiße nennt er: „il *robusto* Signor Weis, Autor di Giulia e Romeo.“ Das Urtheil über Lessing ist aus der Année litteraire von 1772 genommen. „Wenn seine Stücke, meynt er, nur etwas mehr „Lebhaftigkeit und Interesse besäßen, so wäre an ihnen gewiß „weiter gar nichts auszusetzen.“ Lessing und kein Interesse? O des Kritikers! — — Klopstock heißt — der Himmel mag wissen woher? —, il famoso Ministro.

Bey allen diesen Unvollkommenheiten und Mängeln (denn der Abschnitt über Deutschland ist gerade der schlechteste) empfiehlt Rec. dennoch das Buch jedem, dem eine allgemeine und leichte Teintüre der hier aufgeführten Theatergeschichten (die von Dänemark und Schweden sind ganz übergangen) genügt. Denn was der Verf. über das griechische, römische, italiänische und allenfalls englische Theater sagt, kann, so summarisch es auch zum Theil ist, dennoch zu einer Uebersicht des Ganzen dienen, manchem Leser zur Belehrung, einem andern zur Wiederholung hinlänglich scheinen.

Die Uebersetzung selbst scheint, so viel sichs ohne Vergleichung des Originals urtheilen lässet, treu zu seyn, denn ihr mangelt das Fließende; oft ist sie steif und holpericht, welches eine zu ängstliche Anhänglichkeit am Original gewöhnlich zur Folge hat. Einige Sprachfehler sind Rec. auch aufgestoßen, z. E. lernen statt lehren. Die Anmerkungen sind nicht von Belang. Auch wimmelt das Buch von Druckfehlern, ohne daß einmal ein so nöthiges Verzeichniß derselben wäre angehängt worden.

Kw.

Sammlung poetiſcher Aufſätze von lehrbefliſſenen Zö linge ausgearbeitet, unter der Anführung des Am broſius Kollenetz, Lehrers der Aeſthetik ꝛc. Bre lau, bey Korn. 1784. gr. 8. 5 Bogen.

Rec. geſteht, daß er keinen vernünftigen Grund einſieht, um dieſe Schülerverſuche ins Publicum ſind geſchickt wo Der Einfall macht dem Geſchmacke des Hrn. K. wenig (denn es iſt unter allen 35 Gedichten keins, ſo ſich über das mi telmäßige erhebt, viele aber ſind unter aller Kritik. a alles weitern Urtheils nur ein paar Stellen zur Probe: 1. Friedrich dem Gütigen. No. 2.

— — — — —

Töne Leyer ſein gütiges Herz,
Wie die Felder mit Aehren
Reich vergöldet: ſo ſtolz
Schwellen unſre Ströme reichlich an Segeln,
Ihm ihr flüßende Kinder des Meers
Schäumet Zinſen des Dankes.
Er betrachtet durch Huld
Eure naſſe Rücken, er nur ergießet
Ins Gewerbe Gedeihen, Genuß.

2. Aus Friederich dem Weiſen. No. 3.

Schön iſt der flammende Sonnenpallaſt,
Wo die Sterne mit goldnen Krügen
Stralende Fülle des Lichtes ſchöpfen.
Schön der holden Himmelsjuwelen feſtlicher Schmuck.

Sed finis coronat opus. 3. Aus No. 35 an den Der Verf. iſt eingeſchlafen:

Wie? — Wo bin ich? — Täuſcht es mich? Wo? — be Göttern? — Iſt es wahr? — bey ihrem Mahl? — Da? — Wo Ganymedes Nectar
Reichet? — Ha! welch ein Gelächter! — O!
Freude! Gluk! Gluk! Gluk! nun fühl ich es,
Ja ich trinke Götterſafte! —

Sollte man wohl glauben, daß ein öffentlicher Lehrer d Aeſthetik ſolch elendes Zeug im Jahre 1783 könne drucken la ſen, ohne das Unverſchämte eines ſolchen Unternehmens z fühlen.

Sb.

Ra

Koritäten. Ein hinterlassenes Werk des Küsters zu Rummelsburg. Siebenter Theil. 1782. Achter Theil. 1783.

Diese beyden Theile sind von gleichem Werthe wie die vorhergehenden. Der Verf. ist incorrigibel. Es ist nicht zu läugnen, daß nicht hin und wieder ein drollichter Einfall vorkomme; allein man muß ihn unter einem großen Wust elender anderer hervorsuchen. Der Text schwimmt in einem Meere von Noten, und ersäuft fast in den langweiligsten Anmerkungen. Der Witz ist nicht selten plump, meist schielend, die Ironie matt, und die Noten wässericht. Der Leser, der oft in den Anmerkungen für den faden Text Schadloshaltung und Trost sucht, wird unwillig, wenn er diese noch schlechter, als den Text selbst findet. Das Register zu einem großen Buche ist zum Eckel gedehnt; und die Briefe ohne A, B, C u. s. w. sind eine kindische Spielerey, ebenfalls durchs ganze Alphabet gezerrt. Ueberhaupt kann der Verf. einen Einfall nicht eher verlassen, bis er ihn dergestalt zerfetzt, gezerrt, zerhackt und zermalmet hat, daß auch nicht der Schatten vom Angenehmen und Kräftigen daran bleibet. Die vielen Plattitüden, groben Scherze, Zweydeutigkeiten, Zoten und zum Theil wahre Sauereyen lassen erwarten, daß das Buch nur für eine gewisse Classe von Lesern geschrieben worden, die an dergleichen Afterwitz Geschmack finden können. Das Traurigste bey dem allen ist, daß der Leser in der Vorerinnerung zum achten Theile benachrichtiget wird, daß noch viele Theile zurück seyn. Ungeachtet des Wehe, das der Herausgeber, und vermuthlich auch wohl der Verf. über den ausruft, der es wagt, dieses Heiligthum anzutasten, und ungeachtet der Drohung, die er ausstößt, weicht Rec. dennoch von seinem Urtheile in nichts ab, und warnt jeden gesitteten Leser, besonders aber jede unverdorbene Leserin für dieses Geschmiere, um ihr manche Schamröthe zu ersparen. „Vor einem Narren," sagt der Herausgeber p. 17 der Vorerinnerung zum 7ten Theil, „welcher gern witzig seyn, gern „eine Gesellschaft (von Zuhörern oder Lesern wird doch wohl „einerley seyn) belustigen will, aber lauter abgeschmacktes Zeug „hervorbringt, eckelt mir, wie vor einem Marktschreyer." Rec. unterschreibt dies von ganzem Herzen.

Wf.

Länd-

Ländliche Nächte. Aus dem Französischen des Her de la Veaux. Berlin. 1784. Bey Wever. 8. 222 Seiten.

Daß der Verf. dieses Werks viel eigene Kränkungen in se Leben erfahren haben müsse, (und welcher, selbst von den unter den Erdebewohnern vermag allen zu entgehen?) er zum deutlichsten aus vielen Stellen des Werks sel auch der Wink in der Vorrede des Uebersetzers den Leser n vollends überzeugte. Dergleichen Kränkungen, zumalen wenn sie anhaltend sind, oder wohl gar wiederholet werden, erregen eine Stimmung der Seele, die uns leicht zu weit führt, und uns fast jedesmal, und fast jederzeit, falsch vom Besondern aufs Allgemeine schließen lässet. In einer solchen Stimmung der Seele schrieb auch der Verf dies Buch, darin man die Welt und ihre Bewohner eben nicht von der vortheilhaftesten Seite geschildert findet. Wie leicht man aber bey einer solchen individuellen Stimmung Gefahr laufe, einseitig zu urtheilen, und dem Menschengeschlechte im Ganzen zu nahe zu thun, bedarf hier wohl keiner Erörterung. Um sich hiervon völlig zu überzeugen, gebe man nur ein wenig auf die Urtheile über Menschen im gemeinen Leben acht, wo man allemal unter 10 gefälleten 9 falsche finden wird. Indessen kann das Buch mit Recht allen denen empfohlen werden, die die Sache von allen Seiten ansehen, und Rec. zweifelt nicht, daß bey Vielen des Verf. edle Absicht, sie auf die Einfachheit der Natur zurück zuführen, mit dieser Welt und den Schicksalen in derselben zufriedener zu machen, sie von Vorurtheilen immer mehr zu befreyen, und ihre Zufriedenheit zu befördern, werde erreichet werden. Den Lesern des Buchs räth Rec. nach Lesung jeder Nacht, es ein wenig bey Seite zu legen; theils um über das Gelesene Betrachtungen anzustellen; besonders aber auch, um nicht über der, aus dem anhaltend declamatorischen Ton sich eingeschlichenen Monotonie zu ermüden, welches eine anhaltende Lektüre leicht bewirken könnte. Manchmal haben Rec. die Gleichnisse gesucht und zweydeutig geschienen, wie z. E. p. 261. Manchmal ist der Verf. zu empfindsam. Ebendaselbst. So scheint ihm auch das Bild p. 174. zahllose Dohnen u. s. w. unverständlich und gesucht.

Der Uebersetzer ist Hr. Mylius. — Die Uebersetzung fließend, getreu, und lieset sich sehr gut. Unterdessen wie an einem

einem schönen Kleide selbst kleine Flecken leicht auffallen, und das Ganze verunstalten, so wünschten wir auch hier einige Nachläßigkeitsfehler weg, z. E. p. 13. und S. 217. gerochen statt gerächet, und S. 158. vor seinen Bedürfnissen sorgen, statt für seine Bedürfnisse sorgen.

Sb.

Taschenbuch fürs Frauenzimmer. Berlin, bey Lange. 1784. 8 Bogen in 12.

Inhalt. Die kleine Maria aus B. Eine Erzählung. Von einer Dame. Vermuthlich von einer Hofschranze, welches der ganze Ton verräth. Uebrigens nichts als Weibergeschwätz, ohne sonderlichen Nutz und Frommen — Etwas von Sitten, Gebräuchen und Kleidertrachten des Frauenzimmers verschiedener Völker. Dieser Artikel kann in Redouten-Verlegenheiten von Nutzen seyn, und den erfindungsleeren Köpfen der Damen und ihrem Schneider wohl zu statten kommen — Rosette, oder die bußfertige Schöne. Eine wahre Geschichte. Wahr, oder nicht wahr, es ist ein kleiner Roman, nach gewöhnlichem Schnitt, behaftet mit allen Mängeln, Unwahrscheinlichkeiten, und dem alltäglichen Ausgange der Romanen, nicht nur übertrieben und unnatürlich, sondern auch, unsers Ermessens, leicht des Mißverständnisses und übler Anwendung fähig. Die übrigen Stücke wollen gleichfalls nicht viel sagen.

In der Vorerinnerung berichtet der Herausgeber seinen Leserinnen, daß dies Buch künftig unter dem Titel: Frauenzimmer Almanach, erscheinen soll. Wir haben nichts dagegen einzuwenden, wünschen aber von Herzen, daß es an dem so nöthigen inneren Gehalte zugleich mit gewinnen, oder lieber ganz aufhören möge.

Wf.

Prinz Walther von Aquitanien. Ein Heldengedicht aus dem sechsten Jahrhundert. Aus einem lateinischen Codex der Markgräflich Badischen Bibliothek, metrisch übersetzt. Carlsruhe, bey Macklot. 1782. 7 Bogen in 8vo.

Die

Die Geschichte dieses Gedichts ist kürzlich folgende: In dem letztern bayerischen Erbfolgsstreite, wo so viele Archive durchstört wurden, ward dem damaligen Großbrittanischen Legationsrathe, jetzigem Würtenbergischen Geheimenrathe von Mosheim zu Stuttgardt, aus einem gewissen Kloster in Bayern, ein pergamentener Codex aus dem 13 Jahrhunderte, der eine Sammlung verschiedener Stücke enthielt, zugesandt, und von diesem dem Professor F. C. J. Fischer in Halle mitgetheilt. Darunter befand sich eine, wiewohl unvollständige Handschrift dieses Gedichts aus dem 13ten Jahrhunderte. Hr. Fischer beschrieb sie in dem 1sten und 2ten Stücke des deutschen Museum vom Jahre 1780. und theilte einzelne Stellen daraus mit. Bald nachher gab er das Ganze, wie es war, nebst seinem Commentare, bey Schwickert in Leipzig heraus. Nicht lange hernach fand Hr. Hofrath und Bibliothekar Molter in Carlsruhe, eine ganz vollständige, weit ältere und richtigere Handschrift aus dem 9ten Jahrh. auf Pergament in der daßigen fürstlichen Bibliothek. Er machte anfangs davon eine Anzeige, welcher er die Ergänzung des in der Fischerschen Handschrift mangelnden Schlusses beyfügte, und welche der Hofrath Meusel in seiner historischen Litteratur 1782. 4 Stück abdrucken ließ. Hier liefert er nun eine Uebersetzung des Ganzen, das, wie er sagt, ein so schönes und so einziges Denkmal der alten vaterländischen Geschichte und Sitten ist. Es begreift dasselbe die Geschichte der ersten Heerzüge Attilas gegen die gallischen und benachbarten Staaten, und verwandelt sich am Ende in eine Erzählung der Begebenheiten Walthers, eines königlichen Prinzen aus Aquitanien — Hr. Fischer hält den Verf., der sich nirgend genannt findet, für einen Mönch von celtischer Abkunft; er scheint ihm zu Ende des VIten Jahrhunderts aus ältern Acten geschrieben zu haben. Da Recensent gerade das deutsche Museum zur Hand hat, so werden dem Leser ein paar Stellen aus dem Original und der Uebersetzung nicht unangenehm seyn, und ihn in den Stand setzen, von der Schreibart, dem Ausdrucke und der Versification des Originals, wie von der Treue, Darstellung und dem poetischen Werthe der Uebersetzung urtheilen zu können.

Die erste Stelle, welche wir ausheben, schildert den Schmerz und den Zorn des Attila über die Entweichung Walthers also:

Aam

Iam princeps nimia ſuccenditur efferus ira,
Mutant laetitiam moerentia corda priorem,
Ex humeris trabeam diſcindit ad infima totam,
Et nunc huc animum triſtem nunc dividit illuc.
Ac uti Aeolicis turbatur harena procellis,
Sic inteſtinis rex fluctuat undique curis
Et varium pectus vario ſimul ore imitatur,
Prodidit externe, quicquid toleraverat intus.
Inque ſermonem permiſit promere nullum.
Ipſo quippe die potum faſtidit et eſcam.
Nec placidum membris poterat dare cura quietem.
Namque ubi iam rebus nox dempſerat atra colores,
Decidit in lectum; verum nec lumina clauſit.
Nunc latus in dextrum fultus nunc inque ſiniſtrum,
Et veluti iaculo pectus transfixus acuto
Palpitat, atque caput huc et mox iactetur illuc,
Et modo ſubrectus fulcro conſederat amens.
Nec iuvat, hinc demum ſurgens diſcurrit in urbem
Atque thorum veniens ſimul attigit atque urbem reliquit.

Herr Molter überſetzt dieſe Stelle ſo:

Der König wildentrüſtet, brennt vor Zorn.
Sein traurend Herz verflucht das Freudenmahl.
Er reißt den Purpurrock von ſeinen Schultern
Bis an den unterſten Saum entzwey. Sein Geiſt
Theilt ſich bald da, bald dorthin. Wie den Sand
Oft ein äoliſcher Sturm umherwälzt, ſo
Schwebt unſtät auch der Fürſt in innern Sorgen.
Der ändernden Bruſt, ahmt auch der ändernde Mund
Nach; er verräth von außen, was er in ſich
Selbſt leidet, und verwehrt der Rede den Ausgang.
Den ganzen Tag iſt ihm ſo krank als Speiſe
Ein Ekel, und der Kummer läßt den Gliedern
Nie die geliebte Ruhe zu. Selbſt als
Die ſchwarze Nacht den Dingen ihre Farbe
Nahm, und er auf das Bett ſich ſtürzte, ſchloß
Sein Aug ſich nicht. Bald warf er raſtlos ſich
Auf dieſe, bald auf jene Seite hin.
Gleichwie von ſcharfem Pfeil durchboret zittert
Die Bruſt; ſtets wechſelt er des Hauptes Lage.
Halbaufgerichtet ſetzt er ſich nun ſchnell

Wie sinnlos auf die Bettstell' und gleich schnell
Springt er auf, läuft die ganze Stadt durch, kömmt
Nach Haus, erreicht das Bett, verläßt es wieder.
So ängstlich bracht er die durchwachte Nacht zu.

Die andere Stelle ist die, wo der edle Franke Hagene bey dem Anblicke seines Neffen Pataviid, der schon bey seiner frühen Jugend mit dem aquitanischen Helden einen Zweykampf aufnehmen will, in diese Klagen ausbricht:

O vortex mundi, fames insatiatus habendi
Gurges avaritiae, cunctorum fibra malorum,
O utinam solum glutires dira metallum
Divitiasque alias, homines impune remittens;
Sed tu nunc homines perverso numine perflans
Incendes; nullique suum iam sufficit. Ecce
Non trepidant mortem pro lucro incurrere turpem,
Quanto plus retinent, tanto sitis ardet habendi
Extremis modo vi modo furtive potiuntur.
Et quod plus renovat gemitus lacrimasque ciebit,
Coeligenas animas Erebi fornace retrudunt.
Ecce ego dilectum nequeo revocare nepotem,
Instinctus enim de te est, o saeva cupido!
En caecus mortem properat gustare nefandam
Et vili pro laude cupit descendere ad umbras.
Heu mihi! care nepos, matri quod perdite mandas?
Quis nuper ductam resovebit, Care, maritam,
Cui nec raptae spei pueri ludicrum dedisti?
Quis tibinam furor est? Vnde haec dementia venit?

Die Ueberſetzung lautet ſo:

O Wirbelwind der Welt! nie ſatte Habſucht!
Des Geizes Strudel! alles Uebels Quell
Verſchlängeſt du, o Ungeheuer, nur
Das glänzende Metall und allen Reichthum,
Und ließeſt doch die Menſchen in der Unſchuld.
Allein nun zündet dein unaberlicher Hauch
Die Herzen an, und keinem genügt das Seine.
Sie beben; dem Gewinnſt zu Liebe, nicht
Vor einem Hohnerfüllten Tod zurück.
Je mehr ſie haben, deſto heißer brennt
Der Durſt zu haben. Alles reißen ſie
Verſtohlen, oder mit Gewalt an ſich.

Und

Und was mehr Aechzen und mehr Thränen auspreßt,
Sie stoßen in die Hölle für den Himmel
Geschaffne Seelen. Sieh! ich selbst kann meinen
Geliebten Neffen nicht abwendig machen.
Von dir, unselige Begierde, wird
Er angespornt. Blind, den abscheulichsten
Tod hier zu schmecken, eilt er, und um schnödes
Lob steigt er in das Reich der Schatten hinab.
Weh mir! geliebter Neffe! was läßt du,
Verlohrner, deiner Mutter sagen? Wer
Wird deine innigstgetraute Gattin schützen?
Der du auch nicht die Spiele geraubter Hoffnung
Von einem Sohn gabst. Welche Raserey
Ergreift dich, Liebster! Woher kömmt der Unsinn?

Diese beyden Proben hofft Recensent werden den Leser nach einem Ganzen begierig machen, worin, wie Hr. Moltes sagt, so viele Spuren des ältesten Staats- Kriegs- und Lehnswesens im Rheinischen Franzien, und einer noch reinen, weder durch Hildebranderey, noch Aberglauben und Fanaticismus verfinsterten Religion anzutreffen sind.

Kw.

Erzählungen und Dialogen von A. G. Meißner. Zweyter Heft. Leipzig, bey Breitkopf. 1783. 4.

Dieses zweyte Heft enthält zuerst die Fortsetzung des im vorigen Hefte abgebrochenen Aufsatzes: Gustav Lindau, oder der Mann, der keinen Neid ertragen will. Der Verf. legt darin dem Leser auf eine angenehme, anschaulich darstellende Art die große Wahrheit ans Herz; daß völliger Frieden von außen her, völliges Befreytseyn von Schnellsucht und Neid, kein Schicksal sey, auf das man hienieden hoffen könne. Recensent ist aus eigener Erfahrung mit dem Verfasser völlig einverstanden; daß dies ein Traumbild sey, darnach nur haschen zu wollen, Unbilligkeit sey. Sollte er etwas an dieser sonst schönen und unterhaltenden Geschichte erinnern müssen, so wünschte er hin und wieder einen raschern Fortgang, und etwas mindere Gedehntheit. Der König im Bordel. Eine Farce aus der Geschichte Carls des zweyten von England, ist gut dialogirt, und die darin charakterisirten Personen sowohl der

Natur als der Geschichte getreu. Die Töchter Wilhelms von Albanad. Angenehm erzählt, und ein feiner Contrast mit dem vorhergehenden Stücke. Das Titelkupfer hat Bezug auf diese Geschichte, und stellt den rauhen Ritter Wilhelm, in dem sonderbaren Momente vor, wie er seine drey Töchter sich vor Alfred entblössen, und diesem die Wahl lässet, sich eine von ihnen zur Gemalin auszusuchen, weil er sie, ehe sie seine Beyschläferinnen werden, lieber mit dem in Händen habenden Schwerdte ermorden will. Giaffar und Abassah, oder die Barmeliden. Nach einer Note keine Erdichtung, sondern wirkliche arabische Geschichte. Recensent konnte sich nach Lesung dieser gleichfalls sehr unterhaltenden Geschichte des Unmuths sie abgebrochen zu sehen, nicht erwehren. Wozu das auch? denn den Besitzer des zweyten Theils dadurch zu nöthigen, sich auch den dritten anzuschaffen, scheint ihm bey einem so beliebten Schriftsteller ein sehr unnöthiger Kunstgriff. Sein Urtheil darüber spart er bis zum Schlusse derselben auf, welchem er mit Verlangen entgegen sieht.

Prosaische Dichtungen, von Christian Friedrich Sander. Flensburg und Leipzig, bey Korte 1783.

Sie bestehen aus Schauspielen für Kinder, Dialogen, Erzählungen und Fabeln; theils neu, theis hier wiederum abgedruckt. Wir zeigen diese Schrift als blos existirend an, und enthalten uns billig darüber alles Urtheils, weil es bey einem so von sich eingenommenen Manne, wie der Verfasser in dem Gespräche statt Vorrede und Zueignung erscheint; der so uneingeschränkte, allgemeine beleidigende, muthwillige Ausfälle auf Recesenten ohne Unterschied thun kann; wie in der Fabel: das Heer der Leminge wirklich geschehen ist, eine sehr unzeitige und verlohrne Arbeit seyn würde, und erinnern ihn nur noch schließlich an die Moral seiner p. 230. befindlichen eigenen Fabel, der wir keinen schicklichern Platz als unter eben jene Fabel; das Heer der Leminge überschrieben, zu geben wissen. Um den Lesern das Letztere verständlich zu machen, und sie von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen, wollen wir beydes, die Fabel selbst, zur Beschämung, und die Moral

der

der p. 230. befindlichen Fabel, zur Nutzanwendung des assistanten Hrn. Verfassers hersetzen:

Das Heer der Leminge.

Ein Zug von nordischen Mäusen, zehnmal so stark als das Heer des Xerres, wüthete von Nova Zembla bis zum Sunde fort, und wandelte grüne Fluren in Wüsten. So unwichtig jedes Thierchen für sich war, so unglaublich schadete doch die Menge. Ach! seufzete das schreckliche Heer, daß wir nur Moos und Gras, daß wir nicht auch Wälder verderben können! Itzt schwamm es über das Balthische Meer, und landete. Deutschland zitterte und flehte zum Zevs. Halt, rief der mitleidsvolle Donnerer, wenn das Schicksal mir gleich nicht erlaubt, dich zu vertilgen, kriechendes Volk, so erlaube ich dir doch nicht, in dieser Gestalt fortzuwüthen. Geht, Würmer, und werdet Recensenten. Verzehret das Moos an dem Parnasse (z. E. prosaische Dichtungen) und lasset die Fichten stehen.

Moral.

So brennen Männer, denen der Witz ihr Abgott und das Lachen der niemals prüfenden Menge Opfer ist, vor Begierde, ihr kleines Eigenthum von Ehre Preis zu geben, um berühmte Namen zu morden.

Sb.

---

5. Schöne Künste.

a) bildende Künste.

Miscellaneen artistischen Inhalts; herausgegeben von Johann Georg Meusel. Vierzehnter Heft. Erfurt, in der Keyserschen Buchhandlung. 1782. Funfzehnter Heft, ebend. 1783. Jeder von 4 Bögen, in gr. 8vo.

Den Anfang des vierzehnten Hefts macht eine Beschreibung des Begräbnißmonuments der heiligen Elisabeth zu Marburg, mit E. unterzeichnet. Es befindet sich in der deutschen Ordenskirche daselbst in einem besonders dazu eingerichteten Chorgewölbe, oder einer Custarey, wie es in der mittlern Sprache genannt wurde, auf einem hölzernen Gerüste, und gleicht einem nach gothischer Bauart aufgeführten Hause mit einem hohen abhängigen Dache. An den vier Seiten sind vier große Bilderblinden angebracht, deren Figuren hier umständlich beschrieben werden. Ueberall ist es mit Edelsteinen und Perlen verziert, worunter ein großer Stein, eine Art von Jaspisachat, der Figur nnd Größe nach wie ein Ey, befindlich ist. In Ansehung der Kunst und des Geschmacks ist es freylich sehr unvollkommen, den damaligen Zeiten gemäß. Immer aber kann man, wie der Verf. bemerkt, diese Goldmasse als ein schätzbares Denkmal betrachten, das uns mit dem Geiste jenes Zeitalters näher bekannt macht. — Der zweyte Aufsatz dieses Hefts enthält einige Nachrichten von Hrn. Franz Schüz, eines nicht nur für die Kunstgeschichte, sondern auch seines sonderbaren Charakters wegen für die Seelenkunde merkwürdigen Mannes. Der Aufsatz ist sehr gut und interessant geschrieben. — Von eben dem Verf. ist die darauf folgende Nachricht von dem Maler Georg Gläser, aus Schmidts Trauerreden gezogen. — 4. Ueber die Schiedmayerischen Fortepiano in Erlangen, die sehr angepriesen werden. — 5. Nachricht von einigen Künstlern in Hanau; nämlich von Johann Jakob Müller, Kupferstecher und Naturmaler, von dessen zahlreichen Blättern ein Verzeichniß mitgetheilt wird, und von Carl Ludwig Holzemer, einem geschickten Medailleur. — 6. Nachricht von dem Gerningischen Museum zu Frankfurt am Mayn, worin die von Hrn. Hüsgen ertheilte Anzeige berichtigt wird. — 7. Vermischte Nachrichten. Sie betreffen eine von dem Strelitzischen Hofkonditor Rauert erfundene Komposition des Kalks, welcher auf Glas, Metall, Holz und Stein fest hält, u. dergl. m., zuletzt auch eine Anfrage wegen einer Handzeichnung von Franz Haselbägk, mit der Jahrzahl 1497.

Im funfzehnten Hefte findet man: 1. Nachrichten von dem Ritter Zoffany, einem unserer berühmtesten Maler, in einem Schreiben an den Herausgeber dieser Miscellaneen. 2. Etwas über die Kupferdruckerkunst von Köppel; beson-

ders

ders zur Beantwortung der Frage: Was für ein Handgriff, den das Pottaschwasser erfodert, beym Abwischen der Kupferplatten zu gebrauchen ist. 3. Notiz der Lütticher Künstler, sowohl älterer als neuerer. 4. Gemählde sammlung des Prinzen Eugen von Savoyen, in Wien, aus einem französischen Katalog derselben, von dem Hrn. von Retzer. Die Zahl der angeführten Gemälde beläuft sich auf 178. — 5. Schreiben des Hrn. von Retzer an den Herausgeber, das eigentlich der Notiz der Lütticher Künstler hätte sollen vorgesetzt, und damit unter Eine Nummer gebracht werden. Man sieht daraus, daß jene Notiz aus dem Französischen übersetzt ist. 6. Von den Bemühungen des Hrn. Dr. Semlers in Halle um die Geschichte der Formschneidekunst in Deutschland. Eine Recension der bekannten Semlerischen Schrift über diesen Gegenstand. 7. Vermischte Nachrichten.

Praktischer Unterricht in der Malerey. Aus dem Italiänischen des Ritter A. R. Mengs. Nürnberg, bey Grattenauer, 1783. 7½ Bog. in 8.

Bisher ist die von Leipzig aus angekündigte Uebersetzung der sämmtlichen Werke des unsterblichen Mengs nicht erschienen; und gegenwärtiger Theil derselben ist so gemeinnützig, daß er durch einzelne und wohlfeilere Ausgaben bekannter und gangbarer zu werden verdiente. Beydes bewog den Uebersetzer zu dieser allerdings löblichen, und mit Sachkenntniß ausgeführten Unternehmung. Es sind die Lezioni pratiche di Pittura, die das Wesentlichste von den Grundsätzen und nöthigen Anmerkungen der Malerey in gedrängter, lehrreicher Kürze enthalten, und von denen nur zu bedauern ist, daß sie nicht ganz vollendet sind.

Fr.

Briefe über Rom, nach Anleitung der davon vorhandenen Prospekte von Piranesi, Panini, und andern berühmten Meistern. Zweyter Heft, mit vier Kupferplatten, 5 Bogen. — Dritter Heft, mit vier Kupfern, 5 Bog. gr. 4to.

Wir haben den erſten Heft und den Verfaſſer dieſer Briefe ſchon angezeiget, wir haben deſſen Schrift gelobet, und die Kupfer getadelt, hier können wir die Kupferſtiche als reinlicher und nicht ſo ängſtlich angeben. — Der Inhalt betrifft das Grabmahl Kaiſers Hadrian, die itzige Engelsburg, die Engelsbrücke, das Erzſpital des heiligen Geiſtes. Die vortreffliche Beſchreibung der Peterskirche, und dazwiſchen die genaue Anzeige der Fortſchaffung und Aufſetzung des 43 Ellen hohen Obelisk von röthlichem Granit vor derſelben. — Der dritte Heft beſchließet den erſten Theil dieſes Werks, und liefert den Haupttitul, der alſo lautet: — Briefe über Rom verſchiedenen die Werke der Kunſt, die öffentlichen Feſte, Gebräuche und Sitten betreffenden Inhalts, nach Anleitung der davon vorhandenen Proſpecte, von Piraneſi, Parini, und andern berühmten Meiſtern, von Chriſtian Traugott Weinlig, Churf. Sächſſ. Oberbauamts Zahlmeiſter, Mitglied der K. K. Akademie zu Wien. Erſter Band. Dresden, in der Hilſcherſchen Buchhandlung, 1782. — In dieſem Heft finden wir eine genaue Beſchreibung des Plans der Innern Baſilica der Peterskirche; die Anzeige der römiſchen Masquerade; des Pferderennens. Und dann führet uns der angenehme Schriftſteller zum Vaticau, der Reſidenz der Päpſte; wie ſchön iſt hier nicht die Beſchreibung der Logen des Raphael! welcher eine Nachricht der Gemählde in der Bibliothek. Die durch Winkelmann begeiſterte ſehr kurze Anzeige deren in und bey dem Belvedere befindlichen übrig gebliebenen Hauptſtücken der griechiſchen Bildhauerkunſt: des Caſſino di Pio IV. und der moſaiſchen Arbeit in Rom folgen.

Am.

b) Muſik.

Mehala, die Tochter Jephta, ein muſikaliſches Drama, in Muſik geſetzt, und als ein Auszug zum

zum Singen beym Klaviere herausgegeben von J. H. Rolle, Muſikdirektor in Magdeburg. Leipzig, gedruckt bey Breitkopf, 1784.

Ein vorzüglich ſchönes Oratorium in der bekannten Schreibart unſers muſikaliſchen Gellerts, das wir nur zu nennen brauchen.

Hermanns Tod, ein muſikaliſches Drama, in Muſik geſetzt und als ein Auszug zum Singen beym Klaviere, nebſt ſechs Liedern, herausgegeben von J. H. Rolle, Muſikdirektor in Magdeburg. Leipzig, im Schwickertſchen Verlage.

Die Muſik zu dieſem Drama hat uns im Ganzen weniger gefallen, als alle uns bekannte Werke dieſer Art des Hrn. Muſikdirektors. Das Charakteriſtiſche Schöne der Rolliſchen Schreibart iſt Sanftheit und Reiz des Geſanges, verbunden mit großem Inſtrumentalſchmuck. Zu dem Satze dieſes Drama aber wurde eine Muſik von höherer Schönheit erfodert: ihr Charakter hätte durchgehends hohe kraftvolle Simplicität ſeyn müſſen, die der manierlichen Schreibart des Hrn. Verf. gerade entgegengeſetzt iſt. Sein Recitativ, nicht ſo wohl das accompagnirte, als hauptſächlich das ſogenannte erzählende, iſt zwar allenthalben unſern Ohren zu froſtig, aber nirgends empfinden wir das ſtärker, als in dieſem Drama, wo vornehmlich die Parthie der Thusnelde beym Klaviere matte Wirkung thut, da ſie für eine Altſtimme geſetzt iſt.

Die ſechs Lieder, die dem Drama, wir wiſſen nicht warum, angehänget ſind, ſind mittelmäßig. Das erſte hat uns gefallen: wir laſſen aber das Ritornel am Ende weg.

Geſänge am Klavier, herausgegeben von M. Carl G. Hauſius. Erſter Theil. Leipz. 1784.

Wir wollen Hrn. H. nicht abſchrecken, ſich als ein Dilettant mit der Liedercompoſition zu vergnügen, ſondern blos einige

Regeln anführen, die in der Natur des Liedes gegründet, und in diesen Gesängen nicht beobachtet sind.

Man setzt fürs Publikum nicht höher als zwey gestrichen g.

Die Melodie eines Liedes wird nur alsdenn faßlich und gefällt, wenn sie dem Gange und dem Inhalt der Worte völlig angemessen, dabey neu, musikalisch richtig, und höchst simpel ist. Man enthält sich daher aller aus Opernarien entlehnter melodischer Schnürkel und aller Ritornelle, die dem Liede ein so possierlich affectirtes Ansehen geben; noch mehr thun die melodischen Ausfüllungsschnürkel des Klaviers, bey Stellen, wo die Melodie wirklich simpel und faßlich ist, dem Gesange Schaden.

Der Baß und die harmonische Begleitung muß rein und klar seyn. Das ewige harfenmäßige Quingeliren ist nicht allein widrig, sondern verdunkelt auch allen Reiz des Gesanges.

Das beste Lied ist das, das auch ohne alle Begleitung gefällt. Diese Regeln beziehen sich blos aufs einfache Lied. An größere Stücke, dergleichen S. 1. und 27. sind, würden wir Hrn. H. rathen, sich nicht eher wieder zu wagen, bis ihm das einfache Lied gelingt. Die Melodie zu dem Freudenliede S. 13. hat uns gefallen.

Druckfehler zu verhüten, ist noch eine Regel, die wir Hrn. H. besonders empfehlen. Manche fehlerhafte Stellen lassen uns glauben, daß sein Manuscript nicht sehr correct geschrieben seyn müsse.

Sechs Sonaten für das Klavier oder Fortepiano, in Musik gesetzt von M. C. Grosse, Organist zu Klosterbergen bey Magdeburg. Dessau, in der Gelehrten Buchhandlung, 1784.

Diese Sonaten empfehlen sich durch Originalität, und verrathen einen gründlichen Tonsetzer und brillanten Klavierspieler. Wenn Hr. G. in seinen künftigen Ausarbeitungen der Fruchtbarkeit seiner Einfälle mehr Schranken setzen und suchen wird, jedem Stück durch Einheit und nähere Verbindung der mannichfaltigen Gedanken mehr Rundung zu geben, so hat sich

sich das klavierliebende Publikum viel Gutes von seiner Feder zu versprechen.

Sei Quartetti a due Violini, Viola, e Violoncello composti da *Ignazio Pleyel*. Opera I. Vienna, presso Gräffer.

Sechs leichte Quartetten, die Hr. P., laut der Zueignungsschrift, in Italien, und zwar nach dem daselbst herrschenden Geschmack gesetzt hat.

6. Romanen.

Skarrons komischer Roman, nach dem Französischen neu übersetzt, Reval und Leipzig, bey Albrecht und Compagnie, 1782. Erster Band, 220 Seiten. Zweyter Band, 236 Seiten 8.

Skarrons komischer Roman wiegt noch immer den ganzen Vorrath des dumm gewordenen Salzes unserer deutschen Originalisten auf, denn ein Quintlein seines Witzes und seiner Laune ist mehr werth, als eine Kameellast von dem Geschreibsel unsers Skribententrosses. Daher wäre eine gute mit Geschmack gemachte Uebersetzung dieses Romans eben nicht zu verwerfen. Aber die vorliegende hat das Schicksal gehabt, einem dürftigen Lohnknecht in die Hände zu fallen, der nur gearbeitet hat, sein Tagelohn durch Schwarz auf Weiß zu gewinnen, ohne sich um Sprachrichtigkeit und Ton des Vortrags zu bekümmern. Nur eins zu gedenken; das französische Ihr und das deutsche Sie begegnet sich auf allen Blättern, und läuft so bunt und krauß durcheinander, daß schon daraus die Sorglosigkeit des Uebersetzers zur Genüge erhellet. Der Abdruck ist eben so nachläßig und eilfertig, wie die Uebersetzung selbst, das beweisen die häufigen Druckfehler. Ein Chodowieckisches Titelkupfer ist das einige, was an dem Buche zu loben ist.

Franz Blumenthal, oder Handlungen und Begebenheiten einer angesehenen Familie in L** Frankfurt und Leipz. 1782. 79 S. 8.

Wir haben schon einen ältern Blumenthal, das Kind der Natur genannt, irgend wo in dieser Bibliothek angezeigt. Dieser jüngere ist kein Abkömmling des ältern, auch überhaupt kein Kind der Natur, sondern der überspannten Empfindeley; ein verliebter Geck, der das längst zum Ekel gewordene empfindsame Gewinsel in einem bisarren Nachklang nochmals wiederholt.

Oz.

Neßir und Zulima, eine Erzählung nach Raphael. Berlin und Leipzig, bey Decker, 1782. 87 Seiten gr. 8.

Die Veranlassung zum Entwurfe dieser Geschichte, und die Absicht, die der Verfasser damit im Sinne zu haben scheint, machen das Merkwürdige davon aus. Der Verf. befand sich mit einer Gesellschaft in einem mit Malereyen nach Raphael ausgezierten Saale, wo die Rede auf die Verschiedenheit und Zusammenordnung der daselbst befindlichen Schildereyen kam. Der Verf. machte vermuthlich zur Ehre des Künstlers sich anheischig, aus diesen willkührlichen Bildern der Phantasie eine zusammenhangende Geschichte zu machen, so wie man wohl ehemals Dichter auffoderte, aus gegebenen Endreimen, die gleichsam zusammen gewürfelt waren, ein Gedichte zusammen zu setzen, und einen vernünftigen Sinn hinein zu legen. Er begnügte sich hierbey nicht an den eigentlichen Vorstellungen der Gemählde, sondern zog die arabeske und moreske Verzierung an der Vertäfelung, von Ringen, mauritschen Fähnlein, Vögeln, Schnirkeln, Kornähren u. s. w. mit in seinen Plan, und war bemüht ihnen Deutsamkeit und Beziehung auf die übrigen Gemählde zu geben. Aus diesen Figuren entstand also die Anlage der Erzählung, die unter der Ausarbeitung einen ernsthaften Gang annahm, das Hauptwerk wurde zum Nebenwerk, und umgekehrt. Der Verf. hat ihr ein ehrwürdiges religiöses Gewand übergeworfen, unter welchem sie sich, wie

unter

unter einem heiligen Schleier verbirgt. Ob dieses nur ein Kunstgriff ist, der Erzählung ein Interesse zu geben, daran es Kompositionen von dieser Art sonst leicht gebricht; oder ob der Verf. seine Gedanken von der Religion überhaupt dadurch zugleich hat wollen zu Tage legen, ist uns unbekannt. Die Hauptsache betrifft eine allgemeine Gottesverehrung aus reinem Herzen. Diese soll der Grund aller Religionen in der Welt seyn, welche nach des Verf. Meynung, in diesem Punkte, aller anscheinenden Verschiedenheit ungeachtet, doch ganz genau übereintreffen, und es also eigentlich keine falsche Religion giebt, welches er aus Vergleichung der Religion der alten Parsen und der Christen zu erweisen sucht. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser religiöse Zug, den der Verfasser mit einmischt, gleich viel, zu welcher Absicht er ihn eigentlich braucht, der Erzählung eine Art von Würde und Feierlichkeit giebt, welche die Stelle des Interessanten vertritt, das ihr eigentlich mangelt.

Huldrich Wurmsamen von Wurmfeld. Zweyter Theil. Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung, 1783. 337 S. 8vo.

Der Gang, den die Geschichte in diesem zweyten Theile nimmt, kömmt dem nicht bey, was der erste zu versprechen schien. Der Held des Romans tritt hier auf; aber der Verf. giebt ihm eine, im Weltlauf der Romane, ziemlich abgenutzte Liebhaber-Rolle, und spielt ihn endlich den Werbern in die Hände; ein, den zeitigen Romanhelden so gewöhnliches Schicksal, daß ihnen dieses Abentheuer, so bald sie sich in Liebeshändel einlassen, auf dem Fusse nachzugehen pfleget. Es ist zwar glaublich, daß Amor für die Armeen ein ganz brauchbarer Werbeofficier ist, nur mag man diese Kapereyen nicht hundertmal wiederholt lesen. Die Digressionensucht à la Yorick hat ihren Kredit in der Nachahmung auch schon lange verlohren, und diese Art Laune macht eben nicht mehr Glück. Uns dünkt, der Verf. habe Anlage zu einer eigenthümlichen Laune, die, wenn er nicht geflissentlich Jagd darauf macht, ihm ungleich besser ansteht, als die geborgte, in fremder Nachahmung. Indessen ist der Ton des Verf. doch nicht zu verachten, und er unterscheidet sich dadurch von dem Troß unserer Romanisten merklich, daher dieser Theil, Leser, die weniger Ro-

Routine in dieſem Fache haben, als Recenſent ſich rühmen kann, doch ganz gut unterhalten, und auf eine befriedigende Ausführung der Geſchichte begierig machen wird.

Begebenheiten Eduard Bomſtons in Italien, ein Roman in Briefen. Altenburg, in der Richterſchen Buchhandlung, 1782. 334 S. 8.

Einige Situationen aus der neuen Heloiſe des Lord Eduard Bomſtons Liebeshändel in Italien betreffend, welche Rouſſeau in einem beſondern Anhange nachher etwas umſtändlicher entwickelt, aber doch nur die ganze Intrigue flüchtig hinſkizziert hatte, ſind die Grundlage zu dieſem Roman, in welchem der Verf. Rouſſeaus Ideal vollkommen auszumahlen bemüht iſt. Sir Eduard iſt bekanntlich ein Mann von ſtrenger Tugend, der nicht nur nach richtigen Grundſätzen lebt, ſondern der Tugend auch gern Proſelyten gewinnen will. Er glaubt, die reizende Kokette, die Gräfin Malakeſta, die ihn beredet hat, daß ihr Gemahl geſtorben ſey, nicht anders auf den Weg der Tugend zurückführen zu können, als daß er ſich mit ihr vermählt. Kurz nachher erfährt er, der Graf ſey noch am Leben, und befinde ſich zu Wien. Er flieht daher mit Abſcheu aus den Armen der Gräfin, und eilt dahin, für die ihm zugefügte, wie wohl unvorſetzliche Beleidigung, ihm Genugthuung zu geben. In Venedig holt ihn die Gräfin ein, und bringt ihn durch ihre Künſte wieder zurück nach Rom; allein ſie ſind unvermögend den Lord zu bewegen, auf dem vorigen Fuß mit ihr zu leben. Sie braucht nun die verführeriſche Laura ſeine Standhaftigkeit zu bekämpfen, und ſein Herz leichtſinnig zu machen. Aber dieſes Unternehmen ſchlägt nicht nach ihrem Wunſch aus, das Mädchen fängt an für den Lord Hochachtung zu gewinnen, und liebt ihn, verläßt ihre Lebensart und wird tugendhaft. Unterdeſſen erfährt der Graf ſeine Schande, kömmt nach Italien, duellirt ſich mit dem Lord, und wird von ihm tödtlich verwundet. Die Gräfin wird nun wirklich Wittwe, erneuert ihre Angriffe auf Bomſtons Herz, aber vergeblich, und ſtirbt endlich, wie es ſcheint, aus Verzweifelung. Lord Bomſton iſt alſo von aller Verbindung frey, und hegt den Vorſatz, die Tugend der neubekehrten Laura durch ſeine Hand zu krönen, welches Vorhaben jedoch dadurch unterbrochen wird, daß Laura edelmüthig die Ehre dieſer Verbin-

dung

dung nach einem schweren Kampfe ausschlägt, und den Schleier nimmt. Das mannichfache Spiel der Leidenschaften durch Tugend und Laster kolorirt, welches der Rousseauischen Komposition eigentlich ihren Werth giebt, hat der deutsche Bearbeiter weislich benutzt, und durch seine Ausführung das ursprüngliche Ideal gehoben; er wünscht bescheiden, daß Leser von mehr Geschmack als Gedächtniß das zuweilen dem Genfer zuschreiben möchten, was dem Deutschen angehört; aber die Empfehlung durch ein günstig Vorurtheil, scheint uns hier unnöthig, denn wenn dem Verf. auch nichts als die Ausbildung und Einkleidung zugehörte: so wird der unbefangene Leser doch gern zugestehen, daß diese Bearbeitung der Rousseauischen Skizze in keine unkundigen Hände gefallen sey.

Leonard et Gertrude ou les moeurs villageoises, telles qu' ou retrouve à la Ville et à la Cour. Hiſtoire morale traduite de l'allemand, avec douze eſtampes deſſinées et gravées par D. *Chodowiecki*, à Berlin, chez Decker. 1783. 416 S. 8.

Eine französische Uebersetzung von einem Buche wie Lienhard und Gertrud, welches einen Theil seiner äußern Verdienste von dem treuherzigen Ton, worin es geschrieben ist, und sogar von dem hieher passenden Schweizerdialekte entlehnt, welcher, da die Scene in der Schweiz liegt, der Illusion so gut zustatten kömmt, schien eben nicht bequem in eine fremde Sprache übergetragen zu werden. Demohngeachtet haben wir diese Uebersetzung mit eben dem Vergnügen gelesen, als das Original, zum Beweis, daß sich ein gutes Buch in jeder Sprache gut lesen läßt. Der Uebersetzer hat die Schwierigkeiten seines Unternehmens nicht verkannt, und hat durch die möglichste Simplificirung des Styls den Ton des Originals nachzuahmen sich bemühet, um für die Eigenheiten desselben seinen Lesern einigen Ersatz zu geben. Er hat seine Arbeit zunächst für die französischen Schweizer bestimmt, die in Sitten, Denkungsart und Volksverfassung, mit den deutschen Schweizern größtentheils übereintreffen. Ueberhaupt aber wird diese französische Uebersetzung solchen Lesern brauchbar seyn, denen die Schweizersprache des Originals zu rauh und fremd ist; oder

auch

auch die französische Sprache mehr lieben als die deutsche. Der Uebersetzer äußert den Wunsch, daß dieses Buch als ein nützliches Lesebuch der Jugend möchte in die Hände gegeben werden, und wenn das geschehen sollte, so verspricht er unter dem Beystande des Verlegers noch eine möglichst wohlfeilere Ausgabe, mit den wiederaufgefrischten Chodowieckischen Kupfern, damit der Preis keine Abhaltung sey, die Lektüre dieses Buchs seinem Endzweck gemäß allgemein zu machen.

Af.

Neue Originalromane der Deutschen. Dritter Band. Meppen Bocksbart od. wunderſame Ebentheuer eines peregrinirenden Candidaten, eine wahre Geſchichte. — multum ille terris iactatus. Leipzig, bey Schneidern, 1783. 26 Bog. 8.

Ein ganz elendes unerträgliches Produkt, voll Unflätereyen und Plattitüden. Es ist nicht zu begreifen, wie man die Kühnheit haben kann, solches Zeug unter dem zuversichtlichen Titel: Neue Original-Romane, herauszugeben.

G.

Emilie et zätera. Wir bessern nicht gern ꝛc. Wieland. Erster Band. Leipzig, bey Hilscher. 1783. 20 Bog. 8.

Ohngeachtet des elenden Titels und der gewitzelten Vorrede, ist dieser Roman nicht ganz von der allerschlechtesten Art, und auch leidlich gut geschrieben. Doch gehört er zu der gemeinen Klasse, und man trifft auch hier, wie in den mehresten neuern Romanen, nur Studenten-Charaktere an, die noch dabey nicht sehr fein gezeichnet sind. Die Menge schlechter Verse, welche vorkommen, machen das Buch auch um nichts besser.

Yr.

Meine Lebensgeschichte, oder die nachtheiligen Folgen einer frühen Liebe. Mehr wahre Geschichte als Roman.

Roman. Vierter und letzter Theil. Leipzig, 1783. 8vo. 14 Bogen.

Bey der Anzeige der Existenz dieses letzten und vierten Theils berufen wir uns auf die vorhergehenden Anzeigen, und können unsern Lesern die Nachricht ertheilen, daß der Held, der Länder wollte regieren helfen, nunmehr, wenigstens dem Romane nach, als Sprachmeister in London lebt.

Volksmährchen der Deutschen. Zweyter Theil. Gotha, 1783. 8vo. 18 Bogen.

Enthält Legenden von dem Rübezahl und einer Wassernixe. Ueberaus launigt, und in dem wahren Mährchenton, mit allen möglichen Costume der neuern und mittlern Zeiten erzählt. Die ausgebreitete Kenntniß des Verfassers, er sey auch wer er wolle, scheint allenthalben durch; und mancher Autor wird die unvermerkten Seitenhiebe eben nicht mit aller Behaglichkeit lesen, z. E. von den Rysow in Crome Europens Produkte, welches aus Büsching abgeschrieben ist, und doch nichts anders, als eine Hirngeburt eines abergläubischen Mütterchen ist.

S.

7. Weltweisheit.

Magazin zur Erfahrungsseelenkunde — herausgegeben von Carl Philipp Moritz. Ersten Bandes erstes Stück. Berlin, bey Mylius, 1783. 8. 116 Seiten.

Auf Anrathen Hrn. Moses Mendelssohn werden die Aufsätze unter den Rubriken: Seelenkrankheitskunde, Seelennaturkunde, Seelenzeichenkunde, Seelendiätetik, Seelenheilkunde vertheilt. Drey Stücke, jedes von sieben bis neun Bogen, sollen einen Band ausmachen. Die Zeit der Herausgabe richtet sich

nach

nach dem Maaße der anwachsenden Beyträge. Dem Unternehmen selbst haben wir in dieser Bibliothek unsern Beyfall gegeben, auch die Ausführung verdient ihn; nur wünschten wir bey manchen, schon mehr gemachten Beobachtungen genauere Bestimmungen. Die Seelenkrankheitskunde enthält acht Aufsätze, deren erster von einem Blödsinnigen handelt, welcher von Jugend auf so sehr unter aller Menschlichkeit war, daß er auch nicht einmal Speise und Trank begehrte. Hier möchte man gerne wissen, wie weit sonst die Empfindlichkeit bey ihm reichte? ob er nicht bey dem Hunger wenigstens einige Unruhe blicken ließ? In den Nachrichten vom Leben Matthias Klug, sieht man die Ursachen seines sonderbaren Verdachts, und der daraus entsprungenen freywilligen Einsperrung nicht. Bey dem diesem gleichenden Falle kommt es wohl vorzüglich darauf an, aus Beobachtungen zu bestimmen, ob die Einbildung aus vorhergehender Körperschwäche, oder zu anhaltender Verfolgung einer Vorstellung entspringt. In der Geschichte des Inquisiten, Fried. Wilh. Meyer ist uns merkwürdig gewesen, daß er alles Gefühl von Hunger und Durst verlahren, nachdem er mehrere Tage nichts genossen hatte. Hiervon ließe sich eine Anwendung auf den zuerst genannten Blödsinnigen machen, wenn dessen körperliche Constitution näher bestimmt wäre. Die Gemüthsgeschichte Schönfelds, eines spanischen Webers, zeigt sehr gut, wie selbstgemachte Einbildungen zuletzt Ueberzeugungen werden können. Er hatte an das Schatzgraben so viel gedacht, daß er zuletzt einen Schatz wirklich gefunden zu haben sich überredete. Seinen vorherigen Gesundheitszustand möchte man etwas näher kennen, um zu urtheilen, wie fern die Einbildung im Körper ihren ersten Grund hatte. Fälle, wie dieser, sollen wohl vornehmlich dazu dienen, die bey den Psychologen noch nicht genug aufgeklärte Frage zu bestimmen, ob, und wiefern Verrückungen in der Seele allein ihren Ursprung haben? Diesem gleicht sehr der gleich folgende Christian Gragert, welcher Wunder thun zu können glaubte; er war immer etwas einfältig gewesen, durch harte Behandlung beym Soldatenleben in quälende Gemüthsangst gesetzt, zu deren Linderung zum Lesen geistlicher Bücher angetrieben worden, so auf den Propheten Daniel gestossen, und dadurch zum eingebildeten Wunderthäter gemacht. Hier scheint der erste Ursprung im Körper zu liegen; in andern Stücken beweist er sich ordentlich. Bey dem vorhergehenden ist dies nicht angemerkt; mehrere Fälle verglichen, würden vielleicht ein Unterschei-

scheidungsmerkmal zwischen Verrückungen, die aus der Seele, und die aus dem Körper entspringen, an die Hand geben. Der Kindermörder Seybell hingegen war von Jugend auf nicht ganz gesunden Verstandes gewesen, und zwar wegen körperlicher Constitution. Hier mußte wohl die Beobachtung vorzüglich darauf ausgehen, zu bestimmen, welche äußere Verschiedenheiten sich bey denen vorfinden, deren Wahnsinn in Affecten ausbricht, und wo er blos in Einbildungen besteht. Die Parallel zur Geschichte des Hrn. Klug ist es doch nur sehr im Allgemeinen. Der Kaufmann S. hielt sich für einen Abgesandten der heil. Dreyeinigkeit, glaubte von bösen Geistern an Lunge und Leber gefressen zu werden, war also völlig verrückt. Sollte sich dies vom ersten auch sagen lassen? wo liegt die Gränze zwischen beyden? Ueber den Ursprung dieser Verrückung sagt die Beobachtung nichts, enthält also nichts zu neuer Belehrung. Die Grundlinien zu einem ohngefähren Entwurf, in Rücksicht auf die Seelenkrankheitskunde, enthalten gute Gedanken; zur Richtung des Beobachtungsgeistes aber sind sie zu allgemein, und setzen die Gränze zwischen Gesundheit und Krankheit der Seele nicht bestimmt genug. Die Seelennaturkunde enthält neun Aufsätze, der erste: Beobachtungen über einen Taub- und Stummgebohrnen, enthält etwas von der Art solche Menschen, Töne bilden zu lehren; das Vorzüglichste, wie weit ihre Erkenntniß in abgezogenen Begriffen und Beurtheilung der Verhältnisse geht, hoffen wir zu finden, wenn diese Beobachtungen weiter fortgeführt werden. Auch wünschten wir zu erfahren, ob solche Menschen lange zusammenhängende Gedankenreihen, und Erinnerungen an die Vergangenheit haben können, ohne durch gegenwärtige Eindrücke darauf gebracht zu seyn. Der andere aus einem Tagebuche enthält, daß beym Gehen traurige Gedanken verschwinden; wir setzen hinzu, daß dadurch dem Ideengange mehr Schnelligkeit gegeben, und die Seele gehindert wird, nicht so sehr in sich selbst hineinzugehen. Die andere Bemerkung, daß am Abend das Grün einer Wiese Gedanken von häuslicher Ruhe; das Abendroth hingegen Gedanken an die Freuden des Ruhens erweckte, ist wichtig, und dient mit Zuziehung anderer Fälle, etwas allgemeines über die Richtung der Gedanken durch Empfindungen festzusetzen. Der dritte enthält eine Beobachtung über das Alpdrücken, wo das erstemal das Bewußtseyn sehr schwach, die folgenden immer deutlicher war. Der Verf. wünscht, man möchte das Mechanische bey

gegen einige Lehrſtunden hatte, und ſeine Mitſchüler ihm zu jung und kindiſch waren, konnte aber die Erlaubniß dazu nicht erhalten, und ſtellte ſich deshalb wahnſinnig. Der Verfaſſer iſt Hr. Konrektor Schmidt. Die Selbſtgeſtändniſſe des Hrn. Baſedow von ſeinem Charakter ſind aus einer bey Gelegenheit deſſen gegenwärtiger, nicht eben rühmlicher Streitigkeit, von ihm herausgegebenen Schrift, gezogen. Man ſieht, daß das zu Viel auch im Guten, auf der anderen Seite ſchlimme Folgen hat. Zur Seelennaturkunde gehört Spalding an Sulzer, worin erſterer von einer ſonderbaren vorübergehenden Verwirrung des Kopfes, an einem durch ſehr verſchiedenartige Geſchäfte ausgezeichneten Tage, Nachricht giebt. Er wollte eine Quittung ſchreiben, hatte den Anfang richtig gemacht, konnte aber weder die letzten Worte, noch die dazu gehörigen Züge durchaus nicht auffinden, und ſchrieb etwas gar nicht dahin gehöriges, mit Bemerkung, daß es falſch ſey. Die äußern Sinne waren in Ordnung, dennoch drängten ſich unwillkürlich verwirrte unordentliche Vorſtellungen herzu, und er war nicht im Stande zuſammenhängend zu reden. Zuletzt wirft er die Frage auf: wenn hier ein Theil des Gehirns geſund, der andere in Unordnung war, welcher urtheilte von der Unrichtigkeit der Vorſtellungen? Die Vorausſetzung ſcheint uns unmöglich, es würden daraus zwey neben einander fortgehende verſchiedene Ideenreihen entſpringen, mithin zweyerley gleichzeitiges Bewußtſeyn. Vielmehr kommt uns glaublicher vor, daß die innere Unordnung noch nicht ſtark genug geweſen iſt, der Seele alle Selbſtmacht über die innern Organe zu nehmen, daß die aus Bemerkung der Verwirrung angeſtrengte Denkkraft einige zuſammenhängende Gedanken hervorgebracht hat, welche aber ſogleich durch den innern Tumult wieder verdrängt wurden. Dem Hrn. Dokt. J. in Königsberg erzählt Hr. Markus Hertz die Phantaſieen in einer ihm zugeſtoſſenen Krankheit, ſehr lehrreich, ſo, daß man zugleich den Zuſammenhang der unordentlichen Vorſtellungen, durch Täuſchungen der äußern Sinne und Umſtände, deutlich wahrnimmt. Ueberhaupt ſind ſolche an ſich ſelbſt gemachte Beobachtungen die lehrreichſten, wenn ſie mit Einſicht angeſtellt, der Zuſchauer iſt nie im Stande die Entwickelung der Bilder auseinander, und ihre ſonderbare Vermiſchung zu erkennen. Es wäre zu wünſchen, daß der Herausgeber auch von verrückt geweſenen dergleichen Selbſterfahrungen erhalten könnte; manche ſollen doch nach der Heilung ſich ihrer vorzüglichſten Phantaſien

ſen erinnern. Die ſonderbare Handlungsart ohne Bewußtſeyn, iſt vom Hrn. Spalding aus dem Engliſchen überſetzt, und bey Katalepſien nicht ohne Beyſpiel; allein auch hier, wie in den ſonſt vorkommenden Fällen, fehlt zur Erklärung verſchiedenes, in einer nicht leicht auszumittelnden beſondern Organendiſpoſition, wahrſcheinlich ſich gründend. Die Geſchichte einer Frau, die ihren Tod vorher ſah, vom Hrn. Kirchenrath Hennig, iſt gleichfalls nicht ohne Beyſpiel; allein auch hier mangelt das woraus? wars blos Einbildung, die ſich eben dadurch realiſirte: oder wars Gefühl innerer Schwäche? In den Erinnerungen aus den erſten Jahren der Kindheit, verſichert Hr. Fiſcher, öffentlicher Lehrer am grauen Kloſter, aus ſeinem dritten Jahre her, ſich auf die Wohnung ſeiner Eltern genau zu beſinnen; ein allerdings merkwürdiger Fall; von dem mehrere Beyſpiele zu wünſchen wären. Was er darüber anmerkt, daß Vorſtellungen von Figuren ſich ihm vorzüglich eingedruckt haben, verdient Beherzigung. Von der Hähniſchen Litteralmethode zeigt ein Aufſatz, daß ſie blos das Gedächtniß beſchäftigt, welches auch der Natur nach, nicht wohl anders ſeyn kann. Wir übergehen ein Paar Artikel, und empfehlen des Herausgebers Bemerkungen über die Präpoſitionen; etwas tiefere Analyſe metaphyſiſcher Begriffe würde ihnen mehr Beſtimmtheit geben. Zur Seelenzeichenkunde gehört zuletzt, Hrn. Seidels Nebeneinanderſtellung einiger jugendlichen Charaktere.

Syſtem der Natur, oder von den Geſetzen der phyſiſchen und moraliſchen Welt, aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Mirabaud, Zweyter Theil. Frankfurt und Leipzig, 1783. in 8. 444 S.

Hin und wieder iſt die Richtigkeit unſerer Sprache nicht genug beobachtet, z. B. wenn die Menſchen ſich eine genaue Rechenſchaft von den Urſachen zu geben verſuchten, die ihnen jene Meynungen als heilig betrachten laſſen, muß heißen, die ſie jene Meynungen u. ſ. w. Nach und nach lernt er endlich — ihre verſchiedenen Eigenſchaften wahrnehmen, und darüber zu urtheilen; zu iſt gegen den Sprachgebrauch. Auch laufen Dunkelheiten mit unter, z. B. Ihre (der Menſchen) Phantaſie wirkt in raſtloſer und ungebundener Regſamkeit, bey al-

ter Verwirrung ihrer geistigen Fähigkeiten, welche durch Leidenschaften gestört werden, die den Menschen verhindern, richtig zu denken; man sieht nicht recht, ob die Verwirrung der geistigen Fähigkeiten hier als natürlich, oder erst durch die Leidenschaften bewirkt, angenommen wird; auch nicht, welche geistige Fähigkeiten hier zu verstehen sind, da die Phantasie doch auch wohl dazu gehört. Sonst liest sich die Uebersetzung ganz gut, aber sie ist ganz überflüßig. Wir halten dies Buch nicht wie viele thun, für schädlich, sondern für höchst seicht und schaal. Wr.

Versuch einer Vertheidigung der Pasquille. 1783. 8vo. 3½ Bogen ohne Druckort (München bey Strobl.)

Der Verf. sucht in allem Ernst die Pasquille zu vertheidigen. Ein Pasquil ist nach seiner Definition „eine Schrift, welche „einen oder mehrere gewisse moralische Fehler, und zugleich „den Namen dessen, der gefehlt hat, dem Publikum entdeckt.“

Das wäre also, im eigentlichen Verstande, wie der Verf. in einer am Ende beygefügten Anmerkung selbst zugiebt, Personalsatyre. Die Definition ist, vielleicht mit Fleiß, zu weit, weil sie sich nicht blos auf Verbrechen einschränkt, sondern sich sogar bis auf Fehler ausdehnt. Wäre diese Broschüre der Mühe der Widerlegung werth, so wäre nichts leichteres, als zu beweisen, daß diese Vertheidigung nichts taugt, und Pasquille in jedem wohl eingerichteten Staate schlechterdings unerlaubt und strafbar sind. Wie? jeder in dem Hinterhalte der Anonymie lauschende Verlarvete sollte seinem Mitbürger Ehre und guten Namen ungestraft rauben können? Der Gedanke ist abscheulich! Wir geben gern zu, daß mancher Böswicht unbestraft bleibt, aber, wer gab dem Pasquillanten das Recht, dem Richter das Schwerdt aus den Händen zu winden, und sich an seine Stelle unberufen zu setzen? Wäre ja der Gewissenszwang bey Entdeckung eines Böswichts bey diesem oder jenem zu groß, je nun, so trete er hervor, und klage laut und unverlarvt den Missethäter an, und überlasse den Ausspruch darüber seinen Vorgesetzten, dieses würde ihm den Dank seiner Mitbürger zuwege bringen — ja, dann ist es kein Pasquill. — Das, eben das, wollten wir sagen.

Uns

Uns scheint es, daß sich der Verf. nur einen Weg habe bahnen wollen, gewisse, ihm verhaßte Personen, ungestraft angreifen zu können.

Rz.

Versuch über die Einrichtung des Vortrages der menschlichen Pflichten, zur Beförderung ihrer Ausübung. Von Ernst Heinrich Loft, eines Hochehrw. Minist. in Hamb. Kandidaten. Hamburg, bey Bohn, 1782. in 8. 94 Seiten.

Der Verf. ist Einer der vier Kandidaten, von welchen ein Lehrer der praktischen Weltweisheit am Hamburgischen Gymnasium ausgewählt werden sollte. Aus diesem Grunde mußte er den vorliegenden Aufsatz ausfertigen. Im ersten Abschnitte handelt er vom Vortrage der Pflichten und des tugendhaften Verhaltens selbst. Er will, daß man den Leichtsinnigen und Aengstlichen durch Bestimmung richtiger Gränzen der Pflichten begegnen solle, und auch zuweilen zeigen, was eine Pflicht nicht verlangt. Im zweyten Abschnitte ist der Vortrag der Gründe des pflichtmäßigen Verhaltens abgehandelt. Es sind nämlich theils Bewegungsgründe, theils verpflichtende Gründe. Letztere sollen dem Menschen die moralische Nothwendigkeit der Tugend beweisen, erstere aber die Genehmigung seiner Schuldigkeit bewirken. Jene sollen dem Leichtsinne, diese dem Widerwillen vorbeugen. Beyde Arten von Gründen werden wieder eingetheilt in allgemeine und besondere. Nach der Einleitung hätte auch 3) vom Vortrage der Mittel, dadurch die Uebung der Tugend befördert wird, gehandelt werden sollen, welches aber in dieser Schrift nicht geschehen ist.

S. 50. sagt der Verfasser: „der Philosoph unter den „Christen, der die nähere Offenbarung Gottes, um ihrer ge„offenbarten Geheimnisse des Glaubens willen, die selbst der „Engelvernunft unerforschlich sind, hochschätzt, schätzt auch so „ihre Tugendlehre, die aus jenen ihre heilsame Wirksamkeit „hernimmt.“ — Wir möchten den Verf. hier wohl fragen: 1) warum grade Geheimnisse die Schätzbarkeit der Offenbarung ausmachen sollen? 2) ob der Einfluß solcher Geheimnisse in die Tugendlehre so eingestanden, erweislich und beträchtlich

ſey? — Liebe, theologiſche Brüder! es iſt zwar gut gemeint, wenn man den Offenbarungsgeheimniſſen ſo viel Wirkſamkeit zur Tugend beymiſſet, aber, da ein großer Theil dieſe Geheimniſſe nicht ſo anſieht, wie wir, und es überdem uns ſchwer werden möchte, den vorgegebenen Einfluß zu beweiſen: warum wollen wir die Tugendlehre immer noch auf Fundamente gründen, die man uns hinweg vernünſtelt, da ſie dieſer Stützen entbehren kann, und Gott ſicherlich die Moralität ſeiner Menſchen nicht an ſolche beſchränkte einſeitige Lehrſätze gebunden haben kann. „Die wichtige Vernunftreligion muß „aus der urſprünglichen Quelle der Offenbarung ſchöpfen.“ — Denn iſt ſie aber nicht mehr Vernunftreligion. „Die Geſchichte der Religionsmeinungen, in der heidniſchen Welt, zeigt, was Vernunftreligion ohne Anwendung der Offenbarung war.“ Der Satz gilt auch von der chriſtlichen Zeit. Die Geſchichte der Religionsmeinungen in der chriſtlichen Welt zeigt nicht weniger, wie Vernunft ſich auch bey Anwendung einer Offenbarung verirren könne. Recenſent will den wohlthätigen Einfluß der Offenbarung in die Moralität nicht etwan leugnen, ſondern nur den überſpannten Begriff verhüten. Wenn der Verf. S. 55. aus der Geſetzgebergewalt Gottes das Recht zu poſitiver unausbleiblicher Strafe des innern Ungehorſams, oder der innern Unwilligkeit, bey äußerer Ausübung der Pflichten, und dem, dabey einſtweilen ſtatthabenden Genuß der natürlichen Folgen des äußern Guten ableitet: ſo erinnern wir ihn, daß die Behauptung ſolcher poſitiven Strafe nicht ſo nothwendig ſey, indem die innere Abneigung bey äußerer Erfüllung einer Pflicht, dieſe letztere ſchon höchſt beſchwerlich machet, und den natürlich guten Folgen hinderlich wird, ſo, daß hierin ſchon wahre natürliche Beſtrafung liegt. Das Recht zur poſitiven Beſtrafung ſpricht man Gott nie ab, aber die Deutung ſolcher poſitiven willkürlichen Vergeltung, in einzelnen Fällen, macht ſo viel Schwierigkeit, iſt ſo manchem Mißbrauche und Irrung unterworfen, daß der kluge Moraliſt ſich damit weder befängt, noch darauf hinweiſen mag. Seite 58. geht der Verf. zu geſchwind über den Einwurf hinweg, als könne Gott durch niemanden beleidigt werden. Er hätte den Begriff der Ehre Gottes entwickeln können, und dabey zeigen, wie verſäumte Ehre und Verherrlichung Gottes, allerdings äußere Beleidigung ſey. Seite 59. beantwortet der Verf. den Einwurf, als ſey Tugend Eigennutz, und zwar mit der Unterſcheidung zwiſchen

dem

dem Wollen und Wünschen der Glückseligkeit überhaupt, und dem Beschließen, sie eben mit Beobachtung dieser Handlung zu befördern. — Hier vermissen wir des Verf. Scharfsinn ganz. Seine Unterscheidung hat nicht den mindesten logikalischen Grund. Wenn der allgemeine Wunsch der Glückseligkeit statt finden soll, so muß die Praxis in vorkommenden einzelnen Fällen jenem Wunsche konform seyn. Warum fürchtet sich auch der Verf., den Satz zuzugeben, daß Tugend Eigennutz sey? Man nehme nur das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung, und nicht etwan in dem Sinne, wie es zur Bezeichnung des übertriebenen Gesuchs zeitlicher Vortheile genommen wird. Dann hat jede Tugend ihren sichern unverkennelichen Nutzen, darum thue ich sie, und scheue mich deshalb nicht. Das vernünftige perfice te ipsum verweiset offenbar dahin, und von der mystischen reinen Tugendliebe, die gar keine Rücksicht auf ihre nützlichen Folgen hat, weiß ich nichts. Auch gefällt es uns nicht, daß der V. Seite 64. dem Moralisten auflegt, den Leidenden zu sagen, daß je höher ihre Noth steigt, ihnen Gottes Hülfe näher komme, so wahr Gott als Gott handeln werde. Soll das die metaphysische Lehre seyn: passiones si fuerint, quae esse possunt, fortissimae, remittuntur; tempus harum medicus: so ist das natürlich, nothwendig wahr, aber doch kein sonderlicher Trost, denn, wie weiß der Leidende, ob nicht noch höhere Grade der Trübsal übrig sind? Soll aber, wie wir fast glauben, der gedachte moralische Trost eine positive Hülfe Gottes zusichern, so ist ja das eine mißliche Sache, von der kein Mensch was bestimmtes versichern kann. Wenn die zugesagte willkürliche Hülfe von Zeit zu Zeit nun ausbleibt, wie will sich der Moralist dann helfen? Besser, viel besser ists, man gewöhne den Leidenden, natürliche Unvollkommenheit gelassen zu ertragen, sich unter Nothwendigkeiten willig zu beugen, und bey alle dem, Gottes alles wohlmachende Wege zu verehren.

In dem angehängten Gespräche vom Selbstmord zweifeln wir, daß der Gedanke eines bösen Beyspiels irgend jemanden abhalten werde, sich selbst das Leben zu nehmen. Der sich hülflos glaubende Selbstmörder fragt viel nach andern, da ihn seine Denkungsart feindselig gegen die ganze Welt gemacht.

Hr.

Verſuch über den Platoniſmus der Kirchenväter. Oder Unterſuchung über den Einfluß der platoniſchen Philoſophie auf die Dreyeinigkeitslehre in den erſten Jahrhunderten. Ohne Benennung des Druckorts. 1782. 1 Alphab. 3 Bog. in 8.

Der Ueberſetzer dieſes Buchs, welches den aus Bayle bekannten und gelehrten franzöſiſchen Geiſtlichen Souverain zum Verfaſſer hat, und nach dem Tode deſſelben unter dem Titel: Le Platoniſme devoilé, ou Eſſai touchant le verbe Platonicien, zu Cöln 1700. herauskam, giebt am Schluſſe der Vorrede von den wichtigſten Lebensumſtänden und Schickſalen des Verfaſſers, ſo wie von der Veranlaſſung ſeines Buchs, hinlängliche Nachricht, und zeigt ſich ſowohl in der Vorrede als in den Anmerkungen, als einen denkenden, gelehrten und beſcheidenen Mann. Für den, der unpartheyiſch, und ohne Vorurtheil die Sache anſieht, iſt es unverkennbar, daß der zu Alexandrien beſonders gangbare Platoniſmus großen Einfluß auf die Bibelerklärung und manche dogmatiſche Vorſtellungen gehabt habe, — und namentlich eine der hauptſächlichſten Quellen geweſen ſey, woraus das überaus künſtliche und intrikate Athanaſianiſche Syſtem gefloſſen iſt. Platons Ideen, der ſchon gewiſſermaſſen eine dreyfache Eigenſchaft in Gott, die Güte, die Weisheit und die Macht perſonifiirte, liegen ſichtbar genug darin. Dies bewog den gelehrten Verf., welcher der von ihm erkannten Wahrheit, Amt und Brod aufopferte, dieſe Materie zu behandeln, und den Urſprung des eingeführten Syſtems hiſtoriſch zu zeigen. Wir finden nicht nöthig von dem Inhalt des Buchs Etwas zu ſagen, da es nicht jetzt zum erſtenmal erſcheint, und überdem nicht ſowohl ſeinem Inhalt, als der Ueberſetzung nach, für unſere Bibliothek gehört. Dieſe iſt nicht allein fließend, ſondern auch, ſo viel wir aus den Stellen, die wir mit dem Original verglichen, geſehen haben, treu. Die Anmerkungen, welche jedoch nicht zu ſehr gehäuft ſind, rühren ſämmtlich von dem Ueberſetzer her, und ſind theils litterariſchen, theils kritiſchen Inhalts; theils erläutern oder vertheidigen ſie die Worte des Verfaſſers. Seltener finden wir Zurechtweiſungen darin, die doch vielleicht häufiger nöthig geweſen wären; aber es ſcheint, daß der beſcheidene Ueberſetzer

am polemisiren keinen Gefallen gefunden, und dem Urtheile seiner Leser nicht vorgreifen wolle; welches allerdings zu loben ist.

Pm.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Herrn Professor Spielmanns chemische Begriffe und Erfahrungen, nach der lateinischen Urschrift und der französischen Uebersetzung, mit Anmerkungen des Herrn Cadet des jüngern, verdeutschet von Dr. Joh. Herm. Pfingsten. Dresden, 1783. In der Walthetischen Hofbuchhandlung. 1 Alph. 11 Bogen, 8vo.

Die zweyte lateinische Ausgabe des Spielmannischen Lehrbuchs der Chemie ist unter uns bekannt genug, daß wir von dessen Inhalte keine weitere Anzeige nöthig erachten. Sie erschien 1766. und 1771. gab sie Cadet der jüngere mit Anmerkungen im Französischen heraus; die Anmerkungen sind nicht beträchtlich. Nun nach 17 Jahren wird dieses Buch ins Deutsche übersetzt, ohne ein Wort von den Fortschritten mit beyzufügen, welche diese Wissenschaft seit der Zeit gemacht hat. Dafür sollte der Uebersetzer vor das Gericht der Gelehrten Republik (wenn eines existirte) zur Verantwortung gezogen, und unter der Uebersetzerzunft für einen dissen Taglöhner erkläret werden.

Wunder der Natur. Eine Sammlung außerordentlicher und merkwürdiger Erscheinungen und Begebenheiten in der ganzen Körperwelt, zum Unterricht und Vergnügen; nach alphabetischer Ordnung. Zweeter Band. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Zusätzen vermehret. Leip-

Leipzig, bey Heinſius, 1783. 500 Seiten in Octav.

Das günſtige Urtheil, welches wir bey der Anzeige des erſten Bandes von dieſer Schrift geäußert haben, erſtrecken wir auch willigſt über dieſen letzten Band. Auch die in demſelben von M. bis zu Z. beſchriebenen wunderbaren Vorfälle, haben wir nicht ohne Nutzen und mit wahrem Vergnügen durchgeleſen. Der Philoſoph ſo gut als der Laye in der Naturwiſſenſchaft finden Gegenſtände darin, die Macht des göttlichen Weſens ehrfurchtsvoll zu erkennen, den Lauf der Natur zu bewundern, und endlich, wenn ſie bisweilen allen ihren Scharfſinn aufgeboten haben, die Ohnmacht des menſchlichen Geiſtes einzuſehen. Der Verfaſſer hat aber keinesweges die Abſicht gehabt, bey den Leſern bloſſes Anſtaunen zu erregen, ſondern er iſt dabey beſtändig bemühet geweſen, ſo viel als möglich über die wunderbaren Fälle Licht zu verbreiten, und Aberglauben oder falſche Beurtheilungen auszurotten. Gewißlich ein großes dankwürdiges Verdienſt!

Folgendes ſind die Titel, unter jedem derſelben vom Verfaſſer mehrere ſeltſame Erſcheinungen beſchrieben worden ſind: Magen, Magnetiſmus, thieriſcher Magnetiſmus, Magnetſtein, Mammouth, Meer, Meermenſchen, Menſchen außerordentliche, Milch, Muttermähler, Nachtwandler, Nägel, Naturſpiele, Naturtrieb, Neger, Niederkünfte außerordentliche, Orkan, Phoſphorus, Regen, Regenbogen, Rieſen, Salamander, Schlaf, Schnee, Schrecken, Schwangerſchaften, Schweiß, Sinnkraut, Sonne, Starrſucht, Steine, Stumme, Sympathie, Tarantelſtich, Taubheit, Taucher, Thiere außerordentliche, lebendige in andern Körpern, Thon, Tod, Traum, Ueberfruchtung, Ueberſchwemmung, Unempfindlichkeit, verdorrte Theile des menſchlichen Körpers, Verſteinerung Vielfraß, Vulkane, Wachsthum im Pflanzenreiche, Wärme, Waſſer, Waſſerhoſe, Waſſerſcheu, Wiedervorbringung thieriſche, Wilde, Wünſchelruthe (wobey der Verfaſſer etwas Blöſſe von einer leichtgläubigen Seite zeigt), Würmer, Zähne, Zunge, Zwerge.

Ver-

Versuche und Beobachtungen über die specifische Schwere u. die Anziehungskraft verschiedener Salzarten; und über die wahre neuentdeckte Natur des Phlogistons, von Herrn Richard Kirwan ꝛc. Aus dem Englischen übersetzt und mit einer Vorrede versehen von Dr. Lorenz Crell, Herz. Lüneb. Bergrath ꝛc. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1783. 128 Seiten. 8.

Diese Schrift hat, wie man schon aus dem Titel erkennen kann, einen doppelten Gegenstand, und bestehet auch eigentlich aus zwey besondern Abhandlungen, wovon die erste die vom Verf. sehr zahlreich angestellten Versuche über die specifische Schwere und die anziehende Kraft verschiedener Salze, und die andere, dessen neue Lehre vom Phlogiston, ebenfalls auf Versuche gegründet, enthält.

Der größte Theil der in der ersten Abhandlung vorkommenden Versuche zielt auf die Bestimmung des Verhältnisses der Bestandtheile in den mancherley einfachen und zusammengesetzten Salzarten, worin der Verf. vorzüglich nur den Ritter Bergmann und Wenzeln zu Vorgängern gehabt hat. Daß dieser Gegenstand von großem Nutzen sey, wird kein Kenner der Scheidekunst verleugnen, weil man durch Hülfe dieser Kenntnisse oft aus den Produkten einer Arbeit auf die Menge gewisser Bestandtheile nothdürftig schließen kann, ingleichen auch bey anzustellenden Zusammensetzungen und Scheidungen das richtige Verhältniß der zu gebrauchenden Hülfsmittel ziemlich genau und richtig zu bestimmen vermag. Indem ich die Wichtigkeit dieses Gegenstandes mit einer gewissen Einschränkung beschreibe, so habe ich dabey nur die Absicht, einen Wink zu geben, daß man nur in solchen Fällen davon Gebrauch machen möge, wo kein anderes Mittel zur genauern Bestimmung möglich ist, und daß man überhaupt alle diese noch zur Zeit gemachten Versuche noch nicht für ganz untrüglich ansehen dürfe. Es fallen dabey ungemein viele Umstände vor, welche eine Irrung in den Rechnungen verursachen können. Eben dies gesteht der Verf. selbst zu, daß er bey aller möglichen Genauigkeit in zwey auf einander folgenden Versuchen, doch nicht völlig übereinstimmende Resultate erhalten, und daher immer die Mittelzahlen aus mehrern verglichenen Versuchen angegeben habe.

habe. Vielleicht, daß ſich nach und nach dieſe Schwierigkeiten auf eine befriedigendere Art heben laſſen.

Zuerſt hat der Verf. das Verhältniß der Säure und des Waſſers im Salzgeiſte, und darnach der Säure, des Waſſers und des fixen Alkali im Digeſtivſalze zu beſtimmen geſucht. Eben ſo iſt er mit der Salpeter- Vitriol- und Eſſigſäure verfahren. Dann folgt eine Unterſuchung der eigenthümlichen Schwere der fixen Luft in ihrem gebundenen Zuſtande — vom fixen vegetabiliſchen Laugenſalze, nebſt einer Tabelle über den Inhalt einer Auflöſung vom milden vegetabiliſchen Alkali in Verhältniß mit ſeiner eigenthümlichen Schwere. Fortſetzung der Verſuche und Beobachtungen über die ſpecifiſchen Schweren und Anziehungskräfte verſchiedener Salzarten. Vom mineraliſchen Alkali. Vom flüchtigen Alkali. Von der Kalcherde. Von der Bitterſalzerde, und von der thonichten oder Alaunerde. Bey alle dem bedauern wir dennoch, daß der Verf. alles nach mathematiſcher Lehrart ausgedrückt und beſchrieben hat, daher er von den allermeiſten Chemiſten nicht verſtanden werden wird.

Die andere Abhandlung, die aber hier mit der erſten ohne Abſatz fortgehet, betrifft eine nähere Beſtimmung des Phlogiſtons, und das Verhältniß deſſelben in verſchiedenen Miſchungen, beſonders in phlogiſtiſirten Säuren. Die Becheriſche und Stahliſche Lehre vom Phlogiſton iſt bisher faſt allgemein von den Chemiſten angenommen worden, nach welchem ſolchem eine erdigte Natur beygelegt wird. Man beruhigte ſich gemeiniglich dabey, und behalf ſich mit einigen zweydeutigen dunkeln Beobachtungen, und ſtützte ſich, wenn man alles beym Lichte beſah, mehr auf das Anſehen und die Menge der Vorfahren, als auf untrügliche Thatſachen. Daher mußte man ſich oft von Zweiflern, die ſinnliche Beweiſe verlangten, in die Enge treiben laſſen, ohne ſie von unſerm Glauben überzeugen zu können. Nach dem, im Gegentheil, was hier vom Verf. angeführet worden, ſteht das Phlogiſton in einem ganz andern Lichte, indem der Verf. ſolches von andern Körpern abſcheidet, ihnen die davon herrührenden Eigenſchaften benimmt, daſſelbe in beſondern Gefäßen auffängt, daß man es ſinnlich im abgeſonderten Zuſtande erkennen kann, und endlich wieder andern Körpern, die es verlohren haben, beyfügt, und ihnen dadurch alle Eigenſchaften verſchafft, die auf ſeiner Verbindung beruhen. Der Verf. hat bewieſen, daß das bisher unter dem dunkeln Ausdrucke Phlogiſton begriffene Weſen nichts anders als entzünd-

bare

bare Luft sey. Nachdem er zuvor den Ursprung und die Bildung der entzündbaren Luft, welche nach ihm aus fixer Luft und dem ursprünglichen Feuerwesen besteht, erklärt hat, so führt er viele Beobachtungen an, woraus er die Gleichheit derselben mit dem Phlogiston zeigt. Zuerst ist bewiesen worden, daß die entzündbare Luft das einzige entzündbare Grundwesen in jeder Substanz der Natur sey. Zweytens, daß die entzündbare Luft das Grundwesen ist, welches metallische Erden in einen metallischen Zustand bringt und den metallischen Glanz giebt. Dies ist durch Zerlegung und Zusammensetzung erwiesen, und so vollständig dargethan, als irgend eine Sache in der Naturlehre. Entzündbare Luft durchs Feuer aus Eisen und Zink gezogen, hinterläßt solche im verkalchten Zustande; wird aber ein Strom derselben Luft, während der Entzündung selbst auf andern Eisen- oder Bleykalch geleitet, so werden solche sogleich hergestellt, und zu ihrer metallischen Natur zurückgebracht. Noch entscheidender ist allerdings folgender Versuch: wenn man eine polirte eiserne Platte in eine mit Vitriol- oder Salzsäure gesättigte und verdünnte Kupfervitriolauflösung legt, so wird kein Aufbrausen entstehen, man wird auch keine entzündbare Luft erhalten, sondern das Eisen wird aufgelöst, und das Kupfer in seiner metallischen Gestalt niedergeschlagen. Hier sollte nun entzündbare Luft bey der Auflösung des Eisens in den angeführten Säuren nothwendig ausbrechen; aber es geschiehet deswegen im gegenwärtigen Fall nicht, weil solche gleich nach ihrer Entstehung ihre luftartige Form verliert, und sich auf gleiche Weise mit dem dephlogistisirten Kupfer verbindet, wie die fixe Luft Laugensalze verläßt, und sich mit einer aufgelösten Kalcherde unter der Niederschlagung auch ohne Aufbrausung vereinigt; und eben durch diese entzündbare Luft des Eisens wird hier das abgeschiedene Kupfer dahin gebracht, daß es Glanz, Dehnbarkeit und alle metallische Eigenschaften erhält. Entzündbare Luft ist also das Grundwesen, welches metallische Erden metallisch macht. Drittens ist auch demnach entzündbare Luft eben diejenige Substanz, welche mit Vitriolsäure Schwefel bildet; denn es ist dieselbe Substanz, welche durch die Vitriolsäure von den Metallen, und durch fixes Alkali aus dem Schwefel geschieden wird; und eben diese getrennte Substanz vereiniget sich bey hinlänglicher Menge und unter den erforderlichen Umständen so mit der Vitriolsäure, daß gemeiner Schwefel gebildet wird. Daher erhält man auch Schwefel,

wenn

wenn man koncentrirte Vitriolsäure mit Eisen oder Wismuth, oder vitriolisirten Weinstein mit Spießglaskönig destillirt.

So vortrefflich und begreiflich und den sinnlichen Erfahrungen gemäß alles Angeführte ist, so sehr wird doch jeder aufmerksame Leser stutzig gemacht werden, wenn er S. 81. liest, daß entzündbare Luft nichts anders sey, als Phlogiston, das durch elementarisches Feuer in eine flüßige Gestalt gebracht ist. — Wenn nun nach des Verf. Beweis entzündbare Luft und Phlogiston einerley seyn soll, so lautete diese Stelle dem Sinne nach also: daß entzündbare Luft nichts anders sey, als entzündbare Luft durch elementarisches Feuer in eine flüßige Gestalt gebracht. — Dies wäre aber Unsinn, den man dem Verf. nicht zutrauen kann. Der wahre Sinn ist ohnstreitig dieser: Dasjenige Wesen, welches z. B. in den Metallen ganz unelastisch in Verbindung sich befindet und den Namen Phlogiston führt, zu der Zeit aber noch nicht entzündbare Luft genennet werden kann, wird bey seiner Befreyung durch das elementarische Feuer in eine flüßige elastische Gestalt zur entzündbaren Luft erst gemacht. Entzündbare Luft ist also diesemnach, wie es auch S. 90 deutlich erkläret stehet, ein und eben dieselbe Substanz mit dem Phlogiston, und bloß in der Menge des Feuers verschieden, in Rücksicht des demselben beygetretenen elementarischen Feuers.

Hiernächst hat auch der Verf. die Menge des Phlogistons in Salpeterluft und der fixen Luft durch Versuche zu bestimmen gesucht. Von letzterer wird behauptet, daß sie in den meisten phlogistischen Processen, welche in gemeiner Luft gemacht werden, erst erzeuget werde, und aus reiner elementarischer Luft und Phlogiston bestehe. Endlich ist noch von der Menge des Phlogistons in vitriolischer Luft, im Schwefel und der salzsauren Luft gehandelt worden.

In dem Vorbericht hat Hr. Bergr. Crell mancherley scharfsinnige Zweifel gegen die neue Lehre vom Phlogiston vorgetragen, deren Auflösung in der Folge vielen Einfluß auf die Wahrheit, sie falle auf welche Seite sie wolle, haben wird. Es macht auch derselbe Hoffnung, bald eine zwote Sammlung von Abhandlungen dieses Verfassers übersetzt zu liefern, die gewiß allgemein mit Verbindlichkeit aufgenommen werden wird.

Zk.

Beobach-

Beobachtungen, Versuche und Erfahrungen über des Salpeters vortheilhafte Verfertigungsarten, an jedem Orte mit den wohlfeilsten Materialien; sammt einer vorangeschickten Anzeige aller bis daher herausgekommenen Schriften vom Salpeter. Tübingen, bey Cotta. 1783. S. 462. 8.

Nachdem der ungenannte Herausgeber dieser Schrift im Vorberichte die vorzüglichen bisher bekannten Schriften über die Salpeterbereitung angeführet hat, so fügt er hinzu, daß dennoch verschiedene in andern Büchern zerstreute Abhandlungen über diesen Gegenstand vorhanden wären, welche eben so wohl verdienten, ihrem Inhalte nach denjenigen Personen bekannt gemacht zu werden, die sich wissenschaftlich mit der Bereitungsart des Salpeters beschäftigten. Zu solchem Ende hat derselbe folgende 19 Abhandlungen aus größern Schriften gezogen, und sie hier zusammen abdrucken lassen. 1) Erkers Gedanken von Salpetererden und der Gewinnung des Salpeters, aus dessen Probierbuch. 2) Ein Arkanum, den Salpeter in Menge zu machen, das von einem Laboranten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sehr benutzt worden. 3) Glaubers Verfertigungsart des Holzessigs, und seine Vorschläge Salpeter daraus zu verfertigen. 4) Ein Geheimniß, Salpeter wachsend zu machen. Aus der Schatzkammer neuer Curiositäten. 5) Vorschläge, wie das Salpeterwesen in einem Lande ohne Beschwerung der Unterthanen in bessern Stand zu setzen ist; aus den Leipz. Samml. von allerh. Land- und Stadtwirthschaftl. Nachrichten. 6) Wallerius vom Ursprung und der Natur des Salpeters. 7) Eben desselben chemische Versuche über den künstlichen Salpeter; aus den Schwed. Abhandl. 8) Desselb. verschiedne zur Salpeterzeugung dienliche Erdarten; aus dessen Mineralogie. 9) Einige Vorschläge, den Salpeter wohlfeil zu gewinnen: aus den experimentirten Kunststücken. 10) Justi Unters. ob man wahrscheinlicher Weise aus Küchensalz mit Nutzen Salpeter machen könne; aus dessen neuen Wahrheiten zum Vortheil der Naturkunde. 11) Justi zweyte Abhandl. vom Salpeter, ebendas. 12) Dessen dritte Abhandlung aus den Götting. Policeyamts-Nachrichten. 13) Ursprüngliche Hervorbringung des Salpeters; aus Gründlehren der Experimentalchymie. 15) Wolfs Beschreibung der Art, wie der Salpeter in Podolien gemacht wird; aus den philosoph. Transakt.

16) Gruners Abhandl. von Erzeugung des Salpeters; aus den Berner ökonomischen Sammlungen. 17) Brows Proceß, von Gewinnung des Salpeters, wie er auf Befehl der Gesellschaft in Virginien und England bekannt gemacht worden; aus dem Musaeo rustico. 18) Die längst gewünschte natürliche Salpetersiederey, um alte Salpeterwerke zu verbessern, und mit Nutzen neue anzulegen, von einem Anonymo. Dreßden 1765. 19) Watsons Versuche und Nachrichten von der Art, den Salpeter in Europa sowohl als in Ostindien zu erzeugen und zu bereiten; aus dessen chemischen Versuchen, Theil I.

Wem es um eine möglichst vollständige Sammlung alles über die Salpeterzeugung vorhandenen Schriften, ohne dabey auf den innern Werth zu sehen, zu thun ist, dem kann darzu die gegenwärtige mit nutzen. Das wenige Gute darin muß aber unter vieler Spreu hervorgesucht werden.

Aw.

Zugabe zu meinen Beyträgen zur Naturgeschichte der kleinsten Wasserthiere, die mit keinem bloßen Auge gesehen werden können, mit zwey neuentdeckten Wasserthieren, nebst einer Vertheidigung gegen H. J. C. Fueßly von J. C. Eichhorn. Mit einer Kupfertafel. Danzig. 1783. 4. gedruckt bey Müllers Wittwe. 3 Bogen stark.

Voran eine bittere Klage gegen H. Fueßly, dem der V. insbesondere das Lob eines O. Fr. Müller entgegen hält. Wir mischen uns nicht gerne in fremde Händel, allein, ob wir gleich zu der Uebung des Verf. in dergleichen mikroskopischen Beobachtungen und zu seiner Wahrheitsliebe alles gute Zutrauen haben, so hat doch der Umstand, daß der Verf. das Wort Insekt so willkührlich für die Gegenstände seiner Untersuchungen gebraucht, sein eigenes Zeugniß, daß er, um seiner Einbildung alle Gelegenheit zu nehmen, ihm ein fremdes Bild vorzuhalten, vorsetzlich nichts von denen dahin gehörigen Schriften las, und einige Vergleichungen mit den Beobachtungen anderer, den Zweifel in uns rege gemacht, daß der Verf. nicht sowohl falsch gesehen oder beschrieben, sondern vielmehr manches

für

für neu, für seine Entdeckung angesehen, was andern schon bekannt war, auch wohl wirkliche Insekten oder ihre Larven unter die kleine Wassergewürme gezählet, und so manchem Geschöpfe ohne Noth einen neuen Namen gegeben habe. Hier ist der Stern, ein Raubthier, und die große Wasserschlange beschrieben.

It.

Gemeinnützige Naturgeschichte des Thierreichs, fortgesetzt von G. H. Borowski. Vierter Band. Von den Amphibien. 1783. 11 Bogen stark, mit 36 Kupfert. Der natürlichen Abbildungen der merkwürdigsten Amphibien nach ihren Geschlechtern, oder der natürlichen Abbildungen der merkwürdigsten Thiere nach ihren Geschlechtern 13, 14 und 15tes Heft. Zwölf Kupfer. 145—180.

Der Verf. geht seinen Gang fort, ohne von seinem Plan abzuweichen; die Amphibia serpentes nennt er hier gleitende Amphibien. Den ungegründeten Glauben unserer Vorfahren an gewisse Arzneykräfte, z. B. des Froschleichs, der Kröten u. d. in einer Naturgeschichte anzuführen, dünkt uns unschicklich, und, wenn nicht ausdrücklich gesagt wird, daß er ungegründet ist, für junge und solche Leser, die nicht Aerzte sind, verführerisch, und so gut gemeynt auch der Wunsch ist, den der V. bey Gelegenheit der Schminke an dem Unrath der Dornelbechse thut, so gesucht wird doch der Witz manchem scheinen, den der Verf. da anbringt. Im Kupfer vorgestellt sind die Riesen- und Karetschildkröte, beyde nach einer Originalzeichnung des P. Plumeir, die geometrische und die karolinische Schildkröte, die surinamische Kröte, das Ohrauge, die fliegende Eidechse, der Kaymann, die Eidechse mit netzförmigem Rücken, der Chamäleon, Salamander und Beguan, der Schleuderschwanz, der Kneifer, die Punktlinie, die Brillenschlange und Kettenschlange, der Königsbauch, die schwarzbunte Ringelschlange, und die Fühlschlange, die Neunauge, die punktirte Roche, das Seehündgen, der Pfeildrache, der gemeine Froschfisch, der Stör, das alte Weib, der Seegugut (dieser sehr schlecht), der Hasenkopf, der Igelfisch, der Seehase, der Messerfisch, die Meernadel, das Seepferdchen, der Seedrache und die Sirene.

D. *Caſ. Chr. Schmidelii* Diſſert. botanici argumenti reviſae et recuſae. Erlang. ſumtu Walteri. 1782. 4. 16½ Bogen ſtark, mit 4 Kupferplatten.

Ein wörtlicher Abdruck der vormals unter dem Vorſitz des V. gehaltenen Doktordiſputationen de oreoſelino, de Blaſia, de Buxbaumia und de Iungermanniae charactere, und ſeines Briefs de medulla radicis ad florem pertingente, die der Burmanniſchen Schrift de geraniis angehängt iſt. Wir verkennen das Verdienſt dieſer Schriften durchaus nicht, aber wir ſehen nicht, warum auf dem Titel reviſae ſteht; denn der V. hat der inzwiſchen in der Geſchichte ſeines Gegenſtandes gemachten Entdeckungen eines Necker, Ehrhart, Kolreuter, Hedwig mit keinem Worte gedacht; die zwo Stellen, wo er ſagt, er hätte dieſe oder jene Beobachtung indeſſen beſtätiget, geben ihm kein Recht dazu, und noch weniger, ſo lobenswürdig es auch ſonſt iſt, daß er das D. oder Ill. mehrmalen vor ſeinem Namen hinweggelaſſen hat.

Ib.

Reiſe nach den Liparischen Inſeln, oder Nachricht von den äoliſchen Inſuln, zur nähern Aufklärung der Geſchichte der Vulkane, nebſt einer Abhandlung über eine Art vom Luftvulkan, und einer andern über die Temperatur des Clima von Maltha, und die Verſchiedenheit der wahren und fühlbaren Wärme von Dodd. de Dolomieu, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von L. Chr. Lichtenberg. Leipz. in der Müllerischen Buchhandlung. 1783. 8. 13½ Bogen.

Wenige Produkte unſerer Nachbaren verdienten mit größerem Rechte eine Ueberſetzung, und wenige haben das Glück in beſſere Hände zu fallen, als dieſes. Der V. bearbeitet als Augenzeuge die durch ſo beſondere Erſcheinungen ſchon ſeit Jahrtauſenden merkwürdige, und bisher noch ſo wenig mit der verdienten Aufmerkſamkeit behandelte Naturgeſchichte der liparischen Inſeln, als

Mine-

Mineralogе, Geologe, Phyſiker, und läßt ſelbſt die Handelsprodukte nicht aus den Augen. Die Alten zählten ihrer nur ſieben; Euſtathius und Ptolemäus ſind die erſten, welche mehrere nennen. Der V. vermuthet daher, und ſucht es auch aus der ſichtbaren Aehnlichkeit ihres Urſprungs aus einem in der Mitte befindlichen Krater und ihrer Laven zu erweiſen, daß die größtentheils unbewohnte Inſeln Panaria, Baziluzzo, Datolo, Liſca-Bianca, und Liſca-Neira vormals unter ſich zuſammengehangen und eine einige bey den Alten unter dem Namen Evonymos vorkommende Inſel ausgemacht, aber nachher durch einen oder mehrere Stürme auseinander geriſſen worden ſind; dieſe Trennung müſſe, ſagt der V., vor 138 nach unſerer Zeitrechnung, vielleicht wohl gar ſchon im erſten Jahrhundert vorgegangen, und weil ſie in einer gar wenig bekannten und beſuchten Gegend geſchehen, nicht bemerkt worden ſeyn, und aus dieſem Grunde ſind ſie in den Schriften jener Zeiten nicht aufgezeichnet. Alle dieſe Inſeln tragen unverkennliche Merkmale eines vulkaniſchen Urſprungs an ſich; Stromboli hat einen noch jezt feuerſpeyenden Berg, die übrige, kegelförmige einzeln ſtehende Berge und Kraters, die mit Schwefeldämpfen, die hin und wieder die Wände ganz durchdringen, erfüllt, und inwendig mit Salmiak und Schwefel, der noch vor dreyßig Jahren auf Vulkano Handelsprodukt war, bekleidet, und vulkaniſche Schlacken und Aſche die Menge; Lipari und Vulkano hat eine ungeheure Menge Bimsſtein, der aus der erſtern noch ſtark verführt wird, Stromboli nur Sand und ſchwammige Laven, die Saline dichte, Lipari auf dem Berge della Guardia und Pentillaria viele glaſigte. Der V. leitet dieſe und andere Verſchiedenheiten in den ſichtbaren Wirkungen des Feuers nicht nur von ſeiner größeren oder geringeren Stärke, und mehr oder minder unmittelbaren Wirkung, ſondern auch von dem Stoff ab, auf welchen es wirkte, und den es nach ſeiner größern oder geringern Leichtflüſſigkeit bald vollkommener bald unvollkommener ſchmelzen mußte, warnet aber ſehr, daß wir aus unſern Verſuchen im Kleinen nicht zu voreilig auf die Wirkung der Natur im Großen ſchließen ſollen. An dieſer Stelle ſcheint uns der V. zu ſchüchtern, an andern Stellen wendt er ſelbſt ſeine Verſuche, durch welche er z. B. die Strengflüßigkeit des ſchwarzen, und die Leichtflüſſigkeit des weißen Glimmers, die Leichtflüſſigkeit des Feldſpats im Granit, und die Strengflüſſigkeit deſſelbigen im Porphyr beſtimmt hat, auf die Erklärung der großen Naturerſcheinungen an, und wir ſe-

hen auch keine Gefahr ein, wenn die Verſuche richtig und die Folgerungen aus einigen wenigen nicht zu allgemein und unbehutſam ſind). Der Vulkan auf Lipari habe viel ſtärker gebrennet, als der Aetna, und daher ſcheinen bey dem Ausbruche von jenem ganze Ströme von Bimsſtein gefloſſen zu ſeyn, da hingegen der Ausbruch des Aetna von 1669 gewöhnliche Lave erzeugte; dieſe ſchmelze in einem ſtärkern Feuer zu Bimsſtein, (und der Bimsſtein in einem ſehr ſtarken Feuer zu einem dem Glasachat ähnlichen Glaſe; wir zweifeln daher noch, ob Bimsſtein, und nicht vielmehe ſo genannter Glasachat die äußerſte Wirkung von der Gewalt der Vulkane iſt); eine Schlacke von Stromboli, die gegenwärtig vor uns liegt, und in ihrer Rinde, die dem Feuer mehr und unmittelbarer ausgeſetzt war, in wahren Glasfluß übergegangen, inwendig aber Bimsſtein iſt, beſtärkt uns in dieſem Zweifel). In vielen vulkaniſchen Produkten dieſer Inſeln fand der V. öfters Brocken von den Gebirgsarten, aus welchen ſie nach aller Wahrſcheinlichkeit das Feuer zuſammengeſchmolzen hat, theils unverſehrt, theils verkalkt, theils halb verglaſt, eingeſchloſſen; zum ſichern Beweis, daß das Feuer auch auf die gleiche Gebirgsart nicht durchaus gleich ſtark, und auf manche Brocken derſelbigen, die von dem Heerde weiter entfernt, oder ſogleich von der fließenden Lave eingeſchloſſen, und oft erſt auf ihrem Wege ſo erariffen oder fortgeriſſen werden, ſchwächer oder gar nicht wirkt: dieſe Brocken waren bald von glimmerichtem Thonſchiefer (ſo wie man auch Brocken vom Thonſchiefer in den Produkten der rheiniſchen Vulkane antrifft), wie auf Vulkane, bald, wie z. B. auf Lipari, von weislichtem Glimmerſchiefer und leichtflüßigem Granit, oder von einem bloßen Gemenge aus Quarz und Feldſpat, bald von ſtrengflüßigerm Granit, wie auf Panaria; ſo können alſo alle dieſe und andere, z. B. Porphyr, Geſtellſtein, Gneis, oder, wie Sauſſüre aus ſeinen Verſuchen geſchloſſen hat, Hornſchiefer der Stoff ſeyn, aus welchem das Feuer des Vulkans Schlacken, Glas, Aſche brennt, wie nachdem es in dieſem oder jenem Gebirge ausbricht, und ſo können ſchon aus dieſem Grunde die vulkaniſchen Produkte mannichfaltig werden, wenn es an der Grenzſcheidung der Gebirgsſchichten, z. B. da, wo die ſpäter entſtandene Lager auf Geſtellſtein, Gneis oder Granit aufgeſetzt ſind, z. B. im Mittelpunkte großer Gebirgsketten ausbricht, obgleich ſeine gewöhnlichſte Werkſtätte Thon und Hornſchiefer iſt. Auf den meiſten dieſer Inſeln wird, ſo wie auch auf einer andern an dieſer Küſte

ste gelegenen, und ebenfalls vulkanischen, aber nicht zu den liparischen gezählten Insel Ustica, wird Wein und Baumwolle, auf letzterer auch Oel gebaut, auf Pontellaria, einer andern vulkanischen Insel bey Ustica Orseille gesammlet; auf Lipari wurde ehmals vieler Alaun gewonnen, aber jetzt wird keiner mehr versotten; überhaupt reicht, was Fruchtbarkeit betrifft, keine dieser Inseln nur von ferne an die Gegend des Aetna; einige sind ohnehin unbewohnt, oder liegen ganz wüste. Der V. erzählt Beobachtungen, welche zeigen, daß die Vulkane der liparischen Inseln mit dem Vesuv und Aetna die gleiche Gebirgskette zur gemeinschaftlichen Grundlage haben, und vermuhet daher sehr richtig, daß sie alle unter sich Gemeinschaft habn. Noch beschreibt der V. den wirklich sehr merkwürdigen Berg Macaluba in Sicilien; er ist ganz unfruchtbar, und in der Regenzeit auf seinem Gipfel ein unergründlicher Sumpf; sonst aber sieht man diesen ganz mit abgekumpften Kegeln besetzt, welche Vertiefungen, wie ein Trichter gestaltet, haben; aus diesem steigt, ohne merkliche Wärme, aber ohne Unterlaß, eine Blase nach der andern auf; jede hat eine dünne Rinde von Thon, und, so wie sie heraufgestiegen ist, zerplatzt diese mit einem leisen Krachen, und der Thon läuft nun an den Seiten des Bergs herunter. Dies ist der gewöhnliche Zustand, aber zuweilen bricht die Luft, mit eben der Heftigkeit, wie bey den Vulkanen das Feuer, zwar mit Rauch und einem häslichen Geruch nach faulen Eyern, jedoch ohne Flamme hervor. Der V. ist daher geneigt, weil die Luft hier eine ähnliche Erscheinung, wie sonst das Feuer hervorbringt, ihn Luftvulkan zu nennen. Zuletzt folgen mehrere, vornehmlich mit Thermometern und Eudiometern an Ort und Stelle gemachte Beobachtungen, um die so sehr abwechselnde Wärme und Kälte auf der Insel Malta zu bestimmen, und den Grund dieser Veränderlichkeit zu erforschen.

It.

Einleitung in die Conchylienkenntniß nach Linné, von H. Sam. Schröter. Halle, bey Gebauer. I. Band von den Schnecken, nebst drey Kupfertafeln. 10 Bogen über 2 Alphab.

Mancher Leser wird wohl in diesem Werke etwas anders suchen, als er findt, und der V. scheint es, wie wir aus einigen

Anmerkungen ſchließen müſſen, zuweilen zu fühlen, daß Titel und Ausführung nicht ganz auf einander paſſen. In dieſem erſten Band ſind nun noch nicht viel über die Hälfte der Schneckengeſchlechter abgehandelt, es laſſen ſich alſo noch drey ähnliche erwarten, und das ſoll eine Einleitung in einen ſo ſpeciellen Theil der Naturgeſchichte ſeyn? Eigentlich iſt es Verzeichniß aller dem V. aus Schriften, Zeichnungen oder eigner Unterſuchung bekannt gewordner Arten von Schnecken mit Synonymie, und bald kürzerer bald ausführlicherer Beſchreibung, und muß alſo dem, dem Kenntniß und Mannichfaltigkeit der Natur in dieſem Felde nicht bloße Tändeley iſt, ſehr willkommen ſeyn. Der V. hat mit vieler Mühe Synonymie, Beſchreibungen und Zeichnungen mit einander verglichen, und vornehmlich was die erſtere betrifft, Hr. v. Linné, v. Born, Müller, Valentyn, Chemnitz und andere öfters zu berichtigen geſucht. Bey der großen Beleſenheit in den Werken dieſer Art war es dem V. auch leicht, aus Bonanni, Buccieri, Seba, Liſter, Rumph, Valentyn, Argenville, Martini, Chemnitz, Knorr, Regenfus, Klein, Leſſe, von Born, Gottwaldt u. a. die Linneiſche Geſchlechter mit neuen Arten beträchtlich zu vermehren; aber ſehr wäre es zu wünſchen geweſen, daß ein Mann von ſo eiſernem Fleiß und Beſchwerlichkeit, in einer ſo undankbaren Arbeit noch etwas weiter gegangen wäre, näher beſtimmt hätte, was by Schalenthieren Art und Abänderung iſt, und nicht ſo oft einen Zweifel gelaſſen hätte, ob er nicht unter dem Namen Art eine bloße Abänderung, oder unter beyderley Namen ein bloß durch Alter, Aufenthalt, Vaterland, Zufälle, Künſteleyen und Betrügereyen in ſeinem äußern Anſehen verſchiedenes Thier beſchrieben habe; auch ſcheinen uns einige Figuren auf der 18ten Kupferplatte nicht dahin zu paſſen, wo ſie im Texte angeführt ſind, und eine etwas kindiſche Eitelkeit deucht es uns, obgleich der Verf. manche Litteratoren vor ſich hat, die, falls ſie ein ſeltenes Buch erhaſchen, es mag übrigens ſo entbehrlich und elend ſeyn als es immer will, kaum den Augenblick warten können, wo ſie mit guter Gelegenheit der Welt ſagen dürfen, ſie beſitzen es, bey jeder ſeltenern Art, die der V. beſitzt, zu ſagen, daß, und wie oft er ſie beſitzt; genug wäre es mir, wenn der Leſer wüßte, daß ſie der V. aus der Natur ſelbſt kennt. Dieſer kleinen Schwachheiten ungeachtet bleibt doch dem V. die bereits gerühmten Verdienſte, die er noch durch ein weitläuftiges alphabetiſches Regiſter, (wiewohl dieſes Ende des

des ganzen Werks noch beſſer geſtanden hätte,) den deutſchen, holländiſchen, franzöſiſchen und lateiniſchen Namen, und durch ſynoptiſche Tabellen aller bisher bekannten conchyliologiſchen Syſteme in Beziehung auf ſein Werk, ſo daß man alle darinnen vorkommende Arten hier gleich auffinden kann, erhöht hat.

Abhandlung über die Schädlichkeit der Inſekten, aus des Ritter Karl von Linné amoenit. acad. mit Prof. Biwalds Zuſätzen, aus dem lateiniſchen mit vielen Anmerkungen überſetzt von ———l von ———l. Salzburg, bey Mayers ſeel. Erben. 1783. 8. 7 Bogen.

Da wir vorausſetzen können, daß wenigen unſerer Leſer die Urſchrift des Ritters unbekannt iſt, ſo wird es genug ſeyn, ihnen zu ſagen, daß dieſe Ueberſetzung, die vielen Druckfehler abgerechnet, gut gerathen iſt. In dem zweyten Abſchnitt, oder wie es der Ueberſ. zu nennen beliebt hat, dem zweyten Bändchen von drey Bogen, iſt Salbergs Erfindung und Verſuch gegen die Wanzen, und die Zuſätze des Ueberſ. enthalten; letztere betreffen die Mittel, ſchädliche Inſekten, oft durch ihre eigene Feinde unter den lebendigen Geſchöpfen zu vertilgen, und ſind größtentheils aus andern Compilationen zuſammengetragen; mit einigen bezeuget der Ueberſ. doch ſelbſt Verſuche gemacht zu haben, oder doch ſichere Nachrichten von ihrem guten Erfolg zu wiſſen, ſo rühmt er z. B. gegen die Erdflöhe auf den Flachsfeldern die Lake, die vom Sauerkohl abgegoſſen wird; um Inſekten in Sammlungen gegen Ungeziefer zu ſichern, die Lädchen mit Wachs, womit man Terpentinöl vermiſcht hat, auszugießen, und noch einige Stücke Kork, mit dem gleichen Oele getränkt, in die Lädchen zu ſtecken, (aber wir zweifeln, ob auch dieſes Mittel, ohne die noch hiebeygefügte Vorſchrift, immer in den Lädchen nachzuſehen, und die ankommende Ungeziefer zu vertilgen, etwas helfen wird). Auch Rothwild werde von den Bremſen geplagt; auf den Salzburgiſchen Alpen drücken die Melker die Enger aus den Löchern in der Rückenhaut des Hornviehs heraus.

Ib.

Des Freyh. von Hofmanns Abhandlung über die Eisenhütten. Hof, in der Vierlingischen Buchhandlung. 1783. 4. 11½ Bogen.

Zuerst theilt der V. die Eisensteine in Gangsteine, d. h. solche, die im Gebirge brechen, und in Rasen- oder Moorsteine, die gleich unter der Dammerde gegraben werden; viele finde man auch zerstreut auf dem Felde, doch nicht so häufig als erstere. Ihren Gehalt zu erfahren, seye die Probe im Hochofen am sichersten; als vorzüglich gut rühmt der V. den Rieseberger von Carlsfeld im sächsischen Erzgebirge, den Eisenstein von Mischburg, und vom Irrgange in Böhmen, welcher letzterer sowohl in diesem Lande zu Neudeck, an der Roda und a. a. O., als zu Wiesenthal in Sachsen, und überhaupt den Presnitzer, der eben daselbst, auch zu Breitenhof, Kuheheide, und a. a. O. in Sachsen, so wie zu Schmiedeberg, Klösterle und Kallich in Böhmen verschmolzen wird. Alle kupferschüssige Eisensteine geben rothbrüchiges Eisen; Erz, die solches Eisen liefern, (sollte es ein Erz geben, das unter allen Umständen ein solches Eisen liefert?) sollten, wenn man sie nicht verbessern kann, nie in großer Menge verschmolzen werden. Die beste Beschickung eines Hochofens seye, wenn der beschickte Gehalt im Ganzen 40 Pfunde ausmache; ganz frische, überhaupt noch feuchte Eisensteine seyen nicht so gut zu schmelzen, als gelegene und trockene. Wenn man Büchen- und weiches Holz, oder Stöcke und weiches Holz unter einander kohlt, so fallen die Kohlen besser und größer aus, als wenn man sie allein verkohlt hätte; bey weichem Holze fand der V. Meiler von 30—40, bey hartem von 20, und bey Stöcken Meiler von 30 Klaftern oder etwas darüber am besten, auch zeigte ihm seine Erfahrung keinen Vortheil von der Köhlerey in ganzen Strämmen. In Böhmen liefert der Köhler aus einer 7½ Viertel Länge Klafter weichen Holzes 5½ Kübel, wenn es hartes Holz ist, 4, wenn es Stöcke sind, 3½, und aus Stängeln zu $\frac{12}{4}$ Länge 8 Kübel, deren jeder 18210 Kubikzoll Prager Maas hält. Hüttenteiche helfen nicht viel; die Hütten müssen so weit auseinander liegen, daß das Wasser der ersten Hütte wieder ganz auf die andere fällt; perpendiculären Rädern von 18—20 Ellen könne mit 15—20 Centner Eisen der wahre Schwung für die Hochofenbälge gegeben werden; oberschlechtige seyen besser, als unterschlechtige, runde Schächte besser, als viereckige. Waschei-

eiſen ſollte an Silberhütten, oder andere, oder an Waffenhämmer, die blos altes Eiſen verſchmelzen, verkauft werden, im Hochofen freſſe es Ofen und Geſtelle an, und dem Hammerſchmied verderbe es ſein Feuer. Von Roh- Stab- Zain- und Guseiſen; wenn der Hochofen wöchentlich 100 Centner Roheiſen zu 140 Pfunden ausgiebt, könne man zufrieden ſeyn, und auf jeden derſelbigen müſſe man 2 Kübel Kohlen rechnen; aus 120 Pf. Roheiſen hat der Stabſchmied 92 Pf. Stabeiſen zu liefern: Hammerſchmiede, die alles bis auf den letzten Tropfen anlaufen ließen, haben dem V. das meiſte gute Eiſen geliefert: Eintheilung der Guswaare in ganz — Leimgus — halb — Leimgus — und Sandguswaare. Deutſches Blech geht nach Ungarn, Italien und der Levante; wie es verſchickt wird; der V. räth, es lieber über Trieſt als über Livorno gehen zu laſſen: Preiß des Zinnes, des oſtindiſchen, ſächſiſchen, böhmiſchen; Löffelfabriken im Bayreuthiſchen, auch in Hörſchenſtand, unweit Neudek, und zu Zerſchowitz in Böhmen. Klopfenſen werden außer Steiermark auch im Sauerlande und im Hannöveriſchen verfertigt; Kanonen von geſchmiedetem Eiſen ſind leichter, können eine ſtärkere Ladung ertragen, und ſchießen weiter. Hüttenpolicey; die Eiſenhütten ſollten nur unter dem Berg- und Hüttendepartement ſtehen, und dieſes für ſie mit den übrigen Landesſtellen alles ausmachen: auf Schlöſſern und großen Gebäuden räth der V. eiſerne Dachſparren, auch wohl Dächer von Eiſenblech, die mit einem Firniß vor Roſt verwahrt werden. Ein Verzeichniß einiger preußiſchen Hüttenwerke, nebſt einer Nachricht von ihrem Zuſtande von 1774, ihrem Ertrag, und den Preiſen des Eiſens, das ſie liefern; dann der Bayreuthiſchen und ihrer Vorzüge vor andern; in dem Goldkronacher Bergamtsrevier ſind vier, in dem Nunſiedler neun, in dem Neilaer eilf, in dem Lauenſteiner drey Hammerwerke; die beyde mittlern lieferten nach einer hier beygebrachten detaillirten Berechnung über 30000 Seidel Stein, und jedes von dieſem einen Centner Stabeiſen. Der V. wünſcht, daß man den Bergbau nur kameraliſtiſch behandeln möchte; (dies iſt zweydeutig; auch der Landesherr, der nichts dabey zur Abſicht hat, als einer größern Menge ſeiner Unterthanen Unterhalt zu verſchaffen, handelt kameraliſtiſch). Churſächſiſche Hammerwerke; der V. nennt hier 28, es ſollen ihrer aber 40, und noch viel mehrere unter Churf. Auguſt geweſen ſeyn; Abgaben auf Eiſen in Sachſen, und ihr ſämmtlicher Betrag. Eiſenhütten am Harze und an der Weſer; im Blankenburgiſchen hat in letztern Jahren

jeder

jeder hohe Ofen jährlich aus 1700 Fuder Eisenstein mit 1200 Fuder harter Kohlen 7000 Centner Roheisen erzeugt; 1774 hatten sie einen jährlichen Ueberschuß von 6000, nun von 24000 Thalern. Zuletzt noch mehrere Nachrichten von den Eisenfabriken zu Suhla und der dasigen Gegend. Diese Proben werden unsere Leser überzeugen, daß der V. hier viele der Staatswirthschaft, dem Hüttenbau und Fabrikwesen wichtige Nachrichten, und auf eigene Erfahrung gegründete Vorschläge beygebracht habe.

Büffons Geist oder Kern seiner Naturgeschichte; aus dem Französischen des Herrn M**. S. Petersburg, bey Logan. 1783. 8. 18 Bogen.**

Wie unsere liebe Alte sagten, Büffons Naturgeschichte in nuce, (wenn nämlich der Schriftsteller noch einige solche Bände liefert,) aber was unsere lieben Alten bey Arbeiten dieser Art oft lieferten, kein trockener Auszug, sondern mit eben der Würde und Annehmlichkeit des Styls geschrieben, die ein so entscheidender Vorzug der Schriften des Verf. ist. Gewiß wird niemand, der sich einen Begriff von dem großen Weltall, vom Menschen selbst und seinen Verhältnissen zu der übrigen Schöpfung, von den merkwürdigsten Thieren und ihrem Naturell, von Büffons System und Grundsätzen machen will, diese Schrift ohne einige Rührung lesen, und wir können sie auch wegen der faßlichen, fließenden, erhebenden Schreibart denen, die keine bestimmte Neigung für Naturgeschichte fühlen, so wie allen unsern Naturforschern bey Schriften dieser Art zum Muster empfehlen. Daß Büffon auf Kosten anderer in der Vorrede zu sehr erhoben ist, übersieht man dem Herausgeber gerne, wenn man auch darin nicht mit ihm gleich denkt. Der Uebersetzer hat seine Pflicht ziemlich gethan; zuweilen dürften seine Ausdrücke feiner seyn; die Frauen mögen darüber urtheilen, wenn er sie Weiber und ihre Haut Fell nennt.

It.

Versuch einer Geschichte verschiedener Kenntnisse aus der Naturlehre und Physik, herausgegeben von J. C. Ehrmann. Wien, 8. bey v. Kurzböck. 1783. 9 Bogen.

Wir

Wir kennen die Absicht des Verf. nicht; aber uns deucht, der Versuch hätte können unversucht bleiben, ohne daß die Welt dabey verloren hätte; für Kenner ist er zu mager, für bloße Dilettanten oder Anfänger zu trocken; (wir berufen uns nur z. B. auf den ganzen Abschnitt von der Naturgeschichte,) selbst die Sprache hat der V. nicht ganz in seiner Gewalt, wie könnte er sonst z. B. S. 131 schreiben: „die sich sonst auf die Kenntniß der Thiere beflissen haben.“ Zuerst steht als Einleitung die Geschichte der Wissenschaften überhaupt, die der V. in vier Alter theilt, in das dunkele der alten Völker, in das zweyte der Griechen und Römer, in das dritte, wo verschiedene fremde Völker Italien und das römische Reich heimsuchten, und in das aufgeklärte; (aber bis in die zweyte Hälfte unsers Jahrhunderts verfolgt er die wenigste Abschnitte): Geographie; die Verdienste der Phönicier, Griechen (vornehmlich Alexanders), Römer (insbesondere Julius Cäsars und Ptolemäus), der neueren seefahrenden Nationen, Ludwigs XIV. Von der Erde, Gestalt und Größe. Die Kenntnisse und Vorurtheile der Chaldäer, Meynung mehrerer Griechen, der Aberglaube vieler christlichen Lehrer, die Verdienste der Araber, vornehmlich ihrer Fürsten Ancamon und Abulfeda, Engländer, Niederländer und Franzosen, um diese Bestimmung. Musik, ihre Kindheit; das Zeitalter des Pythagoras, des Aristoxenus und Guidons. Elektricität. Luft und Barometer. Thermometer. Naturgeschichte überhaupt; Linnes Eintheilung; Amphibia übersetzt der V. wörtlich Erd- und Wasserthiere. Ornithologie; Grallae heißen hier Stachelschnäbel.

Ib.

Kurze Beschreibung des Erdbebens, welches den 5ten Februar 1783 Messina und einen Theil Calabrien betroffen; aus dem Italiänischen des Hrn. Michael Torcia, Archivarius S. Sicilianischen Majestät. Nebst einer geographischen Charte von dem dies- und jenseitigen Calabrien und einem Theile von Sicilien. Mit einer Anzeige der verunglückten Menschen, Städte und Landschaften. Nürnberg, 1783. 8. 2½ Bogen und eine kleine Charte.

Zus

jeder hohe Ofen jährlich aus 1700 Fuder Eisenstein mit 1200 Fuder harter Kohlen 7000 Centner Roheisen erzeugt; 1774 hatten sie einen jährlichen Ueberschuß von 6000, nun von 24000 Thalern. Zuletzt noch mehrere Nachrichten von den Eisenfabriken zu Suhla und der dasigen Gegend. Diese Proben werden unsere Leser überzeugen, daß der V. hier viele der Staatswirthschaft, dem Hüttenbau und Fabrikwesen wichtige Nachrichten, und auf eigene Erfahrung gegründete Vorschläge beygebracht habe.

Büffons Geist oder Kern seiner Naturgeschichte; aus dem Französischen des Herrn M**. St. Petersburg, bey Logan. 1783. 8. 18 Bogen.**

Wie unsere liebe Alte sagten, Büffons Naturgeschichte in nuce, (wenn nämlich der Schriftsteller noch einige solche Bände liefert,) aber was unsere lieben Alten bey Arbeiten dieser Art oft lieferten, kein trockener Auszug, sondern mit eben der Würde und Annehmlichkeit des Styls geschrieben, die ein so entscheidender Vorzug der Schriften des Verf. ist. Gewiß wird niemand, der sich einen Begriff von dem großen Weltall, vom Menschen selbst und seinen Verhältnissen zu der übrigen Schöpfung, von den merkwürdigsten Thieren und ihrem Naturell, von Büffons System und Grundsätzen machen will, diese Schrift ohne einige Rührung lesen, und wir können sie auch wegen der faßlichen, fließenden, erhebenden Schreibart denen, die keine bestimmte Neigung für Naturgeschichte fühlen, so wie allen unsern Naturforschern bey Schriften dieser Art zum Muster empfehlen. Daß Büffon auf Kosten anderer in der Vorrede zu sehr erhoben ist, übersieht man dem Herausgeber gerne, wenn man auch darin nicht mit ihm gleich denkt. Der Uebersetzer hat seine Pflicht ziemlich gethan; zuweilen dürften seine Ausdrücke feiner seyn; die Frauen mögen darüber urtheilen, wenn er sie Weiber und ihre Haut Fell nennt.

It.

Versuch einer Geschichte verschiedener Kenntnisse aus der Naturlehre und Physik, herausgegeben von J. C. Ehrmann. Wien, 8. bey v. Kurzböck. 1783. 9 Bogen.

Wir

Wir kennen die Abſicht des Verf. nicht; aber uns deucht, der Verſuch hätte können unverſucht bleiben, ohne daß die Welt dabey verloren hätte; für Kenner iſt er zu mager, für bloße Dilettanten oder Anfänger zu trocken; (wir berufen uns nur z. B. auf den ganzen Abſchnitt von der Naturgeſchichte,) ſelbſt die Sprache hat der V. nicht ganz in ſeiner Gewalt, wie könnte er ſonſt z. B. S. 131 ſchreiben: „die ſich ſonſt auf die Kenntniß der Thiere befliſſen haben.“ Zuerſt ſteht als Einleitung die Geſchichte der Wiſſenſchaften überhaupt, die der V. in vier Alter theilt, in das dunkele der alten Völker, in das zweyte der Griechen und Römer, in das dritte, wo verſchiedene fremde Völker Italien und das römiſche Reich heimſuchten, und in das aufgeklärte; (aber bis in die zweyte Hälfte unſers Jahrhunderts verfolgt er die wenigſte Abſchnitte): Geographie; die Verdienſte der Phönicier, Griechen (vornehmlich Alexanders), Römer (insbeſondere Julius Cäſars und Ptolemäus), der neueren ſeefahrenden Nationen, Ludwigs XIV. Von der Erde, Geſtalt und Größe. Die Kenntniſſe und Vorurtheile der Chaldäer, Meynung mehrerer Griechen, der Aberglaube vieler chriſtlichen Lehrer, die Verdienſte der Araber, vornehmlich ihrer Fürſten Ancamon und Abulfeda, Engländer, Niederländer und Franzoſen, um dieſe Beſtimmung. Muſik, ihre Kindheit; das Zeitalter des Pythagoras, des Ariſtoxenus und Guidons. Elektricität. Luft und Barometer. Thermometer. Naturgeſchichte überhaupt; Linnes Eintheilung; Amphibia überſetzt der V. wörtlich Erd- und Waſſerthiere. Ornithologie; Gralläe heißen hier Stachelſchnäbel.

Ib.

Kurze Beſchreibung des Erdbebens, welches den 5ten Februar 1783 Meſſina und einen Theil Calabrien betroffen; aus dem Italiäniſchen des Hrn. Michael Torcia, Archivarius S. Sicilianiſchen Majeſtät. Nebſt einer geographiſchen Charte von dem dies- und jenſeitigen Calabrien und einem Theile von Sicilien. Mit einer Anzeige der verunglückten Menſchen, Städte und Landſchaften. Nürnberg, 1783. 8. 2½ Bogen und eine kleine Charte.

Zuſ

Zusammen getragene Zeitungsnachrichten mit unerwarteten moralischen Reflexionen, und vielen Bücklingen gegen diese und jene Familieen. Aufklärungen aus der Physik sucht man vergebens, und es liegt unter einander wie Kraut und Rüben.

Besser und unterrichtender ist:

Nachricht von dem letzten Erdbeben in Calabrien und Sicilien, der königlichen Societät der Wissenschaften zu London mitgetheilt von Sir William Hamilton, Königl. Großbritannischem Gesandten zu Neapolis. Aus dem Englischen übersetzt von Herrn L. Wittenberg. Altona, 1783. 4 Bogen. 8.

Mit welchem Scharfsinne der Verf. das richtig gesehene beurtheilet, brauchen wir den Liebhabern der Naturgeschichte nicht zu sagen, sondern nur so viel, daß Hamilton sich in diesen kurzen Nachrichten gleich geblieben ist. Als Gesandter hatte der Verf. die Gelegenheit, alle eingelaufene Nachrichten aus der ersten Hand zu bekommen, er hätte also gewiß mehr leisten können, als Herr Torcia, aber daran hatte dieser denkende Kopf nicht genug, er wollte selbst sehen, selbst untersuchen. Er gieng also am 2ten May 1783 in einem maltheſischen Fahrzeuge von Neapel ab, mit Päſſen und Ordres von dem König an die commandirende Offiziere in den verschiedenen Provinzen versehen, durchwanderte er die Gegenden, welche am meisten gelitten hatten, und kam nach einer dreywöchigen Wallfahrt wieder in Neapel an. Nicht leicht ist bey dem ganzen Unglück etwas vorgefallen, davon wir nicht in gedrängter Kürze unterrichtet worden. Die eingeschobenen Betrachtungen bestehen nicht in moralischen Tiraden und Complimenten, sondern in gründlichen Erläuterungen aus der Physik. Auszüge aus 4 Bogen so kurzer, so zusammengedrängter Nachrichten zu machen, ist nicht wohl möglich, und wir verweisen daher unsere Leser auf die Schrift selbst.

S.

Allge-

Allgemeine Naturgeschichte der Schildkröten, nebst einem systematischen Verzeichnisse der einzelnen Arten, und zwey Kupfern. Von Johann Gottlob Schneider, Lehrer der Beredsamkeit und Philologie zu Frankfurt an der Oder. Leipzig, 1783. 8. 364 S. außer drey Bogen Vorrede oder Einleitung.

Das Werk ist dem Hrn. D. Pallas zugeschrieben. Der Verf. hat sich die rühmlichste Mühe gegeben, alle seine Vorgänger über diese Materie zu gebrauchen, und wo möglich zu vergleichen, wir sagen, wo möglich, denn es konnte leider nicht allemal mit dem gewünschten Erfolge geschehen. Alles was Caldese, Severino, Blasius, Steno, Bartholini, Welsch, die Pariser Akademisten, Criton, Wallbaum, Gottwald, Feuillee, Plümiere und andere bemerkt haben, ist hier in einer fruchtbaren Kürze, und gemeiniglich mit den eigenen Worten der Verfasser angeführt. Der Plan der Abhandlung ist ganz nach dem Körperbau dieser Thiergattung eingerichtet, und deswegen fängt sie mit dem Skelet und der Osteologie der Schildkröten an, und überall liegt Anatomie zum Grunde — aber daher auch viele Dunkelheiten — denn der Verf. hatte an dem Orte seines Aufenthaltes freylich nicht die Gelegenheit, mehrere unter diesen Thieren lebendig zu sehen und zu zergliedern, und dadurch manchen übergebliebenen Zweifel zu heben. Der Altvater Linnee wird an einigen Stellen zurechte gewiesen, aber doch noch immer zweifelhaft, und das konnte um so weniger fehlen, da Linnee ganz andere Kennzeichen annimmt, als unser Verf. Die Charakteristik der einzelnen Arten von Schildkröten, enthält derselben nur 18, und ist nur 5 Bogen stark. Der Verf. verwirft, gegen den Linnee, die Bekleidung und Bewaffnung zu Kennzeichen dieser Thiere, und dringt allenthalben auf ihren ganzen Bau, ihre Lebensart und Sitten. — Aber ist denn dieses eines Mannes Werk? — Freunde in verschiedenen Welttheilen müßten sich darüber vereinigen, und jeder an seinem Orte die dahin einschlagenden Bemerkungen machen, wenn wir Hoffnung haben sollten, zu einer festen Gewißheit zu kommen. Dieses hat in uns den Wunsch erregt, daß das ganze Werk lateinisch geschrieben seyn möchte, damit es auch der Ausländer brauchen und zu dem Bau des Ganzen etwas beytragen

tragen könnte. Um mit der Terminologie des Verf. bekannter zu werden, hätten wir, wenn es auch nur eine Platte gewesen wäre, den innern Bau der Schildkröte gerne abgebildet gesehen. So enthält aber die erste Kupfertafel den eben nicht schön gezeichneten Kopf der Riesen-Schildkröte; die zweyte ist aber desto schöner, und liefert uns die Testudinem membranaceam in ihrer natürlichen Farbe.

Rz.

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Reisen durch Amerika; oder Beobachtungen über den gegenwärtigen Zustand, Cultur und Handel der Brittischen Colonien in Amerika, deren Aus- und Einfuhr mit Großbritannien, und Uebersicht der Einkünfte, welche letzteres daraus zieht. Von einem erfahrnen Kaufmann, in Briefen an den Grafen von Chatham gerichtet. Aus dem Englischen. Nebst einem Abriß von Nord-Amerika, und der Republik der dreyzehn vereinigten Staaten. Aus dem Französischen. Leipzig, Schneider. 1783. 238 S. in 8. nebst einigen Tabellen.

Die voranstehenden Briefe leisten dasjenige würklich, was sie versprechen; sie zeigen die Wichtigkeit der Vortheile, welche England aus seinen Amerikanischen Colonieen zog, so einleuchtend, daß man auch hieraus sehen kann, wie vergeblich sich manche jezt, nach dem Verluste dieser Colonieen, bemühen, zu demonstriren, sie wären von geringer Erheblichkeit für das Mutterland gewesen. Zugleich enthalten diese Briefe viele feinere Beobachtungen über nöthige Verbesserungen, begangene Fehler, über den allgemeinen und besondern Gang der Handlung in jenen Colonieen, u. s. w. Dazu gehören auch die Tabellen, welche Preise von Waaren, Verkaufsrechnungen, den Gehalt der Münzen u. dgl. m. in sich fassen. Der von S. 123 an folgende

de Abriß von Nordamerika ist in Holland geschrieben, und hin und wieder etwas partheiisch, wie, wenn S. 127 behauptet wird: Die Republik der vereinigten Niederlande habe in der Anerkennung der Unabhängigkeit der Amerikaner die größte Weisheit gezeigt, weil sie zugleich dadurch den Wunsch der Nation erfüllt habe. Sonst kann derjenige Leser, der von Nordamerika noch nicht gar viel weiß, mit diesem Abrisse ziemlich zufrieden seyn. Der deutsche Uebersetzer hat noch die beyden Traktaten zwischen Frankreich und der neuen Republik angehängt.

Biographie Ernst des Frommen, Herzogs zu Sachsen. Ein Beytrag zur Kirchengeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. Nach dem Teissier. Quedlinburg und Blankenburg, Ernst. 1783. 111 S. in 8.

Ernst der Fromme verdiente wohl eine Erneuerung seines Andenkens vor vielen andern Fürsten. Es hat zwar Regenten genug gegeben, die in eben demselben Grade, vielleicht noch in einem höhern, wenigstens nach den gemeinen Begriffen, fromm waren, als er. Aber sie waren nichts weiter, als fromm; vergassen über ihren Andachtsübungen Land und Regierung; meynten es mit jedermann herzlich gut, ohne zu verstehen, wie viel Gutes, und wie sie es auszuführen hätten; überließen Scheinheiligen ihre Gewalt, und während daß sie in der Kirche oder Kapelle sassen, gieng es in dem Antheil der bösen Welt, der zu ihrem Gebiete gehörte, schlimmer als jemals zu. Der Fürsten hingegen, die, wie Ernst, so viel Klugheit und thätige Aufmerksamkeit auf alle Gegenstände der Regierung, so viele edle gemeinnützliche Entwürfe, mit einer so aufgeklärten Gottseligkeit vereinigt hätten, finden sich sehr wenige.

Die Worte auf dem Titel: Nach dem Teissier, werden weiter nicht erklärt. Da wir also dieses Schriftstellers Vie d'Ernefte le pieux, die eigentlich wieder aus Eyringii vita Ernesti pii gezogen ist, jezt nicht bey der Hand haben, so können wir auch nicht sagen, ob uns hier eine bloße Uebersetzung in die Hände gegeben werde; oder ob nach Teissiers Grundlage ein neues Buch geschrieben worden sey. Doch

kömmt es uns am wahrscheinlichsten vor, daß die Uebersetzung mit einigen Zusätzen vermehrt worden sey. Wie dem auch sey, so wünschten wir, daß lieber gleich eine neue Lebensbeschreibung abgefaßt worden wäre; daß man in derselben mehr historisch erzählt, als den durchgängigen Ton einer Lobrede beybehalten hätte; daß manches genauer entwickelt und beurtheilt, endlich auch mancher lehrreiche Beytrag zu dem Leben dieses ehrwürdigen Fürsten hinzugefügt worden wäre. Ernst hatte seine Schwachheiten, wie sie auch die trefflichsten Regenten gehabt haben. Selbst bey aller Menschenkenntniß, die er besaß, ließ ihn sein Eifer für die evangelische Religion zuweilen weit mehr von den Menschen erwarten, als man sich von ihnen versprechen darf. Anstatt also, daß S. 56. gesagt wird, die Sorgfalt, mit welcher sich Ernst des vom Nicolaus (nicht Michael, wie er hier fälschlich genannt wird,) Hunnius vorgeschlagenen Instituts, oder des so genannten Collegii Hunniani angenommen, sey ein überzeugender Beweis, daß diesem Fürsten die Ausbreitung des Reichs Jesu sehr am Herzen gelegen habe; hätte vielmehr gezeigt werden sollen, daß zwar dieser Vorschlag für die damaligen Zeiten viel Reizendes hatte, und ihrer Denkungsart angemessen war; daß aber im Grunde die Realisirung desselben die evangelische Kirche mit zehn bis zwölf Päbsten versehen haben würde. So hätte auch von der Anekdote Gebrauch gemacht werden sollen, die neulich Schlözer in seinen Staatsanzeigen, Heft 6, S. 165 vom H. Ernst bekannt gemacht hat. Es gereicht freylich nicht zu seinem Ruhm, daß in seinem dort edirten Rescript die Worte stehen: „Dieweil nun - - - - aus denen bey ihrem“ (einer Weibesperson, die wegen vermeynter Hexerey in Inquisition gekommen, u. der während der Tortur der Hals entzwey gebrochen war) „Absterben sich „ereigneten Umständen — so viel abzunehmen, daß ihr von dem „bösen Feinde der Hals zerknickt seyn muß.“ Aber der Biograph bekümmert sich nicht darum, ob etwas dem Fürsten, den er beschreibt, rühmlich sey oder nicht, wenn es nur wahr ist. Und wer dachte damals (im J. 1668) anders? Wo war noch Thomasius?

Dm.

Historia Rerum Transilvanicarum, ab a. 1662. ad a. 1673. producta et concinnata auctore *Ioanne*

Ioanne Bethlenio, Comite Comitatus Albenſis, Principatus Tranſilvaniae Conſiliario, Cancelliario, ac ſedis Siculicalis Vdvárhely Capitaneo ſupremo. Hanc plurimis mendis ſublatis recognovit, et praefatione de progenie, vita, et ingenii monumentis eiusdem ſcriptoris auxit *Alexius Horányi* de CC. RR. Scholarum Piarum, AA. LL. et Ph. D. Hiſtoriarumque Prof. variar. Societatum Membrum honorar. *Pars prior*, complectens VII. priores annos. Wien, von Kurzböck, 1782. 475 S. in 8. ohne die Vorrede von 20 S. *Pars poſterior*, complectens reſiduos annos. 1783. 528 S.

Bethlen iſt ein in der Siebenbürgiſchen Geſchichte ſehr berühmter Name. Im Staate, und in der Geſchichtbeſchreibung ihres Vaterlandes, hat ſich dieſe Familie gleich verdient gemacht. Der P. Hora'nyi ertheilt von derſelben in der Vorrede einige hiſtoriſchgenealogiſche Nachrichten. Des Grafen Wolfgang Bethlen Hiſtoriarum Tranſilvanicarum Libri XI. Kerosdini, 1687. fol. ſind nicht allein als ein wichtiges und ſeltenes Werk bekannt; ſondern das Schickſal deſſelben wollte auch, daß der Druck mitten im eilften Buche abgebrochen werden mußte. Wir haben ehemals (A. d. B. 25. B. S. 549 fg.) das Vorhaben des Hrn. D. Schwarz zu Rinteln angekündigt, dieſes Werk von neuem, nebſt der handſchriftlichen Fortſetzung bis zum J. 1609, oder bis zum Ende des ſechszehnten Buchs, ans Licht zu ſtellen, wovon wir aber die Erfüllung noch nicht geſehen haben. Der P. H. meldet gleichfalls, daß dieſe vollſtändige Ausgabe nächſtens herauskommen werde; aber nicht, von wem, und wo ſie beſorgt werden ſoll.

Von einem andern Zweige dieſes Geſchlechts ſtammte Johann Bethlen, der Verf. des gegenwärtigen Buchs, her. Er war im J. 1613. gebohren; ſeine Bedienungen ſtehen auf dem Titel; er leiſtete unter den Siebenbürgiſchen Fürſten, in öffentlichen Angelegenheiten, nicht geringe Dienſte. Seine übrige Zeit widmete er den Wiſſenſchaften, ſtiftete oder ſchützte auf eine wohlthätige Art, verſchiedene Gymnaſien in Siebenbürgen,

bürgen, und beſchrieb die Geſchichte dieſes Landes vom J. 1629 bis 1663. in ſeinen Libris IV. Rerum Tranſilvanicarum, Cibinii (Hermannſtadt) 1663. 12. nachgedruckt zu Amſterdam 1664. und zu Wien, 1781. auch ins Deutſche überſetzt von Joh. Tröſtern, Nürnberg, 1666. Allein die von ihm hinterlaſſene Fortſetzung dieſes mit zuverläßiger Wahrheitsliebe geſchriebenen Buchs, lag bisher nur in der Handſchrift. Aus derſelben hat ſie der P. H. durch Mittheilung des Hrn. Carl Joſeph Fritz von Ruſtenfeld, K. K. Hofkammerraths und Referendarius zu Wien, nunmehr bekannt gemacht, und ſeine anderweitigen Verdienſte dadurch würklich vergrößert. Dieſe Fortſetzung geht vom J. 1663 bis 1673, iſt mit ziemlicher Unpartheylichkeit abgefaßt, und wird ſo wohl durch ſeltene Nachrichten hervorſtechend, als durch häufig eingerückte Urkunden, beſtätigt. Der Herausgeber entſchuldigt die Schreibart, als welche mehr der nachläßige Ausdruck eines ſehr beſchäfftigten Mannes wäre, und ſich dem Kanzleyſtile nähere. Wir finden ſie jedoch erträglich genug, und wenigſtens für die Deutlichkeit nicht hinderlich. Ein Regiſter hätte nach beygefügt werden können.

Geographie, Geſchichte und Statiſtik der Europäiſchen Staaten. Erſter Band. Portugal. Spanien. Lemgo, Meyer. 1782. 738 Seiten in 8. Zweyter Band. Schluß von Spanien. 1783. 641 S.

Laut der Vorrede, haben die Verfaſſer dieſes Buchs geglaubt, daß es noch an einem geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Werke fehle, das weder zu kurz noch zu weitläuftig ſey: in welchem nicht bloß Facta erzählt, ſondern in dem auch hie und da wichtige Begebenheiten, Charaktere, Handlungen, Sitten und Gebräuche beurtheilt würden. Sie ſchmeicheln ſich auch, wenn man ihre Arbeit „nach dem richtigen und ächten Probierſtein „beurtheilen will, daß man keine der Eigenſchaften an ihnen vermiſſen werde, die dem Geſchichtſchreiber eigen ſeyn müſſen.“ Allein das iſt, mit ihrer Erlaubnis, eine ganz eitle Schmeicheley, die ſie ſich ſelbſt vor den Augen des Publikum ſagen. Ihr Werk iſt bloß aus bekannten Büchern, mit ſehr mäßiger Einſicht, zuſammengeſtoppelt: und ich, der Recenſent, bin ſo kühn,

zu

zu behaupten, das Ausschreiben, wodurch es entstanden, sey so leicht gewesen, daß gar keine gemeinschaftlichen Kräfte, deren in der Vorrede gedacht wird, sondern allein die schreibselige Feder eines geübten Compilators hinlänglich gewesen sey, diese beyden Bände, und alle folgenden, hervorzubringen. Ich muß sogar noch weiter gehen, und sagen, daß es ein mit Druck- Schreib- und andern noch erheblichern Fehlern überflüßig versehenes Werk sey.

Gleich S. 2. sagen die (oder vielleicht der) Verfasser: „Die Quellen, aus welchen wir geschöpft haben, sollen beym „Schluß der Geschichte eines jeden Staats getreulich angezeigt werden. Wer diese nachschlagen und nachlesen will, „wird sehen, daß wir nicht bloße Compilatoren gewesen „sind." Nun aus eben dieser sogenannten Anzeige der Quellen, beweise ich, daß die Herren bloße Compilatoren gewesen sind; und zwar Compilatoren von der schlechtern Gattung: denn daß es auch sehr geschickte und brauchbare gebe, denen es wenige Leser anmerken, daß sie Compilatoren sind, und die auch von diesen wenigen gern gelesen werden, ist bekannt. Am Ende der Geographie, Geschichte und Statistik von Portugal, Th. I. S. 261. sind folgende Quellen derselben angegeben: Revolutions de Portugal, par *Vertot;* Mémoires concernantes le Portugal, par *Oliveira;* Hist. génér. du Portugal par de la *Clede;* Relation de la Cour de Portugal sous D. Pedro II. Gebauers Portug. Geschichte; Histoire de la dernière coniuration de Lisbonne; Hist. du déthronement d'Alphonse VI. Schmaußens neuester Staat des Königr. Portugal; Büschings Erdbeschreibung; Cérémonies et Coutumes religieuses de tous les peuples du monde; Bielefelds Staatskunst; die würkl. Verfassung des Königr. Portugal; Einleit. zum Begriff des Staats von Portugal; Gundlings Discours über die Europ. Staaten; Tozens Europ. Staatskunde.

Also haben die Herren erstlich lauter Quellen aus dem 18 Jahrhunderte. Ganz artig! sehr bequem, und sehr nahe für sie zum Schöpfen! Wie sich aber eigentlich, eine Geschichte, die doch bereits vor Christi Geburt ihren Anfang nimmt, daraus schöpfen lasse; das zu erklären, ist eine eigene historische Theorie nöthig, mit der sie uns nicht bekannt gemacht haben. Vermuthlich heißt bey ihnen jedes Buch eine Quelle, aus dem sich mit gutem Vertrauen abschreiben läßt. Zweytens also kennen

nen die Verfaſſer oder achten wenigſtens eine Reihe ſehr guter Quellen der Portugieſiſchen Geſchichte und Erdbeſchreibung gar nicht, welche ſich beſonders ſeit dem ſechzehnten Jahrhunderte geöffnet haben, und ohne welche ſich niemand unterſtehen darf, eine ausführlichere Portug. Geſchichte zu ſchreiben. Selbſt drittens ihr Verzeichniß von ſogenannten Quellen aus dem jetzigen Jahrhunderte, iſt nicht allein eine Miſchung von trefflichen, guten und ſchlechten Büchern, ſondern auch höchſt unchronologiſch und unvollſtändig. Wo bleibt denn unter andern die Sammlung der Schriften der Königl. Portugieſiſchen hiſtoriſchen Akademie? mehr als eine Lebensbeſchreibung des berühmten Pombal? die Sammlung authentiſcher Schriften, welche die Jeſuiten in Portugal betreffen, in vier Quartbänden? und andere ſolche Bücher mehr, die beſonders vom J. 1760 an, geſchrieben wurden. Endlich iſt die Anzeige der vermeinten Quellen ſelbſt von allem Orte, aller Jahrzahl, aller Beurtheilung des Werths, u. dgl. m. gänzlich entblößt, mithin auch von dieſer Seite ein Beweis, daß die Verfaſſer nicht verſtehen, was das heiße, die Quellen der Geſchichte eines Reichs, die man beſchreibt, getreu anzugeben.

Hält man nun damit die Geſchichte, Geographie und Statiſtik dieſer beyden Bände zuſammen: ſo ſchimmert der Stopplergeiſt überall durch. So iſt bey Portugal, welches den Anfang macht, das meiſte ſichtbarlich aus Büſchingen, Gebauern und Tozen entlehnt. Luſtig war es uns beſonders S. 64 zu leſen, was ſich der Verf. an der Spitze der Portugieſiſchen Geſchichte vor ein vornehmes und gelehrtes Anſehen mit fremden Federn zu geben weiß. „Natürlicherweiſe, ſchreibt er, müſ„ſen alle Nationen ihren Urſprung haben, von welchem ſie ab„geleitet werden. Aber dieſer Urſtamm eines jeden Volks iſt „uns faſt nie recht bekannt, daher hat man ſeine Zuflucht zu „den Aborigines genommen, welche in einem jeden Lande „ſchlechterdings die erſten und bekannten Bewohner ſind, über „welche wir mit unſern Nachrichten nicht weiter hinausgehen „können. Das Mährchen von dem Tubal, Japhets fünf„tem Sohne, der hundert und funfzig Jahre nach der Sünd„fluth über das mittelländiſche Meer geſegelt ſeyn, und bey „Setubal, (welches von ihm den Namen erhalten hätte,) ſich „angebauet, und ſo das ganze Land nebſt Spanien bevölkert ha„ben ſoll, iſt eine Erfindung vieler und chimäriſcher Ge„ſchichtſchreiber. Die erſte Bevölkerung geſchahe durch den

„Zug

„Zug der Völker nach Europa, vom Morgen gegen Abend zu „Lande. Zu diesen Aborigines kamen Colonien der Phöni„zier, u. s. w. Diesen folgten die Carthaginienser, u. s. w.“ Daß Hannibal auch die Lusitanier, wie andere spanische Völker, bezwungen habe, wird mit einer lateinischen Stelle aus dem Livius bewiesen: und so steht auch vom Viriath die Abschilderung desselben in einer Note, nach den Worten des Florus. Zuletzt wird in der römischen Geschichte von Lusitanien versichert, daß diese Provinz nach dem Berichte des Resendus, ein Regiment Soldaten in römischen Diensten gestellt habe. — Diese Aborigines nnn, und dieser Tubal, diese lateinischen Stellen aus dem Livius und Florus, und endlich auch dieser Resendus, gehören alle Gebauern zu; nur mit dem Unterschiede, daß dieser Schriftsteller, (ohngeachtet seiner unbequemen Methode,) doch wie ein Mann von Verstande und Gelehrsamkeit, aus den Quellen selbst und mit den besten Hülfsmitteln, über alles lehrreich schreibt, die lateinischen Stellen deutsch übersetzt in seine Erzählung einwebt, den Resende (der nicht zweyhundert Jahre vor ihm gestorben war,) nicht berichten läßt, daß die Lusitanier ein Regiment gestellet hätten, sondern ihn nur als Sammler von Stellen der Alten anführt, u. s. w. Unser Compilator hingegen wirft von allem etwas hin, größtentheils ganz zweckwidrig, wortreich wo er kurz seyn, oder gar schweigen sollte, kurz wo er ein vollständigeres Gemählde entwerfen sollte; er bekömmt Lust, die Quellen zu citiren; besinnt sich wieder, daß er sie doch nur beym Gebauer gelesen habe, und unterläßt es daher in der Folge gänzlich, u. dgl. m.

So ist der Anfang der Portugiesischen Geschichte. Hin und wieder folgen leidliche Stellen; aber der seichten, der eilfertig ohne Kenntniß und Beurtheilung zusammengeschriebenen, der deklamatorischen und raisonnirenden, die den Leser mit Dunst und Rauch erfüllen, ohne ihn zu belehren, giebt es eben so viele. Man sehe nur statt aller, die elenden Regierungsgeschichten der beyden letzten Könige. Zur Probe ein Auszug dessen, was S. 192 fg. von Johann V. gesagt wird. „Ein großer Herr!! der seinem noch größern Nachfolger zu „allen seinen unsterblichen Thaten den Weg bahnte.“ (Das ist eine ganz neue Entdeckung. Johann V. war ein Fürst von einem sehr vermischten und sonderbaren Charakter. Er besaß Gaben zur Regierung, und nützte sie selten. Seine Kriegs-

und Seemacht hinterließ er in jämmerlichem Zustande; aber um ein Portugiesisches Eskorial von Kapuzinern zu haben, verschwendete er viele Millionen. Zu mancher Zeit äußerte er sehr viel Muth und Standhaftigkeit gegen die Päpste; zu einer andern bewarb er sich um neue Schutzheiligen und Titel für sich, bey ihnen, oder bestand darauf, an seinem Patriarchen auch einen kleinen Papst zu haben, Und eben so widersprechend, von Eigensinn oder Leidenschaften oder Aberglauben fortgerissen, auch in vielen andern Fällen! Weit gefehlt, daß er seinem Nachfolger den Weg gebahnt hätte, mußte dieser vielmehr ganz neue Bahnen brechen.) „Die Geschichte schildert ihn mehr von seiner häuslichen „Seite, als von der eines Feldherrn.“ (Wie schief ausgedrückt, als wenn außer dem Kriegführen und dem Privatleben, nichts an einem Monarchen merkwürdig wäre!) Was im Utrechter Frieden für ihn ausgemacht worden ist, will der Verfasser in der Geschichte des spanischen Successionskriegs erzählen. (Und doch gehört es recht eigentlich hieher.) Von dem kurzen Kriege zwischen ihm und Spanien. (Sehr mangelhaft, nicht einmal eine Zeitbestimmung ist angegeben.) Etliche Zeilen von den durch ihn gestifteten Akademien. (Von den Früchten aber, die sie getragen haben, kein Wort.) Von dem Streit über den Nuntius Bichi. (Wiederum sehr abgebrochen und unvollständig; so daß man aus diesem Geschwätze gar nicht über die Sache urtheilen kann. Der Cardinal Linfungos muß Cienfuegos heißen.) Hierauf wird von der Einschränkung der Inquisition durch diesen König geredet. (Was er aber zu ihrer Befestigung gethan hat, wird verschwiegen.) Endlich kömmt etwas von seinen Gesinnungen gegen den Adel: und nunmehr soll man wohl, nachdem diese fast 50jährige Regierung auf noch nicht 4 Seiten erbärmlich abgefertigt worden, die Größe des Königs aus ein paar beygefügten Lobsprüchen erkennen. — Eben eine solche Rhapsodie, wenn gleich in einen Schwall von rauschenden Worten, (z. E. eiserner Muth, reißender Strom, Flammen der Zwietracht, tödtlicher Zwiespalt, hölliſche Wohnungen) eingewickelt, ist die Geschichte des letzten Königs; in der auch bey der berühmten Verschwörung, von den neuesten darüber erschienenen Berichtigungen kein Gebrauch gemacht wird.

Aus

Aus der spanischen Geschichte könnten wir ebenfalls eine Menge solcher Stellen anführen, die den flüchtigen, der Geschichte wirklich unkundigen, aber desto dreistern Sammler, Ausschreiber und Raisonneur charakterisiren. Doch man wird an den beygebrachten, so wie überhaupt an den zwey Bänden des Werks, genug haben.

Ub.

Römische Jahrbücher; oder chronologischer Abriß der Geschichte Roms, von seinem Ursprunge an, bis auf die Kaiser. Aus dem Französischen Philipp Macquers. Berichtigt, und mit nöthigen Anmerkungen begleitet von C. D. Beck, öffentlichem Professor in Leipzig. Leipzig, Weygand, 1783. 702 Seiten in gr. 8. ohne das Register.

Herr Professor B. hat uns mit dieser Uebersetzung ein ganz brauchbares Geschenk gemacht. Eigentlich ahmt Macquer die Methode des Henault in seinem Abrége chronol. de l'Hist. de France nach; eine Methode, die zwar neu, angenehm, und sehr bequem ist, auch wohl eben wegen ihrer Bequemlichkeit, so großen Beyfall unter den Franzosen gefunden hat; die aber doch auch ihre schwachen Seiten hat. Auch ist das Lob, welches M. diesem seinem Landsmanne beylegt, sehr übertrieben, wie, wenn er unter andern von dessen Plane sagt, es gehöre hinein, alles zu erschöpfen, und doch nur obenhin zu berühren scheinen; welches H. sehr glücklich ausgeführt habe. Denn H. bildet sich nicht selten ein, manches zu erschöpfen, und flattert doch nur über die Oberfläche weg; anderer seiner Fehler nicht zu gedenken. Um aber auf unsern Verfasser zu kommen, so ist es gewiß, daß er die gedachte Methode sehr gut genützt habe. Daß ihm Catrou, Rollin und Montesquieu den Weg gebahnt haben, möchte wohl nicht zu leugnen seyn. Aber er ist auch bis zu den Quellen selbst zurückgegangen, hat die Begebenheiten meistentheils gut gewählt, bündig vorgetragen, und mit Scharfsinn beurtheilt. Da freylich eine nach der Reihe einzeler Jahre zerstückelte Erzählung den Zusammenhang der Geschichte trennt, und ihre allgemeine Uebersicht

erschwert: so hat der Verfasser, zur Vergütung dieses Mangels, die Geschichte nach Jahrhunderten (noch besser wäre es gewesen: nach Hauptrevolutionen des Staats oder der Nation,) abgetheilt, und am Ende eines jeden, Anmerkungen beygefügt, worinne der Zustand, das Wachsthum, oder der Verfall der Römer in den verflossenen hundert Jahren, Einsichtsvoll abgeschildert werden. Zuweilen hätten wir ihm einige witzelnde oder zu deklamatorische Stellen gern geschenkt. So ist S. 394. folg. die Stelle verunglückt, wo von Hannibal gesagt wird, es habe ihm an Religion, an Treue und Glauben, an Menschlichkeit gefehlt; er sey nur ein Eroberer, aber kein Held gewesen; die Eroberer wären Charlatans im Heldenthume, u. dergl. m. Auch ist uns im Deutschen die zu geschwinde Abwechselung des Präsens mit dem Imperfectum, welche die Franzosen im historischen Vortrage lieben, etwas widrig. An der Spitze eines jeden Jahrhunderts stehen Tafeln in mehrern Spalten, welche die Folge der vornehmsten römischen obrigkeitlichen Personen, die gleichzeitigen auswärtigen Fürsten, ingleichen die Namen und Schriften berühmter Gelehrten, in sich fassen. Der Uebersetzer hat einiges im Texte selbst, aus den Quellen verbessert; weit mehr aber in den Anmerkungen berichtigt oder erläutert; alles wie man es von seiner guten Bekanntschaft mit der alten Geschichte und Litteratur erwarten konnte.

Dm.

Beurkundete Geschichte der Haupt- und Residenz-Stadt München, von ihrem Entstehen, bis nach dem Tode Kaiser Ludwigs des IV. mit einigen erläuternden Kupfern, von Michael von Berg-mann, Bürgermeister und Stadt-Oberrichter, auch der Churf. Baiersch. Akademie der Wissenschaften Mitgliede. München, 1783. bey Strobl. Fol. mit Kupfern.

Nach dem Tode des Verfassers hat der Stiftsdechant von Effner die Ausgabe dieses wohlgerathenen Werks besorgt, wie wir aus der kurzen, aber zierlichen Zueignungsschrift an den jetzigen Churfürsten ersehen. Die Vorrede des Verfassers selbst

ist

ist in einem körnigten Styl geschrieben, und man lernt schon aus derselben den Mann von Kenntniß der Verfassung der mittlern Zeit besonders in Bezug der Städte und ihrer Gründung kennen. Er bemerket darin ganz recht, wodurch ihre Aufnahme entstanden, warum sie von den Landesherren so viele Freyheitsbriefe erhalten, und besonders wodurch sich der Kaiser Ludwig *IV.* um die Stadt so verdient gemacht hat. Und ohngeachtet der Verf. so bescheiden ist, und glaubt, daß sein Styl und die Anordnung seines Plans selbst fehlerhaft sey, so finden wir doch an allen beyden Stücken nichts wesentliches auszusetzen, wenn man einige Provinzialwörter und Wendungen ausnimmt, worauf man bey einem Werk dieser Art gar nicht sehen muß.

Herzog Heinrich der Löwe hat die erste Grundlage der Stadt München gemacht, wie er daselbst im Jahre 1158. eine Brücke über die Isar, den Zoll, die Salzniederlage, und eine Münze angelegt. Der Verfasser macht es sehr wahrscheinlich S. 8. daß der Platz, wo die Stadt nach und nach erbauet ist, vorher wüst gelegen, und daß die Ländereyen und Güter, so das Kloster Scheftlar in dieser Gegend gehabt, vermuthlich die Gelegenheit zum Namen und Wappen der Stadt gegeben haben. Gar gut unterscheidet der Verfasser S. 6. den Ursprung und Anfang der Städte, und wendet den Satz auf München an. Er saget, — wenn der Begriff einer Stadt einen Ort bedeutet, der mit Graben und Thoren umgeben ist, und worinnen mehrentheils bürgerliche Nahrung getrieben wird, so gehört der Zeitpunkt der entstehenden Stadt München nach aller Wahrscheinlichkeit unter die Regierung Herzog Heinrichs des Löwen. Wenn man aber mit diesem Begriffe einen Ort verbindet, der mit Mauren umgeben ist, einen ordentlichen Stadtrath, und dergleichen Sachen mehr hat, so heutiges Tages den Städten eigen sind, so müssen wir die Entstehung der Stadt München auf die Regierungszeit Herzogs Rudolfs, den Bruder des Kaisers Ludwigs *IV.* setzen. — Und er hat ganz recht, wenn er gleich hinterher schreibt — die Worte *Villa*, *oppidum*, *ciuitas* machen kein Beweise aus, indem es aus Urkunden bekannt, daß diese Benennungen damals sehr unterschiedene Bedeutungen gehabt hat — Der Umfang der ersten alten Stadt ist S. 7. sehr deutlich gemacht, indem die 4 Thore oder vielmehr Thürme noch stehen, zwischen welchen die erste alte Stadt eingeschlo-

die Recenſ. ſelbſt vielmals geſehen, und ſelbſt daraus überzeugend die erſte Anlage ſchon bemerket hat, indem die Erweiterung, ſo an ſelbige 4 Thürme anſchließt, ſogleich in die Augen fällt. So wird man es in den mehreſten großen Städten, z. B. zu Frankfurt am Mayn ꝛc. finden, weil ganz natürlich große Städte nicht auf einmal entſtanden, ſondern nach und nach vergrößert ſind. Unter dem vorgedachten Herzog Rudolff iſt der Anfang gemacht, die Stadt mit einer Mauer zu ſchützen, wovon die S. 8. angeführte Urkunde vom Jahr 1301., in welcher er dem Rath zu dieſem Behuf die Einnahme des Umgeldes abtritt, den beſten Beweis giebt, und eine andere daſelbſt, nach welcher die Mauer im Jahr 1315. ſchon vollendet war. Wobey der Verf. die ſchöne Bemerkung macht, daß man aus den *in cod. dipl.* abgeſtochnen Stadt-Siegeln gewahr werden würde, daß auf dem vom J. 1274. noch keine Stadtmauren, auf dem vom J. 1313. aber ſchon, nebſt dem Thore, auch die Stadtmauren zu ſehen ſind. In einer alten Nachricht kommt ſchon im J. 1416. die äußere Stadt vor, mithin war ſie ſchon damals ſehr erweitert, ohngeachtet die Herzoge damals ſich wenig um München bekümmert, ſondern theils zu Kehlheim, theils aber mehrentheils zu Landshut Hof gehalten haben S. 9. Die Münze aber iſt ſeit 1226. daſelbſt beſtändig in ſtarkem Gange, auch das Commerz, nach den daſelbſt angegebenen Datis, in gutem Flor geweſen.

Von der Zeit, wie Herzog Ludwig der ſtrenge ſeinen Hof hier anlegte, ſo ohngefähr ins J. 1256. fällt, hat die Stadt allerdings noch mehr zugenommen, zumal dieſer Fürſt durch viele Freyheitsbriefe, ſo er derſelben gab, ihr Gewerbe und Aufnahme vermehrte. Erſtlich zwiſchen 1270. und 1289. entſtand der Stadtrath daſelbſt, vorher verſahe deſſen Function der Richter und Kaſtner S. 11. Schon im J. 1294. verliehe Herzog Rudolf dem Stadtrath das Recht, ihren Stadtrichter ſelbſt zu wählen. In der darüber ausgeſtellten Urk. ſind die Gränzen der richterlichen Gewalt beſtimmt, auch Civil- und Municipalgeſetze darin vorgeſchrieben. Die Urk. iſt in dem beygefügten Urkund. Buche *Nr. XIV.* befindlich, und im Archiv doppelt im Orig. vorhanden. Nach einer Urk. vom J. 1295. beſtand der Magiſtrat damals aus 12 Perſonen (dieſe Anzahl findet man faſt in allen Städten des Nordiſchen Deutſchlands auch, wie Recenſ. ſchon öfters angemerket hat) S. 14. Eine gute Anzahl Klöſter ſind binnen den Jahren

1250.

1280. — 1300. hier entstanden, woraus gleichfalls die Aufnahme der Stadt und Einwohner zu glauben ist.

Vom J. 1315. an wird K. Ludwig *IV.* alleiniger Regent der Stadt S. 23., und er war auch der erste, so hier seine beständige Residenz aufschlug, welches noch mehr zur Verbesserung der Stadt beytrug. Viele Privilegien, die er diesem Orte gegeben, sind hier aus Originalien S. 24. — 29. angeführt, und im Urk. Buche mitgetheilt. Unter solchen findet man vieles, wodurch der Kaiser gesucht, den Flor der Handlung dieser Stadt zu befördern, wohin besonders die den dasigen Kaufleuten, so nach Nürnberg handelten, und den Nürnbergern nach München, in Absicht der Zollfreyheiten, ertheilet sind, gehören S. 28. Der Handel aus Italien nach Nürnberg gieng damals größtentheils durch Baiern über München, mithin begünstigte die Zollfreyheit diesen Handel stark. Auch hier ist die Gewohnheit gewesen, (die noch jetzo in der Messe zu Frankfurt am Mayn bey dem Pfeifergerichte üblich), daß in recognitionem dieser Zollfreyheit dem Zöllner zu Nürnberg und dem zu München 1 Pf. Pfeffer, zwey weiße Handschuhe, und ein weißes Stäblein an einem bestimmten Tage alle Jahr zum Geschenk gebracht werden muß S. 28. Mit den Salzhandel hat er die Stadt weiter im J. 1332. privilegieret, den aber Herog Maximilian *I.* der Stadt wieder genommen hat S. 29. Das Kaiserl. Privilegium ist noch im St. Archiv Orig. vorhanden, und mit einer güldenen Bulle gezieret. Noch ein ander merkwürdiges Privilegium hatte die Stadt schon lange vorher im Jahr 1315. von ihm erhalten, (*in Cod. dipl. No.* 81.) so darin bestand, daß sie befugt seyn sollte, alle schädliche Leute, d. h. unrechtmäßige Befehder, Wasserräuber ꝛc im Lande aufzufangen und zu verurtheilen. Die Stadt hat zu diesem Behuf damals eine gewisse Anzahl Söldner angenommen, und nachher beständig unterhalten, wovon noch jetzo 4 wirklich unterhalten werden, die in gewissen Fällen das alte Begleitungsrecht noch jetzo ausüben, und zu Pferde, doch gegen Bezahlung, mit dem angehängten Stadtwappen, vorreiten S. 31. Auch hieraus macht der Verfasser nicht ohne Grund den Schluß, daß dieses vorzüglich die Stadt ihres damals ansehnlichen Handels wegen, gethan habe. Eben der Grund ist auch in den Messen zu Frankfurt am Mayn vorhanden, wo die benachbarten Fürsten durch ihre Territorien Geleitsreuter schicken, um die Straßen für die zur Messe reisende Kaufleute sicher zu halten.

ten, wofür ſie an beſtimmten Oertern ein gewiſſes Geleitsgeld bezahlen müſſen. Ferner beſtätigte der Herzog K. Ludwig im J. 1319. das Recht, daß kein Bürger in der Stadt, zum Vizedom, (in den Urk. anderer Länder heißt er der Stadtvogt) oder Oberrichter geſetzet werden ſollte, weil die Adeliche, die damals häufig in die Städte gezogen, dieſe hohe Bedienung vorzüglich affectirten, und die Bürger hernach drückten, weil die Eiferſucht des Adels gegen die Aufnahme und den Flor der Städte ſtärker zunahm, jemehr ſelbige von den Fürſten durch Freyheitsbriefe begünſtiget wurden S. 31. Ueber die damalige Städtiſche Regimentsverfaſſung findet man S. 32. 33. auch hier den Beweis, daß der eigentliche Stadtrath zwar nur aus 12 Perſonen (*Conſules*, Rathsherren) beſtand, doch daß die Gemeinde auch nicht davon ausgeſchloſſen war, ſondern mit Antheil daran hatte. Dieſes zeigt ſich hier ſchon in einer Urk. vom J. 1318. (*in Cod. dipl. Nr.* 59.) wo neben dem eigentlichen Rath, noch 26 Perſonen genannt ſind, die ſich darin den äußern Rath genannt, außerdem iſt auch noch der Gemeinde überall erwähnet. Recenſent hat dieſes auch ſonſt in vielen andern Städten, vorzüglich bey den Niederſächſiſchen und Brandenburgiſchen gefunden, ob zwar eines äußern Raths die Urkunden nicht gedenken, ſo wird hergegen der Gemeinde deſto mehr gedacht. Von des Kaiſers Sorgfalt, die Ländereyen und liegende Gründe der Stadt gegen die ſo ſehr einreißenden Verſchenkungen und Veräußerungen an Klöſter und geiſtliche Stiftungen zu ſichern, wodurch ſie den Steuren und öffentlichen Abgaben entzogen wurden, und dieſe Laſt auf die Uebrigen wälzeten, findet man hier in der Urk. vom J. 1345. den ſicherſten Beweis (*in Cod. dipl. No.* 88.). Derſelbe ſetzt darin feſt, daß, wenn dieſes geſchehen würde, ſo ſollte das Kloſter, die Kirche ꝛc. ſchuldig ſeyn, das Grundſtück innerhalb einer Jahresfriſt hinwieder an einen Bürger zu verkaufen. Dieſe Verordnung wird vermuthlich mit unter die erſten Amortizationsgeſetze gehören. S. 38. hat der Verf. von den Kupferſchmieden angeführt, daß ſie der Kaiſer von allen Richterſtühlen befreyet, und blos einem Mit-Kupferſchmidt, dem man damals einen Kaltſchmidt nannte, mit der Gerichtsbarkeit übergeben. Allein hier irret ſich der Verf., indem unter dem Worte Kaltſchmidt nicht blos jeder Kupferſchmidt, ſondern nur allein ein Harniſchmacher zu verſtehen iſt, die, wie der ſeel.

Kre-

Kremer erwiesen; in einem großen Umfang von Deutschland dem Churfürsten von der Pfalz unterworfen waren.

Von den Stadtrechten, so der Kaiser München und andern Baierschen Städten gegeben, und deren noch vorhandenen Originalien, sind S. 42—46. gute Nachrichten gegeben, und überhaupt ist die Verfassung der Stadt unter diesem großen Kaiser pragmatisch behandelt. Endlich wird der Tod des Kaisers, und die Lage, worin er während der Excommunication starb, sehr gut beschrieben. Wobey ich zugleich von der soliden Denkungs- und Schreibart des Verf. einige Züge herſetzen will. Er schreibt von den zwey würdigen Minoriten dem Occam und Cäsenas S. 46. — In eben dem Jahre (1347) starb auch der berühmte Minorit Wilhelm Occam, von Geburt ein Engländer, der vom Eigennutze und Pharisäismus gleich weit entfernt freyer dachte und schrieb, als man von dem Genius seines Jahrhunderts, und dem Habit, den er trug, vermuthen sollte. Sein Begräbniß ist in der hiesigen Franciscaner Kirche, die Grabschrift nennet blos seinen Namen und seinen Stand, sprechend genug für einen Mann, dem seine Feder, und der, dessen gerechte Sache er vertheidigte, ein stets daurendes Grabmal in der Seele des denkenden Patrioten täglich errichten. An seiner Seite liegt Michael Cäsenes, ein ital. Minorit, der schon vorher 1343. gestorben. — Darauf schildert er den Charakter des Kaisers, und rechtfertiget ihn meisterlich gegen vielerley Beschuldigungen, besonders gegen Hrn. Schmidt, der ihn im III. Th. der Geschichte der Deutschen S. 561. als einen äußerst wankelmüthigen, und niemals mit sich selbst einigen Regenten angiebt. Wenn man aber die betrübte Lage, worin der brave Kaiser öfters steckte, genau in Betrachtung zieht, so wird man finden, daß derselbe in vielen Fällen schlechterdings sich in die Zeiten schicken, und also den vorgefaßten Plan öfters wieder verlassen, hergegen andere Wege einschlagen mußte, mithin hat der Verf. ganz Recht, wenn er schreibt — Wenn man die Begebenheiten dieser Gährungsvollen Zeiten, eine in die andere einhängt, und die ganze Kette in ihrer Verknüpfung überschaut, so fallen die Ursachen zu den jedesmaligen Entschließungen, und das Verhältniß der Wirkungen zu ihren Ursachen deutlich in die Augen, und es ist gewiß, daß er den Unterwürfigen mehr spielte, als er es war. — Noch mehr Gründe zur Apologie des Kaisers, sind S. 49. angeführt, und die

die kritische Lage, worin derselbe steckte, ist sehr gut und einleuchtend geschildert. Er saget daher mit vollem Grunde. — Diesen drohenden Ungewittern ohngeachtet, erhielt Ludwig sein Ansehen so lange er lebte, und rettete dadurch die Ehre seiner Krone und die Freyheiten des Reichs, auch war er der letzte, der die Rechte des Reichs in Italien behauptete, und diese unruhigen Völker im Respect zu erhalten wußte. Dieses alles hatte er seinen feinen Einsichten, und den richtigen Begriffen, die er von der Lage der Angelegenheiten hatte, zu verdanken. Mit geschickten Negotiationen wußte er die verflochtensten politischen Knoten bald zu lösen, bald zu zerhauen. Seine Gegner waren alle mächtiger als er, und doch gewannen sie nichts über ihn. — Kurz, noch niemand hat das Betragen und die Handlungen des braven Kaisers so gut gerechtfertiget, und seine Ehre gegen die Beschuldigungen gerettet, wie der Verfasser. Die ganze Ausführung macht ihm Ehre, und zeiget, daß er von der damaligen Situation des deutschen Reichs, den Kabalen des französischen und päbstlichen Hofes, und der interessirten Denkungsart der deutschen Reichsstände die richtigsten Einsichten gehabt hat.

Hierauf folgt das Urkundenbuch, so von dem jetzigen Stadtarchivar, dem Bürgermeister von Barth, förmlich attestirt ist, daß die hier publicirten Urkunden den Urschriften völlig gleichlautend sind. Es enthält 110 Stück Urkunden, wovon der größte Theil von lauter Urschriften genommen ist, wozu die daran hängende Siegel zum Theil gleich hinter her in Kupfer gestochen sind. Auch für Siegelkunde ist dieses wichtige Buch also brauchbar. Unter den Urkunden sind verschiedene sehr merkwürdige, und zur Erläuterung der alten deutschen Rechte nützlich, z. B. die vom J. 1294. vom Herzoge Rudolf der Stadt ertheilet, worin sehr wichtige Data stecken, ferner die vom Könige Ludwig der Stadt 1319. gegeben No. 55., und noch eine vom J. 1346. No. 94., so die Obstagialverfassung, wie sie damals in Baiern beschaffen war, ungemein erläutert, und viele andere mehr. Auch die, welche der Kaiser Ludwig wegen der Salzniederlage zu München der Stadt 1332. mit einer güldenen Bulle, die hier in Kupfer abgestochen, gegeben No. 74., worin das sehr ansehnliche Monogramm desselben merkwürdig ist. Nach der letzten Urkunde folgt gleich das alte Münchner Stadtrecht, so sie von dem Kaiser Ludwig mit Zuziehung seiner Söhne des Markgra-

grafen Ludwigs von Brandenburg, des Herzogs Stephan und Herzogs Ludwigs, auch Wilhelms empfangen haben, so hier nach einer gleichzeitigen Abschrift, weil das auf Pergament geschriebene Original vormals in die Churfürstl. Hofkanzeley abgegeben ist, mit aller Genauigkeit abgedruckt worden. Es enthält XXI. Kapitel, und viele das deutsche Recht erläutende merkwürdige Sachen, mithin ist dessen genauer Abdruck von vielem Nutzen. Auch zum alten Baierschen Lehnrecht ist das XVI. Kapitel sehr brauchbar.

Vor dem Titelblatt ist nach einem alten gleichzeitigen Gemälde auf Pergament der Kaiser Ludwig auf dem Thron sitzend, im Kupfer abgebildet, wie der Rath zu München ihm den Eid der Treue leistet. Wobey merkwürdig, daß hinter den knienden Rathsherren ein gehatnischter Mann steht, der vor der Brust ein Schild hat, worauf das Stadtwappen, und mit der rechten Hand das Stadtpanier mit sebligem Wappen hält. Der Kaiser selbst ist hier eben so abgebildet, wie auf seinen Siegeln, nämlich an seiner Seite hat er zwey Adler stehen, und seine Füße sind auf zwey Löwen gestellet. Auf dem andern Kupferstich sieht man das Brustbild des braven Occam, Scharfsinn und Freymüthigkeit sieht ihm aus den Augen. Darunter steht: A. D. MCCCXLVII. IV. Id. Apr. Ar. et Doct. PF. Wilelm dictus Ockcam ex Anglia SS. Theolog. Doctor.

Uebrigens ist dieses solide Werk mit vieler typographischen Schönheit gedruckt, und macht dem Verleger Ehre.

Diplomatische Sammlung historischer Merkwürdigkeiten, aus dem Archive des gräflichen Cisterzienser Stifts Saar in Mähren, von Otto Steinbach, desselben Stifts Priester, Secretär und Archivar. Prag, Wien und Leipzig, 1783. 8.

Aus dem Vorbericht ersehen wir, daß der Verfasser dieses Werk vorzüglich aus dem reichhaltigen Archive des gedachten Stifts geschrieben, welches schon im voraus eine gute Idee macht. Es scheint, ohngeachtet es im Vorbericht nicht angezeiget ist, daß noch ein zweyter Theil dieser Sammlung nachkommen soll, dafern derselbe nicht in dem Urkundenbuche,

die kritische Lage, worin derselbe steckte, ist sehr gut und einleuchtend geschildert. Er saget daher mit vollem Grunde. — Diesen drohenden Ungewittern ohngeachtet, erhielt Ludwig sein Ansehen so lange er lebte, und rettete dadurch die Ehre seiner Krone und die Freyheiten des Reichs, auch war er der letzte, der die Rechte des Reichs in Italien behauptete, und diese unruhigen Völker im Respect zu erhalten wußte. Dieses alles hatte er seinen feinen Einsichten, und den richtigen Begriffen, die er von der Lage der Angelegenheiten hatte, zu verdanken. Mit geschickten Negotiationen wußte er die verflochtensten politischen Knoten bald zu lösen, bald zu zerhauen. Seine Gegner waren alle mächtiger als er, und doch gewannen sie nichts über ihn. — Kurz, noch niemand hat das Betragen und die Handlungen des braven Kaisers so gut gerechtfertiget, und seine Ehre gegen die Beschuldigungen gerettet, wie der Verfasser. Die ganze Ausführung macht ihm Ehre, und zeiget, daß er von der damaligen Situation des deutschen Reichs, den Kabalen des französischen und päbstlichen Hofes, und der interessirten Denkungsart der deutschen Reichsstände die richtigsten Einsichten gehabt hat.

Hierauf folgt das Urkundenbuch, so von dem jetzigen Stadtarchivar, dem Bürgermeister von Barth, förmlich attestirt ist, daß die hier publicirten Urkunden den Urschriften völlig gleichlautend sind. Es enthält 110 Stück Urkunden, wovon der größte Theil von lauter Urschriften genommen ist, wozu die daran hängende Siegel zum Theil gleich hinter her in Kupfer gestochen sind. Auch für Siegelkunde ist dieses wichtige Buch also brauchbar. Unter den Urkunden sind verschiedene sehr merkwürdige, und zur Erläuterung der alten deutschen Rechte nützlich, z. B. die vom J. 1294. vom Herzoge Rudolf der Stadt ertheilet, worin sehr wichtige Data stecken, ferner die vom Könige Ludwig der Stadt 1319. gegeben No. 55., und noch eine vom J. 1346. No. 94., so die Obstaglaiverfassung, wie sie damals in Baiern beschaffen war, ungemein erläutert, und viele andere mehr. Auch die, welche der Kaiser Ludwig wegen der Salzniederlage zu München der Stadt 1332. mit einer güldenen Bulle, die hier in Kupfer abgestochen, gegeben No. 74., worin das sehr ansehnliche Monogramm desselben merkwürdig ist. Nach der letzten Urkunde folgt gleich das alte Münchner Stadtrecht, so sie von dem Kaiser Ludwig mit Zuziehung seiner Söhne des Markgra-

grafen Ludwigs von Brandenburg, des Herzogs Stephan und Herzogs Ludwigs, auch Wilhelms empfangen haben, so hier nach einer gleichzeitigen Abschrift, weil das auf Pergament geschriebene Original vormals in die Churfürstl. Hofkanzeley abgegeben ist, mit aller Genauigkeit abgedruckt worden. Es enthält XXI. Kapitel, und viele das deutsche Recht erläuternde merkwürdige Sachen, mithin ist dessen genauer Abdruck von vielem Nutzen. Auch zum alten Baierschen Lehnrecht ist das XVI. Kapitel sehr brauchbar.

Vor dem Titelblatt ist nach einem alten gleichzeitigen Gemälde auf Pergament der Kaiser Ludwig auf dem Thron sitzend, im Kupfer abgebildet, wie der Rath zu München ihm den Eid der Treue leistet. Wobey merkwürdig, daß hinter den knienden Rathsherren ein gehatnischter Mann steht, der vor der Brust ein Schild hat, worauf das Stadtwappen, und mit der rechten Hand das Stadtpanier mit sebligem Wappen hält. Der Kaiser selbst ist hier eben so abgebildet, wie auf seinen Siegeln, nämlich an seiner Seite hat er zwey Adler stehen, und seine Füße sind auf zwey Löwen gestellet. Auf dem andern Kupferstich sieht man das Brustbild des braven Occam, Scharfsinn und Freymüthigkeit sieht ihm aus den Augen. Darunter steht: A. D. MCCCXLVII. IV. Id. Apr. Ar. et Doct. PF. Wilelm dictus Ockcam ex Anglia SS. Theolog. Doctor.

Uebrigens ist dieses solide Werk mit vieler typographischen Schönheit gedruckt, und macht dem Verleger Ehre.

Diplomatische Sammlung historischer Merkwürdigkeiten, aus dem Archive des gräflichen Cisterzienser Stifts Saar in Mähren, von Otto Steinbach, desselben Stifts Priester, Secretär und Archivar. Prag, Wien und Leipzig, 1783. 8.

Aus dem Vorbericht ersehen wir, daß der Verfasser dieses Werk vorzüglich aus dem reichhaltigen Archive des gedachten Stifts geschrieben, welches schon im voraus eine gute Idee macht. Es scheint, ohngeachtet es im Vorbericht nicht angezeiget ist, daß noch ein zweyter Theil dieser Sammlung nachkommen soll, dafern derselbe nicht in dem Urkun-

ſo hier fehlt, wie faſt zu glauben, beſtehet. Dieſer erſte iſt in drey Haupttheile eingetheilet. Der I. enthält eine kurze genealogiſche Abhandlung von den ehemals in Böhmen und Mähren berühmten Grafen von Berneck und Nidda, den Herren von Kunſtat, und Podiebrad, als Stiftern des erwähnten Stifts; der II. ſoll, nach des Verfaſſers Worten, eine Art von chronolog. Hausgeſchichte ſeyn, ſo die mannichfaltigen Schickſale dieſes Stifts ſchildert; der III. liefert ein genaues Verzeichniß aller Aebte; vom Anfange der Stiftung bis jetzo.

I. Haupttheil von dem uralten Stamm der Stifter S. 1 — 5. Nach des Verfaſſers Angabe ſollen die alten Grafen von Berneck und Nidda um das Jahr 1127. aus Deutſchland nach Böhmen und Mähren gezogen, und ſich daſelbſt niedergelaſſen haben. Der erſte ſoll Hebhard geheiſſen haben. Allein dieſes beydes iſt mit nichts erwieſen. Dieſer ſoll 4 Söhne hinterlaſſen haben, die 4 beſondere Stämme errichtet, und von ihren erſten Stammgütern beſondere Namen angenommen haben. Von dem erſtgebornen Gerhard, mit dem Beynamen Botſchko, ſtammen die Herren von Kunſtadt und Podiebrad her, von dem zweyten Kuna (Conrad) die Kuna von Kunſtadt, von dem dritten Nikul, die von Drnowitz (wovon die noch lebenden Grafen von Webna, Kollowrat, und Waldſtein abſtammen) und von dem vierten Smyl die Zagimaczi (Häſcher) von Kunſtadt. Dieſe 4 Brüder ſoll eine Urkunde im Urk. Buche No. 2. beweiſen (weil aber das Urk. Buch im II. Th. erſtlich erſcheinen wird, ſo kann man nicht davon urtheilen), und ſo lange ſie im Herrenſtande geblieben, haben ſie auch ein gleichförmiges Wappen auf ihren Siegeln gebrauchet (dieſe Siegel ſollen bey dem Urkundenbuche erſcheinen S. 5.).

§. 1. S. 5. handelt von vorgedachtem Gerhard mit dem Beynamen Botſchko, als dem Stammvater der Herren von Kunſtadt und Podiebrad, auch letztens der Herzoge von Münſterberg. Nach einer Urkunde vom Jahr 1234. war er Markgräfl. Mähriſcher Kämmerer. Er ward ums J. 1243. der Stifter des Ciſterzienſer Kloſters Saar, und legte 1251. den Grundſtein zu der noch jetzo vorhandenen Stiftskirche S. 6., ſtarb aber darüber im J. 1255. Seine Söhne und Nachkommen ſind in der Folge documentiret und erwie-

erwiesen. Botschko *V.* nannte sich zuerst Herr von Podiebrad (eine Stadt und Herrschaft im Königgrätzer Kreise) gegen Ende des XIV. Jahrh. S. 10. Georg *I.* von Podiebrad (geb. 1420.) ist als das Haupt der Calixtiner seit A. 1444. bekannt. Er wußte sich bey dem Könige Ladislav so beliebt zu machen, daß er mehr wie der König regierte, und wie dieser starb, so ward Georg durch die Beredsamkeit des bekannten Johann von Rokiczan den Böhmen so angepriesen, daß sie ihn auf dem öffentlichen Landtage zum König gewählet S. 17. Der zweyte Sohn des Königs Georgs Victorin *II.* ward von dem Kaiser Friedrich *III.* ums Jahr 1463. nebst seinen zwey Brüdern zu Herzogen von Münsterberg und Grafen von Glatz ernannt, von welcher Zeit die Nachkommen beyde Länder besessen haben, bis sie im XV. Jahrh. ausstarben.

§. 2. S. 50. beschreibt die Nachkommen von dem zweyten Sohn des Hebhards, dem Cuno, die sich Kuna von Kunstadt genannt haben. Diese Linie ist in der letzten Hälfte des XVI. Jahrh. ausgestorben S. 57.

§. 3. S. 58. Die Nachkommen vom Niklas, des Hebhards dritten Sohn, die sich Drnowsky von Drnowitz genannt, sind gleichfalls um selbige Zeit ausgestorben S. 62.

§. 4. S. 64. beschreibt die Nachkommen des vierten Sohns Schmylo, die sich nach seinem Beynamen Zagimacz, auch Zagimacz von Kunstadt genannt. Auch diese Linie ist um selbige Zeit ausgegangen S. 68. Bey dem Schlusse dieser Familiennachrichten äußert der Verf. S. 68. den Wunsch — wollte Gott, daß ein gütiger Schutzgeist die Herzen aller jenen rühren möchte, welche mit stolzer Selbstzufriedenheit diese Schätze (die unbekannten Urkunden, die in verstaubten Finsternissen unbenutzter Archive vermodern, und Schaden preiß gegeben werden) ihren und unsern Augen mißgönnen. Sie würden als nützliche und patriotische Wohlthäter von jedem ächten Freunde der vaterländischen Litteratur und Diplomatik ewig gerühmt und gesegnet werden. — Diesem rechtschaffenen Wunsch tritt Recens. von ganzem Herzen bey.

II. Haupttheil. Geschichte des Stifts nach chronol. Ordnung bis auf jetzige Zeiten vom J. 1234. — S. 71. Gerhard Botschko ist der Stifter des Cisterc. Klosters Saar, ums J. 1243. oder auch 1245. (weil aus den Klosterurkunden dieser Umstand nicht deutlich erhellet S. 74.) und Markgraf Ot kar von Mähren hat solches 1252. bestätiget. Der

an wichtigen Schenkungen und Klostergütern ist in der Folge sehr genau beschrieben und documentiret. Im 2. §. ist die Klostergeschichte vom J. 1301 — 1400. fortgesetzet S. 121. Ueberall wird die Böhmische und Mährische Geschichte selbst gelegentlich erläutert, und manche erhebliche Anmerkung eingestreuet, zumal wenn der Umstand auf die Schicksale des Klosters selbst einigen Bezug hat. §. 3. setzet die Geschichte von 1401 — 1500. fort S. 178. Das Kloster hat in diesem Zeitpuncte üble Schicksale erlebt, und ist fast um alle Güter gekommen, die hernach bey den Hussitischen Unruhen noch stärker zugenommen haben, wo selbiges im J. 1422. ganz ausgebrandt worden S. 189. Georg von Podiebrad, ein später Nachkömmling des ehemaligen Stifters, hat endlich im Jahe 1437. angefangen, das Kloster an Kirche und Gebäuden wieder herzustellen, auch einige Güter herbey zu schaffen. Wie derselbe die königliche Würde im J. 1458. erhielte, so hat das Kloster durch seine Vorsorge die ansehnlichsten Güter wieder erhalten S. 195. 196., die aber bald hernach von dem Gegenkönig Matthias 1469. eingezogen wurden, weil das Kloster dem Könige Georg treu geblieben war S. 198. Der damalige Abt Leonhard verkaufte nachher auch viele Güter, und das Kloster kam erstlich unter dem folgenden Abt Veit wieder empor.

§. 4. S. 227. enthält die Geschichte vom J. 1501 — 1600. Unter dem Abte Thomas kam das Kloster in große Weitläuftigkeiten. Der Herzog Carl von Münsterberg überließ im J. 1588. das Schutz- und Vogteyrecht über das Kloster (so der Verf. das Stifterrecht nennet) an den Bischof von Ollmüz, woraus hernach schlimme Folgen entstanden, die hier weitläuftig beschrieben sind S. 236. u. s. w. Der Abt mußte sogar flüchten, und starb im Exilio.

§. 5. S. 258. Die Geschichte vom J. 1601 — 1700. Der Cardinal Franz von Dietrichstein, Bischof von Ollmüz, suchte die Klostergüter von Saar zur bischöflichen Tafel einzuziehen, und hatte es in Rom schon weit damit gebracht, endlich aber ward doch eine commissarische Untersuchung ausgewürket, die Sache aber fiel doch endlich schlecht für das Kloster aus, indem die Sentenz im J. 1606. publicirt ward — daß die Klostereinkünfte zur bischöflichen Tafel eingezogen werden sollten, da hergegen der jedesmalige Bischof von Ollmüz verbunden seyn sollte, auf ewige Zeiten, 12 Cisterci-

ens-

ienser Priester zu unterhalten, und sie mit guter Kost, Kleidung, und andern Nothwendigkeiten zu versehen S. 260., welches der Pabst und Kaiser Rudolf im J. 1607. bestätiget. Doch auch diese Einrichtung blieb nicht lange. Der Bischof von Ollmüz kam mit dem General des Cistercienser Ordens im J. 1612. dahin überein, daß er, statt der 12 Ordenspriester, jährlich 1000 Mährische Thaler zum Besten der Böhmischen Cistercienser Provinz jährlich auszuzahlen, und die Stiftskirche durch 2 Weltpriester zu besorgen versprach, so gleichfalls Pabst und Kaiser abermals bestätiget haben S. 264. Auch hieran hatte der Bischof noch nicht genug, sondern er brachte es im J. 1616. gar dahin, daß die Klostergüter von Saar, gegen sein eigenthümliches, dem Bischofthum näher liegendes Guth Chropin ausgetauschet wurden, wodurch also nunmehro Saar eine Fideicommißherrschaft des Fürstl. Dietrichsteinischen Hauses, und Chropin ein Bischöfl. Ollmüzisches Tafelguth gemacht ward S. 265. Nach des Cardinal-Bischofs Tode im J. 1636. verkaufte sein Erbe der Fürst Maximilian von Dietrichstein, um die Güter von der Schuldenlast zu befreyen, die Herrschaft Saar an den Abt Johann Greifenfels von Pilsenburg, des Cistercienser Ordens in Böhmen und Mähren Visitator, im Namen des ganzen Ordens, für 146000 Fl. S. 269. Der Abt Greifenfels errichtete darauf 1639. wieder einen ordentlichen Convent zu Saar, und sammlete die Geistlichen dazu aus verschiedenen Cistercienser-Klöstern, obwohl der damalige Krieg an der völligen Wiederherstellung des Klosters große Hinderniße machte, und die Bezahlung der Kaufgelder aufhielt. Erstlich im J. 1676. konnte der Convent aufs neue wieder den ersten Abt wählen, und der ganze Convent bestand nur aus 12. Personen.

§. 6. S. 295. Die Geschichte vom J. 1701 — 1782. Unter dem Abt Wenzel ward dem hergestellten Kloster ziemlich durch seine gute Wirthschaft aufgeholfen, und die veräußerten Güther zum Theil eingelöset, so daß selbiges endlich wieder zu seinem jetzigen Glanz gelanget ist, ohngeachtet es in neuern Zeiten bey den Schlesischen Kriegen auch viel gelitten hat.

Wir haben mit Fleiß die Schicksale dieses Klosters vom J. 1601. an etwas genauer ausgezeichnet, weil es zum Beyspiel dienet, wie die Klöster zuweilen auch selbst von den Bischöfen mißgehandelt sind.

III. Haupttheil enthält ein kurzes Verzeichniß aller Aebte des Klosters von Zeit der Stiftung bis anjetzo S. 327. Er ist mit dem Bildniß des vorhin gedachten Abts Johann Greifenfels gezieret, der allerdings als der zweyte Stifter des Klosters anzusehen ist. Der erste Abt hieß Conrad *I.* so von dem Kloster Nepomuck hieher versetzet, diese Würde ums J. 1249. angetreten hat. Die folgenden sind überall gehörig documentiret, unter welchen sich der Abt Leonhard am schlimmsten auszeichnet, der auch im J. 1488. die abteiliche Würde niederlegen mußte S. 331. Der sonderbarste unter allen war der Abt Gallus. Er betete den ganzen Tag, wohnte nicht in dem ordentlichen abteilichen Gebäude, sondern in einer elenden hölzernen Hütte, ritte nur auf einem schlechten Esel, wenn er reisen mußte, und seine einzige Freude war Altäre zu bauen ꝛc. Wie nutzlich dieser mit seiner übertriebenen Demuth dem Kloster gewesen, kann jeder selbst urtheilen S. 334. Das Gegentheil von diesen machte der bald folgende Abt Johann Greifenfels, der auch der ganzen Böhmischen und Mährischen Cistereienser Provinz Ordensvisitator und Generalvicarius war. Diesem würdigen Mann hat das Kloster das mehreste zu verdanken S. 336. Unter den letztern hat der Abt Wenzel *IV.* die mehresten Verdienste, der im J. 1738. gestorben ist. Am Ende ist eine genealogische Stammtafel der von den angeblichen Grafen von Berneck abstammenden Herren von Kunstadt in ihren 4 Linien beygefüget, wovon alle Uebrige, bis auf den Hebhard, erwiesen sind.

Uebrigens hat der Verf. einen besondern Plan und Gang in seiner Geschichte gewählet. Nach dem Titel des Werks, der sehr allgemein, wird man hier kaum eine Geschichte des Cistercienser Klosters Saar suchen, sondern vielmehr allerley historische Merkwürdigkeiten, die der Verf. in dem Archive zu Saar entdecket hat. Doch ist die Arbeit selbst hauptsächlich diesem Kloster und seinen Stiftern gewidmet. Zuweilen wird die Böhmische und Mährische Geschichte selbst auch erläutert, und verschiedene große gräfliche und freyherrliche Familien in Böhmen und Mähren erhalten hier von ihren Vorfahren vielleicht nicht unerhebliche Nachrichten. Besonders aber ist der Einfall, daß der Verf. bey jeder Gelegenheit, wenn er eines Cistercienser Mönchs- oder Nonnenklosters in Böhmen, Mähren und Lausnitz erwähnet, allzeit die ganze Reihe der Aebte

Aebte und Aebtissinnen, nachgewiesen hat. Beschwerlich ist auch die Art, hinter jedem Paragraph die Citationen und Beweisstellen, die öfters hier weit über Hundert ausmachen, nachzusehen. Warum nicht gleich sie unter dem Text gesetzt, so hat man sie allemal vor Augen, und braucht sie nicht weit hinterher aufzusuchen.

Nero Claudius Drusus Germanicus, Moguntiaci superioris Germaniae Metropolis Conditor, e Scriptor. coaevis et classicis delineatus a *Steph. Alex. Würdtwein*, Moguntiae, ap. Alef. 1782. 8.

In der weitläuftigen Vorrede giebt der berühmte, nunmehrige Hr. Weihbischof Würdtwein, die erwünschte Nachricht, daß eine Gesellschaft gelehrter Männer zu Maynz sich entschlossen, eine vollständige Geschichte des Erzstifts und der Erzbischöfe auszuarbeiten, und solche auf eine pragmatische Art nächstens der gelehrten Welt vorzulegen. Es ist wahr, fast keine Provinz in Deutschland hat so viele Subsidia zu Bearbeitung ihrer Geschichte, an Geschichtschreibern sowohl, als an Urkundensammlungen aufzuweisen, wie Maynz, und dennoch hat sich niemand daran bisher wagen wollen. Der S. Pater Fuchs wollte sie eigentlich nur bis an die Zeiten des H. Bonifaz bearbeiten, und mit II. Theilen (davon der letzte zurückgehalten wird) hat er wirklich auch den Anfang gemacht. Weil aber der jetzige Churfürst die Kosten dazu nicht weiter hergeben wollte, so mußte er aufhören, und das Werk blieb unvollkommen liegen. Anjetzo ist also der Entschluß gefaßt, die vortrefflichen Sammlungen des Johannis von Gudenus, Würdtweins ꝛc. zu nutzen. Der Hr. Weihbischof hat hier in dieser Vorrede den Plan dazu kurz entworfen, und die ganze Geschichte hauptsächlich unter drey Objecte gebracht, nämlich dem *Locale*, *Personale* und *Reale*. Zum ersten rechnet er den ganzen Kirchensprengel, die genaue Beschreibung der Stadt Maynz mit allen ihren öffentlichen Gebäuden, eben diese von den Maynzischen Landen nach ihren Aemtern, wobey auch die Römischen Ueberbleibsel nicht zu unterlassen (Recens. glaubt, auch die Geographie der mittlern Zeit nach ihren Gauen), und die Nachrichten von den

darin belegenen Klöstern. Zum *Personale* gehört erstlich ausführliche Nachricht von den Erzbischöfen, den Domherren, und Archipresbyteris; zweytens von den Weihbischöfen, General-Vicarien, Officialen, und Prälaten der Collegiatstifter; drittens von den Weihbischöfen zu Erfurt, den geistlichen Commissarien zu Amöneburg, Aschaffenburg, auf dem Eichsfelde, und zu Frizlar, nebst den Prälaten der Collegiatstifter außer der Stadt Maynz. Hieher gehören auch die Nachrichten von den Churfürstl. Kanzlern, den Vicedoms zu Aschaffenburg und in Rheingau, den Stadtkämmerern und Gewaltsbothen zu Maynz, Stadtschultheißen, und auch von den Stadthaltern zu Erfurt und auf dem Eichsfelde ꝛc. Es würden auch hieher gehören die Geschlechtsregister der Rheinischen Reichsritterschaft, die vorhandenen Monumente derselben in den Kirchen und Klöstern, und die Gelehrten Geschichte der Maynzischen Länder.

Zum *Reale* ist gerechnet, alles was merkwürdige Handlungen betrifft, die besonders aus den vorhandenen Urkunden ꝛc. erniret werden können, woraus *Annales Moguntini diplomatici* anzufertigen, die besonders diejenigen am zuverläßigsten machen können, welchen die Archive offen stehen. Die ältesten Zeiten müssen aus Römischen (wie der P. Fuchs den Anfang, ob wohl etwas zu weitschweifig, gemacht hat) und Fränkischen Geschichtschreibern (von den ersten auch Röm. Steinschriften) bearbeitet werden. In dieses dritte Fach gehört auch, eine gründliche Nachricht von den Landesrechten und Gewohnheiten, Weißthümern, Lehnsgebräuchen, vorzüglich auch die Staatsverfassung und Gerechtsame des Erzbischofthums. Ferner die Naturgeschichte, an Kräutern, Mineralien, Fossilien, Petrefacten ꝛc. (Vielleicht würde die Naturgeschichte mit mehrerm Rechte in das erste Object, nämlich zum *Locale* gehören). Einige von diesen Fächern hat Hr. Würdtw. ein selbst schon bearbeitet, wenn also die Gesellschaft, so sich gemeinschaftlich dazu entschlossen, nach diesem Plan das Werk vollführen wird, so hat das Publikum die Hoffnung, eine gründlich ausgeführte Geschichte von Maynz baldigst zu erhalten.

Die Abhandlung von Druso selbst ist in zehen kurzen Paragraphen, die mit weitläuftigen und gelehrten Anmerkungen erkläret sind, verfaßt. In den Anmerkungen zeigt

der

der Hr. Verfasser eine starke kritische Belesenheit, wodurch viele Irrthümer, die sich in die Römische Geschichte dieser Stadt vormals aus Mangel genugsamer Kenntniß eingeschlichen, überzeugend widerlegt sind. Im ersten und zweyten §. ist von seinen Eltern, und seiner Erziehung, aus den besten Römischen Schriftstellern gehandelt. Der dritte giebt von seiner ersten Expedition in Rhätien, als Feldherr, besonders aus dem Vellejus Paterculus Beweise, und in dem vierten findet man die beste Beschreibung, wie derselbe den Rhein durch Anlegung von funfzig Castellen gegen die Anfälle der deutschen Völker gesichert, wobey zum Theil die noch existirende Oerter, die darunter mit begriffen waren S. 17., nachgewiesen sind. Besonders ist hier in der Anmerkung No. 8. hinreichend dargethan, daß die bey dem Kloster Dahlheim noch vorhandene Pfeiler, nicht Pfeiler von der Mauer des ehemaligen Römischen Castri, sondern von der damaligen Römischen Wasserleitung sind, wodurch besonders Serrarius in der Maynz. Gesch. *I.* Buch *VI.* Cap. widerlegt ist, so auch schon vormals der P. Fuchs klar erwiesen hat. In der Anmerkung No. 9. wird man die wahrscheinlichste Meynung von dem Ursprunge des Namens Maynz, nämlich von dem bey der Stadt in den Rhein fließenden Mayn finden. Noch deutlicher ist der Beweiß, daß der Rhein seinen Gang nicht verändert, und wie vorgedachter P. Fuchs glaubt, seinen Gang in der Gegend von dem jetzigen Viehmarkt der Stadt bey dem Käsrich gehabt hätte, vielmehr sind noch jetzo die Römischen Grundpfeiler der Brücke bey niedrigem Wasser in dem Rhein gegen Cassel über zu sehen S. 17. Auch diese Brücke hat Drusus angelegt. Der V §. von dem Feldzuge gegen die Sicambrer, wobey die Friesen, die er vorher überwunden, Hülfe geleistet. — Ihre oft veränderten Wohnsitze S. 29. Nota 2. VI. §. Der dritte Feldzug über den Rhein, gegen die Usiperer, Sicambrer und Katten, wo bey dem Rückzuge die Römische Armee eingeschlossen und umringet, in der größten Gefahr war, doch Drusus nutzte die Unvorsichtigkeit der Feinde, und schlug sie (Dio Cassius). Damals ist das Röm. Castrum über den Rhein, so jetzo Cassel heißt, und gegen die Stadt Maynz über liegt, von ihm erbauet, und der Anfang zu dem bekannten Römischen Pfalgraben gegen die Katten auch von ihm gemacht worden, *Suetonius Lib. V. Cap. I.* VII. §. Der vierte Feldzug abermals gegen die Katten. VIII. §. Den letzten machte Drusus im J. v

Roms 745. Dieser war der wichtigste und entlegenste von allen, wo er die Sueven heimsuchte, und über der Weser bis an die Elbe seine Armee führte. Hier war der Terminus seiner Progressen, er mußte sich zurück ziehen, und ehe er noch den Rhein wieder erreichte, starb er nach einer wahrscheinlichen Angabe des Hrn. Verfassers in der Wetterau, in der Gegend von Arnsburg S. 40. Der X. §. beschreibt die Denkmale, so zu Ehren des Drusus errichtet sind, und besonders dasjenige, so zu Maynz noch vorhanden ist, welches man den Eichelstein nennet, und jetzo in den Festungswerken der Citadell befindlich ist. Mit Fleiß sind hier alle Nachrichten von diesen berühmten *Monumento Drusi* S. 45. u. s. w. gesammlet, und viele falsche Meynungen davon widerlegt. Zuletzt sind noch die Münzen von ihm beschrieben und nachgewiesen. Ueberhaupt ist diese kleine Schrift in einem sehr guten lateinischen Styl, und mit vieler Belesenheit und Kritik abgefasset.

Hk.

Des Herrn Abt Millot — Universalhistorie — Aus dem Französischen. Mit Zusätzen und Berichtigungen von Wilhelm Ernst Christiani — Siebenter Theil. Leipz. bey Crusius. 1783. 1 Alphabet 14½ Bogen 8.

Dieser Band enthält die Geschichte von ungefähr der Mitte des 15ten Jahrhunderts an, bis gegen das Ende des 16ten, also unter andern diese wichtige Begebenheiten: Erfindung oder vielmehr mehrere Ausbildung der Buchdruckerkunst, Eroberung Konstantinopels durch die osmanische Türken, Kriege zwischen den Häusern York und Lancaster, Verschwörung wider die Medicis, Einführung der Inquisition in Spanien, Vertilgung der Mauritschen Herrschaft daselbst, Entdeckung und Eroberung von Amerika, Reformation Luthers mit ihren wohlthätigen und schrecklichen Folgen, Karl des Fünften vergebenes Bestreben nach Universal- und Alleinherrschaft, und immerwährender Kampf mit Frankreich, Umformung Englands durch die große Elisabeth Tudor, Kirchenversammlung zu Trident, Empörung der Niederlande, Pariser Bluthochzeit, Unterjochung Portugals durch Philipp den Zweyten, Ligistische Unruhen in Frankreich, Blutbad zu Stockholm, Befreyung

Ruß-

Rußlands vom tatariſchen Joche, Reformation in Dänemark, Hauptveränderung in Schweden durch Guſtav Waſa bewirkt, mehrere Kultur der Ruſſen, durch Iwan Waſiljewitſch, Vereinigung Litauens mit Polen ꝛc. ꝛc. ꝛc. Das Meiſte iſt lehrreich und unterhaltend erzählt; Hr. Chriſtiani ſowohl, als der Ueberſetzer haben in ihren Anmerkungen den Verfaſſer hie und da zurechtgewieſen, oder auch manche Umſtände näher erläutert, und erſterer hat die nordiſche Geſchichte aus guten Quellen eingeſchaltet, und einen Grundriß der chriſtlichen Religions- und Kirchengeſchichte von der Mitte des funfzehnten, bis gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts angehängt.

R.

Der Frau von Aunoi Reiſe durch Spanien an den Hof zu Madrit. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Zur Kenntniß des Zuſtandes und der Sitten von Spanien im ſiebenzehnten Jahrhunderte. Nordhauſen, 1782. 8vo. Erſter und zweyter Theil. 28 Bogen.

Die Frau, eigentlich die Frau Gräfin von Auney lebte an dem galanten Hofe Ludewig XIV. und ſchrieb verſchiedene Romane, unter andern auch die Begebenheiten Hippolite, Grafens von Douglas. Sie ſtarb 1705, und ihr Romanengeſchmack zeigt ſich auch in dieſem Werke; allenthalben ſucht ſie Abendtheuer und Wunderbares zu erhaſchen, wodurch denn ihre hiſtoriſche Treue nicht wenig verdächtig wird. Die Ueberſetzung iſt, einige Provinzialausdrücke ausgenommen, treu und gut. Daß einem Zeit und Weile lang wird, ehe man ſich durch dieſe 28 Bogen geleſen hat, daran iſt das Original Schuld; weil uns die Frau Gräfin auch mit den unbedeutenſten Vorfällen ihrer Reiſe zu unterhalten glaubt. Sie iſt ſo weitſchweifig, daß man das Gute, was noch etwa darinnen anzutreffen ſeyn möchte, mit Bequemlichkeit auf 6 Bogen bringen könnte. Etwas muß man nun freylich der Zeit zurechnen, in welcher die Briefe geſchrieben worden, hundert Jahre, denn ſo lange iſt es her, machen allerdings einen Unterſchied in der Art zu denken, und ſich auszudrücken. Nun noch etwas weniges von dem Inhalte ſelbſt. Die Frauens-

in Bayonne vor der Frau Gräfin tanzten, und statt der Schooshunde mit Bändern geziette Spanferkel unter den Armen trugen, waren zuverläßig keine Damen, sondern gute gemeine Bürger- und Matrosenfrauen. Daß die Biscayische Sprache nicht geschrieben werde, ist Unwahrheit. Recensent besitzt selbst eine solche Sprachlehre unter dem Titel: Gramatica Escuaraz, die Sprache muß also doch wohl geschrieben werden, aber schwer ist sie allerdings, da sie ein Mischmasch vom Arabischen, Gothischen, Provenzalischen und Romanischen ist. In der Physik muß die Frau Gräfin nicht gut bewandert gewesen seyn, denn sie fand auf der höchsten Spitze der Pyrenäen ein wunderbares Echo; in einem Arragonischen Flecken, Vililla, findet sich eine 10 Klaftern weite Glocke, die sich bey wichtigen Vorfällen selbst läutet — 10 Klaftern? — wenn es auch nur im Umkreiß wäre, so müßte sie doch nach der Huthmachertrigonometrie $3\frac{1}{3}$ Klafter im Durchschnitt haben — ein artiges Glöckchen, welches Gargantuel zur Tischglocke brauchen könnte. Auf der 158ste Seite des ersten Theiles giebt sie uns eine unglaubliche Anekdote von dem ehemaligen spanischen Ceremoniel. Philipp III. zog sich nehmlich eine tödtliche Krankheit zu, weil der Cavalier, dem es zukam, das Kohlfeuer wegzunehmen, welches dem König beschwerlich fiel, sich nicht in der Residenz befand.

Der zweyte Theil ist noch schleppender, nicht nur werden uns alle Hofchargen, alle geistliche Würden und bürgerliche Bedienungen vorgezählt, sondern auch die Einkünfte der spanischen Bisthümer vorgerechnet. Wird der Herausgeber oder Uebersetzer sich entschließen, auch die Memoires de la Cour d'Espagne zu übersetzen? Wir dächten; Nein!

Rz.

Friedrich August Wilhelm Wencks, Churfürstlich Sächsischen Hof- und Justizraths, ordentlichen Professors der Geschichte zu Leipzig, Entwurf der Geschichte der Oesterreichschen und Preußischen Staaten. Erste Abtheilung. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1782. $18\frac{1}{2}$ Bogen in 8vo.

Wenn

Wenn das Studium der Geschichte nützlicher und den wahren Zwecken desselben gemässer getrieben werden soll, als es nach dem auf höheren und niederen Lehranstalten üblichen Herkommen meistens geschieht: so ist wohl nichts nöthiger, als auf die Geschichte des Oesterreichischen und Preußischen Hauses, und ihrer Monarchieen, mehr als den gewöhnlichen Fleiß zu wenden. Eine Hauptschwierigkeit, welche dieses bisher gehindert hat, liegt wohl darin, daß diese Monarchieen theils aus unabhängigen Staaten, theils aus deutschen Reichsständischen Ländern zusammengesetzt sind, deren Geschichte nach der bisherigen Lehrart eines Theils in die Europäische Staatenhistorie, andern Theils aber in die deutsche Reichs- oder in die deutsche und italiänische Special- oder Provinzialgeschichte gehörte. Diese Zerstückelung ist aber der vollständigen Uebersicht der ganzen Geschichte einer jeden von diesen Monarchieen nachtheilig, und verführt auch zu Wiederholungen und Ausschweifungen, welche allezeit den Faden der Erzählung in der Reichs- und Provinzialgeschichte zerreißen. Bey dem großen Einflusse, welchen diese beyden Häuser gegenwärtig auf alle Europäische Händel haben, bey dem großen Antheile, welchen man insonderheit in Deutschland an allem nimmt, was dieselben angeht, ist ihre Geschichte in der That verhältnißmäßig wichtiger geworden, als die Geschichte aller übrigen Staaten. Man muß es deshalb dem Verfasser Dank wissen, daß er durch ein gutes Lehrbuch die Bahn zu einer zweckmässigeren Behandlung dieses vorzüglich wichtigen Theils der Geschichte bricht. Ein erster Versuch in seiner Art kann nicht ganz ohne Mängel seyn, und so spricht der bescheidene Verfasser auch den seinigen nicht davon frey. Wir sind aber überzeugt, daß sein Buch schon jetzt vielen Nutzen stiften wird, und einer weiteren Vervollkommung fähig ist. Es hat folgende Einrichtung: Die Oesterreichischen Hauptstaaten sind erst 1526; und die Preußischen 1611. unter einem Regenten vereinigt. (Was den letztern Zeitpunkt anbetrifft, so ist bey dessen Annehmung keine Rücksicht auf die Adquisition von Schlesien genommen, und nach der Wichtigkeit derselben für die preußische Monarchie, gebührt diesem doch allerdings eine Stelle unter den Hauptstaaten der preußischen Monarchie, dessen Geschichte mit keiner irgendwo eingeschalteten Note, wäre sie auch etliche Seiten lang, abgethan werden sollte.) Bis auf den gedachten Zeitpunkt der österreichischen Monarchie, ist die Geschichte eines jeden Hauptstaats einzeln ab

delt. Hierzu macht der Verfasser drey Abschnitte. 1) Vom Königreich Ungarn; 2) vom Königreich Böhmen; 3) von den österreichischen Herzogthümern. (Natürlicher scheint es uns doch, die Geschichte der letzteren voran zu setzen; weil sie die Grundlage der heutigen Macht des Hauses Oesterreich sind, und jene Königreiche doch immer nur als Acquisitionen von letzteren betrachtet werden können.) Vom Jahre 1526. an, wird hierauf die Geschichte der Monarchie im Ganzen fort geführt; jedoch auch mit gehöriger Einschaltung der Begebenheiten, welche einen oder den anderen Staat allein betrafen. Die ältere Geschichte der kleineren Länder, welche vor oder nach der Vereinigung der Hauptstaaten hinzugekommen sind, ist bey Gelegenheit, da die Adquisition erzählt wird, in einer Anmerkung jedesmal eingeschalter. Die vornehmsten Quellen, und besten neueren Geschichtschreiber sind nicht sparsam namhaft gemacht. Wir sehen der zweyten Abtheilung, welche die Geschichte der preußischen Monarchie enthalten soll, mit Verlangen entgegen.

Tg.

Die vornehmsten Europäischen Reisen u. s. w. ausgefertiget von Gottlob Friedrich Krebel. Neue verbesserte Auflage. Erster, zweyter Theil. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung. 1783. Zusammen ungefähr 2 Alph. 8.

Der erste Theil enthält die Reisen durch Polen, Ungarn und einen Theil Deutschlandes und der Schweiz, der zweyte aber den Beschluß der Reisen durch Deutschland und die Schweiz, und die Reisen durch die Niederlande, Preußen, Kurland, Rußland, Dänemark und Schweden. Man findet hier Nachricht von den gewöhnlichsten Post- und Reisekouten, den merkwürdigsten Oertern, den Sehenswürdigkeiten in denselben, den besten Gasthöfen, und dergl. mehr. Daß ein solches Werk, da es seiner Natur nach noch nicht durchgehends auf eigene Erfahrung gebauet seyn kann, sondern größtentheils aus zusammengetragenen Nachrichten besteht, ganz fehlerfrey seyn sollte, wird kein billiger Leser erwarten. Wäre es auch zu der Zeit, da es geschrieben wird, in allen Stücken zutreffend und genau, so könnte es doch diese Vollkommenheit nicht sehr lange behal-

behalten, weil in diesem oder jenem Ort sich fast alle Monat etwas, wäre es auch noch so wenig, verändert. Es ist also nicht zu verwundern, wenn man hie und da auf Unrichtigkeiten stößt. So wird z. B. die Zahl der Einwohner von Braunschweig, ohne die Miliz, auf 23000 gesetzt; sie dürfte sich aber kaum auf 20000 belaufen, obgleich nicht einmal 23000 mit der Größe der Stadt im Verhältnisse steht. Nicht Herr Prof. Eschenburg ist Sekretair des großen Clubs zu Braunschweig, wie hier gesagt wird, sondern Herr Landschaftssekretair Leisewitz. Die als noch fortdauernd angegebene Schiffahrt auf der Oker von Wolfenbüttel nach Braunschweig hat niemals viel bedeutet, und schon seit einiger Zeit ganz aufgehört. Man rechnet nicht zu viel, wenn man die auf dieses mißlungene Projekt verwendete Kosten zu 50000 Rthlr. anschlägt. Die Bäume an beyden Seiten des Weges zwischen Wolfenbüttel und Braunschweig, sind bereits im siebenjährigen Kriege umgehauen, nicht vom Feinde, sondern von den Einwohnern selbst auf den übereilten und zu schnell genehmigten Rath eines nun verstorbenen vornehmen Forstbedienten. Unter den Theilen von Wolfenbüttel ist das sogenannte Gotteslager (eigentlich Gutslager, Niederlage von Gütern oder Waaren) vergessen. Irrig ist es, daß Reiske seine Sammlung orientalischer Handschriften der Wolfenbüttelschen Bibliothek vermacht hätte. Er hat blos die Titel einiger in dieser Bibliothek befindlichen arabischen Manuscripte übersetzt, und seine eigene Sammlung orientalischer Handschriften auf eine Zeitlang an Lessing in Verwahrung gegeben; nachher ist solche nach Kopenhagen an den Kammerherrn Suhm gekommen. Unter den Wolfenbüttelschen Gelehrten hätten doch auch die Herren Leiske und Knittel genannt zu werden verdienet. Der als noch lebend angegebene Componist Hobein, ist längst todt; sein Nachfolger heißt Römer. Die Benennung Augustenruh (nicht Augustenburg) für Antoinettenruh ist nur von kurzer Dauer gewesen; gewöhnlich heißt dieses Lustschloß noch immer Antoinettenruh. Unter den Namen Elephant, Adler, und Hamburger-Herberge sind schon längst keine Gasthöfe mehr in Wolfenbüttel vorhanden. Das ehemalige Wirthshaus zum Elephanten ist itzt der Accisehof — — — Wenn Neu-Erlang eine der schönsten Städte Deutschlands genennet wird, so ist das wohl ein Bischen zu viel gesagt. Unter den dasigen Gelehrten sind Hr. Meusel und andere vergessen. Mit Unrecht werden Nürnberg über 500 Gassen, und 8000 mei-

meiſtens ſteinerne Häuſer zugeſchrieben; auch iſt 70000. Einwohner für dieſe Stadt zu viel. Das Gewölbe der daſigen Auguſtinerkirche iſt eben nicht künſtlich, ſondern von ſehr gewöhnlicher Art. Die in der ſogenannten Reichsveſte enthaltenen Merkwürdigkeiten ſind ſchlecht, alſo des Beſehens eben nicht werth. Die Gaſſen in Wien ſind nicht „mit Koth und „Staub angefüllt,“ ſondern werden vielmehr ſehr reinlich gehalten; ꝛc. ꝛc. Ungeachtet ſolcher und mehrerer dergleichen Mängel und Verſehen, verdienet dieſes Werk zu den nützlichſten und brauchbarſten in ſeiner Art gezählet zu werden.

Tw.

Oſtindianiſche Erdbeſchreibung zum Gebrauch der Jugend, von Joh. Heinr. Tob. Bernſtein, enthält alle Oſtindianiſche Inſeln. Gera, bey Rothen. 1783. 287 Seiten in 8. und 2 Bogen Zueignungsſchrift und Vorrede.

Die hier beſchriebenen Inſeln ſind Zeylan, Sumatra, groß und klein Java, Lomboc, Cumbava, Sapi und Flores oder Ende, Sàru und Rotte, Timor, die Molukken, Borneo, Celebes, die Philippinen, Paragua, die Marianen, Formoſa und die maldiviſchen Inſeln. Da der Verf. aus der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und zu Lande, und andern in der Vorrede angezeigten Quellen und Hülfsmitteln die Nachrichten mit vielem Fleiße und in einer ganz guten Ordnung zuſammengetragen hat, ſo iſt dadurch ohnſtreitig vielen, die über dieſe Inſeln Unterricht geben ſollen, ein ganz angenehmer Dienſt geſchehen. Aber man vermißt auch ſehr vieles, was aus vorhandenen Nachrichten, z. B. Wolfs und le Gentils Reiſen, Gervaiſe Deſcript. Hiſtorique du Royaume de Macaçar, Raynal, Abhandlungen der Akademie zu Batavia, und vielen andern, ja ſelbſt aus den gebrauchten Hülfsmitteln richtiger und vollſtändiger hätte geſagt werden können. Zum Beyſpiele mag folgendes dienen:

S. 1. Zeylan liegt unter dem 6ten bis 10ten Grade Norderbreite, und unter dem 101 — 104ten Grad der Länge. Jenes mag für die Jugend genau genug angegeben ſeyn: dies aber iſt nach allen guten Charten ſehr unrichtig. Nach dem d'Anville, deſſen Charten der Verf. zum Grunde legt, liegt es zwi-

zwiſchen 97½°—99½° Länge. Nach S. 3 hat die Inſel 4 Hauptabtheilungen, 1) in Königreiche, 2) in Fürſtenthümer, 3) in Grafſchaften, 4) in Herrlichkeiten. Die erſte Frage, die der Lehrling hier thun wird, iſt: wie viel? und wie heißen ſie? Die Antwort bleibt der Verf. ſchuldig, und wenn nun der Lehrer hier ſtatt ſeiner antworten ſoll; und dieſer den 18ten Theil der allgem. Hiſt. d. R. nicht geleſen hat, was ſoll er antworten? Nicht wahr? Kinder, dieſe Eintheilung iſt auch unnütz. Zeylan hat jetzt nur einen König oder Kaiſer, deſſen Haupt- und Reſidenzſtadt Candy faſt mitten auf der Inſel liegt. Wenn ſie aber nun weiter fragen, was bedeuten die vielen groß und klein geſchriebenen Namen auf unſerer Charte? ſo wird er hier und bey allen folgenden Inſeln anzeigen müſſen, daß der Verf. nur die Städte und Flecken genannt habe, wo Europäer, und beſonders Holländer Niederlaſſungen haben, und dazu brauchten ſie dann wohl eben nicht d'Anvillens Charten ſich anzuſchaffen. Anſtatt den Lehrer in ſolche Verlegenheit zu ſetzen, hätte er entweder die Namen der Königreiche hinſetzen, oder davon ſchweigen, und dafür ſagen ſollen, daß zwo Nationen Indianer auf der Inſel wohnen; die Wadas, urſprüngliche Bewohner im nordlichen Theile, welche verſchiedene mit einander verbündene Stämme ausmachen, und ihre Freyheit gegen die Deſpoten der Inſel noch immer behauptet haben. Man könnte ſie die Zeylanſchen Bergſchotten nennen; denn ſie unterſcheiden ſich faſt, wie dieſe, von den Britten, durch Kleidung und Regierungsform von den Cingaleſen; und dieſes iſt die zweyte mehr geſittete Nation, die unter dem Kaiſer von Kandy ſteht, welcher, wie ein großer Theil ſeines Volks, den an der Küſte wohnenden Holländern fröhnt.

S. 7 und 10 ſind die Produkte des Pflanzenreichs naſſhaft gemacht. Hätte der Verf. die Vorrede zu Linnees Flora Zeylanica geleſen: ſo würde dieſer ganze Abſchnitt beſſer gerathen ſeyn. Von den Jacks (Anona Indica pomo viridi) hätte er gewiß eine andere Beſchreibung gegeben; wenigſtens nicht geſagt, daß ſie nirgends ſo groß und gut wüchſe, als auf Zeylan. S. 68, wo er den Hawkesworth vor ſich hat, widerſpricht er ſich ſelbſt. Vom Tallipot, nicht Tollipot, (Corypha L. Tala et Talaghas dicta) oder der Schirmpalme hätte er dem ehrlichen Knope es getroſt nachſchreiben können, daß ein einziges Blatt 15 bis 20 Perſonen vor dem Regen beſchützen kann; denn jegliches Blat macht einen runden Sonnenſchirm aus, der im

Durchmeſſer oft 14 — 18 Fuß hält. Es iſt auch nicht recht verſtanden, daß die Einwohner aus den Blüten oder Knoſpen eine Art Mehl machten. In dem Baume ſelbſt findet man ein ſehr gutes Mark, wie in der Sagu-Palme. Man hauet ihn, wenn er Knoſpen treibt, wegen ſeines zu ſtarken Geruchs um, und macht aus dem Marke des Stammes Mehl. Vom Zimmtbaum, S. 9, davon man die ſchönſten Wälder zwiſchen den Flüſſen Chilauw und Walauwe antrifft, hätte nicht müſſen geſagt werden, daß er, wenn man ihn geſchälet hätte, zu verwelken ſchiene. Er vertrocknet wirklich wie jeder andere Baum, von dem man ringsherum die Rinde abſchälet, und der Baum wird zu Nutz- und Brennholz umgehauen. Bald darauf aber ſchlagen aus der Wurzel viele junge Zweige aus, die nach 5 Jahren wieder eine taugliche Rinde haben. Auch ſäet eine gewiſſe Art Tauben ſeine Früchte aus, ſo daß immer Anwachs genug da iſt.

Im Steinreiche hätte unter den Edelgeſteinen der durch ſeine Elektricität ſo bekannte Turmalin nicht müſſen ausgelaſſen werden.

Bey Sumatra vermißt man S. 34 und 35 Ordnung und Zuſammenhang in der Geſchichte. S. 54 hätten aus dem Eſchelskroon die dort namhaft gemachten Summen von Produkten angegeben werden können. Zu gleichem Zwecke hätte Raynal bey den übrigen Inſeln, und beſonders bey Java gedient. S. 55 begeht der Verf. ſeinen gewöhnlichen Fehler. Statt die Eintheilung des Landes anzugeben, ſagt er §. 8, daß ſich noch jetzt 3 Königreiche von den Europäern unabhängig erhalten hätten. — Wie heißen ſie? Es wird nur der Kaiſer von Atchin genennt. In der Folge kömmt das Königreich Indrapura vor, welches aber von den Holländern ſehr abhängig iſt. Hiezu ſetzt Eſchelskroon noch Minancabo, welches der Verf. nicht hat. Außer dieſen aber giebt es noch viele wirklich unabhängige Radjas.

Eben ſo fehlt in der ſonſt gut gerathenen Beſchreibung der Inſel Java die Eintheilung des Landes in Königreiche und Bezirke, die noch ihre eigene, obgleich von den Holländern ſehr abhängige Beherrſcher haben. In der Beſchreibung der Städt Batavia und Naturgeſchichte der Inſel iſt Hawkesworth, aber mangelhaft, gebraucht. Der Schweine, deren Fleiſch dort das beſte iſt, wird gar nicht gedacht; dagegen, daß die Pferde

wild

wild auf der Insel herumliefen, da man doch nur in den entfernten Gebirgen sie antrifft. Pfeffer, das Hauptprodukt der Insel, wird gar nicht angeführt; dagegen wird von dem wie faule Zwiebeln stinkenden Durion, der so nicht einmal hier zu Hause gehört, und nicht sonderlich viel in Java vorkömmt, viel Aufhebens gemacht. Langhans sagt, daß wollüstige Leute sich ihrer bedienen, um ihre Geilheit zu vermehren, und nennt sie eine sehr stinkende, unansehnliche Frucht. Eben so kömmt der Mangostan (Garcinia Mangostana L.) welchen er mit dem vorher beschriebenen Mangobaum wieder verwechselt, in Java nur kümmerlich fort.

Bey Batavia, ehemals Jacatra, (nicht Jactara, wie S. 62 zweymal falsch gesetzt ist) hätten, wie bey der ganzen Insel, die vorhin gedachten Abhandlungen der Akademie zu Batavia gebraucht werden müssen. Der Verf. hätte hierin eine kurze Anzeige der holländisch-ostindischen Besitzungen, und bey den Hauptorten die geographische Lage bemerkt gefunden, welches um so viel nöthiger ist, da selbst auf des d'Anville Charte, z. B. auf Sumatra, nicht alle hier angegebenen Orte gefunden werden. Vom Zuckerbau und dessen Siederey, wie auch von der Wiederanbauung des zerstörten Landes im Königreiche Jacatra, stehen hier auch beträchtliche Nachrichten. 1719 waren um Batavia (Bantam und Tscheribon ausgenommen) 131 Zuckermühlen, welche aber die Regierung verminderte, so, daß 1745 nur noch 52 Mühlen giengen. Sie stiegen aber und fielen der Zahl nach in der Folge. 1777 waren 55, weil es am Brennholz mangelte, und die Regierung setzte in gedachtem Jahre den zu verarbeitenden Zucker auf 20000 Cojassers oder mehr als 8 Millionen Pfund.

Doch der Raum verbietet es, das übrige in diesem Buche, dem wir seine Brauchbarkeit deshalb noch gar nicht absprechen, weiter zu berühren.

P.

10. Gelehrte Geschichte.

Leben des Seneka nach Diderot, von F. L. Ephen. Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten. 1783. 1 Alph. 5 Bogen in 8.

Bey dem steten Verlangen eines groſsen Theils unſers leſenden Publikums nach immer neuen Leſebüchern können wir dieſes Leben eines der ehrwürdigſten Weltweiſen des Alterthums ſicher zu einer eben ſo angenehmen als nützlichen Lectüre empfehlen. Die treue Darſtellung der Abſcheulichkeiten eines greuelvollen Hofes, im Contraſte mit der ſtandhaften Tugend des philoſophiſchen Hofmanns, gewähren eben ſo viele Unterhaltung, als die vielen trefflichen moraliſchen Gedanken aus des Seneca Schriften Nahrung fürs Herz geben. Ueberdem giebt Diderots lebhafter und blühender Ausdruck und pragmatiſcher Vortrag, uns überhaupt ſein Enthuſiasmus für ſeinen Helden, der Erzählung noch mehr Annehmlichkeit. Hr. E. verdient alſo überhaupt für dieſe Ueberſetzung, die ſich ſehr zu ihrem Vortheil von andern Ueberſetzungen unterſcheidet, Dank, wenn wir gleich mit allem dem, was er dabey gethan hat, nicht zufrieden ſeyn können. Im Grunde nimmt dasjenige, was eigentlich zum Leben des Seneca gehört, den wenigſten Raum des Buchs ein; ſo gerne man auch von dem Privatleben des weiſen Mannes ſo wohl als von ſeinen Verrichtungen am Hofe ein mehreres läſe: aber freylich haben wir davon auſſer dem Tacitus und Sueton zu wenige Quellen; da Seneca ſelbſt von ſich in ſeinen Briefen nur ſehr wenig ſchreibt. Das Leben ſelbſt geht nur bis S. 184; dann eine Vertheydigung ſeines Charakters gegen den Dio Caſſius und einige andere Verläumder; von S. 214 eine Nachricht von dem Tod des Nero. Von S. 229 an geht der V. die Schriften des Seneca durch, mit ausgehobenen ſchönen Stellen aus den meiſten ſeiner Briefe und einzelner Bücher. Den Schluß macht von S. 409 an eine abermalige Apologie ſeines Helden gegen ältere und neuere Tadler, die D. nach franzöſiſcher Art, nur nach ihren Namen allegirt.

Bey allen unverkennbaren Merkmalen aber des Diderotſchen Geiſtes, hat dennoch dieſes Buch faſt noch eben ſo viele Spuren franzöſiſcher Flüchtigkeit an ſich, die man nicht lebhafter empfinden kann, als wenn man dieſes Leben des Seneca mit Middletons Leben des Cicero vergleicht. Hier iſt eben ſo viele Ordnung und Gründlichkeit, als beym Diderot Unordnung und Raiſonnement herrſcht. Oft verliert er ſich in Digreſſionen und Apoſtrophen, und deklamirt, wo er erzählen ſollte; erzählt überhaupt mehr die Chronike ſcandaleuſe des römiſchen Hofes, als ein Detail der Begebenheiten und Handlungen

des

des Seneca; befolgt bey ſeiner Biographie nicht die chronologiſche Ordnung, (die ſich zwar, aus oben angeführten Gründen, überhaupt beym Seneca, nicht ſo wie beym Cicero bis zur Jahrfolge beobachten, aber doch beym ſorgfältigen Gebrauch der Quellen gar wohl auf einige Grundjahre zurückbringen läßt) und iſt überhaupt, nach franzöſiſcher Mode, ein Feind von allen Jahrangaben. Er füllt beynahe die Hälfte des Buchs mit Auszügen aus den Briefen und andern moraliſchen Büchern des Seneca aus: ſeine Unterſuchungen über die Natur aber (Quaeſtionum naturalium libros) das ſtärkſte und gelehrteſte ſeiner Bücher, worin er ſo ausgebreitete phyſicaliſche Kenntniſſe zeigt, und die folglich die Neugierde des Leſers am meiſten erregen mußten, übergeht er ganz mit Stillſchweigen, aus dem faden Grunde, es liege weniger, als die übrigen, in den Gränzen ſeines Werks. Keines der Werke eines Gelehrten muß ſeinem Biographen außer dem Geſichtskreiß liegen — aber freylich iſt es leichter, moraliſche Phraſen und glänzende Gedanken auszuheben, und mit Ausrufungen und Declamationen zu bebrämen, als Meynungen der theoretiſchen Philoſophie deutlich darzuſtellen und zu beurtheilen. Und aller der langweiligen Auszüge aus des Seneca moraliſchen Schriften ungeachtet, hat dennoch der Leſer zuletzt keine deutliche Ueberſicht des ganzen Syſtems ſeiner Philoſophie: die erſten konnten Platz haben, mußten aber billig zuletzt mit einem allgemeinen Grundriß der Philoſophie des Seneca, nach dem Theile der Philoſophie, oder nach ihren Gegenſtänden geordnet, geſchloſſen werden.

Einen Theil dieſer Fehler hat der Ueberſetzer ſelbſt eingeſehen, und wie er in der Vorrede verſichert, durch Wegſchneidung deklamatoriſcher Auswüchſe, beſſern Anordnung, und Berichtigungen im Text und Noten, verbeſſert: in wie fern aber ſeine Arbeit vielmehr nach dem Diderot verfertigt, als aus dem D. überſetzt ſey, können wir, da wir das franz. Original nicht vor uns haben, nicht beurtheilen. Nach unſerm Urtheil aber hätte deutſcher Fleiß, der ſchon ſo manches franzöſiſche Litteraturprodukt der Vollkommenheit näher bringen mußte, hier noch mehr leiſten können, als er geleiſtet hat. Nicht zu gedenken, daß er, wo nicht immer, doch bey den wichtigſten Vorfällen, die Jahrzahlen an dem Rand hätte angeben, und die auffallende Lücke eines kurzen Auszugs aus den Betrachtungen über die Natur und zuſammenhängenden Darſtellung ſeiner philoſophiſchen Grundſätze, ergänzen können: ſo hätten wir haupt-

sächlich noch zweyerley zu mehrerer Vollkommenheit dieses Werkes von ihm gewünscht. Einmal eine genealogische Tabelle, oder wenigstens ein Onomasticon der kaiserlichen Familie; es sind so mancherley Personen derselben in die Geschichte des Seneca mit eingeflochten, die blos mit Namen genannt werden, daß man das Buch, ohne eine solche Tabelle vor sich zu haben, nicht immer mit vollkommner Deutlichkeit lesen kann. Zweytens würde auch in der Lebensbeschreibung eines alten Schriftstellers, ein kritisches Verzeichniß seiner Schriften, der noch davon vorhandenen Handschriften und vornehmsten Ausgaben, sehr an seinem Ort gewesen seyn. Er verbessert sehr häufig seinen Autor durch untergesetzte, oft sehr gegründete, mehrmals aber blos witzige Anmerkungen: er verfällt aber dabey in den Fehler, wozu er schon in der Vorrede den Ton angiebt, daß er an seinem Autor sehr vieles zu tadeln findet, und daher nach Ausdrücken hascht, die er kritisiren kann. Daher entstehen die meisten seiner Noten aus wahrem Widersprechungsgeiste. So deklamirt er in einer Note S. 45 über den von D. gebrauchten Ausdruck: niedrige Laster; S. 61 widerspricht er dem Wunsch des V., daß Sachwalter, so wie Priester, eigenes Vermögen haben möchten, damit sie nicht die Würde ihres Standes verletzen und Verräther der Wahrheit werden mögen, mit der weisen Anmerkung, daß gleichwohl die Armuth weniger Bedürfnisse habe, und weniger Veranlassung zu schlechten Handlungen werde; S. 148 den Ausspruch des D.: „der Minister ist verlohren, wenn sein Herr über seinen „Anblick erröthet oder erblaßt," durch den Gemeinsatz: kann der redliche Mann durch das Lächeln oder Erblassen eines Fürsten verlohren oder nicht verlohren gehen? S. 316 zu der aus dem Seneca übersetzten Stelle: „Alexander drang blos an die „Gränzen der Welt, um sich zuzueignen, was nicht sein war" durch den Gegensatz: Alexander eroberte niemals aus Habsucht, er theilte die Schätze der eroberten Welt seinen Feldherren aus. Was nützen dergleichen Anmerkungen, die oft eine Sophisterey zum Grund haben? Aber eben dieser Geist des Widerspruchs gegen den V. veranlaßt ihn auch in andern Anmerkungen zu kleinen Ungerechtigkeiten gegen den Seneca selbst, eben weil D. ein warmer Bewunderer desselben ist. Daher streut er nicht nur in vielen Noten Zweifel gegen die Rechtschaffenheit des Seneca und gegen die Beweise des Verf. für dieselbe aus, z. E. S. 137. 198. 216. 374. u. a. m.

soll

sondern er hängt auch in dieser Absicht ein eignes Kapitel an. Wir können nicht absehen, was es für ein Vergnügen bringen müsse, durchaus die Zahl guter Menschen in der Welt vermindern zu wollen, und müssen vielmehr bekennen, daß wir den V. bey seinem Eifer für die Tugend und Ehre des römischen Weltweisen lieb gewinnen. Und nun die Gründe gegen die Redlichkeit des guten Seneca. S. 442 — weil aus seiner Schule, aus der man einen Halbgott erwartete, — ein Nero gieng! O die Welt, und Deutschland besonders, würde der schlechten Fürsten weit weniger haben, wenn die Weisheit und Redlichkeit der Erzieher allemal für die Bildung ihrer Zöglinge Bürge seyn könnte? Freylich können unsre Fürsten keine Netone mehr seyn; das aber ist nicht das Verdienst ihrer Seneca's, wenn sie deren gehabt haben sollten, sondern veränderter Sitten und Zeitumstände. Wenn Hr. E. in seiner Anklage fortfährt: „wo liegt die Schuld," (daß nämlich Nero der gröste Wüthrich geworden,) „an dem Kopf oder Herzen des „Seneca?" so muß man sich wundern, daß ihm die Antwort nicht selbst beygefallen ist: an keinem von beyden, „sondern an „dem tiefen Verfall der römischen Sitten, an der Menge eben „so schlechter Familienbeyspiele, an den Angebern und Höflingen, an der Ungebundenheit der Kaiserwürde u. dgl." Hätte doch lieber der Uebersetzer, andere Stellen seines Autors, statt dieser widerlegenden, mit erklärenden Anmerkungen versehen: so würde ihm dafür ein großer Theil von Lesern, die wir ihm wünschen, Dank wissen; z. E. die Worte der Poppäa, S. 152, ist der Sohn eines egyptischen Flötenspielers ꝛc. S. 230, wo die erwähnten Vorstellungen des Seneca im Bade, im Original und in Nachbildungen zu sehen sind? S. 235, was das für Vorschriften des Seneca sind, wider welche sich die Natur empöre, und deren Beobachtung die Leiden unsers jezigen Zustandes vermehren würde, u. a. m.

Bey diesen Umständen treten wir selbst der Aufforderung des Uebersetzers am Schluß des Buches bey, daß das öffentlich gethane Versprechen eines Leben des Seneca von einem andern Schriftsteller in die Erfüllung gehen möge. Wir glauben gewiß, daß er wenigstens einige von unsern Wünschen, er mag dieses lesen oder nicht, erfüllen werde.

Ag.

Herrn Carl Denina, ehmaligen Königl. Professors zu Turin — Bibliopoeie, oder Anweisung für Schriftsteller, aus dem Italiänischen übersetzt. Berlin und Stralsund, bey Lange. 1783. 412 S. in gr. 8.

Daß ein die löbliche Schriftstellerinnung so nah angehendes, und vor 7 Jahren (zu Turin bey den Gebrüdern Reycends 1776) schon gedrucktes Buch, bis itzt unverdeutscht geblieben, ist in der That eine Art von Wunder. Freylich ließ sich das Ding nicht so frisch von der Faust weg übersetzen, als ein Theaterstück, Roman oder Reisejournal, und alle die kleinen Vorsichtigkeiten, die der Verf. dem angehenden Schriftsteller empfiehlt, würden unsern rüstigen Autoren auch nicht so recht angestanden haben. Inzwischen verdiente dies ausländische Produkt doch ungleich eher auf unsern Boden übergetragen zu werden, als so viele andere, womit man unsre Litteratur mehr erstickt, als befruchtet. Schon der Umstand, daß Hr. Denina sich an mehr als einem Gegenstand, bereits als Mann von Kopf, Belesenheit und Geschmack versucht, hätte ein günstiges Vorurtheil für dasjenige seiner Bücher hervorbringen sollen, worin er von seiner eignen Verfahrungsart, seinen eignen Handgriffen Rechenschaft ablegt. Wer überdies von dem Unterschied einen Begriff hat, ein Buch in Italien oder in Deutschland zu schreiben, wird diese Bibliopoeie als eine Art von Glaubensbekenntniß unsrer Mitbrüder, der Scribenten jenseits der Alpen, ansehen, und aus diesem Gesichtspunkte gewiß mit doppeltem Antheile lesen.

Hr. D. wundert sich, daß sopra l'arte di compor Libri zu schreiben, noch niemanden vor ihm eingefallen, und kennt nur ein paar Kleinigkeiten, worin von etwas ähnlichem die Rede sey. Saldenus de Libris, Maresii Epistolae, Puteani Oratio, Vagetii Dissertationes u. s. w. ja selbst seines Landsmannes Paganini Gaudentii Obstetrix Literaria sind ihm also unbekannt geblieben; denn unsre kleinern academischen Schriften über diesen Gegenstand gekannt zu haben, war ihm freylich nicht zuzumuthen. Alle diese braven Männer machen sein Buch zwar keinesweges entbehrlich; indessen erhellt doch daraus, daß dieser Gedanke auch andern schon durch die Köpfe gefahren; ob es gleich eben diesen Rathgebern leichter geschienen, über jede andre Materie, als über die Erfordernisse eines guten

Buchs,

Buchs, dicke Bände zu ſchreiben. Unſer Verf. theilt ſein eignes Werk in drey Haupttheile, davon der erſte dasjenige angiebt, was zur Bildung eines Schriftſtellers erfordert wird; der zweyte von allem dem handelt, worauf ſolcher, wenn er nun würklich ſchreibt, aufmerkſam zu ſeyn hat, und der dritte das übrige hinzufügt, was nach Verfertigung des Buches ſelbſt ihm noch vorkommen kann, worunter der Verf. nämlich Anmerkungen, Citationen, Cenſur, Druck u. dgl. verſteht. Alle die zahlreichen Unterabtheilungen anzuzeigen, in die jeder Abſchnitt wieder zerfällt, und wovon an der Spitze des Werks ein brauchbarer Umriß vorhanden, erlaubt der Raum dieſer Blätter nicht. Rec. begnügt ſich alſo mit der Verſicherung, daß der billige Leſer, und noch mehr der junge Schriftſteller, nicht leicht nach irgend einer Rubrik, die zu dem praktiſchen Theile der Büchermacherey gehören kann, ſich vergebens umſehen, und gar nicht übel fahren werde, ſeine eigne Arbeit über einen dergleichen Leiſten zu ſchlagen. In philoſophiſche Spitzfindigkeiten läßt der Verf. ſich nur ſelten ein; verſteht aber die Kunſt, auch ſchon bekannte Dinge mit neuer Wendung, anmuthig, und mit einer Gutherzigkeit, vorzutragen, die bey den heutigen Autoren immer ſeltner wird. Deutſche Sprache ſcheint er nicht zu verſtehen. Mit engländiſcher und franzöſiſcher Litteratur iſt er hingegen nicht unbekannt; eben ſo wenig mit den Werken der Alten, und was er von der Sprache ſeines Vaterlandes und ihrer beſten Schriftſteller erzählt, hat uns ausnehmend unterhaltend und lehrreich geſchienen. Wie ſehr müſſen unſre jungen und alten Zuſammenſtoppler ſich freuen, Deutſche zu ſeyn, wenn ſie S. 401 leſen werden, daß der arme Italieniſche Gelehrte ſtatt Nutzen aus der Feder für ſeinen Beutel zu ziehen, vielmehr offenbaren Schaden davon hat! Jener ultramontane Scribent hatte daher nicht Unrecht, der ſich des Ausrufs: O felice Germania! nicht entbrechen konnte, als er vernahm, daß bey uns ſelbſt die armſeligſten Scribler für ihre Mühe bezahlt würden.

Hr. D. Buch hat nichts dabey [illegible] ren, [illegible] es ſo auf Ueberſetzung warten müſſen. Ohner [illegible] t die g [illegible] t e. was den Styl betrifft, eben nicht die letzte [illegible] e [illegible] haben ſcheint: ſo läßt ſie doch im Ganzen [illegible] pi te und wenn man ihr gleich den italieniſchen Perroquenau anſieht: ſo gewinnt ſie doch durch Beybehaltung dieſer fre en Phyſiognomie. So weit wir ſie mit dem Urbilde zu vergle

Muße gehabt, ſind alle Züge von Bedeutung treulich ausgedrückt; ein paar kleine Flecken ausgenommen, quos aut incuria fudit etc. als zum Beyſpiel folgender, wo der Ueberſetzer S. 226 des Originals: il Padre Bougeant nella eccellente ſtoria del trattato di Veſtfalia offenbar ſehr eilfertig überſetzt: „Der P. B. in ſeinem vortrefflichen hiſtoriſchen Traktat von Weſtphalen.“ — Auch hätten eine Menge weitſchichtiger Perioden ohne große Mühe getrennt oder abgekürzt werden können; obgleich, um unpartheiiſch zu ſeyn, Hr. D. noch lange nicht unter die Schriftſteller Welſchlands gehört, die unſern deutſchen Lungen am meiſten zu ſchaffen machen.

Weit unangenehmer war es uns, auf ſo viele fremde Wörter zu ſtoßen, die Hr. Ulrich (Profeſſor zu Jena, dem wir, laut öffentlichen Blättern, dieſe Ueberſetzung zu danken haben,) doch ganz gewiß deutſch zu geben wußte. Oder ſind, caprice, intrigue, application, progrès, bataille, façon, ſujet, pièce, curieux, acteur, antiquités, penetration, intricat, u. ſ. w. als von dergleichen Fremdlingen nicht leicht eine Seite leer iſt, uns etwan unüberſetzbarer als andre? Hier und da zeigt ſich ſogar, wenn von Franzoſen die Rede iſt, ſehr poſſierlich, Monſieur. Sollte dieſe ſonderbare und ſehr unpatriotiſche Nachläßigkeit, oder wie ſoll man es nennen? noch weiter, wie es beynahe das Anſehen hat, überhand nehmen: ſo kommt ja wohl gar wieder die Reihe an Ubſens wohl informirten Redner.

Em.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Griechiſche Blumenleſe, oder kleine Sammlung vorzüglicher Stellen aus den griechiſchen Schriftſtellern. Ein Lehr- und Leſebuch zum Unterricht in der griechiſchen Sprache, von Joh. Friedrich Facius. Nürnberg, bey Grattenauer. 1783. 12 Bogen in 8.

Bey der ſchon vorhandenen Menge von Büchern dieſer Art iſt nicht abzuſehen, wozu der Verf. dieſe Sammlung veranſtaltet

tet hat, die sich fast durch keinen Vorzug empfiehlt, vielmehr zum Gebrauch in Schulen ganz unzweckmäßig ist. Das Buch enthält auf 3 Bogen Text, 2 Bogen litterarische Notizen, und 7 Bogen Index, so unverhältnißmäßig, als wenn in einer Armee je auf 3 Soldaten 9 Troßknechte gerechnet wären. Auf jenen drey Bogen möchte man etwa höchstens 6 Stücke erwarten; — nein! es sind deren wohl ein paar hundert. Einzelne Verse, einzelne Sätze aus Prosaikern, alles durcheinander, wie in einigen Abschnitten des Stobäus. Auch sind die Stücke, wie bey diesem, unter gewisse moralische Rubriken gebracht, so daß Hesiod, Theognis, Simonides, Euripides, Isokrates, Aristoteles, Epiktet und Menander ohne sonstige Rücksicht unter einander stehen. Moralische Stücke sind überdem für die Jugend nicht das Angenehmste und Unterhaltendste, als welche hauptsächlich Geschichte, oder kleine Gedichte liebt, aber ganze, nicht so abgerissene Verse wie hier stehen, die überdem größtentheils für die Anfänger viel zu schwer sind. Was die Unbrauchbarkeit des Buchs für die Jugend noch vermehrt, ist, daß es ohne Spiritus und Accente gedruckt ist, welches wir auf keinen Fall billigen können.

Tr.

Repertorium für bibliſche und morgenländiſche Litteratur. Zwölfter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1783. 284 Seiten in 8.

Zuerst *Io. Frid. Schleusneri* Curae Criticae et Exegeticae in Threnos Ieremiae, sind ein schätzbarer Beytrag zur Kritik des A. T. Wir finden sowohl den Text, als die alten Versionen, an mehrern Stellen gut verbessert.

II. F. A. Stroths Umschreibung und Erklärung von 1 Joh. V. Daß Johannes sich selbst V. 9. τὸ μεῖζον nenne, können wir uns nicht überreden. Der Apostel sagt, daß auf drey Zeugen, wie sie im Gerichte erfordert wurden, die Wahrheit der göttlichen Sendung Jesu beruhe. Diese drey Zeugen sind: seine Taufe am Jordan; sein blutiger Tod; und der Geist, wo man nothwendig den Geist Gottes, der sich durch ihn wirksam bewies, verstehen muß.

III. *H. E. Warnekros* Historia naturalis Sycomori ex veterum Botanicorum monumentis et itinerariis. Der

Schluß

Schluß dieſer Abhandlung. Wir wollen der Kürze halber zu einiger Anzeige des Inhalts nur die Ueberſchriften der Paragraphen herſetzen. §. 27. Fabulae de Sycomoro. §. 28. Allegoriae Patrum de Sycomoro. §. 29. Συκάμινος antiquis eſt Morus. §. 30. Συκάμινος alia vulgaris, alia Aegyptia. §. 31. Συκάμινος Theophraſti et Συκόμορος eſt ficus Aegyptia Plinii. § 32. De Συκαμίνῳ, Luc. XVII, 6. §. 33. de Ficu Cypria. §. 34. De Pſeudoſycomoro, ſ. arbore Azadaracht.

IV. J. G. Eichhorn von der Religion der Druſen. Nach den vom Hrn. Prof. Adler im Muſeum Cuſicum Borgianum, aus einem italieniſchen Manuſcript davon gegebenen Notizen, und einem arabiſch geſchriebenen Katechismus dieſer Religionspartey, den der V. von der Göttingiſchen Univerſitätsbibliothek erhielt. Sind gleich die Meynungen ſelbſt eine Grillen, und mißverſtandne Traditionen, ſo iſt doch die Nachricht von den Ungereimtheiten, die ein Volk glaubt, das jetzt hauptſächlich in Kroraman, einem Theil des Libanons nach dem Meere zu lebt, angenehm.

V. *P. I. Bruns* de mendis typographicis editionis van der Hooghtianae a Kennicotto non ſublatis. Der V. zeigt mehrere Druckfehler an, die Kennicott für ſolche nicht hat erkennen wollen, und daher hat ſtehen laſſen, uns die zum Theil auch andern Kritikern unbemerkt geblieben. Der merkwürdigſte iſt 1 Kön. IV, 24. עברין für עברי, nach welchem, da er ſich auch in ältern Ausgaben findet, auch Luther, er hatte Friede von allen ſeinen Unterthanen umher, für, von allen Seiten, überſetzt hat. Gelegentlich werden auch verſchiedene Fehler Houbigants, und der Kennicottiſchen Variantenanzeige bemerkt.

VI. D. J. B. Köhlers Nachtrag noch einiger Erläuterungen des Lieds der Debora. Einige dieſer Anmerkungen ſind vom Hrn. Prof. Trendelenburg in Danzig. Der V. ändert einmal V. 20. nach ihnen ſeine Ueberſetzung, und V. 21. überſetzt er jetzt beſſer נחל קדומים durch uralter Strom, wie Hr. M. Mendelſohn, als vorhin Bach der Kämpfe.

VII. *P. I. Bruns* de variis lectionibus Bibliorum Kennicottianorum. Der Verf. geſteht viele Mängel und Fehler der Kennicottiſchen Variantenſammlung zu, die aber nicht

ſowol

sowohl ihm selbst, und seinem Gehülfen, Hr. D. Br. beyzumessen sind, als andern, die für ihn kollationirten. Besonders waren seine englischen Kollatoren unwissende, und aller Kritik unkundige Leute. Aber aus der Folge zeigt sichs doch, daß auch K. manches versehen, und besser hätte machen können. Wir können in der Kürze nicht mehr auszeichnen, und die Abhandlung verdient es sehr, daß man sie ganz lese.

VIII. Noch von eben diesem Verf. vermischte Bemerkungen. Die Sabäischen Schriften selbst, und die Norbergische Uebersetzung im dritten Tom der Götting. Kommentationen von 1780 verbessert der V. an mehr als einem Orte. Von R. Joseph Kimchis Schriften, daß sie des Drucks nicht werth seyn. Vom hebräischen Psalter, Basel 1547. Das Variantenverzeichniß am Ende stimmt mit dem in Seb. Münsters Ausgabe vom 1536, bis auf die drey letzten Varianten, völlig überein.

Mo.

Libanii Sophistae Orationes et Declamationes. Ad fidem Codicum MSPT. recensuit et perpetua annotatione illustravit *Io. Iacob Reiske. Volumen I.* Altenburgi, sumtibus Richteri. 1784. 1 Alph. 17 Bogen gr. 4.

Die Gattin des verstorbenen Reiske, welche schon ehemals bey seinem Leben an der Arbeit Theil genommen hatte, womit dieser sich beschäfftigte, in der Absicht, eine neue Ausgabe des Libanius zu besorgen, hat nun nach seinem Tode die Ausgabe besorgt, und mit einer Vorrede begleitet, deren sich kein Gelehrter von Profession schämen dürfte. Man bemerkt darinne mit Rührung die zärtliche Zuneigung für das Andenken und die Ehre ihres verstorbenen Gatten, und bewundert die Kenntnisse in der Litteratur, welche sich jezt wohl selten noch in einem Frauenzimmer in der Art, wie in Madam Reiske, vereiniget finden werden. Reiske hat viele Handschriften vom Libanius gebraucht, und daraus die schon gedruckten Reden ergänzt, aber auch fünf ganz neue und unbekannte gezogen. Es ist hier nicht davon die Frage, was und wie viel die Litteratur durch diese Entdeckung gewonnen hat. Es ist doch gut, wenn man alle Schriften eines vormals berühmten Mannes nicht allein beysammen,

ſammen, ſondern auch gut und correct gedruckt, und ſo viel möglich erklärt hat. Vielleicht mochte Reiske, als er zuerſt an den Libanius gerieth, wahrſcheinlich in ſeinen jüngern Jahren, an dem geputzten und gezierten Stile des Sophiſten Geſchmack gefunden haben; dies führte ihn auf den Einfall, ſich der Erklärung und Verbeſſerung des Libanius beſonders zu widmen. Damals mochte er ihn für ein Muſter des attiſchen Ausdrucks halten; dieſes Vorurtheil beſtärkte ſeinen Eifer im Collationiren, Sammlen und Erklären. Aber wir würden es ihm ſo wenig, als jezt ſeiner zärtlichen Gattin, auf ſeine Verſicherung glauben, daß Libanius als ein Muſter des attiſchen Ausdrucks mehr geleſen zu werden verdiene. Er ſchrieb ſo gut, als irgend ein Sophiſt ſeines Zeitalters, das heißt, in einer ſchon verdorbenen Sprache; überdem wollte er überall gerne gelehrt und beleſen ſcheinen; daher ſind alle ſeine Reden und Briefe mit Anſpielungen, Citationen, Geſchichtgen und Mythologien angehäuft, die einem Ausleger viel zu ſchaffen machen können, welcher nach der kritiſchen Regel verfahren will. Aber daran kehrte ſich Reiske, wie bekannt iſt, gar nicht. Wiederholtes Leſen deſſelben Buchs, anhaltendes Nachforſchen und langwierige Unterſuchungen vertrugen ſich nicht mit ſeinem feurigen Temperamente, das bey keiner Sache lange verweilen konnte. Er ſetzte alſo auch hier in den Noten, was ihm ſeine Handſchriften, oder der erſte Einfall an die Hand gaben. Wortserklärungen findet man faſt gar nicht; etwas häufiger, Paraphraſen von dunkeln Stellen. Da Libanius ſo viele Gegenſtände aus der Geſchichte ſeiner Zeiten behandelt hat, ſo läßt ſich in ſeinen Schriften viel Stoff von Aufklärungen für die Geſchichte und Chronologie vermuthen; aber in den Noten findet man wenig dergleichen Anmerkungen. Gewöhnlich wird die Gelegenheit und die Zeit der Rede, wenn ſie ein Faktum betrifft, angegeben, oder muthmaaßlich beſtimmt, und hin und wieder wird ein Umſtand aus dem Tillemont erläutert. Sonſt geſteht Reiske ſelbſt an einem Orte in den Anmerkungen, daß die chronologiſchen und hiſtoriſchen Data, die ſich in den Schriften des Libanius finden, einander oft ſo ſehr und geradezu widerſprechen, daß er wenig Aufklärung für die Geſchichte der damaligen Zeit daraus verſprechen könne. Faſt alle Anſpielungen auf Stellen der alten Schriftſteller, und dieſe ſind überaus häufig, wie auch die Citationen ſelbſt, hat Reiske ganz übergangen, und ſich nicht einmal die Mühe genommen, verderbene Stellen aus dem Texte des angeführten Schriftſtellers zu

ver-

verbeſſern, wenn ſeine Handſchriften keine verſtändliche Lesart gaben. Auch bey dem jezigen wiederholten Durchleſen dieſes erſten Bandes haben wir manche ſeltene, mythologiſche, politiſche und Kunſtnachricht gefunden, wobey wir uns vergeblich in den Noten nach einer Erklärung oder Nachweiſung umſahen. Und doch wird man bisweilen auf einen guten Einfall treffen, wo man ihn nicht erwartete, z. B. was eigentlich die Curiali, oder Agentes in rebus für Verrichtungen hatten. Bey Gelegenheit einer andern Stelle, wo erzählt wird, daß den armen Beckern eine Auflage abgefordert ward, ὅσους ἀλῶντας ἀντὶ τοῦ σίτου τῷ ὕδατος, merkt er an, daß die Waſſermüller ſchon unter dem Auguſt bekannt geweſen ſind. Aber dieſe Stelle zeigt, daß dieſe Erfindung im Orient entweder nicht bekannt, oder nicht allgemein, vielleicht auch aus ökonomiſchen Gründen, gebraucht worden iſt. Der Druck iſt rein, aber ſehr fehlerhaft, das Papier ſtark und gut. Wir möchten gern den Verleger, um ſeines eigenen Beſtens willen, hierauf aufmerſam machen, und ihn bitten, auf die folgenden Theile eine ſorgfältigere Correctur zu verwenden; denn ſonſt wird dieſe Ausgabe der Morelliſchen in der Menge der Druckfehler leicht beykommen.

Th.

Sammlung der beſten zerſtreuten Ueberſetzungen aus Griechen und Römern, zum Gebrauch der Ueberſetzer, Schullehrer und Liebhaber der alten Litteratur. Erſter Band. Berlin und Stralſund, bey Lange. 1783. in 8. 400 Seiten.

Die Regeln, nach welchen der Herausgeber geſammlet hat, ſind: nur ſolche zu wählen, die für einen oder andern, der auf dem Titel genannten, würklich brauchbar ſind, mithin alle, weniger als mittelmäßige, zu verbannen; die in andern bekannten Sammlungen nicht ſtehen, die in ſolchen Werken nicht vorkommen, von welchen ſich ſicher vermuthen läßt, daß ſie ſchon in den Händen der etwanigen Leſer ſeyn werden. Hier findet man Byblis und Caunus von Schummel, aus Ovid; Orpheus und Eurydice von Fr. L. Grafen zu Stollberg, a. Virgil; Orpheus und Eurydice von Piper aus Ovid; das Adonißfeſt von Roſt, aus Theokrit; der Gebrauch des Lebens von Ramler, aus Anakreon; Tyrtäus Kriegeslieder von Weiße; Kleanths Hymne

auf

auf den Zevs, von Gedike; Bacchylides Gesang auf den Frieden, von demselben; Ciceros Paradoxa von M.; Lucians Prometheus von demselben; Demosthenes erste olynthische Rede, von Röderer; Pygmalion vom Chr. Grafen zu Stollberg, aus Ovid; an die Cikade von Ramler, aus Anakreon; der Schlaf von Piper, aus Ovid; der Neid von demselben, aus demselben; der Hunger, desgleichen; Homers Iliade, von Bürger, erster Gesang; desselben fünfter Gesang, von demselben; sechster Gesang, gleichfalls; auf Tibullus Tod, von Rode, aus Ovid; Theokrits elfte Idylle von Hindenburg; Pindars erster Pythischer Chor, von Voß; Platos Vertheidigung des Sokrates, von demselben; Virgils Aeneide, vierter Gesang, von einem Ungenannten; Oedipus, der König, von Gelpkagen, aus Sophokles; Oedipus in Kolonus, von demselben, aus Sophokles; endlich Virgils Aeneide, erster Gesang, von Jördens. Die Verf. und ihre Arbeiten sind meistens bekannt, wir haben also nicht nöthig, etwas weiters hinzuzusetzen.

Uz.

Epiktets Handbuch. Aus dem Griechischen. Mit erläuternden Anmerkungen, von Gottlieb Christian Link. Nürnberg, bey Zeh. 1783.

Die Uebersetzung ist mit Fleiß und Sorgfalt gemacht, und dem Uebersetzer ist es größtentheils gelungen, Gedanken und Ton des Stoikers so treu zu übertragen, daß man nicht leicht unrichtige Nebenbegriffe mit den Worten verknüpfen wird. Wo dies allenfalls ja noch zu befürchten war, da hat er durch eine Anmerkung, welche den griechischen Ausdruck darstellt, und erklärt, die Sache deutlich zu machen gesucht; wie z. E. Kap. 8. wo er ἐυροίεις durch: dein Leben wird glücklich hinfließen, übersetzt hatte.

Pm.

Imman. Joh. Gerhard Schellers ausführliches und möglichst vollständiges lateinisch deutsches und deutsch-lateinisches Lexicon, oder Wörterbuch, zum Behuf der Erklärung der Alten und Uebung in der lateinischen Sprache. Lateinisch deutscher Theil,

in

in zwey Abtheilungen. 4 Alph. 17 Bogen und 4½ Bogen Vorrede, in med. 8. Leipzig, bey Fritsch. 1783.

Der Hr. Rect. Scheller krönt durch dieses Lexicon seine bisherigen vielfachen Verdienste um die Schulen und unsere lateinlernende Jugend. Es gehört nicht viel Erfahrung beym Gebrauch der bisher auf Schulen gewöhnlich gewesenen Handlexiken dazu, um zu wissen, wie mangelhaft und unvollständig sie alle sind; mangelhaft in Bestimmung der ersten Bedeutungen, unvollständig in Sammlung aller Bedeutungen und des verschiedenen Gebrauchs, und unrichtig in der Folge und Ableitung derselben. Und wer dieses weiß, wird sich auch leicht vorstellen können, daß, wer uns ein von solchen Fehlern freyes, besseres Lexicon liefern will, es nicht dabey bewenden lassen könne, blos seinen Kirsch oder Matthiä zu corrigiren, sondern daß er es selbst von neuem ausarbeiten müsse, und wird also um so viel lieber dem V. die Zusicherung glauben, daß er dieses würklich bey dem seinigen gethan habe. Dies zeigt überdem gleich der Anblick, und die Vergleichung fast eines jeden Artikels. Denn wirklich unterscheidet sich dieses Schellersche Lexicon von allen andern, die wir kennen, so sehr, daß es gar mit keinem verglichen werden kann, und in seiner Art ein einziges ist. Die Vorzüge desselben aber bestehen nun eigentlich in folgendem: 1) sind die ursprünglichen Bedeutungen der Worte mit möglichster Genauigkeit aufgesucht und angegeben worden, gewiß, wo sie gewiß und erweislich sind, vermuthungsweise aber, wo sie nur vermuthet werden können; wie es uns denn überhaupt wohl gefallen hat, daß der Verf. durchgehends bey Angebung der Bedeutungen sowohl als bey eingestreuten Erklärungen angezogener Stellen, sehr gewissenhaft das Gewisse vom Ungewissen durch ein zugesetztes vielleicht unterscheidet, auch das nicht verschweigt, wenn eine Bedeutung durch eine andre Lesart wegfällt, und selbst zuweilen bey manchen Stellen, wo ein Wort vorkömmt, z. E. bey torus, seine Unwissenheit bekennt. 2) Sind die mehresten Bedeutungen eines Wortes, ihrer natürlichen Folge nach, in Classen und gleichsam Familien gebracht, und dann bey jeder Hauptbedeutung ihre verschiedene Bestimmung, Anwendung, tropischer und poetischer Gebrauch, Construction, und dahin gehörige Neben- und Unterbedeutungen, der Reihe nach vollständig

angegeben worden, welche Vollſtändigkeit, genealogiſche Abtheilung und Verbindung der Bedeutungen wir nirgends, nicht einmal in Gesners Theſaurus, gefunden haben. Freylich können wir auch nicht leugnen, daß wir wohl hie und da eine Bedeutung vermißt haben, z. B. bey nimbus die Bedeutung des Scheins, in dem die Götter erſchienen; man findet aber alsdenn, daß der V. dieſe fehlende Bedeutung, oder die dahin gehörigen Stellen, mit einer andern vereinigt hat, ob immer mit Recht, wollen wir eben nicht ſagen. 3) Sind alle Bedeutungen mit Autoritäten der Alten belegt worden, oft mit dem bloßen Namen, noch öfter aber, und wo es daran gelegen iſt, mit Angebung der Stellen, deren genaueſte Richtigkeit der V. verſichert, indem er alle Stellen vorher ſelbſt nachgeſchlagen habe, ehe er ſie hinſchrieb. Sie ſind, wie man aus der Vergleichung ſieht, nicht bloß aus Fabern und Gesnern abgeſchrieben, ſondern ſelbſt gewählt, und auch richtiger angeführt. Ueberdem iſt alles mit möglichſter Sparung der Worte und des Raums vorgetragen, daß es nur daraus begreiflich wird, wie dieſes Lexicon in vielem Betracht vollſtändiger als ſelbſt Faber ſeyn könne. Doch wir wollen einen Artikel abſchreiben, woraus der Leſer beſſer als aus unſrer Beſchreibung die Einrichtung des Werks wird abnehmen können.

„Afficio oder Adficio, eci, ectum, v. 1) ſtatt facere „ad, etwas hinzuthun zu etwas, damit verbinden: daher res „quae ſunt adfectae etc. Cic. Top. 2, i. e. coniunctae cum etc. „die in Verbindung ſtehen, dahin eine Beziehung haben. 2) ſtatt facere ſe ad, ſich an etwas oder jemand „machen, es geſchehe womit es wolle, z. E. aliquem benefício, honore, Cic. mit Wohlthat, Ehre, i. e. Wohlthat, „Ehre, erweiſen: praemio, Cic. i. e. Belohnung geben: laetitia, voluptate, moleſtia, dolore, Cic., mit Freude ꝛc. „i. e. Freude, Vergnügen, Betrübniß verurſachen, oder erfreuen, vergnügen, betrüben: ſo auch ignominia, Cic.: „poena, Cic., i. e. beſtrafen: ſo auch ſupplicio, Cic.: iniuria, Cic., Unrecht anthun: laude, Cic: gloria, Plaut., „i. e. Lob, Ruhm verſchaffen, loben, rühmen: morte, tödten, „Cic.: ſepultura, Cic., begraben: exſilio, Cic., ins Exilium jagen: admiratione, Cic., bewundern, ſtipendio, Cic., „Sold geben: nomine aliquid afficere, benennen, Cic.: daher überhaupt einem etwas erweiſen, oder anthun, oder jemanden mit etwas verſehen, begaben, es ſey etwas Gutes

„oder

„oder Böſes: daher affectus i. q. praeditus, z. E. audacia, „Cic. virtutibus, vitiis, artibus, valetudine optima, Cic. „3) Sich an jemand (etwas) machen, gleich einem Feinde, „oder jemanden angreifen, z. E. morbi corpora adficerent, „Liu. fames exercitum adfecit, Liu. griff an, machte ſich „an das Heer: daher adfici morbo, Nep.: labe, Liu., an„gegriffen werden, krank werden: daher difficultate, Caeſ., „in Schwierigkeit oder Noth ſeyn: daher ſchwächen, z. E. „aetas adfecta; ſenectute adfectus, Cic.: corpus adfectum, „Liu., i. e. ſchwach, ſchwächlich, entkräftet: daher bel„lum adfectum, Cic., i. e. geſchwächt, vermindert, „folglich ſeinem Ende nahe. 4) Sich an etwas machen, oder „behandeln, wohl oder übel, z. E. corpus ſic adficiendum „eſt, Cic., muß ſo behandelt, gewöhnt, gebildet werden: da„her adfectus, a, um, in einer gewiſſen Verfaſſung befind„lich, beſchaffen, z. E. coelum adfectum, Cic.: manus „tua ſic adfecta, Cic. i. e. ſo beſchaffen ꝛc. 5) Beſonders „ſich an jemanden in Anſehung des Gemüths machen, aliquem „oder animum alicuius, rühren, in eine Bewegung ſetzen, „z. E. literae tuae me ſic adfecerunt. Cic. i. e. gerührt: „oder eine gewiſſe Geſinnung einflößen: daher adfectus geſinnt, z. E. erga aliquam, Cic. Und ſo iſt öfters Ad„fectus, a, um, in Gemüthsbewegung geſetzt, gerührt, „geſinnt.“

Inzwiſchen hat dieſes Lexicon dennoch, bey ſeinen unleugbaren groſſen Vorzügen, einige Mängel, die wir eben ſo wenig verſchweigen können. Wir rechnen hieher hauptſächlich die völlige Unbrauchbarkeit deſſelben für die lateiniſche Proſodie und Verskenntniß. Die Quantitätszeichen fehlen entweder völlig, oder ſtehen, auf eine höchſt lächerliche Art, nur auf ſolchen Sylben, wo ſie kein Menſch verlangt und erwartet, z. B. bey der Endigung io und ia, auf i, und fehlen hingegen auf Sylben, wo ſie der Schüler zu wiſſen verlangt, z. E. religio, ſepelio, ſiliceus, credibilis. Geſetzt der Verf. wäre des Glaubens gewiſſer Schulleute, die die Liebe zum Neuen, und die eigene Unwiſſenheit in der alten Litteratur dahinbringt, lateiniſche Sprache und Verſühungen aus ihren Schulen verbannen zu wollen, wel-

ches wir uns doch von einem Manne von Schellers Grundsätzen und Einsichten, von einem Manne, der auch wohl ohne seine Absicht, bey Erklärung eines römischen Dichters, bey einem fähigen Jüngling den Trieb zur Nachahmung und Geschmack an der lateinischen Dichtkunst erweckt, und der es wissen muß, wie unausbleiblich ein netter lateinischer Vers seinen Mann ziert, und noch auf der Universität empfiehlt, der es wissen muß, daß man ohne Kenntniß der Sylbenmaaße, und folglich auch der Quantitäten, seinen Horaz nur mit halbem Gefühl lesen könne, so was nicht einbilden können; gesetzt der Verfasser wäre dieser Meynung, und hielte den prosodischen Gebrauch eines Lexicons für unnöthig: so hätte er sein Privaturtheil nicht zum allgemeinen Urtheil für alle Schulen machen, und vielmehr bedenken sollen, daß er durch diesen Eigenwillen, seiner Arbeit einen möglichen Nutzen mehr entzieht, und den Besitzern dieses Lexikons nicht jedes andere entbehrlich macht, sondern sie vielmehr veranlaßt, noch ein anderes daneben zu haben, um die Quantitäten der Sylben zu finden. Daß er den Wörtern keinen Vers beygesetzt hat, woraus Kenner die Länge und Kürze derselben erkennen können, verzeihen wir ihm, weil er des Raums schonte. Quantitätszeichen hingegen nehmen keinen mehrern Raum ein. Jedoch wir wollen das Räthsel auflösen. Hr. Sch. war einst ein Thomasschüler, und auf der Thomasschule ist man immer, wenigstens zu Ernesti Zeiten, gewohnt gewesen, Prosodie zu ignoriren, und Poeten zu lesen, ohne ihre Sylbenmaaße zu kennen. Auch sind nicht immer die Etymologien der Wörter angegeben, welches bey Wörtern, wo sie nicht in die Augen fällt, um desto nöthiger ist, und überhaupt zur vollkommenen Wortkenntniß gehört. Wir wundern uns um desto mehr darüber, da Herr Sch. in seinem kleinem Wörterbuch hierin so accurat ist. Durch die tabellarische Anordnung der Bedeutungen ist es zuweilen geschehen, daß bey Wörtern, die deren viele haben, eine Bedeutung mehr als einmal unter verschiedenen Classen, aufgestellt worden ist, wie z. E. bey res und ratio. Auch haben wir viele Namen mythologischer Personen und Orte vermißt, doch anfangs mehr als im andern Theil, worüber sich zwar der Verfasser selbst mit den anfangs enger gesetzten Gränzen entschuldigt. Manche Artikel brauchen auch wohl noch Berichtigung, wohin auch wohl gehört, wenn es unter Zona heißt: „3) auch heißen gewisse Himmelsstriche Zonae, die

den

den Himmel und die Erde in 5 Theile abtheilen, und noch itzt Zonen heißen: nämlich zwey Zonae frigidae, i. e. die „beyden äußersten jenseits der Wendezirkel; eine Zona „torrida, i. e. in der Mitte unter der Linie, und zwey „temperatae, i. e. gemäßigte, zwischen der Linie und „den Wendezirkeln.“

In der lesenswürdigen Vorrede giebt Herr Sch. von der Absicht und den Gränzen, die er sich bey seiner Arbeit gesetzt hat, von den Schwierigkeiten bey Verfertigung eines seiner Absicht entsprechenden Lexicons, und den Eigenschaften dessen, der ein solches schreiben will, von der Unzuverläßigkeit der dabey zu brauchenden Hülfsmittel, Kritiker, Scholiasten, Commentatoren und älterer Lexicographen — alles mit Beyspielen von Fehlern und Irrthümern belegt, die größtentheils Ernesti selbst in diesem Fach von Arbeiten begangen hat. Der Verfasser hatte dieselbe schon zum Theil in seinen praeceptis styli gerügt; und da der Mann, an dem ers that, sein neunjähriger Lehrer war, so könnte es leicht kommen, daß man diesem Tadel einen gehässigen Anstrich gäbe. Allein wir müssen sagen, daß er so offenbar das Gepräge der unverhohlenen Wahrheitsliebe trägt, und dabey auch so gegründet ist, daß wir den Verf. von allen Mißdeutungen seiner Absicht frey sprechen.

Pk.

12. Münzwissenschaft.

Karl Benjamin Lengnichs neue Nachrichten zur Bücher- und Münzkunde. Erster Band mit einer Kupfertafel. Danzig und Dessau, in der Buchhandlung der Gelehrten und bey dem Verfasser. 1782. Ersten Bandes zweyter Theil, zur numismatischen Bücherkunde und Münzkunde. 320 Seiten in 8.

Dieſer zweyte Theil der neuen lengnichſchen Nachrichten, dem ein von Bergern ſehr wohl geſtochenes Bildniß des Hrn. Barons von Aſch, welchem der nur vor kurzem von uns angezeigte erſte Theil zugeſchrieben iſt, und das Titelblatt des ganzen Bandes beygelegt ſind, betrifft ganz die Münzkunde. Zuerſt eine ausführliche Anzeige mit verſchiedenen Zuſätzen und Berichtigungen von des Herrn von Haller ſchweizeriſchen Münz- und Medaillenkabinet. Das Werk, das ſich auch von der typographiſchen Seite ſehr empfiehlt, obgleich der Verleger in Anſehung der Kupfertafeln etwas geſpart, und die zum zweyten Bande verſprochenen auch noch nicht nachgeliefert hat, zeichnet ſich durch Vollſtändigkeit und Genauigkeit vor vielen andern ähnlichen Werken vorzüglich aus. Nur Voigts Beſchreibung der böhmiſchen Münzen würde alle numismatiſche Werke in jeder Rückſicht übertreffen, wenn das Werk, das mit dem dritten Bande ſcheint ins Stecken gerathen zu ſeyn, bis auf unſre Zeiten fortgeſetzt würde. Herr v. H. hat noch keine Münzgeſchichte der Schweiz geliefert; aber ſein Werk enthält doch Beyträge dazu, und er macht Hoffnung, wenn der Herr Dir. Schinz ſein Werk über die Münzen des mittlern Alters wird herausgegeben haben, auch noch zu einer Beſchreibung der ſchweizeriſchen Scheidemünzen. Herr L. tadelt, daß Gewicht und Größe, auch wo Herr v. H. die Stücke ſelbſt beſaß, nur ſelten angegeben ſind. Die folgenden drey Nummern liefern Auszüge und Anmerkungen zu Th. Snellings Silver Coin and Gold Coin of England und Engliſh Medals; von welchem Verfaſſer man auch noch mehrere, die engliſche Münzgeſchichte angehende Schriften hat. Hierauf folgt ein Verzeichniß von Medaillen auf berühmte Engländer, und alsdenn neuere Medaillen auf berühmte Perſonen, vornehmlich Gelehrte, Künſtler und Inſtitute. Ferner neuere Medaillen aus verſchiedenen Gegenden vermiſchten Inhalts, Nachricht von der Familie von Schlatter, und ihren Verdienſten um das Berg- und Münzweſen in Rußland, und zuletzt vermiſchte Nachrichten numismatiſchen Inhalts, nebſt kurzen Anzeigen zur Münzkunde gehöriger Bücher.

Mf.

Schau-

Schau- und Denkmünzen, welche unter der glorwürdigen Regierung der Kaiserinn Königinn, Maria Theresia gepräget worden sind. Erste und zweyte Abtheilung. Medailles frappées sous le regne glorieux de l'Imperatrice Reine Marie Thérese. *Partic. I. II.* Wien, 1784. in der Krauſſischen Buchhandlung, in Folio, 415 Seiten.

Ein wichtiger und sehr schätzbarer Zuwachs zur neuern Münzkunde, 291 Medaillen und Jettons erscheinen hier gestochen, welche alle Denkmünzen die auf des Römisch-Kaiserl. Hofs ausdrücklichen Befehl, oder in zu Oesterreichs gehörigen Landen, oder in Reichs-Städten, in Betref der kaiserl. Wahlen und Huldigungen geprägt worden sind. — Man findet dahero hierinnen nicht allein alle Medaillen, welche die Thaten der Hochseel. Kaiserin Theresia anzeigen, sondern auch noch die Medaillen des Kaisers Franz, Herzogs Carl in Lothringen, des itzo regierenden Kaisers Josephus, und des gesammten Kaiserl. Hauses, bis zum Ableben der Kaiserin. — Da viele, ja die meisten von den berühmtesten Medailleurs, als einem Richter, Donner, Vestner, Toda, Selvi, Becker, Kittel, Wiedemann, zwey Werner, Hautmerani, Fuchs, Oexlein, Holtzhey, Schäfer, Wurschbaur, Förster, Crapanes, Moll, Keiserwerth, Würt, Krafft, Schega, Körnlein, Roettiers, Weber, Sirles, König, Guillemard und Vinazer, gut und öfters schön gefertiget worden sind, so, daß man ihre Urbilder nur gerne ansiehet, so ist zu bedauern, daß die Zeichnungen zu diesem prächtigen Werk so übel gerathen, keine Aehnlichkeit getroffen, und ohne gehörigen Fleiß und Nachahmung verfertiget worden sind. — In dem dabey befindlichen Text, welcher deutsch und französisch neben einander stehet, ist Beschreibung jeder Medaille vorzüglich, das hierzu gehörige Historische aber, ist zu kurz, und manchmal im deutschen, ein andermal aber im französischen weitläuftiger ausgeführet. Die Herausgeberin und Verfasserin ist die Kaiserl. Königl. Princessin, Erzherzogin Anna Maria, Aebtißin in Klagenfurt, welcher die Münzforscher und Geschichtskundige sehr vielen Dank dafür schuldig sind; — möchten doch Mehrere, durch dieses schöne lobenswürdige Beyspiel aufgemuntert werden,

die Schau- und Denkmünzen der höchsten und hohen Häusern, wie hier geschehen, der Welt mitzutheilen!

Nummi Germaniae medii Aevi, qui in Nummophylacio Caesareo Vindobonensi adservantur. Eos ordine chronologico dispoſuit, descripſit, et ubi opus fuerat, illuſtravit *Adauctus Voigt.* — *Pars prior.* Viennae, ſumptibus Kraus. 1783. 8 maj. 293 Seit.

Da wir noch wenig Hülfsmittel zur Münzwiſſenſchaft der mittlern Zeit haben, ſo hat der gel. Verf. ſehr wohl gethan, der gel. Welt dieſen Catalogus zu ſchenken. Er liefert uns die Münzen Deutſchlands von Carolus Magnus, bis auf Carolum den Fünften, genau, ſo viel es möglich iſt, beſchrieben, und mit kurzen wichtigen Anmerkungen verſehen. Die Guten ſind gehörig chronologiſch geleget, und manche ſehr reich und vollkommen, manche aber für ein ſo großes Cabinett noch zu arm, als die der Churfürſtl. Maynziſchen, der Bayriſchen, der Biſchöfe von Metz, Würtzburg, der Herzogl. Bayriſchen, Markgräflich Brandenburgiſchen und Heſſiſchen. Jeder Sammler dieſer Art Münzen weiß die Schwierigkeiten und Seltenheiten derſelben, dahero wir dieſem vorzüglichen Kaiſerl. Cabinett glückliche Fälle zur Ergänzung wünſchen, und dem zweyten Theil, worinnen die Münzen der Städte Deutſchlands beſchrieben werden ſollen, mit Verlangen entgegen ſehen.

Gewagte Erklärung eines noch nicht bekannten römiſchen Exagial-Normal-Gewichts von corinthiſchem Erz, aus dem erſten Jahrhunderte, welches nebſt dreien bis hiehin in keinem Kabinette befindlichen, noch viel weniger erläuterten tudullirten Exagialmünzen, aus dem erſten, zweyten und dritten Jahrhunderte, als in dem ſeinigen aufbehalten, und demnächſt noch eine Generalliſte deſſelben, den Alterthumsliebhabern mitgetheilt wird, von Anton Siegfried Gotthold Guſe, correſpondirendem Mitgliede der Geſellſchaft der Alterthümer

mer zu Caſſel. Deſſau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1782. 8vo. 53 Seiten mit vier Blättern Kupfer.

Ein erſtaunender Titel eines kleinen Werkchens; der Verfaſſer liefert aus ſeiner reichen Sammlung alter Münzen, deren Liſte auf drey Kupferblättern hier beygefüget iſt, ein altes Gewicht, und beſchreibet einige ſogenannten contremarquirten alte Münzen. — Er hält dieſes Gewicht, welches mit feinen ſilbernen Figuren, (als zwey gegenüberſtehenden Bruſtbildern, mit Stralen, Kronen, und wenig Gewand, davon das zur Rechten von zwey darhinter ſtehenden Victorien, und jenes zur Linken von einer Victoria gleichſam bekrönet wird; zwiſchen dieſen ſtehen zwey Siegeszeichen, welche zwey Waagen, dieſe in der Rechten, jene in der Linken halten, unter welchen eine Kugel lieget; Ein Adler aber ſtehet gegen das Bruſtbild zur Rechten.) und zwey griechiſchen Gamma eingelegt, vom corinthiſchen Erz gegoſſen iſt, und wird künftig mehr davon in ſeinem catalogo critico theologico mythologico geographico varii generis numorum etc. — ein erſtaunend neumodiſcher Titel — ſchreiben. — Da Er von den notulis incifis auf R. Familienmünzen noch nichts, als daß es Valvationszeichen ſeyn könnten, zu ſagen weiß, ſo handelt Er von dergleichen eingeſchlagenen Marquen auf R. Kaiſer M. welche Er tudulas nennet, ein den Münzgelehrten bishero faſt ganz unbekanntes Wort, und erkläret die darauf befindlichen Buchſtaben MPR. MONB. MOB. IMPR. als die Anzeigen der von Kaiſern probirten, und gut geheißenen Münzen. Das EX AVG. auf einer M. Trajani iſt ihm das Exagium Auguſti; PAV das probavit Auguſtus, das P. N. R. pondus numi romani, oder pondus numale reſtitutum, u. ſ. w. — artige, aber wohl niemals gründlich zu beweiſende Conjecturen. — Das Gewichte wiegt 3 Unzen, welches auch ganz richtig die r. anzeigen, und die darauf befindlichen Bruſtbilder ſind ihm Bildniſſe der Veſpaſianen, welches die feine Arbeit darauf beweiſen ſoll, kurz, das iſt das Exagial-Normal-Gewicht, nach welchem durch andere, von ſchlechterer Materie abgezogenen Gewichte, dem Soldaten ſeine Lohnung gegeben wurde. — Allein da wir weder eine feine Zeichnung, noch das gehörige Coſtum, z. B. in der Kleidung und Vorſtellung der Victorien finden, auch wirklich bey Betrachtung des

rechten Arms mit der Waage, welcher unten, wo die Beine angehen ſollten, hervorraget, lachen müſſen; ſo wollten wir rathen, dieſes alte Gewichte in weit ſpätere Zeiten herabzuſetzen, und wenn die Bildniſſe der Kaiſer genau vorgeſtellet worden wären, faſt deren Namen anzugeben wagen. — Die ſtatiſtiſche ökonomiſche mechaniſche Vorſtellung des alten Münzweſens, und den verſprochenen Catalogus ſeiner Münz- und Gemmenſammlung, wovon allhier Proben geliefert worden, erwarten wir. Ueber den großen Vorrath ſeiner Münzen, nach dem beygefügten Verzeichniß, erſtaunen wir, und wünſchen, daß ſein Numus maximi moduli e gente Quinctia, des Agrippae didrachmalis, der Otho, Peſcennius u. a. m. auch ächt ſeyn, und nicht etwa aus denen in dortigen Gegenden befindlichen neuen Münzfabriquen her ſeyn mögen. Am.

13. Wiener Schriften.

1) Briefe über die Galanterien von Berlin, auf einer Reiſe geſammlet von einem öſterreichiſchen Officier. (Gotha.) 1782. 8. 378 Seiten.

2) Briefe aus Wien verſchiedenen Inhalts, an einen Freund in Berlin. Leipzig und Berlin, (Preßburg) 1783. 8vo. 488 Seiten.

3) Briefe aus Berlin über verſchiedene Paradoxe dieſes Zeitalters. An den Verfaſſer, einen Freund in Berlin. D'ordinaire il ſe trouve, que les choſes ſont bien autres, qu'elles ne paroiſſent: et l'Ignorance, qui n'avoit regardé qu'à l'Ecorce ſe detrompe, dès qu'elle va au dedans. Berlin und Wien. (Breßlau.) 8vo. 342 S.

4) Johann Friedels geſammlete kleine gedruckte und ungedruckte Schriften. Den Freunden der Wahrheit gewidmet. (Wien.) 1784. 8. 419 S.

5) Ver-

5) Berlin und Wien, in Betreff der Gelehrsamkeit und Aufklärung unpartheyisch gegen einander gehalten, von Joseph Grossinger. Frankfurt und Leipzig. (Wien.) 1784. 8. 28 S.

6) Der 42jährige Affe. Ein ganz vermaledeites Märchen! Aus dem Französischen. Berlin. (Prag.) 1784. 8. 250 S. 8.

Vor einigen Jahren kam ein gewisser Herr Johann Friedel, *) aus Oesterreich gebürtig, nach Berlin. Man kann nicht sagen, daß er daselbst eine glänzende Rolle gespielt hätte. Den Gelehrten, denen er doch, da er ein Gelehrter seyn wollte, zuerst hätte bekannt seyn sollen, und von denen er als ein junger, noch ungebildeter Mensch, so vieles hätte lernen können, blieb er unbekannt. Zu den Privatpersonen, welche die Wissenschaften kultiviren, und Einsichten mit Geschmack verbinden, hatte er keinen Zutritt. In die Gesellschaft der feinern Welt kam er nicht, er lebte im Incognito eines Erdensohns. Dabey führte er eine Lebensart, von der man wohl, noch aufs gelindeste sagen kann, daß sie nicht regelmäßig war. Es würde in jedem andern Falle unnöthig oder unanständig seyn, diesen letztern Umstand zu erwähnen, wenn es nicht das nachherige Betragen dieses unbesonnenen jungen Menschen nöthig machte. Er, der von Berlin nichts als den Auskehricht hatte kennen lernen, der nicht in der Lage war, in gute Gesellschaften zu kommen, der sich auch nicht einmal zu bemühen schien, sich in diese Lage zu setzen, unternahm es, die Sitten von Berlin zu schildern. Er kannte nichts als das Schlechte von Berlin, und vermuthlich glaubte er, sich mehr Leser zu schaffen, wenn er es noch schlechter schilderte. Er gab, nachdem er Berlin verlassen hatte, weil ihn, wie jedem in die Augen fallen mußte, der ihn sah, ingenii largitor venter anrieb, zu Gotha die Briefe No. 1. heraus. Diese

*) Er muß auf keine Weise (wie wirklich in einer gewissen gelehrten Zeitung geschehen ist) mit dem Hrn. Friedel, der sich jetzt in Paris aufhält, und das Theatre allemand herausgegeben hat, verwechselt werden. Der letztere ist aus Berlin gebürtig.

se Briefe enthalten wirklich so wenig die Galanterieen von Berlin, als die Galanterieen von Monomotapa. Es sind meistens kahle Erzählungen, denen Schlüpfrigkeit eine Würze geben soll, von Geschichten, deren keine einzige in Berlin wirklich geschehen ist. Sie sind freylich so trivial, daß sie in jeder großen Stadt gar wohl hätten geschehen können, aber nichts ist daran, das sie besonders, als Berlinisch charakterisirte. Das ist freylich charakteristisch genug, daß der Verfasser die berüchtigten liederlichen Häuser in Berlin namentlich nennet. In jeder großen Stadt sind solche Häuser, in einer öffentlicher, in andern heimlicher. Daß sie in Berlin öffentlicher sind, hat (wenn es gleich sonst tadelhaft bleibt) wenigstens den Nutzen, daß das Sittenverderbniß nicht größer ist, als es in die Augen fällt, dahingegen in andern großen Städten Deutschlandes zwar der äußere Schein zuweilen ehrbarer, aber das wirkliche Verderbniß der Sitten, wenn gleich mehr verborgen, dennoch deshalb nicht weniger in seiner ganzen Abscheulichkeit vorhanden ist. Wer indessen nicht auf alle bürgerliche Ehre Verzicht gethan hat, wird sich nicht öffentlich rühmen, solche Häuser besucht zu haben, und gar die Art, wie es da zugehet, so wie dieser Verfasser thut, con Amore, schildern wollen. Ob diese Schilderung richtig ist, oder ob er sie, solchen Lesern zu gefallen, deren stumpfe Sinnen nur durch schlüpfrige Beschreibungen aufgeweckt werden können, noch übertrieben habe, verdient wohl kaum untersucht zu werden. Genug daß es ein Schriftsteller in der Unverschämtheit sehr weit gebracht haben muß, wenn er Schilderungen von groben Ausschweifungen, für die Schilderungen der Galanterien einer Stadt ausgeben kann.

Der elende Verfasser dieser Rhapsodie gerieth auf seinen Herumschweifungen unter ein paar wandernde Schauspielergesellschaften, und endlich unter die Schikanederische Gesellschaft, welche in Ungarn und Oesterreich herumzog. Da ließ er die Briefe aus Wien No. 2. drucken. Diese Briefe sind nun recht für den Gaum der Leser in Wien kalkulirt. Der Verfasser schreibt aufs unverschämteste aus, auch aus den bekanntesten Büchern, ohne jemals seine Quelle anzugeben, und hat sich dadurch bey vielen Lesern in dortigen Gegenden, das Ansehen von einem Schriftsteller zu geben gewußt, der recht tiefe Einsichten habe. Dabey hat er die Materien so ausgesucht, wie sie recht für die gemeinen Leser in Wien sind.

Wenn

Wenn er auf andere Leſer gerechnet hätte, ſo wäre es die äuſſerſte Unverſchämtheit, daß er ſich herausnimmt, im ſiebenten Briefe über den Feldzug von 1778. zu urtheilen. Ueber Feldzüge zu urtheilen, gebührt niemand als dem, der im Kriegsweſen erfahren iſt, alſo müßte ein ſolcher Menſch ſchweigen, der gewiß nichts davon verſtehet. Uebrigens tummelt er ſich am meiſten über die jetzigen Lieblingsmaterien der Wiener, nehmlich über die römiſchen Kanzleyregeln, über die Mönche, und was dahin einſchlägt, wobey er ſich dann, indem er le Bret und andere tüchtig ausſchreibt, ohne ihrer mit einem Wort zu erwähnen, ſich das Anſehen geben will, als ob er die Sachen, wer weiß, wie gründlich unterſucht hätte. Eben ſo ſchwatzt er gar viel dahin über Wien, Presburg und andere umliegende Oerter, weil er ſehr wohl weiß, daß die Wiener gern etwas von ſich ſelbſt leſen. Um dieſes höchſt ſchale Geſchwäz anziehender zu machen, ziehet er oft Parallelen zwiſchen Wien und Berlin, wobey denn, wie es natürlich iſt, Wien immer den Vorzug hat, und auf Berlin verächtliche und gehäſſige Seitenblicke geworfen werden; nicht ſelten wird auch derb über Berlin und über Brandenburg gelogen. Z. B. S. 64, wo es heißt: „Allgemein poſaunt „man durchs ganze Land aus, Kaiſer Joſeph ſey einer „der ſtärkſten Säufer,“ und andere dergleichen Abſurditäten mehr.

In den Briefen aus Berlin No. 3., (welche aber gewiß nicht in Berlin geſchrieben ſind,) unternimmt es ein Ungenannter die gröbſten Thorheiten der Friedelſchen Briefe zu widerlegen, und thut es oft mit vielem Succeß. Wenn der Verfaſſer Wien und Oeſterreich ſo genau kennete, als er die Brandenburgiſchen Staaten, beſonders Schleſien zu kennen ſcheint, ſo würde er manches noch viel einleuchtender haben machen können. Es giebt Leſer, denen eine ſolche Widerlegung wohl nöthig iſt. Im Grunde thut der Verfaſſer Hrn. Friedel zu viel Ehre, daß er deſſen Geſchwäz im Ernſte widerlegen will.

In No. 4. leeret Herr Friedel ſeine ganze Schreibtafel aus, wo er irgendwo hat ein paar Bogen drucken laſſen, oder wo er noch ein paar Bogen ungedruckt liegen hat, ſucht er ſie zuſammen. Es iſt ein fades Geſchreibe. Sogar ein ungeheures Lob des ſehr mittelmäßigen Schauſpielers Schikaneder, in deſſen wandernden Truppe, Hr. Friedel herum reiſet, ſchikt

schämt er sich nicht S. 246. einzurücken. Die große Lichtputze im Lothringer Bierhause zu Wien, ist wieder so etwas recht für den Gusto der gemeinen Leser in Wien. Es ist eine kahle Schilderung der Wiener Alltagsgesellschaften, so wie sie in dem gedachten Bierhause zusammenkommen. Es versteht sich, daß da auch ein Preuße im Bierhause sitzt, welcher als ein Großprahler geschildert wird. Der zweyte Theil des Schneiders und seines Sohnes (S. 373.) ist ein Beweis, daß Hr. Friedel, der sich S. 278. u. f. f. selbst als einen schlechten Schauspieler schildert, auch ein schlechter thratralischer Schriftsteller ist.

S. 214. steht ein Schreiben an Herrn Nicolai in Berlin. Es giebt einige junge Leute, welche sich dadurch einen Namen machen wollen, wenn sie wider bekannte Gelehrte schreiben, und einige wollen sich einen Namen machen, wenn sie an bekannte Gelehrte öffentlich schreiben. In diesem Briefe ist eine ganz seltsame Zunöthigung. Hr. Friedel setzt Hr. Nicolai darüber zur Rede: „Daß Hrn. F. Briefe über „die Galanterien von Berlin, dessen Beyfall nicht erhalten hätten — daß Hr. N. darüber äußerst aufgebracht „seyn müsse, muthmasse Hr. F. daraus, weil Hr. N. sich rühme, kein einziges Exemplar verkauft zu haben — Herr N. „habe seine Verdienste, aber diese Verdienste seyn noch nicht „von dem Gewichte, daß er in der ganzen Republik der „Gelehrten intoniren könne — Leider hätten die bessern „Köpfe Deutschlands, und auch Hr. N. den unseligen Hang „zur Intoleranz, — Hr. N. wolle des Hrn. F. erklärter Antagonist seyn — Ob er Hrn. N. dadurch in seine Aristarchenwuth gebracht habe, daß er ihn in Berlin nicht einmal besucht, noch weniger um dessen hochgeneigte Protection angesprochen habe. — Die deutsche Bibliothek habe zum Auflauf zusammen geblasen, daß man Hr. F. wegen seines in unschuldiger Absicht geschriebenen Romans: Eleonora kein Roman, dem Scheiterhaufen überliefern sollte. — Er will offenherzig sagen, was er davon denke: Er habe „sich, als er in Berlin gewesen, in die Ulrichsche und Wilmsische Streitigkeiten gemengt, habe dabey Hr. Wilmsen „zurückgejagt. An Wilmsen, als Mitarbeiter der A. D. „Bibliothek, habe er sich auch an Hrn. N. versündigt. „Diese Anekdote löse ihm alles Uebrige auf. — Sapienti sat!"

Dem

Dem Recenſenten kam dies alles ſehr wunderlich vor, als er es las. Er bat Hrn. Nicolai um nähere Erläuterung dieſer Sache, und erhielt folgende Erklärung, die er auf deſſen Verlangen hier einrückt.

„Ich habe nun den Brief, den Hr. Johann Friedel „an mich zu richten für gut gefunden hat, geleſen, der mir „ohne Ihre Anzeige wohl ſo bald noch nicht würde zu Geſichte „gekommen ſeyn: Das iſt ein beſonderer Menſch, dieſer Herr „Johann Friedel! Ich ſollte ſein erklärter Antagoniſt „ſeyn wollen? Ich weiß kaum, ob er in der Welt iſt. Wahr „iſt es, daß ich die ſogenannten Galanterien von Berlin, „von denen mir der Verleger einen ganzen Ballen von 100 „Exemplaren zuſchickte, zurückgelegt, und ſie in meiner Buch„handlung nicht habe wollen verkaufen laſſen. Die Urſache, „davon war kein beſonderer Widerwillen gegen dieſes Buch, „ſondern weil ich überhaupt wiſſentlich kein Buch, das grobe „Unſittlichkeiten und Zoten enthält, verkaufen laſſe. Dergleichen Fälle ſind ſchon mehrere da geweſen. Uebrigens habe ich „mich dieſer Geſinnung nicht gerühmt, denn ich glaube nur „eine ganz gemeine Pflicht eines ehrlichen Mannes erfüllet zu „haben, wenn ich mich mit ſolchen Büchern nicht abgebe, und „wenn Hr. Friedel nicht ſelbſt öffentlich hievon geſprochen hätte, würde ich wohl niemals ein Wort darüber geſagt haben. „Ich bin auch nicht der einzige Buchhändler in Berlin, der ſo „denkt. Daß ich übrigens über ein Buch, wie die ſogenannten Galanterien ſind, äußerſt aufgebracht ſeyn ſollte? „Wie käme ich wohl dazu? Iſt dies etwa das einzige Buch, „worinnen von Berlin ſchief geurtheilt wird? Oder kann ein „Buch wie dieſes, einer Stadt wie Berlin, Schaden t[un]? „Denn wenn nun auch alles wahr wäre, was in dieſen [Ga]„chen Galanterien Berlins ſtehet, was denn? Geht es e[hr]„ren und ordentlichen Leuten etwas an, wenn liederli[che Leute] „liederlich ſind? Denn nur bloß die niederträchti[gſten] „chen Leute beſchreibt Hr. Friedel, und ſcheint ſ[eine] „Beſchreibung zu gefallen. Herr Friedel wird d[ar]„verſchämt genug ſeyn, zu ſagen, daß in der [Stadt] „der beſten Familien aller Stände Berlins, [Häusli]„Fleiß und Sittlichkeit, ich darf es frey ſa[gen], ſo [viel], „weit mehr als in irgend einer andern groſ[ſen] [Stadt], [rey]„etwas ähnliches von dem v[on] [ihm], [was er] [ſich]„oder er hat nie ſich in Berlin

„bloß unter dem Abſchaum vom liederlichen Geſindel gelebt, „das er als die galanten Leute von Berlin ſchildert, und „bildet ſich ein, alle Leute in Berlin müſſen ſo beſchaffen „ſeyn, als diejenigen, zu denen ihn ſeine Neigung getrieben „hat. Ein ſolches Buch, wie dieſe Galanterien, kann mir „verächtlich ſcheinen, aber aufgebracht kann ich darüber „nicht ſeyn, eben ſo wenig als darüber, daß mich Hr. Frie„del nicht beſucht hat. Er ſoll öffentlich meinen Dank da„für haben, denn ich bitte Sie, dieſes Billet Ihrer Recenſion „einzuverleiben. Sie wiſſen es, ob ich Beſuche von uninte„reſſanten Leuten zu wünſchen pflege! Sie wiſſen, daß mir „nichts mehr fehlet, als Zeit.“

„Die beſſern Köpfe Deutſchlands haben freylich die In„toleranz, mittelmäßige und ſchlechte Schriften, für „mittelmäßig und ſchlecht zu halten, wenigſtens dieſe „Intoleranz habe ich mit ihnen gemein, von einer andern „weiß ich nicht. Aber über ſchlechte Schriften aufgebracht „zu werden, wird ſich nicht leicht jemand die Mühe nehmen. „Da hätte man viel zu thun, denn ihre Anzahl iſt Legion.“

„Doch dies alles würde mich noch nicht bewegen, auf „Hrn. Friedels Brief öffentlich ein einziges Wort zu antwor„ten. Ich hätte was er ſchreibt, mit den vielen andern Din„gen, die wider mich geſchrieben werden, übergangen, wenn „die letzte ſeynſollende Anekdote, womit er ſeinen Brief ſchließt, „und woraus er ſich alle die Hirngeſpinſte, die er ſich in den „Kopf geſetzt hat, ſo leicht erklären will, etwas anders wäre, „als eine derbe Lüge, und wenn es nicht nöthig wäre, ſie „öffentlich für eine Lüge zu erklären, damit nicht jemand, we„gen der unglaublich dreiſten Art, mit der ſie Hr. Friedel „vorbringt, glauben möge, es ſey wenigſtens etwas Wahr„heit daran. Ich habe nicht die Ehre mit dem Herrn Hof„prediger Wilmſen in irgend einer Art von Verbindung zu „ſtehen, ich habe ihn nie anders, als am dritten Orte zufälliger „Weiſe geſehen, und er hat an der Allg. deutſchen Biblio„thek nie den geringſten Antheil gehabt. Alſo konnte „ich wohl, wegen irgend eines Streits, den ſich Hr. Friedel „mit dem Hrn. Hofprediger Wilmſen gehabt zu haben rühmt, „und von dem ich ohnedies bis jetzt nicht einmal was gewußt „habe, mich nicht zu etwas für oder wider Hrn. Friedel be„wegen laſſen. Herrn Friedels ſeltſamer Brief iſt aber ein „neuer Beweis, von der Menge kindiſcher Anekdoten, welche

„in

„in den Köpfen müſſiger Menſchen geſchmiedet werden, und „einfältigen Leuten wegen der Dreiſtigkeit, mit der ſie debitiret „werden, für Wahrheit gelten. Da Hr. Friedel mit ſo vie„ler Dreiſtigkeit öffentlich einen Mann als Mitarbeiter an „der deutſchen Bibliothek nennt, der vielleicht nie daran „gedacht hat, es ſeyn zu wollen, da er aus dieſer ſeynſollen„den Anekdote, ſogar unerklärliche Sachen ſo leicht zu erklä„ren vermeint, ſo muß er die Quelle, woraus er dieſe Anek„dote ſchöpfte, doch für ſehr ſicher halten. Dies kann einigermaſſen einen Begriff geben, von der Sicherheit der „Quellen der verſchiedenen Anekdoten, die er von Berlin „in ſeinen Schriften bisher ausgebreitet hat, und künftig aus„breiten möchte. Glaube ihm, wer Luſt dazu hat!“

Berlin, den 6ten Junius
1784. Fr. Nicolai.

Hr. Joſeph Groſſinger (No. 5.) iſt nun gar ein armer Tropf. Er verſichert, daß er ſeine Schrift, worin er über die Gelehrſamkeit von Wien und Berlin urtheilen will, welche er beyde gleich ſchlecht kennet, „in der Ueberraſchung von „einer vorher noch nie gefühlten Laune niederſchrieb. S. „10. ſagt er: daß alſo nur die Berliner Dictatores Reipubli„cae Litterariae, und alle andere Gelehrten, die ſich in dem „jetztlebenden Zeitalter hervorthun, Kleinſcribler, Dinten„ſchmirer, und Buchdruckerſclaven ſeyn ſollten, das läßt ſich „fürwahr unmöglich ohne aller Ahndung annehmen.“

Dies wird ihm nun kein Menſch widerſprechen. Aber andere Sachen, die er behauptet, wird ihm außer Wien kein Menſch zugeben. Er ſagt z. B. S. 18. „Was die Aufklä„rung Wiens anbelangt, laſſe ich ſelbſt die Berliner ein un„partheyiſches Urtheil fällen, ob nicht der gemeine Mann „bey uns weiter gekommen ſey, als bey ihnen.“

Worin wäre denn der Wiener gemeine Mann weiter gekommen, als der Berliner? Im Eſſen oder im Denken? Hr. Groſſinger ſcheint zu glauben, im Denken und Aufklärung. Das iſt ein wenig zu arg! Er hat Berlin gewiß nie geſehen, und urtheilt wirklich nur ſo, wie man in Wien in den meiſten Geſellſchaften ſpricht. Wie wenig man ſich da vorſtelle, daß irgendwo etwas beſſer ſey, als in Wien, und wie wenig man da richtige Begriffe von Dingen hat, die außer Wien ſind, kann niemand glauben, wer es nicht oft

gehört hat, so wie der Recensent. Hrn. Grossingers Musterung einiger Berliner Gelehrten, ist etwas gar ungereimtes. Der Seltsamkeit wegen, will ich doch hieher setzen, was er S. 13. vom Hrn. Nicolai sagt: „Hier wäre zwar der Ort, „auch dem Nicolai Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; allein „— — —! Genug; er ist ein Mann, dem Deutschland die „Auflage der gelehrtesten Schriften zu danken hat: selbst ein „großer Gelehrter; groß und gelehrt in sensu accommodo genommen. Hätte er seine Reisebeschreibung nicht herausgegeben, si tacuisses, würde man ihn immer noch für einen „Gelehrten gehalten haben, *Philosophus mansisses.* Man „hat in Wien diese Reisebeschreibung sehr scharf durch die „Hechel gezogen, und erweisen wollen, sie wäre dumm und „niederträchtig geschrieben; allein Nicolai ist seinem Tadler zuvorgekommen, und hat beydes schon durch die Herausgebung selbst außer allem Zweifel gesetzt. Dessen ohngeachtet bleibt er immer noch ein Gelehrter; denn semel insanivimus „omnes: andere thun es in ihrer Jugend, Nicolai aber hat „es in sein höheres Alter vorbehalten; und kann uns Wienern diesfalls einen weltberühmten de Haen entgegen setzen."

„Wenn ich übrigens den Nicolai und seinen Tadler unparteyisch betrachte; so kömmt mir die ganze Sache eben so „vor, wie in alten Zeiten ein Triumphfest der Helden. „Man hat nämlich die eroberten Waffen und den gefangen genommenen Feldherrn im Triumph herumgeführt, und mehr „dergleichen, was ohnehin jedermann weiß. So gieng es auch „der Reisebeschreibung und ihrem Verfasser. Die Wienerhelden fanden sich von den Berlinerhelden schon öfters „auf das Haupt geschlagen zu seyn; endlich paßten sie diesen „wider sie ganz übermüthig losziehenden Feldtrompeter ab; „nahmen ihn gefangen, und führten ihn zum Beweis „ihrer gelehrten Tapferkeit im Triumph. So ward nun „der ärmste ein Hircus pro peccato! Freylich wird die ächtgelehrte Nachwelt so wenig auf diese Berlinersünde eine „Verketzerungsexkommunikation, als auf jene Wienertugend einen Jubiläumsablaß erfolgen lassen." Was sagen meine Leser; zu den Wiener Helden und dem Jubiläumsablaß ihrer Tugend, und zum Herrn Joseph Grossinger?

No. 6. ist auf folgende Art entstanden. Vor etwa zwey Jahren breitete man in Wien aus, es wären drey Pasquille auf den Kaiser, und auf den Hof zu Wien in Berlin heimlich gedruckt worden, denen man folgende Titel beylegte: *l'Hermite de l'Augarten*, *le Singe de quarante ans* und *il Giornale del Principe Kaunits*. Man hat in Wien allenthalben das Vorurtheil, daß man in Berlin mit nichts anders umgehe, als gehässige Dinge wider Oesterreich auszuhecken. Dieses Vorurtheil ist zwar gänzlich ungegründet, denn man hat noch kein Beyspiel, daß unanständige Dinge wider Oesterreich in Berlin wären gedruckt worden, ob man gleich sehr viele Beyspiele hat, daß in Wien, bey der strengen Censur, die unanständigsten und unartigsten Anspielungen wider Brandenburg, in nicht wenigen Wiener Schriften, in vollen Frieden gedruckt worden sind. Dem ohnerachtet, bleiben die Wiener hier, so wie in vielen andern Dingen, bey ihrem einmal gefaßten Vorurtheile. Sie fanden es, nach der ihnen beywohnenden tiefen politischen Einsicht, sehr natürlich und wahrscheinlich, daß man in Berlin Pasquille wider den Kaiser ausheckte, und so wurden eine sehr große Menge Briefe, so wohl aus Wien, als von andern Orten, nach Berlin geschrieben, worin diese Pasquille verlangt wurden. Indessen hat wahrscheinlicher Weise von diesen seynsollenden Pasquillen niemals weiter etwas, wie die Titel, existiret, die vielleicht aus Absichten erdichtet waren. Am wenigsten wußte man in Berlin etwas davon. Nachdem nun beynahe zwey Jahr lang nach diesen Pasquillen gefraget worden, nachdem man sich immer in Wien besonders in die Ohren gesagt hatte, sie wären wirklich in Berlin gedruckt, und würden da nur äußerst geheim gehalten; so kommt endlich ein Glücksritter, der gern etwas schreiben wollte, und in seinem Gehirne wenig Stoff hatte, auf den Gedanken, den Titel zu nutzen, und einfältige Leser zu betrügen; er schrieb nun Einen 42jährigen Affen, er setzte Berlin auf den Titel, und aus dem Französischen übersetzt. Dies ist aber nur eine leere Vorspiegelung, um diesem elenden Catch-penny mehr Leser zu verschaffen, und einfältigen Leuten einzubilden, als ob ein solches Buch wirklich in Berlin geschrieben sey. Wenn man aber diese Scharteke etwas näher betrachtet, so findet man die deutlichsten Beweise, sie nicht aus den Französischen übersetzt, sondern ursprü deutsch geschrieben, und zwar aus einer Oesterreichischen Feder geflossen ist. Der Verfasser thut zwar

Satyre über allerhand Gegenstände aus, besonders auch über die jetzt in Wien so gäng und gebe Materie von den Pfaffen, aber man findet sehr oft hämische Anspielungen auf die Brandenburgische Lande, dergleichen man sich in mehreren Wiener Schriften schon erlaubt hat, und so gar die plumpsten Verunglimpfungen, des ganzen Landes und seines verehrungswürdigen Regenten. Man kennt in Oesterreich überhaupt alle auswärtige Länder sehr schlecht, am allerwenigsten aber die preußischen Länder. Man hat wider dieselbe einen heftigen Haß, und zugleich die größte Verachtung, so sehr man sich auf der andern Seite wieder bestrebt, vieles, was preußisch ist, nachzuahmen. Man bildet sich in Wien allgemein ein, die Preußischen Lande und deren Einwohner wären in der allerschlechtesten Verfassung. Wer sich in Wien aufgehalten hat, wird gewiß in vielen Gesellschaften, und zuweilen da, wo man es nicht vermuthen sollte, das ungereimteste Geschwäz gehört haben. Besonders hört man sehr oft Preußen das Hungerland nennen, und behaupten, die Preußischen Unterthanen wären in so elenden Umständen, daß sie sich nicht satt essen könnten, sondern im beständigen Kummer und Elende lebten. Nun will ich von der Schreibart der vorliegenden Scharteke den Lesern nur folgendes Beyspiel geben (S. 216):

Statistik vom Hungerlande.

„Man erzählte mir seit den Jahren meiner Kindheit mit „vollen Pausbacken, erstaunliche Abentheuer von dem kindisch„gewordenen Regierer dieses Landes. Kein Held aus der al„ten Geschichte, und es hat Kerls darunter gegeben, daß es „der Menschheit schauern muß, nur ihren Namen nennen zu „hören, war diesem gleich gekommen; und die würdigsten Re„genten, die in der Zahl der Heiligen obenan schimmern wür„den, wenn die Päbste Verdienste und nicht Schwermerey „heilig gesprochen hätten, waren nicht würdig, diesem Fürsten die „Schuhriemen aufzulösen. Der größte Held, und der Vater „seiner Unterthanen, war das geringste Lob, welches man ihm „ertheilte. Ich flog ihn zu sehen und anzubeten. Allein, „gleich beym Eintritte in sein Land war die große Idee ver„schwunden, die man mir von ihm beygebracht hatte. Seine „Anstalten sind äußerst pfiffig, sein Geld ist dreymal aufge„wärmt, und so mager an Silber und Gold, daß er es fast „lieber ausgiebt, als annimmt, und davor sich die Auswärti„gen

„gen nicht genug in Acht nehmen können, alle seine Unterthanen fallen, um nicht zu verhungern, wie heulende Wölfe „die Schaafställe ihrer Nachbarn an. Der Fürst hat durch eine „politische Zauberkraft seinen Magen mit einem jeden Magen „seiner Unterthanen verbunden; sie können nicht einen Bissen „in den Mund stecken, ohne daß nicht die Hälfte davon in „den Magen des Fürsten fällt. Diesen politischen Zauber „nennen sie Accise. Seine gelehrten Frauenzimmer haben der „medicinischen Academie, die zur Hälfte in Stiefeletten durch „das im Wasser aufgelöste Pflaster herumwadet, den Auftrag „gemacht, Pillen zu erfinden, die nicht größer und nicht kostbarer seyn sollten, als eine Erbse, und die den Mann auf einen Tag ernähren könnten. An Oekonomieanstalten, und „Diät kömmt kein Land diesem bey, denn die reichsten Einwohner desselben leben nicht besser, als die ärmsten Prager „Juden, davon doch sechse zusammen gewiß nicht mehr verzehren, als ein Bologneser Hündchen. Daher sind sie denn „auch alle so dürre und durchsichtig, daß man sich ihrer, wenn „man mit R— zu melden, ihnen eine Kerze in den Bauch— „steckte, statt Laternen bedienen könnte. — — — S. 219.

„Die Soldaten des Fürsten vom Hungerlande können in Friedenszeiten zusehen, wie sie fertig werden; er erläßt ihrer an die „zwey Drittel, die theils betteln, und theils stehlen, bis „sie endlich zum Besten des Vaterlandes entweder erschossen „oder gehangen werden. Die Räthe und Präsidenten wiegen „da zu sechszehn bis achtzehn Loth, und die allerley Referendariusse, die Jahr aus Jahr ein, nichts von der Kammer zu „nagen haben, sind noch viel leichter, die Minister von dem „Regenten bevollmächtigt, und zur Vermehrung der Finanzen angewiesen, könnten gerben, versicherte sie, wo es nur „immer Leder gäbe, auf die Frage: wem es zugehöre, käme „es ganz und gar nicht an, das ganze Recht des Eigenthums „wäre in diesem Reiche durchgehends dem Evangelischen Machtspruche untergeordnet: Nehmt weg, der Herr hats gesagt, „der Herr bedarfs. Um nun aber die Unterthanen, nur einigermassen bey guter Laune zu erhalten, duldet der Regent „alle venerische und religiöse Ausschweifungen. Man kann „auf offener Straßen, wie Diogenes einst, die Fortpflanzung „des menschlichen Geschlechts besorgen, oder beten oder flicken, das ist ihm gleichgültig. Man kann den Christ oder „Antichrist spielen, kann sich mit apokryphischen Büchern unterhalten, die heilige Jungfrau Maria anbeten, oder in die

„bloß unter dem Abschaum vom liederlichen Gesindel gelebt, „das er als die galanten Leute von Berlin schildert, und „bildet sich ein, alle Leute in Berlin müssen so beschaffen „seyn, als diejenigen, zu denen ihn seine Neigung getrieben „hat. Ein solches Buch, wie diese Galanterien, kann mir „verächtlich scheinen, aber aufgebracht kann ich darüber „nicht seyn, eben so wenig als darüber, daß mich Hr. Frie„del nicht besucht hat. Er soll öffentlich meinen Dank da„für haben, denn ich bitte Sie, dieses Billet Ihrer Recension „einzuverleiben. Sie wissen es, ob ich Besuche von uninte„ressanten Leuten zu wünschen pflege! Sie wissen, daß mir „nichts mehr fehlet, als Zeit.“

„Die bessern Köpfe Deutschlands haben freylich die In„toleranz, mittelmäßige und schlechte Schriften, für „mittelmäßig und schlecht zu halten, wenigstens diese „Intoleranz habe ich mit ihnen gemein, von einer andern „weiß ich nicht. Aber über schlechte Schriften aufgebracht „zu werden, wird sich nicht leicht jemand die Mühe nehmen. „Da hätte man viel zu thun, denn ihre Anzahl ist Legion.“

„Doch dies alles würde mich noch nicht bewegen, auf „Hrn. Friedels Brief öffentlich ein einziges Wort zu antwor„ten. Ich hätte was er schreibt, mit den vielen andern Din„gen, die wider mich geschrieben werden, übergangen, wenn „die letzte seynsollende Anekdote, womit er seinen Brief schließt, „und woraus er sich alle die Hirngespinste, die er sich in den „Kopf gesetzt hat, so leicht erklären will, etwas anders wäre, „als eine derbe Lüge, und wenn es nicht nöthig wäre, sie „öffentlich für eine Lüge zu erklären, damit nicht jemand, we„gen der unglaublich dreisten Art, mit der sie Hr. Friedel „vorbringt, glauben möge, es sey wenigstens etwas Wahr„heit daran. Ich habe nicht die Ehre mit dem Herrn Hof„prediger Wilmsen in irgend einer Art von Verbindung zu „stehen, ich habe ihn nie anders, als am dritten Orte zufälliger „Weise gesehen, und er hat an der Allg. deutschen Biblio„thek nie den geringsten Antheil gehabt. Also konnte „ich wohl, wegen irgend eines Streits, den sich Hr. Friedel „mit dem Hrn. Hofprediger Wilmsen gehabt zu haben rühmt, „und von dem ich ohnedies bis jetzt nicht einmal was gewußt „habe, mich nicht zu etwas für oder wider Hrn. Friedel be„wegen lassen. Herrn Friedels seltsamer Brief ist aber ein „neuer Beweis, von der Menge kindischer Anekdoten, welche

„in

„in den Köpfen müssiger Menschen geschmiedet werden, und „einfältigen Leuten wegen der Dreistigkeit, mit der sie debitiret „werden, für Wahrheit gelten. Da Hr. Friedel mit so vie„ler Dreistigkeit öffentlich einen Mann als Mitarbeiter an „der deutschen Bibliothek nennt, der vielleicht nie daran „gedacht hat, es seyn zu wollen, da er aus dieser seynsollen„den Anekdote, sogar unerklärliche Sachen so leicht zu erklä„ren vermeint, so muß er die Quelle, woraus er diese Anek„dote schöpfte, doch für sehr sicher halten. Dies kann einigermassen einen Begriff geben, von der Sicherheit der „Quellen der verschiedenen Anekdoten, die er von Berlin „in seinen Schriften bisher ausgebreitet hat, und künftig aus„breiten möchte. Glaube ihm, wer Lust dazu hat!“

Berlin, den 6ten Junius
1784. Fr. Nicolai.

Hr. Joseph Grossinger (No. 5.) ist nun gar ein armer Tropf. Er versichert, daß er seine Schrift, worin er über die Gelehrsamkeit von Wien und Berlin urtheilen will, welche er beyde gleich schlecht kennet, „in der Ueberraschung von „einer vorher noch nie gefühlten Laune niederschrieb. S. „10. sagt er: daß also nur die Berliner Dictatores Reipubli„cae Litterariae, und alle andere Gelehrten, die sich in dem „jetztlebenden Zeitalter hervorthun, Kleinscribler, Dinten„schmirer, und Buchdruckersclaven seyn sollten, das läßt sich „fürwahr unmöglich ohne aller Ahndung annehmen.“

Dies wird ihm nun kein Mensch widersprechen. Aber andere Sachen, die er behauptet, wird ihm ausser Wien kein Mensch zugeben. Er sagt z. B. S. 18. „Was die Aufklä„rung Wiens anbelangt, lasse ich selbst die Berliner ein un„partheyisches Urtheil fällen, ob nicht der gemeine Mann „bey uns weiter gekommen sey, als bey ihnen.“

Worin wäre denn der Wiener gemeine Mann weiter gekommen, als der Berliner? Im Essen oder im Denken? Hr. Grossinger scheint zu glauben, im Denken und Aufklärung. Das ist ein wenig zu arg! Er hat Berlin gewiß nie gesehen, und urtheilt wirklich nur so, wie man in Wien in den meisten Gesellschaften spricht. Wie wenig man sich da vorstelle, daß irgendwo etwas besser sey, als in Wien, und wie wenig man da richtige Begriffe von Dingen hat, die ausser Wien sind, kann niemand glauben, wer es nicht oft

gehört hat, so wie der Recensent. Hrn. Grossingers Musterung einiger Berliner Gelehrten, ist etwas gar ungereimtes. Der Seltsamkeit wegen, will ich doch hieher setzen, was er S. 13. vom Hrn. Nicolai sagt: „Hier wäre zwar der Ort, „auch dem Nicolai Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; allein „— — —! Genug; er ist ein Mann, dem Deutschland die „Auflage der gelehrtesten Schriften zu danken hat: selbst ein „großer Gelehrter; groß und gelehrt in sensu accommodo genommen. Hätte er seine Reisebeschreibung nicht herausgegeben, si tacuisses, würde man ihn immer noch für einen „Gelehrten gehalten haben, *Philosophus manssisses*. Man „hat in Wien diese Reisebeschreibung sehr scharf durch die „Hechel gezogen, und erweisen wollen, sie wäre dumm und „niederträchtig geschrieben; allein Nicolai ist seinem Tadler zuvorgekommen, und hat beydes schon durch die Herausgebung selbst außer allem Zweifel gesetzt. Dessen ohngeachtet bleibt er immer noch ein Gelehrter; denn semel insanivimus „omnes: andere thun es in ihrer Jugend, Nicolai aber hat „es in sein höheres Alter vorbehalten; und kann uns Wiennern diesfalls einen weltberühmten de Haen entgegen setzen."

„Wenn ich übrigens den Nicolai und seinen Tadler unpartheyisch betrachte; so kömmt mir die ganze Sache eben so „vor, wie in alten Zeiten ein Triumphfest der Helden. „Man hat nämlich die eroberten Waffen und den gefangen genommenen Feldherrn im Triumph herumgeführt, und mehr „dergleichen, was ohnehin jedermann weiß. So gieng es auch „der Reisebeschreibung und ihrem Verfasser. Die Wiennerhelden fanden sich von den Berlinerhelden schon öfters „auf das Haupt geschlagen zu seyn; endlich paßten sie diesen „wider sie ganz übermüthig losziehenden Feldtrompeter ab; „nahmen ihn gefangen, und führten ihn zum Beweis „ihrer gelehrten Tapferkeit im Triumph. So ward nun „der ärmste ein Hircus pro peccato! Freylich wird die ächtgelehrte Nachwelt so wenig auf diese Berlinersünde eine „Verketzerungsexkommunikation, als auf jene Wienertugend einen Jubiläumsablaß erfolgen lassen." Was sagen meine Leser; zu den Wiener Helden und dem Jubiläumsablaß ihrer Tugend, und zum Herrn Joseph Grossinger?

No. 6. iſt auf folgende Art entſtanden. Vor etwa zwey Jahren breitete man in Wien aus, es wären drey Pasquille auf den Kaiſer, und auf den Hof zu Wien in Berlin heimlich gedruckt worden, denen man folgende Titel beylegte: *l'Hermite de l'Augarten*, *le Singe de quarante ans* und *il Giornale del Principe Kaunits*. Man hat in Wien allenthalben das Vorurtheil, daß man in Berlin mit nichts anders umgehe, als gehäſſige Dinge wider Oeſterreich auszuhecken. Dieſes Vorurtheil iſt zwar gänzlich ungegründet, denn man hat noch kein Beyſpiel, daß unanſtändige Dinge wider Oeſterreich in Berlin wären gedruckt worden, ob man gleich ſehr viele Beyſpiele hat, daß in Wien, bey der ſtrengen Cenſur, die unanſtändigſten und unartigſten Anſpielungen wider Brandenburg, in nicht wenigen Wiener Schriften, in vollen Frieden gedruckt worden ſind. Dem ohnerachtet, bleiben die Wiener hier, ſo wie in vielen andern Dingen, bey ihrem einmal gefaßten Vorurtheile. Sie fanden es, nach der ihnen beywohnenden tiefen politiſchen Einſicht, ſehr natürlich und wahrſcheinlich, daß man in Berlin Pasquille wider den Kaiſer ausheckte, und ſo wurden eine ſehr große Menge Briefe, ſo wohl aus Wien, als von andern Orten, nach Berlin geſchrieben, worin dieſe Pasquille verlangt wurden. Indeſſen hat wahrſcheinlicher Weiſe von dieſen ſeynſollenden Pasquillen niemals weiter etwas, wie die Titel, exiſtiret, die vielleicht aus Abſichten erdichtet waren. Am wenigſten wußte man in Berlin etwas davon. Nachdem nun beynahe zwey Jahr lang nach dieſen Pasquillen gefraget worden, nachdem man ſich immer in Wien beſonders in die Ohren geſagt hatte, ſie wären wirklich in Berlin gedruckt, und würden da nur äußerſt geheim gehalten; ſo kommt endlich ein Glücksritter, der gern etwas ſchreiben wollte, und in ſeinem Gehirne wenig Stoff hatte, auf den Gedanken, den Titel zu nutzen, und einfältige Leſer zu betrügen; er ſchrieb nun Einen 42jährigen Affen, er ſetzte Berlin auf den Titel, und aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Dies iſt aber nur eine leere Vorſpiegelung, um dieſem elenden Catch-penny mehr Leſer zu verſchaffen, und einfältigen Leuten einzubilden, als ob ein ſolches Buch wirklich in Berlin geſchrieben ſey. Wenn man aber dieſe Scharteke etwas näher betrachtet, ſo findet man die deutlichſten Beweiſe, daß ſie nicht aus den Franzöſiſchen überſetzt, ſondern urſprünglich deutſch geſchrieben, und zwar aus einer Oeſterreichiſchen Feder gefloſſen iſt. Der Verfaſſer dehnt zwar ſeine ſchaale

Satyre über allerhand Gegenstände aus, besonders auch über die jetzt in Wien so gäng und gebe Materie von den Pfaffen, aber man findet sehr oft hämische Anspielungen auf die Brandenburgische Lande, dergleichen man sich in mehreren Wiener Schriften schon erlaubt hat, und so gar die plumpsten Verunglimpfungen, des ganzen Landes und seines verehrungswürdigen Regenten. Man kennt in Oesterreich überhaupt alle auswärtige Länder sehr schlecht, am allerwenigsten aber die preussischen Länder. Man hat wider dieselbe einen heftigen Haß, und zugleich die größte Verachtung, so sehr man sich auf der andern Seite wieder bestrebt, vieles, was preußisch ist, nachzuahmen. Man bildet sich in Wien allgemein ein, die Preußischen Lande und deren Einwohner wären in der allerschlechtesten Verfassung. Wer sich in Wien aufgehalten hat, wird gewiß in vielen Gesellschaften, und zuweilen da, wo man es nicht vermuthen sollte, das ungereimteste Geschwäz gehört haben. Besonders hört man sehr oft Preußen das Hungerland nennen, und behaupten, die Preußischen Unterthanen wären in so elenden Umständen, daß sie sich nicht satt essen könnten, sondern im beständigen Kummer und Elende lebten. Nun will ich von der Schreibart der vorliegenden Scharteke den Lesern nur folgendes Beyspiel geben (S. 216):

Statistik vom Hungerlande.

„Man erzählte mir seit den Jahren meiner Kindheit mit „vollen Pausbacken, erstaunliche Abentheuer von dem kindisch „gewordenen Regierer dieses Landes. Kein Held aus der al„ten Geschichte, und es hat Kerls darunter gegeben, daß es „der Menschheit schauern muß, nur ihren Namen nennen zu „hören, war diesem gleich gekommen; und die würdigsten Re„genten, die in der Zahl der Heiligen obenan schimmern wür„den, wenn die Päbste Verdienste und nicht Schwermerey „heilig gesprochen hätten, waren nicht würdig, diesem Fürsten die „Schuhriemen aufzulösen. Der größte Held, und der Vater „seiner Unterthanen, war das geringste Lob, welches man ihm „ertheilte. Ich flog ihn zu sehen und anzubeten. Allein, „gleich beym Eintritte in sein Land war die große Idee ver„schwunden, die man mir von ihm beygebracht hatte. Seine „Anstalten sind äußerst pfiffig, sein Geld ist dreymal aufge„wärmt, und so mager an Silber und Gold, daß er es fast „lieber ausgiebt, als annimmt, und davor sich die Auswärti„gen

„gen nicht genug in Acht nehmen können, alle seine Unterthanen fallen, um nicht zu verhungern, wie heulende Wölfe „die Schaafställe ihrer Nachbarn an. Der Fürst hat durch eine „politische Zauberkraft seinen Magen mit einem jeden Magen „seiner Unterthanen verbunden; sie können nicht einen Bissen „in den Mund stecken, ohne daß nicht die Hälfte davon in „den Magen des Fürsten fällt. Diesen politischen Zauber „nennen sie Accise. Seine gelehrten Frauenzimmer haben der „medicinischen Academie, die zur Hälfte in Stieseletten durch „das im Wasser aufgelöste Pflaster herumwadet, den Auftrag „gemacht, Pillen zu erfinden, die nicht größer und nicht kostbarer seyn sollten, als eine Erbse, und die den Mann auf einen Tag ernähren könnten. An Oekonomieanstalten, und „Diät kömmt kein Land diesem bey, denn die reichsten Einwohner desselben leben nicht besser, als die ärmsten Prager „Juden, davon doch sechse zusammen gewiß nicht mehr verzehren, als ein Bolognäser Hündchen. Daher sind sie denn „auch alle so dürre und durchsichtig, daß man sich ihrer, wenn „man mit R — zu melden, ihnen eine Kerze in den Bauch — „steckte, statt Laternen bedienen könnte. — — — S. 219.

„Die Soldaten des Fürsten vom Hungerlande können in Friedenszeiten zusehen, wie sie fertig werden; er erläßt ihrer an die „zwey Drittel, die theils betteln, und theils stehlen, bis „sie endlich zum Besten des Vaterlandes entweder erschossen „oder gehangen werden. Die Räthe und Präsidenten wiegen „da zu sechszehn bis achtzehn Loth, und die allerley Referendariusse, die Jahr aus Jahr ein, nichts von der Kammer zu „nagen haben, sind noch viel leichter, die Minister von dem „Regenten bevollmächtigt, und zur Vermehrung der Finanzen angewiesen, könnten gerben, versicherte sie, wo es nur „immer Leder gäbe, auf die Frage: wem es zugehöre, käme „es ganz und gar nicht an, das ganze Recht des Eigenthums „wäre in diesem Reiche durchgehends dem Evangelischen Machtspruche untergeordnet: Nehmt weg, der Herr hats gesagt, „der Herr bedarfs. Um nun aber die Unterthanen, nur einigermassen bey guter Laune zu erhalten, duldet der Regent „alle venerische und religiöse Ausschweifungen. Man kann „auf offener Straßen, wie Diogenes einst, die Fortpflanzung „des menschlichen Geschlechts besorgen, oder beten oder fluchen, das ist ihm gleichgültig. Man kann den Christ oder „Antichrist spielen, kann sich mit apokryphischen Büchern unterhalten, die heilige Jungfrau Maria anbeten, oder in die

„Jungfernſchaft derjenigen Mädchens Zweifel ſetzen, welche „Kinder gehabt haben. Man weiß da von keinen andern Ke„tzern, als den politiſchen, welche nehmlich nicht ordentlich „ihre Contribution bezahlen, dieſe werden im Lande nicht ge„duldet, ſondern in beſter Form excommunicirt.“

Ich will jedem vernünftigen Leſer überlaſſen zu urtheilen, wie viel ein Menſch werth ſeyn kann, der ſolch niederträchtig dummes Geſchwätz zu ſchreiben ſich entblödet. Man bekümmert ſich in Berlin wirklich ſehr wenig um Wien. In Wien hingegen haben die Badauds immer etwas mit Berlin zu thun. Man will da immer Wien gegen Berlin ſetzen, thut immer, als ob Wien in allem müßte vorgezogen werden, affektirt immer mit der äußerſten Verachtung von Berlin zu ſprechen, hat aber immer ein ſchiefes Auge darauf, und ſprengt aus, als ob in Berlin beſtändig die gehäſſigſten Geſinnungen gegen Wien an den Tag gelegt würden. Ich wiederhole es nochmals, wo hat man denn in Berliniſchen Schriften gehäſſige Geſinnungen wider Wien jemals ſehen können? Iſt jemals ein Brandenburgiſcher Schriftſteller unverſchämt genug geweſen, etwas wider Wien oder Oeſterreich zu ſchreiben, was dem Geiſte der nichtswürdigern Scharteke, die wir vor uns haben, nur im Geringſten ähnlich wäre? Daß man, nicht bloß in Berlin, in dem ganzen übrigen Deutſchlande, die vielen Thorheiten, die in Wien wirklich vorhanden ſind, für Thorheiten erkennt, daß man im ganzen Deutſchlande lächelt, wenn die Wiener ſich einbilden, ſie lebten in der Hauptſtadt Deutſchlands, und alle übrige Länder wären nur Provinz, daß man noch mehr lächelt, wenn man ſiehet, wie ſehr die Einwohner dieſer vermeinten Hauptſtadt, hinter ihren vermeinten Provinzen, in Künſten, Wiſſenſchaften und Induſtrie noch zurückſtehen, und ſich doch gleichwohl einbilden, ihre mittelmäßigſten Dinge wären ſchon vollkommen, oder würden doch gleich morgen vollkommen werden: hierüber wird in ganz Deutſchland gelächelt, nicht etwa bloß in Berlin, und wenn die Herren diejenigen, die ſie nicht für vollkommen anſehen, anfeinden wollen, ſo müſſen ſie das ganze weite Deutſchland anfeinden, das ſie ſo wenig kennen. Wenn ſie nur erſt ſo klug werden, ihre eigene Mängel zu erkennen, ſo iſt wohl Hoffnung zur Beſſerung da. Es giebt ſehr kluge Leute in Wien, die ſehr wohl wiſſen, wo die Mängel liegen.

liegen. Diese schreyen aber nicht laut, sondern seufzen in der Stille, und wünschen ihren lieben Landesleuten Nachdenken und Ueberlegung.

Rmz.

14. Kriegswissenschaft.

Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland zwischen dem Könige von Preußen und der Kaiserin Königin mit ihren Alliirten, vom General Lloyd. Aus dem Englischen aufs neue übersetzt, mit verbesserten Planen und Anmerkungen, von G. F. Tempelhof, Königl. Preuß. Major bey dem Feldartilleriecorps. Erster Theil, welcher die Feldzüge von 1756. und 1757. enthält. Mit Königl. Preuß. und Churfürstl. Sächsischen Privilegien. 4to. 1 Alphabet 20 Bogen 8 Kupfertafeln. Berlin, gedruckt und verlegt von J. F. Unger.

Diese Geschichte erregte bey ihrer Erscheinung in der ersten deutschen Uebersetzung, welche 1777. davon ans Licht trat, ein nicht geringes Aufsehen. Ohne Zweifel hatte sie dies größtentheils der Freimüthigkeit zu danken, womit der Herr Verfasser von den Feldherren spricht, welche in den beyden ersten Feldzügen jenes merkwürdigen Krieges, an den Spitzen der gegenseitigen Preußischen und Oesterreichischen Armeen standen. Er begnügt sich nicht blos als Geschichtschreiber, zu erzählen, was sie gethan; sondern maßt sich auch an, als Meister in der Kriegskunst, zu zeigen, was sie, seiner Meynung nach, besseres hätten thun können, und scheint Lob oder Tadel unter dieselben auszutheilen, je nachdem ihre Entwürfe sich weniger oder mehr von seinen eigenen Ideen entfernen. Wer diese Geschichte mit einiger Aufmerksamkeit durchliest, und weiß, daß der Hr. V. verschiedenen Feldzügen des siebenjährigen Krieges beygewohnt hat, wird ihm überhaupt Einsicht in das Kriegswesen

und Erfahrung nicht absprechen wollen; aber vielleicht ihn dafür um so schärfer tadeln, wenn er hier sieht, daß derselbige die Beschreibung und Vorstellung verschiedener wichtiger Kriegsbegebenheiten aus einseitigen, unvollständigen, ja nicht selten grundfalschen, Nachrichten und Relationen zusammen schrieb; ein Fehler, den man ihm um so weniger verzeihen kann, weil er, als Kriegsmann, über Facta räsonnirt, und dadurch, daß er dieselben nicht der Wahrheit gemäß erzählt, diejenigen seiner Leser, die selber nicht besser als er, von jenen Begebenheiten unterrichtet sind, zu schiefen und irrigen Urtheilen über den Karakter und die Talente einiger großen Generale verleitet. Das Unternehmen des Herrn Majors von Tempelhof, die vor uns liegende neue Uebersetzung dieser Kriegsgeschichte mit Anmerkungen zu begleiten, worin das Halbwahre und völlig Falsche in Lloyds Erzählungen und Räsonnements sorgfältig ausgehoben, vor Augen gelegt, berichtigt, und gründlich widerlegt wird, verdient daher Dank des Publikums; so wie die Anmerkungen selber dem Fleiß und den Kenntnissen ihres Verfassers sehr zur Ehre gereichen. Das dem Geschichtforscher sowohl, als Taktiker Interessante ihres Inhalts, läßt uns um so weniger befürchten, daß unsere Leser den hier folgenden Auszug aus selbigen zu weitläuftig finden werden, da es bey der Wichtigkeit und Menge der darin vorkommenden Sachen ohnehin nicht wohl möglich war, alles in einen engern Raum zusammen zu drängen.

In der Beschreibung der Schlacht bey Lowositz (S. 44.) läßt der General Lloyd die Preuß. Infanterie des linken Flügels zuerst den Lobositzberg herunter rücken, um die Kroaten anzugreifen. Der Herr von Tempelhof behauptet hingegen (S. 68.), daß erstere zuerst angegriffen worden, und aus keiner andern Absicht herunter gestiegen sey, als den zurückgeschlagenen Feind zu verfolgen.

S. 42. sagt der Verfasser: „Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn der König gleich anfänglich seine Kavallerie in der Mitte, zwischen dem Lobositzberg und Kiniz gestellt hätte. Auf diese Art hätte er mehr Infanterie auf den Homolkaberg bringen, und den linken Flügel verstärken können, der eigentlich bestimmt war, den Hauptangriff zu machen. In dieser Stellung würde er seine Kavallerie, wodurch er die feindl. angreifen ließ, besser haben unterstützen können, da sie hingegen hinter der Infanterie von gar keinem Nutzen war, auch diese

nicht

nicht decken konnte, wenn sie bey dem Angriff auf Lowosiz geschlagen wurde.“ Der Hr. von T. erwiedert hierauf (S. 68.), daß die Güte einer Schlachtordnung in einem genauen Zusammenhang aller einzelnen Theile, und in einer gewissen innern Stärke und Festigkeit bestehe; daß dies letztere nur durch die Infanterie und die mit ihr verbundene Artillerie könne erhalten werden; daß daher die Kavallerie, deren Bestimmung ist, die Infanterie zu unterstützen, und den von ihr erfochtenen Sieg vollkommen zu machen, hinter derselben folgen müsse; und endlich, daß die Schlacht bey Hochstädt beweise, wie nachtheilig die Folgen seyn können, wenn man die Kavallerie in die Mitte stellt.

S. 54. wird der König getadelt, daß er nicht eine Observationsarmee von 20000 Mann bey Pirna gegen die Sachsen stehen ließ, und mit seiner ganzen übrigen Macht in Böhmen drang, wo er die Oesterreichische Armee, die sehr schwach angegeben wird, bis an die Donau, oder jenseits dieses Flusses, treiben, und hierauf Prag und Olmüz erobern konnte. S. 75—85. wird der Ungrund dieses Tadels gezeigt. Der Herr von T. stellt eine Berechnung der einander entgegengesetzten Armeen an, aus welcher sich ergiebt, daß die Oesterreicher wenigstens 70000 Mann in Böhmen stark waren. Der König, wenn er 20000 gegen die Sachsen zurück ließ, behielt nicht mehr, als 40000 Mann übrig, die mit den 24000 Mann unter dem Kommando des Feldmarschalls Schwerin, zusammen nur eine Armee von 66000 Mann ausmachten. Der Krieg fieng erst zu Ende des Augusts an. Es blieben also nur die beyden Monathe September und October zu den Operationen im Felde übrig. Der König hatte in Sachsen keine Magazine, und eine Armee führt blos auf 18 Tage Lebensmittel mit sich. Da folglich erst Magazine errichtet werden mußten: so konnte das Vorrücken in Böhmen nicht anders, als sehr langsam, geschehen. Wenn man festen Fuß in Böhmen fassen will, muß man Meister von der Elbe seyn; mithin mußten die Sachsen erst von Pirna weggetrieben werden, wo sie bis zur Mitte des Octobers aushielten. Hierzu kömmt endlich noch, daß die Gegend um das sächsische Lager durch die Elbe in zwey Theile getheilt war, und also 20000 Mann nicht hinreichten, 15000 Mann einzuschließen, die immer mit einer Uebermacht über den einen oder den andern Theil herfallen konnten.

Von S. 97 — 118. werden vom Verfaſſer Betrachtungen über das Verhalten der Preußen und Oeſterreicher vor und während der Schlacht bey Reichenberg angeſtellt. Wäre der Herzog von Bevern über Gabel und Böhmiſch Aicha marſchirt, um ſich mit dem Feldmarſchall Schwerin zu vereinigen: ſo wäre er nicht in die Nothwendigkeit geſetzt worden, ſich in ein Treffen einzulaſſen. Er konnte nur den feindlichen linken Flügel mit Hoffnung eines glücklichen Erfolgs angreifen; er hätte ſich alſo nicht parallel mit dem Feinde formiren, und ſeine Truppen beynahe durch die ganze Linie gleich ſtark vertheilen, ſondern vorzüglich ſeinen rechten Flügel verſtärken ſollen. Der Angriff, welchen er ſeine Kavallerie machen ließ, war unnütz; denn wenn ſie auch geſiegt hätte, ſo konnte ſie doch das gewonnene Terrain nicht behaupten, ſo lang die feindliche Infanterie, welche auf beyden Seiten deſſelben poſtirt ſtand, nicht vertrieben war. Endlich, war es unnöthig, daß er den General Leſtwitz detaſchirte, um den feindlichen rechten Flügel anzugreifen, weil alles vom Sieg auf dem linken Flügel abhieng. Noch mehr wird das Betragen der Oeſterreicher getadelt. Ihr Lager taugte nichts, weil der linke Flügel ſchwach war, und die Mitte in den Rücken konnte genommen werden, ſobald der rechte Flügel zum Weichen gebracht würde. Sie hätten daher ihre beſte Infanterie in den Wald auf ihrem linken Flügel, und einige ſchwere Artillerie an den Rand deſſelben, ſetzen ſollen. Dieſes würde ſie in Stand geſetzt haben, den Preußen das Defiliren durch das Dorf Barzdorf, und über den ſumpfigen Bach, wie auch das nachherige Formiren, unmöglich zu machen. Sobald ſie ſahen, daß der Feind Anſtalten traf, ihren linken Flügel anzugreifen, hätten ſie eine allgemeine Bewegung nach dieſem Flügel machen, und ihr Treffen bis auf die Berge ausdehnen ſollen. Ihre Kavallerie rückte zuweit vor, und verlohr dadurch die Unterſtützung der Infanterie. Sie hätten nicht ihre ganze Armee in das Thal ſtellen; ſondern die Anhöhen beſetzen ſollen; theils, weil letztere, wie der Erfolg zeigte, erſtiegen werden konnten; theils, weil die Armee, bey ihrer Stellung, nicht allein Gefahr lief, geſchlagen, ſondern auch von Prag und ihrem Magazin in Jungbunzlau, entweder durch die Armee des Herz. von Bevern, oder des Feldmarſchalls Schwerin, abgeſchnitten zu werden.

Aus der Beſchreibung, welche der Hr. von Tempelhof (S. 119 u. f.) von dem Treffen bey Reichenberg mittheilt, erhellt,

erhellt, daß des Gen. Lloyds Erzählung von eben diesem Treffen verschiedene Unrichtigkeiten enthält. Der Herzog von Bevern ließ seine Kavallerie nicht eher den Feind angreifen, als bis er sah, daß der Angriff seiner Granadirer auf dem ersten feindl. Verhack glücklich von Statten gieng. Ll. hat demnach Unrecht, wenn er sagt, daß die Kavallerie den ersten Angriff gethan habe. Allein er hat Recht, wie uns dünkt, wenn er behauptet, daß ihr Angriff, wenn er auch gelungen wäre, von keinem Nutzen seyn konnte. Denn nach des Herrn von Tempelhof eigener Erzählung kam dieselbe beym Verfolgen in das Feuer der im zweyten Verhak postirten feindl. Infanterie; erlitt hier einen starken Verlust, gerieth in Unordnung, und ward weit zurückgetrieben; welches alles von schlimmen Folgen hätte seyn können, wären nicht die rückwärts in einem Grunde postirte Husaren dem Feind in die Flanke gefallen. Lloyd hat Unrecht, wenn er sagt, der H. von Bevern habe den Gen. Lesekewitz gleich im Anfang des Treffens über die Neiße geschickt; denn dies geschahe nicht eher, als bis der Feind schon in vollem Rückzuge begriffen war. Der rechte Flügel des Herzogs war durch das Regiment des Prinzen Heinrichs, und die hinter selbigem postirte Kavallerie hinlänglich verstärkt. Und da überdies nicht zu vermuthen war, daß die Oesterreicher ihre Verschanzungen verlassen würden, um den Herzog anzugreifen: so hatte er noch immer Zeit, gedachten Flügel mehr zu verstärken, im Fall sein erster Angriff abgeschlagen wurde. Der Herr von Tempelhof findet die Fehler, welche Lloyd den Oesterreichern bey diesem Treffen Schuld giebt, nicht so groß, als dieser sie zu machen sucht. Der erheblichste, den sie, seiner Meynung nach, begiengen, ist, daß sie nicht aus ihren Verschanzungen herausrückten, um die Preußen bey ihrem Uebergang über den Bach bey Parzdorf anzugreifen.

S. 108—118. enthält Betrachtungen des Hrn. Verf. über den Operationsplan der Oesterreicher von 1757., und das Betragen der gegenseitigen Armeen vor und während der Schlacht bey Prag. Der Entwurf der Oesterreicher, so lange Vertheidigungsweise zu gehen, bis ihre Alliirten im Felde erscheinen, und sie mit Nachdruck agiren könnten, wird gelobt; allein mit der Ausführung desselben der f. n zufrieden. Aus der Lage der Sachen k t S

gemacht werden, daß der König Böhmen von keiner andern Seite, als von Sachsen her angreifen würde. Die Oesterreicher hatten folglich unrecht, daß sie ein Korps von mehr als 20000 Mann in Mähren stehen ließen, wo dasselbe von keinem Nutzen war. So war auch die Vertheilung ihrer Truppen an der Sächsischen Gränze den Umständen nicht angemessen. Das Korps bey Eger diente zu nichts; denn es war weder wahrscheinlich noch möglich, daß der König etwas gegen Eger unternehmen konnte; und überdies lief gedachtes Korps Gefahr von der Hauptarmee bey Budin abgeschnitten zu werden, sobald nämlich der Feind durch die Defileen bey Kupferberg und Basberg in Böhmen einrückte; wie dies denn auch wirklich geschah. Der Feldmarschall Brown stand mit seiner Armee zu weit zurück, und war daher außer Stand, die Truppen, mit welchen er die Gebirge und Defileen zwischen Pirna und Lowositz besetzt hielt, zur rechten Zeit zu unterstützen. Er hätte seine Quartiere jenseits der Eger so nehmen müssen, daß er in einem Marsch hinter der Bila bey Außig, wo ein festes Lager ist, hätte seyn können.

S. 111. u. f. wird das Betragen der Oesterreicher bey der Prager Schlacht weitläuftig geradelt.

S. 114. Da das Korps unter dem Fürst Moriz an 15 Meilen von der Armee des Königs entfernt war: so konnte Brown verschiedene Stellungen nehmen, in welchen er die Vereinigung des Fürsten mit dem Könige verhindern konnte; denn jedem allein war er überlegen. Eben so konnte er die Vereinigung des Königs mit dem Feldmarschall Schwerin hintertreiben. Man hätte den Feldmarschall Keith, welcher auf der andern Seite der Moldau stand, mit Uebermacht angreifen sollen. Auch konnte die Vereinigung des Herzogs von Bevern mit dem Feldmarschall Schwerin sehr leicht verhindert werden.

S. 115. u. f. An dem Betragen des Königs findet Lloyd folgendes auszusetzen. Dadurch, daß er seine Kolonnen in so großen Entfernungen von einander vorrücken ließ, gab er den Oesterreichern Gelegenheit, seine Armee einzeln zu schlagen. Es war eine Verwegenheit, daß er den Feind in einem so festen Lager, und in der Nachbarschaft einer Vestung anzugreifen wagte. Eben so verwegen war es, daß er eine so starke Armee, als die Oesterreichische war, mit einer um nichts stärkern in Prag einzuschließen, und zur Uebergabe zu zwingen suchte; und dieses um so mehr, weil seine Armee durch die Mol-

Moldau getrennt, nur zwey Gemeinſchaftsbrücken hatte, wovon die eine noch dazu bald von der Fluth zerriſſen wurde. Anſtatt den Feind in ſeinem Lager anzugreifen, hätte der König weit beſſer gethan, wenn er gegen Kollin und Kuttenberg, wo der Feind ſeine Magazine hatte, marſchiret wäre; denn wollte dieſer gedachte Magazine retten; ſo mußte er ihm dahin folgen, und alsdenn fand ſich vielleicht eine günſtige Gelegenheit, ihn mit Vortheil anzugreifen. Vielleicht wäre er auch dem Feldm. Daun, welcher aus Mähren kam, begegnet, dieſen hätte er ſchlagen können.

S. 124. u. f. Der H. v. T. glaubt, daß die Oeſterreicher anfänglich die Abſicht hatten, einen Angriffskrieg zu führen, daß ſie aber durch die Schnelligkeit des Königs in den Vertheidigungskrieg zurück geworfen wurden. Dieſe Meynung unterſtützt er durch folgende Gründe. Die Oeſterreicher hatten ihre beträchtlichſten Magazine längſt der ſächſiſchen Gränze errichtet. Wegen der vielen gegen den König vereinigten Mächte, konnten ſie glauben, er würde weiter an nichts denken, als entweder Sachſen wieder zu räumen, oder daſſelbe zu behaupten. Es ſcheint, daß das Korps in Mähren, und das Korps an der Gränze der Lauſiz, unter dem Graf Königseck, beſtimmt waren, erſteres in Oberſchleſien, das andere in Sachſen, über Zittau, Görlitz und Lauban in Schleſien einzubrechen, ſo bald nämlich der König ſich aus Sachſen würde zurückgezogen haben; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Feldmarſchall Brown den Auftrag hatte, den König von Dresden zu vertreiben. Die franzöſiſche, ruſſiſche und Reichsarmee waren noch nicht in der Verfaſſung, daß ſie große Schritte vorwärts gewinnen konnten. Blieben nun die Oeſterreicher ſo lange auf der Vertheidigung, bis von dieſen einige Wirkung erwartet werden konnte; ſo war es dem Könige möglich, in der Zeit zwiſchen den Monaten April und October, die öſterreichiſche Armee bis an die Thore von Wien zu drängen; und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Oeſterreicher dies nicht ſollten eingeſehen haben. Sie hatten im Winter alle ihre Truppen in Böhmen und Mähren zuſammengezogen, und waren dem Könige um einen großen Theil überlegen. Nicht allein ihre Ehre, ſondern auch ihr eigener Vortheil erforderte, daß ſie, je eher je lieber, in Sachſen feſten Fuß zu faſſen, und alles anzuwenden ſuchten, um Dresden wieder zu erobern. Und endlich ſcheint ihr übereilter Rückzug nach Prag zu beweiſen, daß ſie auf nichts weniger, als auf Anſtalten zu einer weiſen Vertheidigung waren bedacht geweſen.

S. 131. wird der Vertheidigungsplan, welchen sie, nach Lloyds Meynung, hätten befolgen sollen, verworfen. Böhmen ist sehr schwer zu decken, weil von Prag aus, als dem Mittelpunkt, eine Menge Straßen nach Sachsen, Schlesien und Mähren durch die Gebirge fortgehen, alle diese Wege besetzt werden müssen, und folglich die Hauptarmee ungemein geschwächt wird. Der Feind kann leicht mit überlegener Macht über einen schwächern Theil herfallen; welches um so gefährlicher ist, da die Wege in Böhmen keine Gemeinschaft mit einander haben, in Sachsen aber und in der Lausitz die Gemeinschaft frey ist, und also der angreifende Theil leicht Truppen von der einen nach der andern Seite kann marschiren lassen.

S. 133. u. f. Der Hr. v. T. hält es für unmöglich, in einem einzigen Marsch mit der Armee über die Eger zu gehen, und dann noch das 4 Meilen davon gelegene Lager hinter der Bila, bey Außig, zu erreichen. Auch ist dieses Lager, seiner Meynung nach, nicht so fest, als Lloyd es ausgiebt; weil der König dasselbe umgehen, und also den Feldmarschall Brown sehr leicht daraus vertreiben konnte. Da Gishübel und Gottleube in der Kette der Preußischen Winterquartiere lagen, hinlänglich besetzt, und die Truppen so vertheilt waren, daß 30 Bataillonen, nach einem einzigen Marsch, ein Lager hinter diesen Defileen beziehen, und, durch einen zweyten Marsch, auf den Höhen von Nollendorf seyn konnten; so würde man den Oesterreichern jederzeit bey demselben zuvorgekommen seyn, und diese hätten sich also nicht mit der ganzen Armee, wie Ll. vorschlägt, hinter bemeldeten Defileen setzen können. Ueberdies würden die Stellungen bey Aussig und hinter den Defileen von Gishübel nicht hinreichend gewesen seyn, den Eingang in Böhmen zu versperren; welches S. 134 — 135. bewiesen wird. Der H. v. T. glaubt nicht, daß es für die Oesterreicher vortheilhaft gewesen wäre, wenn sie nach ihrer Vereinigung bey Prag, den König oder den Feldmarschall Schwerin angegriffen hätten; denn wollten sie den König angreifen, so mußte dieses entweder geschehen, ehe sie sich mit der Armee auf die andere Seite der Moldau begaben; alsdenn aber hatten sie sich noch nicht mit dem Macquirischen und Königseckischen Korps vereinigt, und sie verloren also einen großen Theil ihrer Ueberlegenheit über den König, welcher 52 Bataillonen und 76 Escadronen stark war; oder sie mußten den

den König nach jener Vereinigung angreifen, und alsdann, unter ſeinen Augen, entweder über die Moldau zurück, oder durch Prag gehen. Sie konnten aber auch, nach der mehr gedachten Vereinigung, den Feldmarſchall Schwerin angreifen; allein in dieſem Fall hätten ſie ein beträchtliches Korps gegen den Feind müſſen ſtehen laſſen, und dann wäre ihre Armee um nichts ſtärker geweſen, als die Schweriniſche, welche aus 50 Bataillonen, und 82 Escadronen beſtand. Ueberdieß waren ſie von dem Feldmarſchall durch die Elbe getrennt, über welche ſie nicht anders als in ſeiner Gegenwart gehen konnten.

S. 138. u. f. wird bewieſen, daß der König ruhig über die Moldau gehen, und nach dem Uebergang nicht angegriffen werden konnte.

S. 141. u. f. wird der Entwurf des Königs zum Einmarſch in Böhmen gerechtfertiget. Dieſer Entwurf gründete ſich auf die Stellung des Feindes, auf die Kenntniß, die der König vom Charakter und den Maximen der gegen ihn commandirenden Generale und von dem Lande hatte, in welches er einzudringen ſuchte. Die verſchiedenen Bewegungen, welche er gleich anfangs machen ließ, geſchahen blos in der Abſicht, ſich von den Geſinnungen und dem Vertheidigungsplan des Feindes zu überzeugen. Hierauf gründete ſich die Vertheilung ſeiner Armee in 4 Korps, wobey er nichts Widriges zu befürchten hatte. Es war gar kein Fehler, daß der König den Fürſten Moritz über Pasberg gehen ließ, indeſſen er ſelber mit ſeiner Armee, über Gishübel und Nollendorf, in Böhmen rückte; denn er wußte, daß Außig und der Paskopel nur mit wenig leichten Truppen beſetzt waren. Der Herzog von Abremberg ſtieß erſt bey Welwarn zum Feldmarſchall Brown, nachdem der König ſchon über die Eger gegangen war; welches den 27ſten und nicht den 26ſten April geſchah. Am nämlichen Tage war auch der Feldmarſchall Schwerin ſchon bey Jungbunzlau angekommen, und ſeine Vereinigung mit dem Könige konnte nicht mehr gehindert werden.

Die Beſchreibung, welche der H. v. T. S. 144. u. f. von der Schlacht bey Prag giebt, iſt weit vollkommener, die von Lloyd. Er tadelt den Prinz Carl, daß er ſeine [illegible] vallerie nicht vom rechten Flügel, wo ſie des Terrein[illegible] nicht fechten konnte, wegnahm, und auf den linken ſt[illegible] das Terrein ihre Bewegungen begünſtigt hätte. [illegible] den er ſeinen rechten Flügel machen ließ, war

Die Trennung des feindlichen rechten Flügels vom linken ward keineswegs durch das Vordringen des rechten Flügels, sondern durch die Bewegung veranlaßt, welche der Feind machen mußte, um gedachten Haken zu formiren, und mehr Terrein zu gewinnen.

Da der König die Hoffnung hatte, durch den Gewinn der Schlacht bey Prag, die ganze feindliche Macht zu zerstören, ohne daß der Verlust derselben einen mehr als gewöhnlichen Einfluß auf den übrigen Theil des Feldzugs haben konnte: so kann es ihm wohl nicht zum Vorwurfe gereichen, daß er die Schlacht wagte. Und da die Dauniſche Armee im Begriff war, ſich mit der Hauptarmee zu vereinigen; ſo war es der Klugheit gemäß, den Prinzen Carl vor dieſer Vereinigung anzugreifen. Der Marſch nach Kollin und Kuttenberg, welchen der König, Lloyds Meynung zufolge, hätte thun ſollen, wird verworfen, weil er denſelben nicht unternehmen konnte; ohne ſeine eigene Magazine in Jungbunzlau und Brandeis, dem Prinz Carl Preis zu geben, und ohne Gefahr zu laufen, von Sachſen abgeſchnitten zu werden. Ein gleiches würde erfolgt ſeyn, wenn der König den Feldmarſchall Keith auf der linken, und ein Korps von 40000 Mann auf der rechten Seite der Moldau hätte wollen ſtehen laſſen, um die Gemeinſchaft mit ſeinen Magazinen ſicher zu ſtellen, indeß er mit den übrigen 30000 Mann dem Feldmarſchall Daun entgegen gegangen wäre. Hätte der König das Korps des Feldmarſchalls Keith an ſich gezogen, um auf der rechten Seite der Moldau mit deſto größerm Nachdruck agiren zu können, ſo lief er alle Augenblicke Gefahr, die Gemeinſchaft mit der Elbe, mit Sachſen, und den in dieſem Lande angelegten Magazinen zu verlieren, und die Oeſterreicher konnten ein Korps nach Sachſen detaſchiren, und vielleicht Dresden erobern. Verlor der König die Schlacht, welche er, wie Lloyd will, dem Prinz Carl hätte liefern ſollen, als dieſer auf dem Marſch nach Kollin und Kuttenberg begriffen war: ſo gieng die Gemeinſchaft mit Sachſen verloren, weil die Oeſterreicher im Beſitz der Elbe waren; gewann er ſie hingegen: ſo war der Sieg von keinem erheblichern Erfolg, als daß er vielleicht einige Magazine mehr zerſtören, und die Belagerung von Prag unternehmen konnte. Verlor aber der König die Schlacht bey Prag: ſo wurden die Oeſterreicher durch das Terrein verhindert, ihn lange und mit Nachdruck zu verfolgen; er konnte ſich mit ſeiner geſchlagenen

Armee

Armee nach Brandeis und Bunzlau zurückziehen, ſeine Magazine aufzehren, und Sachſen und Schleſien zugleich decken. Die Meynung des Verfaſſers, daß man eine Armee darum nicht angreifen ſoll, weil ſie in der Nachbarſchaft einer Veſtung ſteht, wird verworfen. Denn wirft ſich die geſchlagene Armee in die Veſtung herein: ſo muß ſich dieſe deſto geſchwinder ergeben; weil bald ein Mangel an Lebensmitteln darin entſtehen muß.

S. 165. u. f. wird bewieſen, daß die Stellung, welche die kaiſerliche Kavallerie auf dem rechten Flügel einnahm, beſſer war, als die, welche Lloyd vorſchlägt. Und endlich wird gezeigt, daß die Oeſterreichiſche Armee (30000 Mann unter dem Feldmarſchall Daun nicht mitgerechnet) ſich auf 90000 Mann belief; indeß die ſämmtlichen Preußiſchen Truppen in Böhmen aufs höchſte 100000 ausmachten, wovon aber nicht mehr als ohngefehr 64000 Mann zur Schlacht kamen.

S. 185. u. f. enthält Betrachtungen über das Betragen der Preußen und Oeſterreicher, nach der Schlacht bey Prag, bis zur und während der Schlacht bey Kollin. Lloyd hält die Belagerung von Prag nach der dabey gewonnenen Schlacht für unnöthig. Seiner Meynung nach, hätte der König am Tage nach der Schlacht, 20000 Mann dem feindlichen rechten Flügel nachſchicken, und mit dem übrigen Theil der Armee nach Böhmiſchbrod gegen den Feldmarſchall Daun marſchiren ſollen. Wurden beyde Armeen alsdann nicht aufgerieben: ſo zwang er ſie doch wenigſtens, mit vieler Eilfertigkeit nach der Donau zurück zu gehen, und hierdurch bekam er Gelegenheit, Olmütz, und vielleicht nachher auch Prag, zu erobern. Er konnte jedoch ſeinen Fehler wieder gut machen, wenn er, auf die Nachricht von der Annäherung des Feldmarſchalls Daun, die Belagerung aufhob, und mit ſeiner ganzen Macht demſelben entgegen gieng. Als er bey Kaurzim ankam, und den Feind in einer Stellung antraf, in welcher er ihn unmöglich mit Vortheil angreifen konnte: ſo mußte er ſich zurückziehen, und eine andere Stellung nehmen. Weil er aber einmal beſchloſſen hatte, ſich der Höhen auf dem feindlichen rechten Flügel zu bemächtigen: ſo mußte er nicht am hellen Tage dahin marſchiren; denn hiedurch entdeckte er dem Feind ſeine Abſicht. Da er verhältnißmäßig ſtärker an Kavallerie, als an Infanterie war: ſo mußte er vor der feindlichen Front

eine Gegend aufſuchen, wo jene mit Vortheil agiren konnte. Als er ſah, daß der Feind ſeinen rechten Flügel verſtärkt hatte, mußte er ſeine beyden Flügel zurückhalten, und mit ſeiner Kavallerie einen lebhaften Angriff auf die Mitte thun. Wollte er aber durchaus den feindlichen rechten Flügel angreifen: ſo mußte er ſeinen Angriff beſſer unterſtützen.

Das Verfahren des Feldmarſchalls Daun hat Lloyds völligen Beyfall; doch tadelt er ihn, daß er ſeine Linie zu weit rückwärts formirte; weil die vor der Front liegenden Dörfer dadurch die Unterſtützung von der Armee verlohren. Wäre Daun den 19ten mit ſeiner ganzen Armee nach Prag marſchirt: ſo hätte der König, aller Wahrſcheinlichkeit nach, eine völlige Niederlage erlitten.

Lloyds Meynung: der König hätte die Oeſterreicher nach der Prager Schlacht, bis an die Donau zurücktreiben können, widerlegt H. v. T. ſehr gründlich, indem er beweiſt, daß dieſes den König zu weit von ſeinen Magazinen würde entfernt haben. Ueberhaupt ſtellt H. v. T. bey dieſer Gelegenheit (S. 190 u. f.) Berechnungen an, welche zeigen, wie weit eine Armee, bey ihren Operationen, ihre Magazine und Bäckereyen hinter ſich laſſen kann, damit die nöthigen Zufahren aus denſelben noch zu gehöriger Zeit anlangen können. Hätte unſer H. V., bevor er jene Meynung niederſchrieb, den Einfall gehabt, ſich auch in einen ſo nothwendigen Kalkul einzulaſſen: ſo würde ihn dies ohnfehlbar auf andre Gedanken gebracht haben. Wer einer Armee Operationen vorſchreibt, wobey die Verpflegung derſelben unmöglich wird, beſchäftigt ſich eben ſo nützlich, als der Knabe, welcher Seifenblaſen macht, die vom geringſten Hauche zerplatzen.

50000 Mann in Prag zu Gefangenen zu bekommen, war, nach des H. v. T. Meynung das Entſcheidendſte, was in der damaligen Lage des Königs ſich ereignen konnte, und gerade das, wozu er ſich am meiſten Hoffnung machen durfte. Hätte er aber, auf die Annäherung des Feldmarſchalls Daun die Belagerung von Prag ſogleich aufgehoben: ſo hätte er den erſten Grundſätzen des Krieges zuwider gehandelt; weil er eben dadurch den Wunſch ſeines Gegners erfüllt hätte. Die Belagerung von Olmütz war den damaligen Umſtänden nicht angemeſſen. Der König hatte dazu keine Magazine. In der Zeit, welche er hätte anwenden müſſen, welche zu errichten, konnte die öſterreichiſche Armee auf 120000 Mann anwachſen, und

ſich

sich ihm entgegenstellen. Er mußte Sachsen mit wenigstens einer Armee von 30000 Mann decken. 15000 Mann mußte er bey der Belagerung anstellen; folglich konnte er dieselbe nur mit 45000 Mann decken, und die Oesterreicher waren also im Stande, mit einer überlegenen Macht gegen beyde Armeen zu agiren. Endlich wäre auch die Eroberung von Olmütz von keinem großen Nutzen gewesen, weil der König, bey Annäherung der Franzosen und Reichsarmee, doch wieder nach Sachsen hätte gehen müssen, und die Oesterreicher alsdann diese Vestung wieder wegnehmen konnten.

Von S. 206 bis 225 beschreibt H. v. T. die Schlacht bey Kollin. Eine Schlacht war für den König durchaus nothwendig, weil er, wegen Annäherung des Feldmarschalls Daun, seine bey Prag stehende Armee schwächen mußte, und folglich der Prinz Carl auf den Einfall kommen konnte, sich wenigstens mit einem Theil seiner Armee durchzuschlagen. Die Disposition des Königes zum Angriff war so beschaffen, daß er sich mit allem Recht den glücklichsten Erfolg davon zu versprechen hatte. Der Sieg gieng blos dadurch verlohren, daß ein Bataillon aus der Mitte vorrückte, um die in einem Dorfe und im Korn versteckten Kroaten zu vertreiben, und der auf dieses Bataillon folgende Theil der Armee, anstatt der ersten Attaque zu folgen, und den Angriff des Generals Hülsen zu unterstützen, sich in einer davon entfernten und nachtheiligen Gegend in ein Gefecht einlies, und ein allgemeines Treffen verursachte; so, daß der General Hülsen das gewonnene Terrein nicht behaupten konnte, und am Ende zurückgeschlagen werden mußte; welches jedoch ohne den freywilligen Angriff der sächsischen Reuterey nicht geschehen wäre; weil der Feldmarschall Daun schon den Rückzug nach Suchdol befohlen hatte. Der Gewinn der Schlacht kann also keineswegs dem klugen Betragen des Feldmarschalls Daun zugeschrieben werden; vielmehr ist derselbe wegen seiner Stellung zu tadeln, die lauter Defileen im Rücken hatte; so, daß seine Armee, wenn sie geschlagen wurde, Gefahr lief, gänzlich aufgerieben zu werden. Der Angriff auf den Mittelpunkt, welchen Lloyd vorschlägt, konnte wegen des beschwerlichen Terreins unmöglich Statt finden. Nur da, wo der König wirklich angriff, war es möglich alle Arten von Truppen zu gebrauchen. Der Feldmarschall Daun war nach der Schlacht bey Prag, als er den nach Beneschau geflüchteten Theil der Armee des Prinzen Carl an sich gezogen hatte,

wenigſtens 40000 Mann ſtark. Dennoch zog er ſich beſtändig vor dem Herzog von Bevern, der höchſtens 20000 Mann hatte, zurück, und lies ſich die Magazine bey Kollin, Kuttenberg, Suchdol und Neuhof vor den Augen wegnehmen. H. v. T. findet alſo nicht das Schöne in ſeinem Betragen, welches Lloyd ſo ſehr rühmt. Auch blieb er nach der Schlacht bey Kollin, anſtatt den Feind zu verfolgen, ganz ruhig ſtehen.

Lloyds Betrachtungen über das beyderſeitige Betragen der Preußen und Oeſterreicher nach der Schlacht bey Kollin, bis zur Schlacht bey Rosbach. S. 230 u. f. Nachdem die Oeſterreicher den König genöthigt hatten, die Belagerung von Prag aufzuheben, konnten ſie nichts beſſers thun, als auf der rechten Seite der Elbe agiren. Auf der linken Seite fand der Feind zwiſchen Lowoſitz und Pirna verſchiedene gute Stellungen, deren Flanken nur durch äußerſt große Umwege konnten umgangen werden; gewannen ſie aber auf der rechten Seite der Elbe des Feindes linke Flanke, und nöthigten ſie ihn, Böhmen zu verlaſſen: ſo ſahen ſie ſich im Stande, ihn von Schleſien abzuſchneiden, und ſich zu gleicher Zeit einen ſichern Weg in dieſes Land zu eröffnen. Lloyd lobt den Prinz Carl, daß er, anſtatt mit der ganzen Armee zu agiren, dieſelbe in verſchiedene ſtarke Korps vertheilte. Doch glaubt er, wenn der Prinz, nach der Einnahme von Zittau, ſich nach Stromberg, jenſeits Löbau, oder nach Reichenbach, oder auch nach Jauernik begeben, ein ſtarkes Korps bey Landskron geſetzt, und die leichten Truppen in die Waldungen hinter Löbau geworfen hätte, daß der Feind ſich die Gemeinſchaft mit Schleſien nicht würde haben wieder eröffnen können. Die Stellung bey Klein-Schönau war, ſeiner Meynung nach, zu weit zurück, und ließ die Straße zwiſchen Bauzen und Görlitz offen, ſo, daß der König ohne Widerſtand nach Schleſien gehen konnte.

Dem Könige macht Lloyd folgende Vorwürfe. Da der Prinz Carl über die Elbe gieng: konnte der König leicht ſchließen, daß ſeine Abſicht auf die Lauſitz gerichtet war. Er hätte demnach den Feldmarſchall Keith mit einigen Bataillonen und Eskadronen im Gebirge, zwiſchen Lowoſitz und Pirna, müſſen ſtehen laſſen, um Sachſen gegen die feindlichen leichten Truppen zu decken. Mit den übrigen aber hätte er ſich hinter der Volz um Leipa oder bey Nimes ſetzen, ein ſtarkes Korps auf ſeine linke Flanke gegen Libenau, und ein ſchwächeres auf ſeiner rechten zwiſchen der Armee und der Elbe auf der Straße nach Nombburg

burg ſtellen ſollen. So lang er dieſe Stellung behauptete, war es dem Feind unmöglich, einen Schritt vorwärts zu thun. Wäre der Prinz von Preußen, anſtatt über Romburg, über Zittau und Gabel, marſchirt, und hätte er ſich im Gebirge zwiſchen dieſen beyden Oertern poſtirt: ſo wäre es eben ſo wenig möglich geweſen, ihm dieſelben zu entreißen, als ihm die Gemeinſchaft mit Schleſien abzuſchneiden. Sobald der Feind bey Hünerwaſſer ankam, hätte der König gleich von Gaſtorf ab, und dem Feind in die Flanke und in den Rücken marſchiren ſollen. Der Prinz hätte nur ſolche Läger wählen müſſen, in welchen er dem Feind das weitere Vorrücken verwehren konnte.

Der Hr. v. T. findet hingegen das Betragen des Königs der damaligen Lage der Dinge gänzlich angemeſſen. Alle ſeine Feinde ſchienen ſich in Sachſen gegen ihn vereinigen zu wollen. Es kam alſo darauf an, ſie zu zertheilen, damit er einem nach dem andern über den Hals fallen konnte. Dieſes erreichte er, wenn er ſich ſtellte, als vernachläßige er die Vertheidigung irgend einer Provinz, wie im gegenwärtigen Falle, Schleſien, um einen Theil der Feinde dahin zu locken, in der Hoffnung, Eroberungen zu machen, von welchen er wußte, daß er ſie ihnen am Ende wieder würde entreißen können. Beyde Stellungen, wie die des Königs bey Leutmeritz, und des Prinzen von Preußen bey Leipa, ſcheinen geſchickt, den Oeſterreichern das Eindringen an dem linken Ufer der Elbe zu verwehren. Sie mußten durchaus ſuchen, den Krieg nach Sachſen zu ſpielen. Hatten ſie die Abſicht, in Schleſien einzudringen, ſo war der Weg durch die Lauſitz nicht der kürzeſte, und in Rückſicht auf den Unterhalt war derſelbe mit den meiſten Unbequemlichkeiten verknüpft. Wären ſie über Trautenau und Landshut in Schleſien eingedrungen: ſo würde es ihnen vielleicht gelungen ſeyn, den Prinzen von Preußen von Schweidnitz und Breslau abzuſchneiden, im Fall ſie bis Liegnitz vorrückten.

S. 258 u. f. werden vom Hrn. V. Betrachtungen über das Betragen des Königs und der vereinigten franzöſiſchen und Reichs-Armee, vor und während der Schlacht bey Rosbach angeſtellt. So bald der König die Saale verließ, und nur 12000 Mann in zwey verſchiedenen Korps in der dortigen Gegend vertheilt waren, hätten die Generale der vereinigten Armee vorrücken, und Leipzig angreifen ſollen. Hatten ſie

im Ernſt vorgenommen, zu ſchlagen, ſo mußten ſie dazu grade den Zeitpunkt wählen, da der Feind über den Fluß gieng. Da der König den Fehler begieng, in drey Kolonnen, wovon die äußerſten 7 Meilen aus einander waren, über die Saale zu gehen: ſo hatten ſie die ſchönſte Gelegenheit, ihn für dieſe Verwegenheit zu ſtrafen. Da ſie den ganzen Feldzug über eine Schlacht vermieden hatten: ſo mußten ſie bey dieſem Entſchluſſe bleiben, um ſo mehr, da ſie einſehen konnten, daß der König ſich ohnehin bald wieder gegen die Oeſterreicher würde wenden müſſen. Der Entwurf, die linke Flanke des Feindes anzugreifen, widerſprach allen Regeln der Klugheit, denn wurden ſie geſchlagen: ſo hatten ſie keinen Rückzug. Beſtanden ſie aber dennoch darauf: ſo mußten ſie, ihre Bewegungen zu verbergen, in der Nacht und nicht am hellen Tage dahin marſchiren. Als der König ſein Lager mit einem Anſchein von Uebereilung verließ, hätte ihm St. Germain folgen ſollen. Es war die größte Unvorſichtigkeit, daß die Franzoſen ohne Avantgarde marſchirten. Als ſie den Feind, wider ihr Vermuthen, auf den Höhen von Reichartswerben formirt fanden, hätten ſie, anſtatt weiter vorzurücken, ihre Linieen ſo weit als möglich rückwärts formiren ſollen.

Des H. v. T. Beſchreibung von der Schlacht bey Rosbach ſtimmt mit der des H. V. überein, nur iſt jene beſſer aneinander geſetzt, und wird darin der Seidlitzſchen Unternehmung auf Gotha vor der Schlacht erwehnt. Zuletzt leitet H. v. T. aus dieſer Schlacht einige Grundſätze her. Eine Armee muß niemals warten, bis ſie der Feind angreift; ſondern ſie muß ihm zuvorkommen, und ihn mit dem größten Ungeſtüm angreifen, ſobald das Terrein ſo beſchaffen iſt, daß ſie ſich rückwärts und nach beyden Flanken frey bewegen kann. Wenn der Feind eine Armee am Tage einer Schlacht umgehen will, muß ſie dieſes allemal zu verhindern und ihn ſelbſt zu tourniren ſuchen. Ein General, der eine Armee führt, welche in allen Arten von Bewegungen geübt iſt, muß jederzeit trachten, ſeinen Gegner auf dem Marſche anzugreifen, derſelbe mag ihm auch noch ſo ſehr überlegen ſeyn.

Die Fehler, welche Lloyd auf beyden Theilen bemerkt, werden von dem H. v. T. nicht berührt.

S. 285 u. f. enthalten Betrachtungen des H. V. über das Betragen des Herzogs von Bevern und des Prinzen Carl vor und während der Schlacht bey Breslau. Die Stellung welch

welche der H. v. Bevern bey Bernstädtel nahm, hatte den Fehler, daß sie zu weit zurück lag, und der so sehr überlegene Feind ein starkes Korps in die Gegend von Bauzen schicken, und die Zufuhren von der Elbe beunruhigen und aufheben konnte. Diesem wäre vorgebeugt worden, wenn man ein starkes Korps Kavallerie mit einigen leichten Truppen bey Bauzen, und ein gleich starkes Korps bey Löbau gesetzt hätte. Das Lager bey Görlitz war noch weiter zurück; die Gemeinschaft mit der Elbe ging in demselben gänzlich verlohren, und die mit Schlesien wurde nur mit vieler Mühe erhalten. Anstatt aus diesem Lager über Langenau, Lauban, Naumburg, Bunzlau, Hainau und Liegnitz nach Breslau zu marschiren, hätte solches über Lauban, Löwenberg, Goldberg und Jauer geschehen müssen. Wenn sich der H. v. Bevern zwischen Greifenberg und Löwenberg bey Liebenthal, und ein starkes Korps auf die rechte Seite des Queis, zwischen Marklissa und Greifenberg gesetzt hätte: so hätte der Feind keinen Schritt vorwärts wagen dürfen. Als er bey Breslau ankam, hätte er die besten Effekten und Kriegsgeräthschaften nach Glogau schicken, und mit der Armee nach Schweidnitz gehen sollen. Die Eroberung der Stadt Schweidnitz war den Oesterreichern nützlicher, als die Eroberung von Breslau. Das Lager bey Breslau würde eine grössere Stärke erhalten haben, wenn man die Lohe zu einer Ueberschwemmung genutzt, und dasselbe dadurch noch mehr gedeckt hätte. Der linke Flügel und die linke Flanke waren schwach. Es wäre besser gewesen, wenn der H. v. Bevern den rechten Flügel an Breslau gelehnt, den linken bis auf die Anhöhen von Kleinburg und Gräbischen ausgedehnt, und längst der Front Redouten aufgeworfen hätte. Nach der Disposition des Herzogs blieb ein leerer Raum zwischen seinem linken Flügel und dem rechten Flügel des Fierhenschen Korps. Lloyd lobt die Thätigkeit des Prinzen Carls. Dadurch, daß er zwey Korps in des Feindes Flanken schickte, zwang er diesen, sein festes Lager bey der Landeskrone zu verlassen, und gewann einen Vorsprung nach Breslau und Schweidnitz. Als der Prinz Carl bey Liegnitz ankam, hätte er sollen, entweder den Feind angreifen, oder ein Korps von 20000 Mann abschicken, um Breslau zu belagern. Auch hätte er dem H. v. Bevern, als dieser Liegnitz verlies, ein starkes Korps nachschicken, mit [illegible] Armee nach Dyhernhernfurt marschiren, und daselbst [illegible] über die Oder schlagen lassen müssen, um, nach Be[illegible]eit der Umstände auf der andern Seite der Oder agir[illegible]

Da er nur um 7 Meilen, der Herzog aber um 15 Meilen von Breslau entfernt war, und dieſer zweymal die Oder zu paſſiren hatte: ſo mußte er ſich von demſelben dort nicht zuvorkommen laſſen. Die drey Angriffe des Prinzen waren gerade auf die ſtärkſten Punkte des feindlichen Lagers gerichtet. Der H. V. beſchreibt die Art, wie er ihn hätte angreifen ſollen.

S. 295 u. f. vertheidigt H. v. T. den Herzog von Bevern. Nachdem er bewieſen, daß die Armee des Herzogs nicht über 36000 Mann, die Oeſterreichiſche hingegen 90000 bis 100000 Mann ſtark war, macht er den Schluß, daß man von dem Herzoge nicht fodern konnte, daß er, bey einer ſo großen Ueberlegenheit des Feindes, die Gemeinſchaft mit der Elbe, und Schleſien zu gleicher Zeit erhalten ſollte. Um ſich von Bauzen, wo die Bäckerey war, nicht allzuweit zu entfernen, konnte der Herzog nicht weiter als bis nach Bernſtädtel vorrucken. Ohne die Gemeinſchaft mit der Elbe zu verlieren, konnte er ſich nicht näher an Schleſien poſtiren. Um aber ſowohl die Gemeinſchaft mit Schleſien, als auch mit der Elbe, eine Zeitlang zu behaupten, ſcheint die Stellung bey Görlitz die einzige zu ſeyn, welche dieſer Abſicht entſpricht.

Die Detaſchementer, welche der Herzog, Lloyds Meynung zu folge, hätte poſtiren ſollen, um die Gemeinſchaft mit der Elbe zu erhalten, würden ſchwerlich ihre Abſicht erreicht haben. Da ſie größtentheils aus Kavallerie beſtehen ſollten: ſo wäre es den Oeſterreichern ein leichtes geweſen, ſie zu vertreiben, wenn ſie einige Bataillonen Infanterie gegen ſie hätten anrücken laſſen. Des Herzogs Stellung war, wegen der Größe des Terreins, welches er einnehmen mußte, ohnehin ſchon ſehr gewagt. Es iſt falſch, wenn Ll. ſagt, der Herzog habe den General Winterfeld über die Neiße detaſchirt. Dieſer blieb von der Zeit an, da ihn der König am 17ten Auguſt aus dem Lager bey Tittelsdorff über dieſen Fluß ſchickte, beſtändig jenſeits deſſelben. Des Königs Abſicht war: der Herzog ſollte bey Görlitz ein feſtes Lager beziehen. Um in demſelben einige Zeit bleiben zu können, mußte er eine Zufuhr von 700 Wſpel Mehl von Dresden erwarten. Anſtatt 700 erhielt er nur 340. Dieſes reichte nur auf 9 Tage zu. Nach dem Empfang dieſer Zufuhr konnte er alſo nur ſo lange bey Görlitz ſtehen bleiben, bis das Mehl verbacken war; alsdenn aber mußte er ſogleich aufbrechen, um ſich einem andern Magazine zu nähern. Er marſchirte deshalb den 10ten nach Bunzlau. Den 19ten erreichte

reichte er Liegnitz; und da der Prinz Carl am nämlichen Tage zu Jauer ankam: ſo konnte er demſelben bey Breslau, Schweidnitz, und in dem Lager bey Liebenthal, zuvorkommen. Das Lager bey Liebenthal war nicht zu behaupten, wenn der Feind über Lauban gegen Bunzlau vorrückte, und ein ſtarkes Korps bey Marcliſſa ſtehen lies, um Böhmen zu decken. Schweidnitz war ſo beſchaffen, daß ſich der Herzog auf eine lange Vertheidigung Rechnung machen konnte. Breslau war nur mit einer ſehr ſchwachen Beſatzung verſehen, und die Erhaltung dieſes Platzes von der größten Wichtigkeit. Es war alſo nothwendig, daß er Breslau und nicht Schweidnitz mit der Armee deckte. Der Marſch, vermittelſt deſſen er den Oeſterreichern bey Breslau zuvorkam, verdienet alle Bewunderung. Der H. v. T. findet nicht die vom H. V. gerühmte Thätigkeit in dem Betragen des Prinzen Carls. Er blieb vom 21ſten Julius bis den 4ten September bey Zittau ſtehen, ohne das geringſte zu unternehmen.

Nachdem ſich der König mit einem kleinen Korps entfernt hatte, ließ er den General Winterfeld einige Tage auf der andern Seite der Neiße ganz ruhig kampiren, und eben ſo ruhig nach Görlitz ſich zurückziehen. Er hätte Bauzen ſollen wegnehmen laſſen, und hätte nicht zugeben ſollen, daß der Prinz von Braunſchweig mit einem großen Tranſport Mehl an ſeiner linken Flanke vorbey marſchirte. Der H. v. T. zeigt, auf welche Art er den Herzog von Bevern von Schleſien hätte abſchneiden können. Es war ganz recht, daß er den General Winterfeld bey Moys angriff. Allein er wußte nicht die dabey erhaltenen Vortheile zu benutzen.

S. 303 u. f. beſchreibt H. v. T. die Schlacht bey Breslau, und giebt die Urſachen an, welchen der Verluſt der Schlacht beyzumeſſen iſt. Endlich beweiſet er, daß am Tage der Schlacht die Preußiſche Armee nur 25000 Mann, die Oeſterreichiſche hingegen wenigſtens 80000 Mann ſtark war.

An dem Betragen der Oeſterreicher vor und nach der Schlacht bey Liſſa findet unſer H. V. S. 317 u. f. folgendes auszuſetzen. Der Prinz Carl mußte die Vereinigung des Königs mit dem Herzog von Bevern zu verhindern ſuchen, und in dieſer Abſicht nach Parchwitz marſchiren, ſich zwiſchen dieſer Stadt und Liegnitz lagern, und mit einem ſtarken Korps die Höhen bey Pfaffendorff beſetzen. Nachdem der König ſeine ganze Macht zuſammen gezogen hatte, hatten die Oeſter-

keine Urſache, demſelben entgegen zu rücken. Eine gewonnene Schlacht konnte ihnen wegen der ſpäten Jahrszeit wenig Nutzen bringen, allein der Verluſt derſelben für ſie von den nachtheiligſten Folgen ſeyn. Als der König gegen ſie anrückte, hätten ſie das Schweidnitzer Waſſer nicht im Rücken laſſen, ſondern vor die Front nehmen ſollen. Weil ſie dieſes aber vernachläßigten: ſo hätten ſie weiter vorrücken, und alle Anhöhen, beſonders die bey Lobetzeiz, beſetzen ſollen; theils um dem Feind die Vortheile des Terreins zu benehmen; theils um mehr Platz zum manövriren zu gewinnen. Da der König ihren linken Flügel angriff: ſo blieb ihnen nichts weiter übrig, als ihren rechten Flügel und die Mitte gegen des Königs linken Flügel anrücken zu laſſen. Hinter dem angegriffenen Flügel hätten ſie eine oder zwo Linien, mit großen Intervallen, formiren ſollen, um die geſchlagenen Truppen durchzulaſſen. Es war ein Hauptfehler, daß ſie die Hülfstruppen, welche nie einen Feind geſehen hatten, in die Flanke ſtellten.

S. 321 u. f. giebt H. v. T. eine ausführliche Beſchreibung von dieſer Schlacht, und zeigt am Ende das Vortreffliche von dem rechten Gebrauch der ſchiefen Schlachtordnung. Ueber die Fehler, welche Lloyd den Oeſterreichern vorwirft, ſagt er nichts. An den Operationen der Preußen gegen die Ruſſen vor und während der Schlacht bey Jägerndorf, tadelt der H. V. (S. 536 u. f.) folgendes. Auf die Nachricht von dem Anmarſch des Feindes hätten die Preußen bis an die Gränze rücken, Streifereyen in Pohlen vornehmen, und die darin angelegte Magazine zerſtöhren oder wegführen ſollen. Es war ein Fehler, daß ſich der Feldmarſchall Lehwald parallel mit dem Feind formirte. Wenn die Ruſſen die Abſicht hatten, in Preußen zu bleiben: ſo hätten ſie es ſich ſollen angelegen ſeyn laſſen, ein ſtarkes Magazin in Memel anzulegen. S. 377 ſagt der H. V die Stettiniſche Garniſon wäre 10000 Mann ſtark geweſen; H. v. T. aber behauptet, daß ſie damals nicht aus 2000 Mann beſtanden habe.

Des H. v. T. Beſchreibung von der Schlacht bey Jägerndorf ſtimmt mit der, welche der H. V. davon giebt, überein; erſtere iſt aber deutlicher und vollſtändiger.

Qv.

Römi-

Römische Kriegsalterthümer, aus ächten Quellen geschöpft. Ein Beytrag zur Aufklärung der römischen Taktik. Mit 8 Kupfertafeln. Halle. 1782. 1 Alph. 7½ Bogen. 8.

Herr Prof. Nast und Hr. Hauptmann Rösch, sind gemeinschaftlich die Verfasser des vor uns liegenden Werkes, sie haben sich zu dieser Arbeit in eben der Art verbunden, als ehemals sich, von Thuillier, und Folard bey der Uebersetzung und den Commentarien der Geschichte des Polybius vereinigten. Wir glauben unsern Lesern mit Wahrheit sagen zu können, daß es den V. dieser römischen Kriegesalterthümer besser gelungen ist, als den vereinigten französischen Schriftstellern. Bey keiner Geschichte ist es fast nothwendiger, ohne Vorurtheil, ohne Lieblingssystem, und mit kaltblüthiger Ueberlegung zu Werke zugehen, als in Bearbeitung der militärischen Geschichte alter Zeiten. Folard war für die Schlachtordnung in Colonnen eingenommen, daher sahe er auch in der Stellungskunst der Alten nichts als Colonnen, und maaß den unglücklichen Ausgang aller Treffen, gemeiniglich der Vernachläßigung dieser Stellungsart bey. Ein Lieblingssystem, oder einen übertriebenen Enthusiasmus für die Verdienste der Alten haben wir bey unserm militärischen V. (welcher ohnstreitig den größesten Antheil an dieser Arbeit hat,) nicht bemerket. Im Gegentheil tadelt er den Brezo und Guibert, welche unsere neue Stellungs- und Kriegeskunst so weit unter der römischen herabwürdigen. Diese Vorsicht verdienet um destomehr Lob, weil man nur gar zu leicht durch das Lesen der alten Schriftsteller zu ihrem Vortheil hingerissen werden kann, da ihre Werke so ganz in männlicher Denkensart geschrieben, und durchaus Herz, die neuern aber fast durchaus Geist und Witz sind. Es ist unserm Bedünken nach ein nicht geringes Unternehmen, die Kriegskunst der Alten in ein wahres Licht darzustellen, und aus einem Gesichtspunkt zu bearbeiten, der den Kriegsmännern ihre Erlernung nützlich machen kann. Vereiniget ein Schriftsteller in einer Person die Kenntnisse unser beyden V., so gewinnet er dadurch ungemein. Die Preußen hatten einen Guischard, welcher beyde Eigenschaften, nebst alle denen Kenntnissen, die zu Erläuterung der Alterthümer nöthig waren, besaß, dem ohngeachtet stehet er hier vor dem Richterstuhl des Hrn. Rö , von dem er aber, nach eigenem Geständniß, kein un

theil oder Kritik zu erwarten hat. „Ohnerachtet, saget er (S. 209.) seiner (Guischards) Verdienste kann doch eine genaue „Prüfung und Verbesserung einzelner Sätze, in seinen Wer„ken, um so nöthiger oder nützlicher seyn, da er fast bey allen „Herausgebern, Kommentatoren und Uebersetzern der Alten „gleichsam zum Autor Klassicus geworden, dem man oft blind„lings folget — Geschieht dieses durch unsere Bemerkungen, „wohl und gut, wo nicht, so lassen wir uns wieder zu recht „weisen.“ Und diese Prüfung würde gegenwärtige Arbeit des Hrn. Rösch ebenfalls nöthig haben, da selbige, wie er in der Zueignungsschrift saget, zum Gebrauch der Zöglinge in der Herzogl. Carls Hohen-Schule bestimmt seyn soll; denn man weiß, wie schwer es hält, Vorurtheile, welche in der Jugend Wurzel geschlagen, in der Folge auszurotten. Man siehet aber auch leicht ein, daß eine Kritik von dieser Art, die Gränzen einer Recension übersteigen würde, denn hiervon kann man dasselbe sagen, was der Verfasser in gleicher Absicht (S. 398) anführet: „In Ithaka sind breite Laufbahnen „wenn man kritisiren will,“ hierzu aber sind die Schranken der A. D. Bibl. nicht so ausgedehnt, als im Reiche des Odyseus. Wir müssen es also blos bey einigen Bemerkungen, wodurch wir unsern Lesern einen ohngefähren Begriff von der Art und Weise, wie der militärische Verfasser seinen Plan bearbeitet hat, machen können, bewenden lassen.

Die Verfasser haben ihre Arbeit in vier Abschnitte getheilet. Der erste enthält eine zusammenhängende Geschichte der römischen Taktik durch alle Perioden, die Lehre von der Eintheilung der römischen Legion in Manipulen, und Kohorten, nebst dem Unterschied der verschiedenen Stell- und Schlachtordnungen, ferner handeln sie von den Waffen, Feldgepäck und Befehlshabern. Dieser Abschnitt nimmt 179 Seiten ein.

Der zweyte Hauptabschnitt begreifet die Lehre von der Lagerkunst der Römer nach den Berichten des Polybius und Hyginus, der Verfasser handelt von Strafen, Belohnungen, Schanzwerken, besonders auch von den Marschordnungen; ferner giebet er Erläuterungen, über die Lagerkunst des Hygin, nach der abgedruckten Handschrift aus dem Grävischen Thesaurus. Schälius, Guischard, Maizeroy, und der Verfasser der Kriegesbibliothek werden hier zurecht gewiesen. Dieser Abschnitt erstrecket sich von S. 179 — 299.

Der

Der dritte Abſchnitt enthält Auszüge aus dem Vegez, und Anmerkungen über die 7 Schlachtordnungen, bey welcher Gelegenheit Guſchard und Maizeroy wegen ihrer Erzählungen von den Schlachten bey Elinga und Cannä berichtiget und kritiſiret werden, er gehet von 299 — 433.

Der vierte enthält geſammelte Nachrichten aus der Notitia imperii von der Beſchaffenheit des römiſchen Kriegesweſens zu den Zeiten der Kaiſer vom Auguſt bis zum Untergang des abendländiſchen Kaiſerthums, und dieſer Abſchnitt nimmt die Seitenzahl von 433 — 456 ein.

Aus dieſem kurzem Umriß des Werkes werden unſere Leſer erſehen, daß die abgehandelten Materien in einer zweckmäſſigen und unterrichtenden Ordnung vorgetragen ſind, und daß hiedurch ſchon ſelbiges, ſich vor andern, vortheilhaft unterſcheidet. Wir wollen unſern Anmerkungen eine allgemeine Bemerkung voranſetzen, welche wir faſt bey den meiſten Commentatoren und Kritikern, über die militäriſchen Alterthümer zu machen, Gelegenheit gefunden haben. Dieſe Schriftſteller machen es ſich mehrentheils zu einem Geſetz, die Bewegungen, Stellungen, und Kriegesoperationen der Alten, ſo zu beſchreiben, wie ſelbige nach ihrer Einſicht in der Stellungskunſt, auf die kürzeſte, leichteſte, und geſchwindeſte Art, formiret werden können. Sie glauben berechtiget zu ſeyn, von dem Text ihres Autors abzuweichen, ſeinen Worten eine entferntere Bedeutung und Erklärung geben zu dürfen, wann ſie dadurch nur dieſen ihren Endzweck erlangen können. Einen ſo guten äuſſerlichen Schein, auch ſolche Erklärungsmethode hat, ſo kann ſie doch zu ungemein viel Irrungen, Abwegen und Hypotheſen Anlaß geben, wodurch unvermerkt, die Stellung oder Bewegung eines Hannibals, Scipio, Regulus u. ſ. w. in eine Folardſche, Maizeroyſche, oder Guichartſche, verwandelt werden. Um ſo getreu, und aufrichtig als möglich den Sinn des Autors verſtändlich zu machen, welches immer die Hauptſache bey dieſen Arbeiten bleibet, dünket uns, daß der Ueberſetzer (der freylich ein Mann vom Handwerk ſeyn muß) vergeſſen müſſe, daß er die Kriegeskunſt verſtehe. Anfänglich könnte er ganz Grammatiker ſeyn, und faſt bis zur Pedanterey in den Varianten herumwühlen, alle Worte ſeines Originals muß er abwiegen, vergleichen, und alle ihre Bedeutungen und Beziehungen ſorgfältig bemerken. Dieſe Arbeit iſt die Grundlage zu ſeinem Werke, und ſie dienet ihm zur Bouſſole, wenn

men, und rückten vorwärts, die Queue konnte aber nicht folgen, weil sie Front gegen die feindliche Cavallerie machen mußte, daher wurde sie getrennet und umringet. Man findet mehrere Beyspiele in der alten Geschichte, daß man sich um die Anläufe der Streitwagen und Elephanten zu vermeiden, auf diese Art stellete. Alexander hielt es für das beste Mittel, den Anlauf der persischen Streitwagen unnütz zu machen, wenn er seine Phalangen der Tiefe nach öffnete, und Polybius erwähnet in seinem 15 Buch ausdrücklich, daß Scipio seine Cohorten gegen die Elephanten nicht Schachbrettförmig, oder en Echequier gestellet habe.

Manche Stelle in diesem ersten Abschnitte litte auch noch belehrende Zusätze, worauf wir uns aber hier nicht einlassen können. Z. B. S. 42. von den verschiedenen Fahnen bey den Römern. S. 104. wo der Verfasser der untersten Spitze an den Reuterlanzen erwähnet, könnte man bemerken, daß der untere Theil der Lanzen dem Reuter auch zum Aufsteigen dienete, daher saget man auch im Griechischen, ἀπὸ δόρατος ἀναβαίνειν, und nach dem Polybius (Lib. IV. Cap. 10.) focht man auch zuweilen mit der untersten Spitze, wenn das oberste abbrach. Was der Verfasser von den Uebungen der Reuterey (S. 105.) saget, hätte durch die Zergliederung der Exercitien des Scipio nach dem Polybius vollständiger gemacht werden können, u. a. m.

Auch aus dem 2ten Abschnitt könnten wir Stellen anführen, welche nicht so unbezweifelt sind, wie der Verfasser vielleicht glaubet. Warum sollte man die ausgedehnte Marschordnung, welche Arrian gegen die Alanen vorschläget, verwerfen, wenigstens war sie gegen eine Nation, welcher man mit Schießgewehr Abbruch thun mußte, sehr schicklich. Hätte sie Crassus gegen die Parther behalten, er würde sich besser, als bey der geschlossenen befunden haben. Märsche mit ausgedehnter Fronte waren bey den Alten nichts sonderbares, Onosander machet es zu einer Kriegesregel, in so ausgedehnter Fronte, als möglich, zu marschiren.

Was der Verfasser (S. 250.) von der vermeinten Kreisförmigen Stellung der Alten saget, ist sehr richtig, und der Natur der Sache angemessen. Bey der Erklärung von dem, was die alten Taktiker unter Globus verstanden, (S. 256.) merken wir an, daß Maizeroy auch der Meynung ist, daß Globus nur einen abgesonderten Trupp bedeute. Aul. Gellius

lus sowohl als Festus unterscheiden Globus von Cuneus und Orbis. Vegez giebet aber dem Globus noch eine besonder Bestimmung, welche angeführet zu werden verdienet hätte, (Lib. II. Cap. 19.) „qui a sua acie separatus, *vago superventu* incursit inimicos.“ Verschiedene griechische Uebersetzer, als Giphannius, geben das griechische Ουλαμός durch Globus, und vor den Zeiten des Lykurgus, war das Ουλαμός auch nur ein abgesonderter Hause, ohne eine festgesetzte Stärke und Figur. Schon aus vielen Stellen des Homers erhellet, daß man damals unter dieser Benennung, nur ein Peloton, oder Hausen Soldaten verstand, welche zum Streit bereit, und geschlossen standen. Nach dem Philo. Stephanus setzte Lykurgus bey der Kavallerie ein Ουλαμός auf 40., oder nach dem Eusebius auf 50. Pferde, und formirte davon eine viereckichte Stellung. Oefters findet man in den alten Schriftstellern, daß sie sich der Benennung Globus häufiger, wenn von der Kavallerie die Rede ist, als bey der Infanterie bedienen, wo das Kunstwort Nodus in dieser Bedeutung vorkömmt.

Noch eins können wir aus diesem zweyten Abschnitt nicht unberühret lassen. In dem Auszuge aus des Hygini Castrametation tadelt der Verfasser die Uebersetzung dieses Schriftstellers, welche man in der Kriegsbibliothek findet (S. 289.) Er will gegen den Verfasser derselben, wie auch gegen Guichard, Maizeroy, und andere behaupten, daß die Römer in ihren Lagerverschanzungen keine runde, hervorspringende Werke oder Thürme angeleget hätten. Dawider könnte man nun wohl manches Zeugniß aus der Kriegesgeschichte der Alten beybringen, wir wollen nur in dieser Absicht unsere Leser, auf die Beschreibung der römischen Verschanzungen, welche Josephus vom jüdischen Kriege (Lib. VIII. Cap 7.) giebet, verweisen, die es sehr wahrscheinlich macht, daß die Römer in ihren Lagerverschanzungen, hervorspringende Werke erbauet haben. Man sollte solches auch schon aus dem Grunde vermuthen, weil die Feldbefestigung eine Tochter von der Fortification der festen Plätze ist, wo vor Zeiten die hervorspringenden, besonders runden Thürme, so gemein waren, wie bey uns die Bollwerke, und da, wie bekannt, die Zirkellinie diejenige ist, welche in dem geringsten Umfang den möglichst grössesten Raum einschließet, so konnten sich hervorspringende, zirkelförmige Werke, in den Feldverschanzungen der Alten, dadurch noch empfehlungswerther machen. Der Raum erlaubet uns nicht, hier genau

prüfen, in wie ferne die von dem Verfaſſer angegebenen Redouten in den Linien des Cäſars, welche nicht vorſpringen, ſondern die Circum- und Contravallationslinie zuſammen hängen, dem Sinn des Cäſars und der Sache angemeſſen ſind; es dünket uns aber, daß dadurch viele Truppen von der Beſatzung unnütz gemacht werden, und die Bewegungen, welche der Verfaſſer die Truppen zwiſchen den Linien von einer Redoute zur andern machen läſſet, werden in der Hitze des Gefechtes auch mancher Unordnung ausgeſetzet ſeyn.

Es verdienet gewiß allen Beyfall, daß der Verfaſſer im dritten Abſchnitte, (in welchem er Auszüge aus dem Vegez machet) bey Gelegenheit, da ſein Autor von den Uebungsmärſchen der Römer redet, Rückſicht auf die bey dieſem Volke übliche Eintheilung der Stunden nimmt, und ſie in Vergleich mit der unſerigen bringet. Maizeroy fället durch dieſe Vernachläſſigung, bey Erklärung der übermäſſig weiten Märſche der Römer, in einen Fehler, und da er einſiehet, daß ein ſolcher Marſch menſchliche Kräfte überſteiget, ſo ſchreibet er die außerordentliche Geſchwindigkeit des Marſches, der Wirkung der Muſik und des Taktes zu. Der franzöſiſche ſowohl, als der deutſche Ueberſetzer des Vegetius ſind durch eben dieſe Vernachläſſigung in gleiche Fehler verfallen, und laſſen die römiſche Infanterie wie die Courirpferde laufen. Nur ſind wir mit unſerm Verf. wegen des angenommenen Verhältniſſes der römiſchen Stunden gegen die unſrigen nicht einerley Meynung. Er nimmt an, daß 12 römiſche Sommerſtunden, 16 nach unſerer Zeitrechnung geben. Wenn man aber erwäget, daß der längſte Tag in Rom 15 Stunden 11 Minuten iſt, (nach Riccioli Geographia reformata. Lib. VII. Cap. 9.) und bey uns 16 Stunden 38 Minuten, ſo kann man nur im gleichen Durchſchnitt der Sommermonathe, einen römiſchen Sommertag 14 Stunden, und bey uns 15 Stunden 23 Minuten rechnen, ſo daß eine römiſche Sommerſtunde, nach unſerer Zeiteintheilung 1 Stunde 17 Minuten betragen würde. Wenn nun der römiſche Soldat in 5 dergleichen römiſchen Sommerſtunden, oder nach unſerer Zeit in 6 Stunden 25 Minuten, 20,000 römiſche Schritte, jeden zu 4 Fuß 8½ Zoll Rheinl. gerechnet machen ſoll, ſo bekömmt man für die Marſchweite 93,666 R. F. 7805 Ruthen 6 Fuß oder 39,027. ordinäre Schritte, deren 10,000 auf eine deutſche Meile gehen, ſo daß die ganze Marſchweite 3⅞ Meilen beträget. Um dieſe Weite

in

in erwähnter Zeit zurückzulegen, mußte der römiſche Soldat in einer Minute 100 Schritte machen. Dieſe Materie verdient eine genauere Prüfung, weil man in den alten Geſchichtſchreibern, was die Marſchweiten anbtrifft, noch auf manches Zweifelhaftes, ſtößet, z. B. der Marſch des Conſul Nero, welcher in 6 Tagen 240 italiäniſche Meilen zurücklegte. Masgeroy ſchätzet dieſen Marſch auf 80 Stunden, man weiß nicht aus welchem Grunde. Wenn die italiäniſche Meile auch nur für das Milliare Romanum angenommen wird, zu 389 R. 10 F., ſo bekommen wir doch 47 deutſche Meilen, und der Soldat mußte täglich 8 Meilen marſchiren, welches 6 Tage hintereinander, nicht mit den menſchlichen Kräften im Verhältniß ſtehet. Nach dieſer Rechnung legte Antonius, wie Appian ſaget, bey ſeinem Rückzuge für die Parther in einer Nacht 5 deutſche Meilen zurück, und Cäſar that bey einer Gelegenheit in 24 Stunden einen Marſch von 9 Meilen, welches eher glaublich iſt, wenn er jeden Tag 12 Stunden marſchiret, und zwey Tage auf dieſem Marſch zugebracht hat.

Der Verfaſſer hat ſich bey dieſen Auszügen des Vegez der deutſchen Ueberſetzung von dem kaiſerlichen Hauptmann Bion bedienet, welche er wegen ihrer Güte rühmet. Hier, in können wir ihm aber nicht beyfallen. Es iſt ſchon eine übele Empfehlung für dieſe Ueberſetzung, daß Hr. Bion die Ueberſetzung des Vegez nicht aus der Grundſprache, ſondern nach einer franzöſiſchen Ueberſetzung gemacht hat. Wir haben auch an mehr als einem Orte bemerket, daß der Verfaſſer durch dieſe Ueberſetzung iſt verführet worden. Z. B. Wenn er (S. 310.) ſaget: „Die gewöhnlichen Lagerverſchanzungen richtet „man alſo ein: Man ſticht eine zulängliche Menge von Raſen „ab, und errichtet von demſelben rings um das Lager her einen „Wall von 9 Schuh, vor welchem man einen Graben ziehet, „der 9 Schuh breit, und 7 Schuh tief iſt.“ Dieſes iſt nach der deutſchen Ueberſetzung, und der Leſer muß ſich wundern, was man mit der Erde aus einem Graben von 9 Schuh breit, und 7 Schuh tief gemacht haben muß, da der Wall nur 18 Fuß hoch war. In dem Text des Vegetius wird aber eines ſolchen Grabens vor dem 3 mißigen Wall nicht erwehnet. Die Stelle lautet im Lateiniſchen (Lib. I. Cap. 24.) „Caſtrorum „autem diverſa *triplexque* munitio eſt 1) Nam ſi *nimia* „*neceſſitas* non premit, ceſpites circumciduntur e terra, „et ex illis velut muris inſtructus, altis tribus pedibus

„supra terram, ita ut ante sit *fossa*, de qua levati sint cespites. 2) Deinde *tumultuaria* fossa sit lata pedes novem et alta pedes septem. 3) Sed ubi vis acrior immineat hostium, tum *legitima fossa* ambitum convenit.“ Hieraus erhellet, daß die fossa tumultuaria von 9 Fuß breit 7 Fuß tief, nicht zu dem ersten genus muniendi, si nimia sit necessitas, gehöret, sondern zu der zweyten Verschanzungsart, welche auch natürlich einen höheren und stärkeren Wall dadurch muß bekommen haben.

Ehe wir unsere Bemerkungen über diese Kriegesalterthümer beschließen, müssen wir noch ein paar Worte von der Kritik und den Berichtigungen des Verfassers über die Erzählung der Schlacht bey Elinga zwischen dem Scipio und Hannibal, so wie man sie in Guichard memoir. critiq. findet, sagen. Der Verfasser giebet (S 389.) eine neue Uebersetzung von der Erzählung dieser Schlacht nach dem Polybius, wodurch er alle Bewegungen und Stellungen in selbiger richtiger als nach der Uebersetzung des Guichard zu erklären glaubet. Wir hätten gewünschet den griechischen Text darneben zu finden, um richtiger von dieser Uebersetzung urtheilen zu können, da wir den Polybius im Griechischen jetzt nicht bey der Hand haben. Denn die wenigen, zur Erklärung der Uebersetzung beygefügten griechischen Wörter, sind zur Rechtfertigung derselben nicht hinlänglich, so wenig als die dabey befindlichen lateinischen Ausdrücke des Livius. Es wäre gemeinnützeiger gewesen, sie deutsch zu geben. Z. B. Der Verfasser übersetzet: „er befahl „den Iberiern in gerichteten Gliedern den Marsch (presso gra„du) fortzusetzen.“ Warum nicht presso gradu übersetzet? da es dem Manoeuver viele Deutlichkeit giebet, wenn der Leser, welcher der Sprache nicht kundig ist, erfähret, daß die Iberier, welche in der Mitte standen, mit kurzen Schritten anrücken mußten. *) Der Verf. übersetzet weiter (S. 390.): „während daß die Manipel und Turmen des rechten Flügels „mit rechts, die des linken aber mit links um aus der Flanke „marschiren, ἐπιστρέψαι ἐπ' ἀσπίδα.“ Hier wäre es unserer vorangesetzten Bemerkung gemäß, gut gewesen, wenn der Verfasser zuförderst sich mehr als Sprachkundiger gezeiget hätte, um uns zu überzeugen, ob von je einem griechischen Taktiker

ins-

* Cicero selbst bedienet sich öfters pressus in der Bedeutung kurz.

στρεφειν in dem Verſtande eines Marſches aus der Flanke wäre gebrauchet worden. Er ſchlage nur den Arrian und Aelian auf, ſo wird er ganz deutlich finden, daß στρεφειν bey den Griechen eine viertel Schwenkung war. Selbſt das Wort giebet ſchon nach dem bloſſen Sprachgebrauch einen Begriff von einer Schwenkung, weil es von τρεπω, ich drehe, wende, herkömmet, und davon στρεφω, converto, und στρεφομαι, ad quem multi ſe convertunt, welches den Begriff einer Schwenkung völlig ausdrücket. Auch nennen die griechiſchen Taktiker den Marſch mit der Flanke παραγωγη. Der Verfaſſer fähret weiter in der Ueberſetzung fort: „Die leichten Truppen, welche vor ihnen ſtunden, und drey Cohorten, wovon „der rechte Flügel mit links um, die des linken Flügels aber „mit rechts um gegen den Feind Staffelförmig (περιλαμπτικως ciato gradu) vorrücketen.“ Wie das περιλαμπτικως und das κατα περιπτωσιν (vermuthlich περιπλασιν) den Sinn des ſtaffelförmigen Vorrücken erklären ſoll, können wir nicht genug einſehen, da περιπλαω doch nichts anders als circumfleCto und περιπλασις, circumflexus bedeutet, und noch weniger kann man dieſes aus dem Text des Polybius και περιπλαμπτικως τουτους herausleſen. Aus dieſem wenigen erhellet ſchon, daß dem Ueberſetzer ſeine taktiſche Ideen von dem Sinn des Autors entfernet haben. Guichard giebet zum wenigſten gründlichere Rechenſchaft von ſeiner Ueberſetzung. Ueberhaupt ſehen wir nicht ein, warum es nöthig iſt, daß, da Polybius in dieſer Bewegung ſo deutlich von einer Schwenkung redet, dieſelbe durch eine Hypotheſe zu verdrängen, da es doch gerade durch dieſe Evolution iſt, wodurch man, wenn man will, die Manipulen am geſchwindeſten in ſtaffelförmiger Ordnung ſetzen könnte. Doch, wir können hierüber nichts mehr ſagen, weil uns der Raum fehlet. Es wird auch, dünket uns, das Angeführte hinlänglich ſeyn, unſere Leſern zu überzeugen, daß ein Schriftſteller, welcher aus einem, in einer todten Sprache geſchriebenen Werke, Regeln und Lehren, zu einer Wiſſenſchaft ziehen will, ſich ſo genau an den Sinn des Textes binden müſſe, als es ohne Widerſpruch in der Sache geſchehen kann, und wenn er ſich mit Kritiken und Verbeſſerungen anderer Werke in der Kriegeskunſt der Alten abgiebet, ſo iſt es gut, kein zu dreiſtes und zuverläßiges Urtheil zu fällen, da es öfters nur auf Hypotheſen gegründet iſt. Aber die Wahrheit zu ſagen, ſo würde man, wenn man ſich in das weitläuftige Feld der Kritik, in welches dieſe Arbeit führen

kann, wagen wollte, dem heutigen Militär doch dadurch eben keinen groſsen Vortheil ſtiften. Für den gröſsten Haufen unſer heutigen Kriegesmänner iſt es hinlänglich genug, wenn man ihnen ein Werk in die Hände giebet, wodurch ſie eine in den Hauptumſtänden richtige Ueberſicht über das Kriegesweſen der Alten erhalten. Iſt es nöthig, in ein ſolches Werk Kritiken über andere Schriftſteller, Berichtigungen der Ueberſetzungen, und andere mehr litterariſche als militäriſche Anmerkungen anzuführen, ſo iſt es am beſten, ſie aus dem Text wegzulaſſen, und ſelbige in die Noten zu bringen, weil ſie doch nur für Sprach- und Sachkundige gehörte. Ein deutſches Buch, welches mit mehr Ordnung die wichtigſten Theile der römiſchen Kriegeskunſt zuſammenfaſſet, als das Gegenwärtige, iſt uns nicht bekannt, daher glauben wir es, auch allen Officiren, welche ſich eine Kenntniſs von dem römiſchen Kriegesweſen erwerben wollen, beſtens empfehlen zu dürfen.

Jg.

15. Handlungswiſſenſchaft.

Magazin für die Handlung, oder Nachrichten und Verſuche, die den Handel der Völker und Länder betreffen, von Johann Chriſtian Schedel. Leipzig, bey Cruſius, 1783. 1 Alph. 8.

Die hier geſammelten Nachrichten ſind mit Sachkenntniſs und Auswahl zuſammengeordnet, und nicht bloſs dem Kaufmann, ſondern auch dem Kammeraliſten intereſſant. Zur Empfehlung dieſes Werks bedarf es weiter nichts, als deſſen Inhalt anzuzeigen. Man findet hier nämlich Nachrichten von der jetzigen Verfaſſung des Portugieſiſchen Handels ſo wohl, als auch der öſterreichiſchen Niederlande; ferner etwas über die Bildung eines jungen Kaufmanns, und richtige Betrachtungen über einzelne Gegenſtände des Kommerzweſens, über Frankreichs Handel und Finanzen, u. ſ. f.

Die

Die Fortsetzung eines so nutzbaren Buches würde ein angenehmes Geschenke fürs Publikum seyn.

Mn.

Kurze Geschichte der Abgaben, besonders der Consumtions- und Handelsabgaben in Sachsen, zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Dresden, bey Gerlach, 1783. 12 Bog. 8vo.

So ansehnlich seit neuern Zeiten die Finanzwissenschaft durch theoretische Abhandlungen bereichert worden, so sehr fehlt es derselben noch an Geschichtbüchern von angeordneten Abgaben und deren Folgen. Keine Wissenschaft ist aber leicht mehr gefährlichen Irrthümern unterworfen, als jene, wenn man darin Systeme, blos auf Theorieen erbauet. Es war uns daher obige Geschichte schon damals eine sehr angenehme Erscheinung, wie sie zum erstenmale in Druck kam, und wir freuen uns, aus dieser zweyten Auflage wahrzunehmen, daß man ihrem Werthe Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Der Verfasser Herr Johann Gottfried Hunger, hat sich dafür durch Zusätze und Verbesserungen seiner ersten Arbeit erkenntlich bewiesen. Ihr Zweck geht dahin, den Einfluß zu zeigen, den die Consumtionsauflagen in Sachsen auf Bevölkerung, Ackerbau, Fabriken, Handel und Wandel, mithin auf Nationalreichthum und Glückseligkeit geäußert haben. Aus denen in solcher Rücksicht angeführten Thatsachen, wird nun unwiderleglich dargethan, daß durch gedachte Abgaben, weder die Bevölkerung, noch die Produktion, noch die Verzehrung, noch der Geldsumlauf, in Sachsen gehemmet worden. Es enthält also diese Geschichte ein neues bündiges Beweismittel gegen die allgemeine Ohnfehlbarkeit der Beschuldigungen, womit die Physiocraten den Gebrauch jener Abgaben verwerflich zu machen suchen.

In Sachsen wurden die ersten Consumtionsabgaben im Jahre 1438. eingeführt, welche man in den folgenden Jahrhunderten nach und nach erweiterte. Endlich nahm 1764. Landaccise zur Erleichterung der damaligen Contribution ihren Ursprung, welcher alle einkommende Fremde und abgehende einheimische Waaren, so wie die zum Handel bestimmten, bey jedem Umsatze im Lande unterworfen waren.

im Jahr 1653. wollte man ſolche wieder mit auf die Steuerſchocke legen. Die Ritterſchaft widerſetzte ſich aber. Die Abgabe wurde daher beybehalten, und hernach theils näher beſtimmt, theils auf mehrere Gegenſtände verbreitet.

Bey Einführung derſelben hatte der dreißigjährige Krieg unermeßliche Summen gekoſtet, wovon allein 70 Tonnen Goldes durch die beyden Marggrafthumer Ober- und Niederlauſitz vergütet worden. Das Land war ſo zu ſagen bis aufs Mark abgezehrt, und dennoch erholte ſich der Staat binnen zwölf Jahren ſo weit wieder, daß die Stände im Jahr 1660. von den Staatsſchulden 14 Tonnen Goldes übernehmen, und außer der Landacciſe noch viele andere Abgaben bewilligen konnten.

Mit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts blieben die Einkünfte jener Abgaben den Staatsbedürfniſſen nicht mehr angemeſſen, da Sachſen außer demjenigen, was die Erlangung der Pohlniſchen Krone gekoſtet, durch die Schwediſchen Erpreſſungen nicht weniger als 23 Millionen verlohren hatte. Um dem Mangel in den öffentlichen Kaſſen abzuhelfen, erwählte man das Mittel, wodurch, nach dem Pufendorfiſchen Zeugniſſe, jederzeit in den Brandenburgiſchen Landen Wohlſtand und Ueberfluß wieder hergeſtellet wurden. Man machte nämlich einen Verſuch mit der Conſumtionsacciſe, zuerſt im Jahr 1701. in der Grafſchaft Mansfeld. Gleich im nächſten Jahre ſuchten ſchon verſchiedene Städte um Einführung dieſer Acciſe bey ſich an, welche dann auch 1703. in den Amtsſäſſigen Städten, ſo wie 1705. in den beyden Lauſitzen introducirt wurde. Schon 1704. übertraf das Einkommen der Generalacciſe den Betrag der ordinären Steuren bey weiten. Die ganze Conſumtion des Landmanns, deſſen Nahrungs- und Wirthſchaftsverkauf blieb frey. Allein aller Handel in der erſten Hand, alles den Städten zukommende Gewerbe, und alle Fabrikatur wurde auch auf dem platten Lande, beym Er- oder Verkauf mit Handlungsacciſe belegt. In dem Zeitlaufe von 1730. bis 1740. erreichten die Acciſen eine Höhe, welche um ſo mehr von der allgemeinen Wohlfahrt der Nation zeugte, als ſolche nicht durch überſpannte Anſtrengung der Regie erzwungen wurde.

Ob nun wohl dieſer blühende Zuſtand ſeit 1740. durch wiederholte Unglücksfälle unterbrochen worden, indem die Kriege von 1740. 1743. und 1756. dem Lande nach einer mäſſigen Berechnung ſechs und achtzig Millionen gekoſtet, und die Theurung

von 1771. bis 1772., welche 150000 Menschen das Leben raubte, dem Churfürstenthume äußerst beschwerlich fiel, so hat dennoch die Bevölkerung seitdem immer zugenommen. Und bey der sichtbaren Gleichheit der Getraidepreise der letzteren beyden Jahrhunderte, wenn man die Mißwachsjahre abrechnet, hat die Production der Grundstücke sich nothwendig verhältnißmäßig vergrößern müssen, so wie auch aus derselben zugleich erhellet, daß die Masse des umlaufenden Geldes nicht abgenommen haben könne.

Dies sind die vorzüglichsten Data, welche obige Geschichte in Ansehung der Hauptsache liefert. Bey verschiedenen Nebenbemerkungen, und demjenigen, was die Administration der berührten Abgaben betrifft, welche nach und nach mehrere Abänderungen erlitten, haben wir uns der nöthigen Kürze wegen nicht aufhalten mögen. Hingegen aber wollen wir noch ein paar Erinnerungen hinzufügen, die jedoch dem vorhin dieser Schrift gegebenen Beyfalle nichts entziehen können. Einmal würde es für solche, denen es an Gelegenheit fehlt, mit den Sächsischen Landesordnungen in Bekanntschaft zu stehen, sehr nützlich gewesen seyn, wenn die verschiedenen publicirten Accisetarife beygedruckt, und insonderheit auch die Erhöhungen, welche der Verfasser tadelt, einzeln namhaft gemacht wären. Dann aber hätten wir zugleich zweytens sehr gewünscht, eine Vergleichung der Defecte zu finden, die bey Landescalamitäten sich an den Einkünften von der Grundsteuer und den Consumtionsauflagen gezeigt haben. Jene pflegen allemal mehr als diese zu verlieren, und hierin liegt ohnstreitig mit eine sehr wichtige Bedenklichkeit, gegen die von den Oekonomisten so sehr gepriesene allgemeine Landsteuer.

Gerne möchten wir übrigens hoffen, durch das Unternehmen des Verfassers zu mehreren ähnlichen Geschichten den Weg gebahnt zu sehen. Wer aber weiß, wie schwer es hält, an die Quellen zu kommen, woraus solche geschöpft werden müssen, und wie tief noch der Aberglaube eingewurzelt ist, daß dergleichen Gegenstände nicht unter der Decke der Staatsgeheimnisse hervorgezogen werden dürfen, der wird sich nicht stark mit jener Erwartung schmeicheln.

F.

---

16. Haushaltungswiſſenſchaft.

Der patrictiſchen Geſellſchaft in Schleſien neue ökonomiſche Nachrichten auf das Jahr 1782. Dritter Band. Mit Kupfern. Breslau, in Commiſſion bey Korn. 1 Alphb. u. 3 Bog in 8.

Es ſind zwar die zwey erſten Vierteljahre dieſer Nachrichten angezeigt, aber verſprochen worden, beym vollzähligen Jahrgange eine vollſtändige Recenſion aufzuſtellen. Da uns dieſer Band hiezu übertragen worden, wollen wir ſolches erfüllen.

Obgleich dieſe Nachrichten ſeit 1780. anfangen, neue Nachrichten genennet zu werden, ſo können wir nicht bergen, und müſſen es, wiewohl ungerne, zum voraus ſetzen, daß dieſen Namen nur die 2 erſten Bände verdienen. Zum Theile erſcheinen die jetzigen Nachrichten ſehr ſpat, nicht einmal halbjährig, geſchweige denn vierteljährig, wie doch verſprochen worden; zum Theil werden häufige Artikel aus den alten Nachrichten aufgeſtellet. Dies läßt die Vermuthung nicht ohne Grund, daß die ſonſt ſo fleißig geweſenen Mitglieder ſaumſelig geworden. Der Patriotismus ſollte aber billig wachſen und nicht fallen. Hr. Börner, Secretär der Geſellſchaft, füllet beynahe die 3 erſten Vierteljahre mit einer einzigen und eigenen Abhandlung aus. Daß dieſe neuen Nachrichten aus einem großen Theile der alten beſtehen, wird der aufmerkſame Leſer wohl von ſelbſt entdecken, und daher ſchließen, daß man ſich anfange auszuſchreiben: dies wünſchten wir durch den Fleiß der Mitglieder vermieden zu ſehen.

Bevor wir unſern Leſern von alten und neuen, und den Auszügen, die man z. B. aus jenen Nachrichten und andern Schriften gemacht hat, unterhalten, müſſen wir noch eines andern Verſprechens aus den 1779. Nachrichten S. 409. gedenken, das bis jetzt unerfüllt geblieben. Wo bleibt nämlich der Supplementsband und das Regiſter über alle 7 Bände? Dieſe vaterländiſche Schrift erregt unſere ganze Aufmerkſamkeit: diesfalls reden wir von allem.

In den Monathen Jänner, Februar und März, als dem erſten Vierteljahrgange, findet ſich zwar nichts monathliches, ſondern die erſte Abtheilung der S. 3. angekündigten Abhandlung: „Von der Rindviehzucht und der Art und „Weiſe, wie der beſtmöglichſte Nutzen aus derſelben

„zu

„zu ziehen sey.“ Ueber dieselbe scheuet der Verfasser keine Kritik, weil ein praktischer Landwirth seine Abhandlung gelobt, und mit Noten versehen habe; auch die Quelle, woraus er geschöpft, rein sey. Den ausübenden Landwirthen zahlt er ihr geliehenes Kapital zurück, und wünscht, daß sie damit wuchern, und es nicht nach dem Evangelium Lukas im Schweißtuche liegen lassen mögen. Das heißt wohl: noli me tangere? Ohne Ursache solls von uns nicht geschehen; aber der Wahrheit der Sache und unsern Lesern dürfen wir doch nichts vergehen. Bis S. 21. läßt sich gegen den ersten Abschnitt, „von dem Nachtheile, der dem Landwirthe zuwächst, „wenn er zu viel Vieh, und dabey dasselbe unrein „hält, und schlecht füttert,“ nicht leicht etwas einwenden. Die Anmerkung des Hrn. v. Frobel's S. 7. über die Unterhaltungskosten der Zugpferde und Zugochsen enthält gegründete Einwürfe: und sehr Recht hat Hr. B. wenn er auf seinen kleinen Reisen unter die beträchtlichen Mängel aufnimmt, daß man eher zu viel als zu wenig Nutzvieh halte, und dasselbe schlecht füttere und warte. Alle Aufmerksamkeit verdient die aus dem 90sten Stücke des Hanöv. Magazins vom J. 1782. aus von Rothberg's Preißschrift entnommene Bemerkung, wie viel ein Stück Vieh von 600 — 400 und 300 Pfund schwer an Futter dem Gewichte nach, erhalten solle. Bey der ersten Durchlesung schien sie uns schon wichtig. Nach diesem Auszuge lehrt Hr. B. wieder selbst, daß man reine Ställe und Reinlichkeit des Viehes besorgen solle, und dringt besonders auf helle Ställe für alle Viehgattungen überhaupt; weil die Pferde in finstern Ställen scheu würden, und die Schaafe in zu finstern Ställen nie recht gedeiheten; er läßt aber noch den Hauptpunkt wegen der Schaafe aus, den noch erst kurz Hr. Jung in seinem Lehrbuche der Landwirthschaft §. 800. anschaulich machte, daß die hellen Ställe zur Verbesserung der Wolle beytragen. Bey dieser Lehre von verbesserten Ställen hätte Hr. B. doch billig auch der ihm in Schlesien so nahen Dunstschornsteine gedenken sollen: zumal da er von allem Viehe hierüber sprach. Zur Stallfütterung des Rind- und Schaafviehes sind solche ganz unentbehrlich, wenn sie nicht für beyde minder nützlich werden soll. Ein Umstand, der auf die Abhandlung S. 174. von Stallfütterung der Schaafe einen Einfluß haben kann. Wenn die Ordnung jene Abhandlung trifft, werden wir Gelegenheit nehmen, das Nöthige zu berühren. S. 10. bey geräumigen Ständen wird

wird aus Beckmanns Beyträgen zur Oekonomie ein Stuck von Reinlichkeit der Graubünder erzählt, welches auch Bergen, dessen Schrift der Verfasser oft anzieht, versichert, daß es in Franken gewöhnlich sey, den Kühen die Schwänze in die Höhe zu binden. Dieses ist aber doch wohl eine übertriebene Reinlichkeit, die das arme Vieh hindert, sich der Fliegen zu wehren! S. 11—13. Vom Futter des Viehes. Das soll es satt und gut haben. Wer wird diesen Satz bezweifeln? und doch wird er nicht allgemein befolgt. S. 13—21. folgen zur Vermehrung der Milch allerhand Vorträge, darunter die Stallfütterung S. 13. die Oberhand gewinnt, und das mit Recht, wenn auch gleich eine Anmerkung Einwürfe macht. S. 14. gaben die Kühe an einem Orte, wo viel Pferdepohl, (Mentha aquatica) und Ackermünze (Mentha arvenſis) wuchs, zwar noch einmal so viele Milch, als auf einem angehenden Guthe, wo diese nicht zu finden waren. Dagegen wurden am letzten Orte aus 50 Quarten Milch mehr Butter gewonnen, als aus 100 Quarten vom erstern Orte. S. 15. warum Morgenmilch schlechter wie Milch vom Tage sey, mit Beyspielen erläutert. Eine Wahrnehmung, die neu ist; wir finden aber den Grund allemal in der Ruhe, die schon in den alten ökonomischen Nachrichten 1773. S. 92., und hier S. 57. nochmals Auszugsweise beschrieben worden. Ein anwendbarer Umstand, der für die Stallfütterung und ihre Ruhe redet. Es gefällt uns vorzüglich, was Hr. B. vom Abhelfungsmittel gegen schlechtere Tagemilch anreihet: man solle nämlich das Vieh eine Stunde vor dem Melken mit frischem Wasser tränken. Das Mittel ist der Veranlassung gemäß, und es hat überhaupt das Angewöhnen zu kaltem Tränken den Vorzug vor warmem, da es der Natur des Viehes angemessener ist. Auch die Abwechselung des Futters S. 17. worüber der Verfasser sich auf Vorträge von 1780. bezieht, verdient allen Beyfall. Etliche Seiten beschließen jetzt diesen Abschnitt, aus Mayern von der Viehzucht aus dem Hohenlohischen Amte Kupferzell, die wir als bekannte Sachen überschlagen.

Zweyter Abschnitt, S. 21—43. Nähere Bestimmung der Mittel, das Vieh gesund und bey Kräften zu erhalten. Wahr, daß der größte Theil der herrschenden Viehkrankheiten von schlechter Fütterung und Wartung herrühre, wenn der Landmann zu viel Vieh hält, wie es der Verfasser aus andern Schriften ganz angenehm unterstützet. Das einzige

ſige wundert uns, S. 30. u. f. daß Hr. B. die noch lange nichts beweiſende Stelle aus Eckarden als Beweis aufnehmen mögen, daß Rindvieh aus einer andern Gegend verſetzet ausarte; da nach eben dieſes Eckards Beobachtung ſchwaches Vieh aus einer ſchlechten Gegend in eine beſſere überbracht, ſich in ſtärkeres verädle, wenn es nämlich dort ſatt Klee bekömmt. Eben ſo hätte er umgekehrt nur lehren ſollen, daß nicht blos die Verwechſelung der Gegend, ſondern das Futter allein das Gegentheil bewirke. Sorge man nur in einer ſchlechten Gegend zuerſt für genugſamen Klee: und dann bringe man oſtfrieſiſches oder anderes ſchönes Vieh getroſt dahin, es wird Stand halten. Deſto beſſer iſts S. 24 angemerkt, daß man ſich um die Nahrung bekümmern müſſe, wenn man an fremden Orten Vieh kauft; weil eine zu jählinge veränderte Nahrung, wo nicht üble Zufälle, doch Alteration im Körper nach ſich ziehe. Dies iſt auch von der Gewohnheit, warm oder kalt, nahrhaft oder unnahrhaft zu tränken nicht zu vergeſſen. Alles Uebrige dieſes Abſchnitts lieſt ſich ſchön, und die vier Kuhmägen ſind auf gut Camperiſch beſchrieben.

Dritter Abſchnitt, S. 43—79. Von der Art und Weiſe, wie der beſtmöglichſte Nutzen von dem Rindviehe zu ziehen, und das Verhältniß zwiſchen Produkt und Nahrung deſſelben auszumitteln. Zuerſt wird der Nutzen aus Häuthen, Knorpeln, Talg, bis zu Hörnern, Knochen und verbrennten Excrementen erörtert, dann die Milch und ihre Güte, und die davon zu beziehenden Produkte, des Butters und Käſes, ſammt ihrer Bereitung erzählet, worunter S. 47. auch der Stammochſe eingemiſchet wird, nachdem vorher dargeleget worden, daß die Menge der Milch nicht von der Größe noch Farbe des Viehes abhänge, ſondern die Zucht hiezu die Hauptſache ausmache.

Da des Stieres Beſchreibung einmal hierbey vorkömmt, und von ihm ſehr wichtige Einſtreuungen, denen man ohnmöglich beypflichten kann, geſchehen, ſo müſſen wir uns ſchon ein wenig dabey verweilen: zumal da der Verfaſſer eine ganz neue Idee anzunehmen waget. Bey dem beträchtlichen Fehler, daß man einem Stiere zu viele Kühe, 30—40 Stücke zutheile, und ihn, ſo ſagt der Verfaſſer, dazu verdamme, benehme man den Kühen die Freyheit, ihren Geſchmack zu Rath zu ziehen, und dann fügt er hinzu: „Hierdurch werden ihnen die unerzwungenen Vergnügungen, und die ſüſſen Auf-

gen des Blutes geraubt. In ihren Brüsten ist nichts reizendes mehr: sie leiden an ihrem Feuer; sie schmachten unter dem Warten auf die frostige Annäherung eines Männchens, den (das) sie nicht gewählet haben, der (das, wenn vom Männchen, und nicht vom Manne die Rede war,) ihnen oft nicht anständig, und der (das) ihnen allezeit weniger gefällt, als ein anderer, (anderes) der (das) sich den Vorzug würde erworben haben. Aus diesen traurigen Brünsten, aus diesen Begattungen ohne Geschmack, entstehen Früchte, die niemals weder den Muth, noch die Kühnheit, noch die Stärke besitzen, welche die Natur nicht anders durch jede Gattung fortpflanzen konnte, als indem sie allen einzelnen Thieren derselben den völligen Gebrauch aller ihrer Fähigkeiten verstattete, und ihnen vornehmlich die Freyheit der Wahl, und das ohngefähr der zufälligen Begegnungen überließ." Daß 30—40 Kühe für einen Stier zu viel seyn, darin stimmen wir völlig überein, und halten 20—24 schon für diesen Sultan genug, und das dann noch um da mehr, wenn er zur Zeit der meisten Liebesgeschäfte nicht alle Wochen etlichemale einigen Haber bekömmt. Allein, so sehr der Verfasser Naturlehrer, so zeigt er dennoch in der Liebesgeschichte selbst, daß er nicht Praktikus genug in Beobachtung dieser Thierliebe sey. Möchte er nur sein täglich, wenigstens oft in den wirthschaftlichen Höfen oder auf Weiden zusehen, so dürfte er finden, daß es meistens nicht auf die Wahl der Kuh ankomme, wenn 2 Stiere unter einer Heerde von 40 Kühen zur Begattung gegenwärtig sind. — Denn, daß jede Kuh ihren eigenen Stier paarweis besitze, wird der Verfasser doch nicht verlangen? — Bey jener Anzahl entdeckt man jederzeit, daß der stärkste Stier die meisten Kühe besteigt, indem er den schwächern überwindet, und weit zurückweiset. Oft ist ein kleiner Stier der Ueberwinder eines größern: sollte es gleich auch ein frischer, mährischer oder schweizer Ochse seyn; und das um desto mehr, als diese manchmal sehr faul sind. Recensent hat dies zu oft beobachtet, so daß er, wenn er große Kühe vom großen Stiere begattet haben wollte, den kleinen mußte einsperren lassen. Auch überlegt der Verfasser wohl, bey Niederschreibung dieser ganz theoretischen Idee nicht, wie elendige Viehart man bey den Nutz- und Schönheitsthieren, die kein eigenes Männchen zur Paarung annehmen und behalten, erhalten würde, wenn man ihnen bey den Liebeshändeln freye Wahl überließe. Z. B. Die Hündin, deren Geschmack würde mehr als toerley Männ-

chen

chen zulassen, statt daß man ihr eins von ihrer Gestalt, Farbe und Art zugesellet, und zwar noch überdas, der Vorstehhündin einen Vorstehhund, der Pudelin einen Pudel, der Windhündin einen Windhund, u. s. w. Genug, wenn auch der Verfasser, da wir hier nicht weitläuftiger seyn dürfen, Lust hat, Einwürfe zu machen, so rathen wir ihm, wie gesagt, nur praktischer zuzusehen, und zu bedenken, daß der Ueberwinder der Kuh recht seyn muß, folglich ihre Wahl sogar im freyen bey zweyen Stieren nichts zuträgt. Noch mehr, daß man oft selbsten Kühe zwingt, einen Stier anzunehmen, wenn sie auch nicht einmal verliebt sind; und daß man so die schönsten Kälber erhält, wenn der Vater schöner Art war; und so im Gegentheile. Die Pferde und mehr andere Thiere, denen man die freye Wahl unter ihren Männchen nicht gleichgültig überlassen darf, sind hierin noch Beyspiels genug: wir brechen also ab, und hoffen schon mehr als zu viel zum Gegenbeweis aufgestellet zu haben, eine falsche Idee, die für so zuverläßig vorgetragen worden, in ihrer Entstehung zu vernichten, um die Landwirthe, die darüber stutzig geworden, zurechte zu führen. Wir empfehlen ihnen dagegen, sein selbst in der Wahl schöner Stiere vorsichtig zu seyn, und wenn sie 2 bey einer Heerde haben, solche wechselweise mit den Kühen herauszulassen, damit der stärkste nicht alle Arbeit verrichten müsse. Denn wenn auch der schwächere bey Freyheit ein oder das anderemal seinen Zweck erreicht, so läuft er doch meistens hinweg, wenn er seinen Ueberwinder nur von ferne kommen sieht. Der Verfasser aber überdenke noch den besondern Nachtheil, der durch die freye Liebeswahl bey Kühen entstehet: die Fruchtbarkeit derselben wird geschwächet, sie werden durch das ofte Belaufen endlich nicht mehr behalten, und werden dann noch ganz venerisch, worüber Recensent und seine Freunde viele Beyspiele gehabt. Solche Kühe sehen doch immer schön aus; der Fleischer hat aber in manchen Landen das Recht, sie zurück zugeben, wenn man nach dem Abschlachten die sogenannten Perlen findet.

S. 48—79. Lauter Lehren in Auszügen. Vom Zuchtkälber absetzen, vom Butter- und Käsemachen ꝛc., die meistens schon in den alten Nachrichten stehen. Füglich hätte sich der Verfasser darauf beziehen können, wenn er seinem Grundsatze S. 17. getreu bleiben wollen, wo er sagte: „Nun wäre noch die Abwechselung mit dem Futter zu betrachten,

wenn

wenn ich nicht ſchon von der Nothwendigkeit in den ökonomiſchen Nachrichten vom Jahr 1780. S. 20. gehandelt hätte.“ Und warum konnte er ſich ſeines in den Nachrichten 1780. S. 13. geäußerten trefflichen Grundſatzes, „ich beziehe mich der Kürze wegen, und um eine Sache nicht zweymal zu wiederholen, auf das VIII. St. Nachr vom Jahr 1780.“ nicht auch eben ſo gut bey den Buttermaſchinen, wovon er uns noch dabey die alten Kupferſtiche copirt, erinnern? Dies beſtätigt, was wir oben anzeigten, daß man anfange, ſich ſelbſt auszuſchreiben: eher wäre eine neue Auflage der alten Nachrichten, als die Entſchuldigung S. 63. zu billigen.

Auch über den Beweis, daß zweymoliges Melken beſſer, wie dreymaliges ſey, hätten wir von einem Börner eine ganz andere Entſcheidung erwartet, als hier angetroffen wird. Der Verfaſſer hat zwar die mehrere oder wenigere Ruhe beym Weidgange zur Grundlage angenommen, wozu das Exempel der wechſelweiſen länger zu Hauſe behaltenen Weidkühe, das auch aus den 1773ger Nachrichten hier S. 57. im Auszuge eingerückt worden, treffliche Dienſte leiſtet. Allein dieſe mehrere Ruhe hätte ja eben angewendet werden können, dem dreymaligen Melken bey der Stallfütterung den Vorzug zu gewahren, denn bey dieſer hat das Vieh am Tage ſchon die Ruhe, die das Vieh beym Weidgange nur des Nachts hat. Selbſt die Anmerkung in den vom Verfaſſer genutzten alten ökonomiſchen Nachrichten vom J. 1778 S. 327. hätte dieſe Erwägung erzeugen ſollen, wo es von der heftigen Bewegung auf Triften heißt: „Es giebt auch weniger Milch, als bey der Stallfütterung, wo es wenige Bewegung hat.“ Und ſo würden wir die Entſcheidung alſo geſtellet haben: **Nur beym Weidgange, zumal wenn er ſchlecht iſt, verdient das zweymalige Melken den Vorzug, weil es blos dabey mehr und geſundere Milch erzeuget.** Dies wird Hr. B. in der Praxis wahr befinden.

S. 61. äußert Hr. v. Frobel einen Kummer, bey den blechernen Milchgefäſſen runde Zapfenlöcher zu bekommen. Dieſe erlangen wir, wenn der Klempner eine runde Tille verlöthet. S. 77. hat Hr. B. vergeſſen, den Zins von 5 Morgen Acker zum Kleefutter zu verausgaben, welches eher von Belang iſt, als ſeine entſchuldigten Kleinigkeiten der Stränge ꝛc. ꝛc., und das beym Vortrage S. 79. bey einer großen Stadt noch wichtiger wird. E. d. den Werth der Kuhnutzung aus dem

dem Verkaufspreiſe der Kühe ſogleich zu wiſſen, dies iſt ein von vielen Autoren genutzter Satz aus Eckardten, den auch der V. der Hausmutter eben daher entlehnt hat.

Zweytes Vierteljahr, oder für die Monathe April, May und Junius, S. 81—132. Da auch hier nichts monathliches zu erſehen iſt, ſo fahren wir in der Anzeige fort, wie wirs finden. H. B. handelt darinnen ſeinen 4ten Abſchnitt, S. 83 f. ab, und trägt die dem Viehe heilſamen Futterpflanzen vor. Dieſer ganze Abſchnitt gefällt uns, und der Verf. zeigt darinnen, daß dies das Fach ſey, worinnen er praktiſche Stärke beſitze. Wir können daher in der Anzeige deſto kürzer werden. Zuerſt will H. B., daß dieſes Thema nothwendig, nützlich, und noch lange nicht befriedigend ausgeführet ſey, weil Regenten, Akademien und ökon. Geſellſchaften noch immer Prämien auf die Entdeckung, Beſchreibung und Anleitung zum vortheilhaften Anbau der Futterkräuter ſetzten. Mit Recht kann er verſichern, daß der Landwirth für ſich allein, und der Botaniker für ſich allein, nichts hierinnen leiſte, noch leiſten könne; ſofort macht er bis S. 87 gegründete Vorſchläge, die leſenswerth ſind. S. 87—98 benennt er die Unkräuter, welche als wildwachſende Pflanzen ſich der Arme, unbeſchadet des Reichen, zu Futterkräutern ſammlen könne. Von S. 98 u. f. ſorgt er für den Reichen, durch Beſchreibung verſchiedener nützlicher Gräſer und Kleearten, und beurtheilt mit unter einige Schriften gründlich und gut, nützt auch daraus, was zu ſeinem Zwecke dienet. Nur S. 118 getraueten wir nicht zu behaupten, daß der H. St. ſowohl Sprengern darinnen, daß er Stroh zwiſchen Heu leget, als auch andre, die bey Strohmangel trocknes Reiſig zwiſchen Heu ſtreuen, abgefertigt habe. Wenn das Heu gut getrocknet iſt, ſo hat jenes Verfahren doch wenigſtens den guten Zweck, und erreicht auch denſelben, daß dergleichen Heu, beſonders Kleeheu, nicht ſchimmlicht wird. Freylich ſind die luftigen Feimen, und die Borkiſchen Kleeſcheunen entſprechender. Auch die Langhanſiſchen S. 120 beſchriebenen und im Kupfer abgebildeten holländiſchen Heuſchober ſind aller Achtung werth.

Dagegen verräth H. B. S. 129, wie wenig Gyp[s] kenntniß er habe: ſonſt würde er den Tod der Beckmannſchen Hämmel näher unterſucht haben. Gebrannter Gyps kann ſchaden, weil er von der Feuchtigkeit im Magen einen Stein bildet, und dadurch Menſchen und Vieh, beſonders den M[agen]

sen und Ratten, tödtlich werden kann. Aber roher oder ungebrannter Gyps schadet nie: sein Pulver ist eher Arzney, als schädlich zu nennen. Man empfehle also immerhin den rohen Gyps zum Kleebessern, und verwerfe blos hiezu den gebrannten. H. B. wird doch wohl keinen Antheil an der seichten Gypsverachtung der Stuttgardter Zeitung, welche die Ephemeriden der Menschheit 1783 S. 345 wiederholt haben, nehmen?

Drittes Vierteljahr, oder Julius, August und September, S. 135—172. Hier handelt H. B. den 5ten Abschnitt ab, betitelt: Beyträge zur Geschichte der unter dem Rindviehe in Schlesien herrschenden Krankheiten und — Todesfälle.

Weil man des V. Disposition nicht erfüllen wollen, so liefert er nur Beyträge. Sagt er S. 135. Idiosynkrisie wird S. 136 mit *idiosyncrasia* verdeutlichet: welcher ungriechische Leser wird dies wohl verstehen: Die Idiosynkrisie des Körpers wäre mit dem Ausdrucke: Vergleichung der eigentlichen Beschaffenheit des Körpers, wohl verständlicher gewesen; konnte der V. doch die Windgeschwulst, Windsucht und Darmgicht deutsch zeichnen: wofür der gelehrte Kram für Oekonomen? — Unter denen Anlaß zu diesen Krankheiten gebenden Futterpflanzen wird der Klee (trifolium pratense), das Kraut der Rüben (Brassica rapa), und der Minksch (Poa aquatica) zum voraus angesetzt, und zwar das Rübkraut aus dem hannöverschen Magazin 1782, welches doch schon aus ältern Schriften dafür erkannt werden können; den Minksch aber aus den ökonom. Nachr. v. J. 1781. Außer Leopolds und von Mütschefals Beyspielen, sagt H. B. hat auch Kiem eine Beobachtung eingesandt; und diese wird wörtlich eingerückt. Alsdenn zieht H. B. Schlüsse aus diesen dreyen Vorträgen. Recensent hat aus gleichem Kanale geschöpft, ähnliche Beobachtungen gehabt, und glaubt, daß in dem Urtheile unsrer Bibl. (im Anhange zum 36—52sten B. S. 1014 —1018) das Nöthige darüber gesagt worden. Uns darauf beziehend fügen wir nur hinzu, daß H. Börners Resultat über dieser dreyen Herren Beobachtungen dem Ziele nicht nahe genug gekommen sey. Es läßt sich solches aber auch ohne eigene Beobachtungen nicht thun: daher glauben wir, daß jene drey Beobachter wohl eher das Wahre ausfinden dürften. Wir überlassen ihnen auch diesen Streit, ohne uns vor neuen Beobachtun-

obachtungen zwischen sie zu begeben. Denn dem im Auguste aufgefundenen rothstreifigten Minkschen konnten wir nie eine Schädlichkeit vom Froste aufbürden, und dem mit grauem Pulver gestreiften noch weniger. Im May kann es vom ersten eher gelten: und will H. Börner vom letzten entscheiden, so muß er erst das Insekt aufsuchen und gefunden haben, welches das Kraut sticht, und nicht, wie er schreibt, sich darauf nährt. Wäre das letzte, so müßte man es während seinem Fraße leicht entdecken; welches bisher doch nicht glücken wollen. Glückt es aber einmal in einem oder dem andern Falle H. B., dann ists der rechte Zeitpunkt, mit einem so entscheidenden Tone zu sagen, ob das Pulver Unrath oder Saamen sey, oder es nicht sey. Ueberdies mag H. B wohl irren, wenn er den H. v. M. eines Widerspruchs beschuldiget, daß er die Pflanze unschuldig und doch schädlich nenner. Es sagt derselbe zwar, daß die Pflanze unschuldig sey, er versteht aber wohl hierunter nur die gute, und erklärt dagegen die streifigte für schuldig; also nicht die Pflanze überhaupt.

Daß mehrere Pflanzen an dem Unglücke des Viehaufblähens schuld seyen, haben schon Gleditsch und Riem umständlich beschrieben: welches H. B. übersehen haben mag. Wir verweisen auf ihre Werke, denn die Grenzen einer Recension rufen uns ab, weiter zu gehen.

S. 149 fängt H. B die Curart hinten an: der Trokar ist unsers Wissens das letzte Hülfsmittel, dessen Stich man erfunden hat, um ihn anzuwenden, wenn Milch- und andere Eingüsse nichts mehr helfen.

S. 150—159 schreibt H B. von den Viehseuchen und den politischen Anstalten dawider. Alles ist ganz würdig, gelesen zu werden.

S. 159 bis zu Ende dieser Abhandlung, handelt e. d. vom jählingen Tode, der von Insekten herrühret. Nicht minder sieht mans, daß H. B. hier in seinem Cirkel sey.

S. 165—172 fängt H. Börner eine neue Abhandlung in Beschreibung eines neuen Insektes, Ichnevmon murarius, an. Nur Schade, daß der V. zu einem halben Bogen Text auch einen halben Bogen Vorrede gemacht hat.

Viertes Vierteljahr. S. 175—204, für die Monathe October, November und December.

S. 175—180. Ueber die Stallfütterung der Schafe, von Hanns Wolf von Lüttwitz. Wir wollten

dem H. v. Lüttwitz empfehlen, das zu lesen, was ein Bernhard und Holzhausen hierüber praktisch geschrieben haben: dann dürfte er von selbst finden, daß die Sommerstallfütterung der Schaafe weniger nützlich, als die Pferch- und Hofefütterung sey; es wäre dann, daß man die Ställe, wie der H. v. Goldfuß (in s. 1779 ökon. Nachr S. 381) ökonomischer einrichtete, und durchlöcherte Wellerwände oder mährische Patzmauern anbrächte, deren Löcher man im Winter wieder verstopfte; oder aber die für alle Viehgattungen so nöthigen als nützlichen schlesischen Dunstschorsteine in den Ställen häufiger aufstellte. Es ist mit lebenden Beyspielen allemal räthlicher sich abzugeben, da mit dem Tode eines Verbesserers meistens die guten Anstalten auch hinfallen; zumal wenn der lebende schon vorher genug gegen Vorurtheile zu wachen hatte. Dies gilt auch von H. v. Dreßkys Beyspielen.

S. 181—188. Vorschlag zur zweckmäßigen Anlage eines Röthe-Dörrhauses, von F. W. Herzberg. Wir sinds gewohnt, vom V. nichts als gegründetes geschrieben zu finden. Auch hier hat er geleistet, was von ihm gefodert werden konnte. Der Vorschlag ist durchaus gut, und für Schlesien befolgungswerth. Nur das einzige wünschten wir hinzugethan zu wissen: daß die pfälzischen Oefen und Zirkelfeuer angebracht würden. Diese waren vielleicht dem V. bey der Abfassung seines Vorschlages unbekannt. Wir sind berichtet, daß die Beschreibung derselben nächstens erscheinen soll: dann könnten beyde vereinigt etwas Vollkommenes leisten.

S. 189—194. Ueber das Mechanische — der Fuhrwerke, von B. F. Mönnich. Diese Abhandlung sowohl als die

S. 195—196. Leichte Art, aus einem Stücke Bauholz den stärksten Balken zu schneiden, von demselben Verfasser, verdienen alle Achtung.

S. 197—204. Vom schicksamen Schierholze zu — Wirthschaftswerzeugen, von F. W. von Rohr. Durchaus Beyfallswerth, ausgenommen etliche Börnische Anmerkungen. Z. B. daß aus Birkenwasser könnten Weine und Essige gemacht werden, die dem Champagnerwein und Weinessige wenig nachgäben. Wir haben beyde selbst bereitet, und auch öfters bey Freunden von der besten Sorte gefunden, durften aber dies niemals so weit ausdehnen, ohne uns zu viel zu schmeicheln. Auch werden in Europa eben so gut Schüsseln, Schalen, Kochlöffel und Hausrath ꝛc. aus Birkenholz gemacht, als

als H. B. nur von Nordamerika gedenkt: die Europäer haben dieses daselbst aus dem Vaterlande überpflanzt. Und dann ists falsch, was er dem H. von Rohr in Rücksicht des jungen eichenen Holzes entgegen setzt, als ob auch altes zu dem hier bestimmten Gebrauche genommen werden könne. Wahr ists wohl, daß zu ein und andern Dingen das alte eichene Holz durchs Kochen im Wasser biegsam und brauchbar gemacht werden kann, allein nicht zu allem, besonders zu dem hier angemerkten Gebrauche selten. Auch ists eben so Schade nicht um das hierzu nöthige Holz, wenn man es aus Schlägen nimmt, die ohnehin durchhauen werden müssen. Endlich bestreitet H. B. S. 204 ein Vorurtheil, und geht in ein neues über, wenn er halbdürres Holz dem ganz dürren zum Einheizen vorzieht, und daß man sich vor dem geflößten Holze hüten solle. Wie hütet man sich aber davor, wenn man wegen grosser Entfernung von Wäldern kein anderes als Flößholz erlangen kann?

Der Hausvater in systematischer Ordnung, vom Verfasser der Hausmutter. (H. Prediger Germershausen) Erster Band, Leipzig bey Junius 1783. in 8. 744 S. ohne die Dedikation, Vorrede, Beyspiele, und Geschichte, nebst Register.

Wahr: der Verfasser hat ganz den Plan und die Behandlung der Hausmutter auch hier im Hausvater beybehalten, und das muß man billigen. Zwar die Küchen- und übrige weibliche Wirthschaft, und dagegen die männliche Feldwirthschaft ꝛc. ist nicht eins so leicht, wie das andre zu bearbeiten; besonders für praktische und ungelehrte. Und für ungelehrte hat der Verf. doch schreiben wollen? Er sagts selbst an verschiedenen Stellen seines Avertissements und auch hier; und glaubt sogar S. XIII. daß die ungelehrten Oekonomen dem Münchhausischen Hausvater, außer dem ganzen zweyten Theile, sehr viele Stücke der andern Theile schenken könnten. Sehr wohl: eben dies hätte sich der Verf. billig auch zur Warnung nehmen sollen; denn wir glauben nach dem vorliegenden ersten Bande, daß dem systematischen Hausvater ebenfalls gar vi Stücke sowohl von gelehrten, als ungelehrten Landwirth und überhaupt von belesenen Lesern geschenkt werden

So z. B. die häufigen, in parabolische Erzählungen eingekleideten Alltagsgeschichten; darunter besonders die von Tritheim, Waldviel und andere, diesen ähnliche und in Menge aufgeführte Geschichtchen mehr, gehören. Es ist daher zu wünschen, daß der Verf. in künftigen Bänden nicht so freygebig mit dergleichen seyn, und die Bände lieber zu mindever Kostbarkeit schwächer, wie diesen ersten, oder derselben weniger machen möge. Wofür der Wust von Ueberfluß für den Landwirth, dem eben so die Kürze in landwirthschaftlichen, als die Kurze im Vortrage der Kanzelwahrheiten angemeßner ist. Außerdem würden wir Grund haben zu befürchten — wie es bey der Hausmutter auch in Erfüllung kam, — daß der V. gar leicht mehr, als die versprochenen Bände, liefern dürfte. Ohnehin hat dieser erste Band den Beweis in sich, wie sehr der Verf. schon itzt von der Ordnung abspringt, die er im Avertissement sich zur Richtschnur gemacht, und darüber hier S. XIII versprochen hat: daß er die Materien darnach abhandeln wolle. Z. B. nur die Rubrike B. Ackerbau: darinn sollte III. das Pflügen enthalten: es kommt aber erst VIII. vor, u. s. w. andere Stücke. Wo wird denn nun erst das Dreschen, VIII vorkommen? Gewiß wir befürchten nicht umsonst einen zu ausgedehnten systematischen Hausvater.

Wir glauben auch immer, daß der systematische Hausvater den unsystematischen nicht so leicht verdrängen werde. Der aufgeklärte Landwirth, so den systematischen kaufen kann, wird sich das Unsystematische und Gute des Münchhausischen Hausvaters und anderer Schriftsteller schon unter der Hand selbst systematisirt und ausgezeichnet haben: dagegen ihm diese systematische Compilation — denn das ist sie doch in den meisten Stücken — so unwillkommen als entbehrlich seyn kann. Eben darum, weil der Münchhausische Hausvater, Bergens und andere Schriften mehr in vieler Händen sind, hätte H. G. sich der Kürze bedienen, und in vielen Fällen sich so gut und besser auf Münchhausens Hausvater ꝛc. beziehen dürfen, als er es mit Beziehung auf seine eigene Hausmutter, wir fügen hinzu, rühmlichst gethan hat. In Zeiten sich der Worte seltener Schriften zu Unterstützung eines Satzes zu bedienen, dieses können wir wohl billigen, oder sollen wir unsern Münchhausen — dessen Absicht als praktischer Landwirth, und gewisser Ursache halber nicht war, ganz systematisch zu schreiben — nun völlig beyseit legen?

Freylich

Freylich ists einem Theoretiker leichte Sache, eine Bearbeitung aus andern Büchern systematisch zusammen zu tragen: wenn der Praktikus nach eigenen Erfahrungen hingegen mühsam sammlen und vortragen muß. Gewiß in diesem Falle befand sich Münchhausen. Was sagt aber endlich der praktische Landwirth, wenn er zum andernmale systematisch kaufen und lesen soll, was er schon lange unsystematisch gekauft und begriffen hat? Auf dieser Seite schlagen wir uns und überblättern diesfalls das längst bekannte bey dem Lesen dieses Buches zu unserer eigenen Wirthschaft, als auch hier zum Recensiren. Nun dann noch so viel!

Schade, daß diese Arbeit nicht ein Mann unternommen hat, dem mehr Praktik und Landwirthschaft im Großen unter Händen gewesen, und dabey doch Theorie so eigen ist, daß er sie mit der Praktik zu verbinden weiß. Germershausen, ein Landwirth im Kleinen, noch nicht einmal Meister von einer vollkommnen Stallfütterung, der sich die Hände noch mit dem Weidtrieb binden läßt: dieser schreibt uns so viele Dinge daher, und verkauft sie als Eigenthum, als eigenes System, das er schon 20 Jahre ausgeübt haben will. Beweisen: wird er sagen? Gut. S. 499 spricht er das eben Gesagte von dem vortrefflichen System eines Bergens. Hält nun der praktische Landwirth den 4ten Band der Hausmutter gegen diese Versicherung, und liest, was daselbst S. 676 von H. G. eigenem Geständnisse über die Stallfütterung zu finden ist; dann fällt das Vertrauen, das ihm die Hausmütter geschenket haben, bey den Hausvätern in gleichem Grade, als es dort stieg. Denn die Sache ist zu evident: indem Hr. G. freymüthig auf gedachter Seite — wir müssen diese Freymüthigkeit eher loben als verachten — also sagte: „Da ich „meine Kühe bisher auf der Weide nebst andern halten „muß: (warum muß, wer zwang ihn?) so bin ich nicht im „Stande, die Vermehrung der Milch vom Honiggrase aufs „genaueste anzugeben, u. s. w.“ Das schrieb der Verf. 1780. Anitzt sind erst drey Jahre verflossen, und derselbe will doch schon das Bergensche System für das seine ausgeben, das er seit 20 Jahren ausgeübt habe. Wie reimt sich das? Das Bergensche System gründet sich hauptsächlich, wie selbst jeder ungelehrte Landwirth einsieht, auf Stallfütterung. Seit 1780 ist diese doch dem V. unmöglich gewesen, 20 Jahre zu betreiben, und was das vornehmste ist, er ist kein Freund derselben, so wenig als er Praktikus davon ist, wie ihm schon in

dieſer Bibliothek (54 B. S. 297—301) klar erwieſen worden. So wie er ſich über das gefliſſentlich in der Hausmutter bemühet hat, die Stallfütterung unter falſchen Umſtänden den Hausmüttern zu verſchreyen, eben alſo will er ſie auch noch itzt den Hausvätern verleiden. Allein von denen wird er nicht ſo leicht, wie bey den Hausmüttern, davon kommen.

Wir machen ſchon den Anfang, uns gegen das aufzulehnen, was er ohne Reue, und noch mittelſt Bezug auf ſeine leeren Sagen in der Hausmutter a. d. 413 S. des ſyſtemat. Hausvaters zu neuem Anſtoße vorträgt. Z. B. will er den bey der Stallfütterung zu erhaltenden mehreren Dünger mit der Koppelhuthung einbringen, und ihn da nicht verlohren ſchätzen. Ganz dreiſte behaupten wir das Gegentheil, und daß der Dünger bey der Koppelhuthung dem Stalldünger kaum das Waſſer reiche: ja er iſt ätzend an den Flecken, die ihn ohne beygemengte Streue, und ohne ihn zur Fäulniß auf Haufen zuſammenzubringen, ſo friſch hingeworfen, und noch ohne daß er wie Schaafpferch bald untergeackert werden kann, beherbergen müſſen: den gröſten Theil aber, ja das beſte verzehren die Käfer ꝛc. Wenn auch gleich noch eine Gattung Vieh dasjenige wenige Gras frißt, welches durch das Biſchen übrige Kraft des ätzenden und von den Käfern übrig gebliebenen Düngers, oder vielmehr des Urines Kraft von einer andern Gattung Vieh abgeleget, hervorkommen kann; (denn es iſt wahr, daß ein Vieh nur vor dem Graſe, ſo ſeines eigenen aber friſchen Düngers Kraft hervorbringt, eckelt) ſo iſt doch dieſes alles nicht mit dem Stallfütterungsnutzen und Dünger in Vergleich zu bringen. Kurz, und indem wir hiervon abbrechen, ſagen wir nur noch, Bergen's Syſtem iſt nicht Germershauſen's Syſtem. Denn erſteres kann ohne eine richtige Stallfütterung nicht ächt ausgeübet werden: wir wünſchen aber von ganzem Herzen, daß es ſein Syſtem noch werden möge; und vereinigen zum Beſten des ökonomiſchen Publikums unſre Wünſche dahin: daß doch keine ökonomiſch-hypochondriſch denkende Lehrer aufſtehen mögen, die ſogleich alles das fühlen und ſelbſt laboriren haben wollen, was ſie von andern leſen oder hören; und endlich, daß die Sündfluth von ökonomiſchen Büchern ſich vermindern, und nur ſeltene, dabey aber die nützlichſten Schriften, erſcheinen mögten.

Wollten wir uns viel weiter über dieſes Buch ausbreiten, ſo müßte es zum Urtheile gröſtentheils über Syſteme anderer

Schrift-

Schriftſteller anwachſen, von denen wir unſern Leſern bey Gelegenheit dieſer Eigenthumsſchriften ſchon ſo vieles vorgetragen haben, daß es ihnen dabey eben ſo zuwider ſeyn dürfte, als uns, wenn wir über oft compilirt aufgetiſchte Sachen urtheilen, und ſie daher leſen müſſen. Außer Bergen's Syſtem, wollen wir nur anzeigen, hat der Verf. auch das des Camillo Tarello's, eines Grafen von Borke, Lüder's, Tull's, Kretſchmars, von Pfeifer's, Reichard's, Darie's, Möllner's, Bernhard's u. a. m. umſtändlich ausgeſchrieben. Ueberhaupt genommen, ſo hat der Verf. im Kapitel vom Ackerbau am häufigſten Auszüge gemacht; und die Abhandlung von den verſchiedenen Erdarten ſowohl, als die Unterſcheidungszeichen derſelben, ſind gar ſehr compiliret, und doch iſt dieſes Kapitel gerade am ſchlechteſten gerathen, ſo wichtig es ſonſt ſeyn könnte. Die Beſchreibung des Münchhauſiſchen Pfluges iſt ganz da: was will ſie aber ohne Zeichnung? Muß man dieſe bey der Quelle ſuchen, ſo kann man auch die Beſchreibung da finden! Auch ſogar die ganz vortreffliche, obwohl noch nicht ganz vollkommen zu nennende Stallfütterung vier Meilen von Berlin mußte abgeſchrieben werden; ohngeachtet ſie, wie der Verf. S. 106 ſelbſt eingeſteht, alſo mit ſeinem Wiſſen, ſchon in manchen Schriften ſteht. So z. B. findet man ſie im 8ten Bande Berliniſcher Sammlungen, und im Allmanache für deutſche Landwirthe aufs J. 1783, und nun hier zum drittenmale im ſyſtematiſchen Hausvater! Jene Schriften ſind doch ſchon genug in deutſcher Landwirthe Händen. Was ſollen dieſe nun mit einem neuen Buche machen, wenn ſie darinn nur meiſt Sachen finden, die ſie ſchon beſitzen? Zuverläßig iſt hier der Fall ſo in ſeiner ganzen Größe S. 300—304 ſichtbar: alles wörtlich, was dort gefunden wird; gegen den Allmanach gehalten, ſind nur die Worte: Deſſauiſche Kühe mit Elbkühen vertauſchet; eine kleine Bemerkung ausgenommen, von der wir den Leſern zu Lieb weiter unten reden werden.

Hier bey der Wiederholung dieſer Stallfütterung, da wir bey Beurtheilung des uns übergebenen Allmanaches nicht zu weitläuftig werden durften, kann es eher geſchehen, darüber zum Beſten des ädlen Freundes, der dieſe Stallfütterung ſchon ſo weit gebracht hat, und allem Anſcheine nach auch vollkommen ausführen wird, einiges zu ſagen. Rom iſt nicht in einem Tage gebauet, und die Stallfütterung eben ſo nicht in einem Jahre, oder in etlichen, ganz vollkom-

aufzustellen. Aber dieser rühmlichste Anfang ist doch schon eine namhafte Verbesserung für dieses Amt, daß es zu wünschen wäre, alle Aemter mögten darinnen schon so weit seyn; denn hier wird das Vieh nur noch auf die Stoppeln, sofort auf den Herbstklee und die Herbstwiesen getrieben. Und wir zweifeln gar nicht, dieser einsichtsvolle Landwirth, der so manche Schwierigkeit überwunden, werde auch diesen Fehler noch heben. So gehen wir ohne mehreres zu seiner Verbesserung des Stalles über, und beschließen damit unser Urtheil.

Die Verbesserung der gewöhnlichen Ställe ist eine der ersten Nothwendigkeiten bey der Stallfütterung: dies muß dieser Landwirth sich sogleich zur Regel gemacht haben; denn um dem nun im Stalle bleibenden Viehe die Hitze im Sommer zu vermindern, und die der Stallfütterung schädlich werdenden Dünste auszuführen, hat der einer guten Stallfütterung mehr, wie Germershausen, nachdenkende Freund bey seiner Unternehmung den schönen Einfall gehabt, die zum üblen Rufe Anlaß gebenden Unbequemlichkeiten des Stalles möglichst zu heben. Er ließ nämlich die Bodendecke abnehmen: — diese Bemerkung fehlt im Allmanache; — dagegen belegte man die nun offenen Theile mit Schlieten, (Stangen) und zwar so entfernt auseinander, damit im Sommer die Dünste abziehen konnten. Für den Winter sorgte er aber auch, und um die Kälte abzuhalten, mußte er natürlicherweise die Stangen mit Stroh, das künftig nur zur Streue dienen kann, belegen lassen: denn Heu und Futterstroh würde hier einigen, oder zum Füttern gänzlichen, Schaden leiden.

Wir wünschten zum Schlusse diesen ämsigen und aufgeklärten praktischen Landwirth, zu Vermeidung aller Unbequemlichkeiten, auf die schlesischen bretternen Dunstschornsteine, die man anfänglich in Pferdeställen, sofort in Schaafställen, und endlich auch in Rindviehställen bey Stallfütterungen, anzubringen für gut fand, aufmerksam zu machen. Werden dergleichen Dampfröhren, die man mit Fallthüren bey großer Kälte verschließen, und bey warmer Zeit öffnen kann, beym Anfange der Stallfütterung zu 4 bis 6, je nach der Größe des Stalles mehr oder weniger, angebracht: dann stehen wir dafür, daß die Stallfütterung, wenn Klee genug, und dabey noch zur Abwechselung — weil das Vieh auch an einerley Nahrung ekelt — verschiedene Gattungen Klee vorhan-

ländereyen zum Theil viele, ja funfzig, sechzig, und mehrere Jahre zur Grasung braucht, ohne sie zu pflügen und Getraide darauf anzubauen. Mit dem Geestlande verhält es sich hingegen ganz anders. Das schlechte bringt überhaupt wenig Gras hervor, das sich schon im dritten oder vierten Ruhejahre wieder verliert, und der Heide, als dem natürlichen Gewächse dieses Bodens, weichen muß. Der mittelmäßige und selbst der gute Boden auf der Geest hat gleichfalls die Eigenschaft, daß er nach Verlauf von 5, 6 und mehrern Jahren in der Grasung abnimmt und schlechter wird. Eben diese Abnahme der Fruchtbarkeit des Landes äußert sich auch während der Saatjahre. Daher scheint der erste Grundsatz der holsteinischen Landwirthschaft entstanden zu seyn, vermöge dessen man den Acker abwechselnd zum Kornbau und zur Viehweide anwendet, und den schlechten Boden wenige — den besten aber mehrere Jahre nach einander besäet, oder ruhen läßt. Ruhe, gute Bearbeitung und hinlängliche Düngung sind also die Grundstützen, sowohl des Ackerbaues als der Viehweide im Holsteinischen. — Den schlechten Boden in Holstein theilet man in 7 bis 8 Schläge ein; die Ländereyen der Communen und einzelner Bauerhöfe von mittelmäßiger Fruchtbarkeit werden gewöhnlich in 10, und der gute Boden in 6, 7 bis 10 Schläge eingetheilet. Bey den Landgütern sind die Ländereyen von der Mittelgattung in 10 bis 13 Koppeln vertheilt, wovon 4 oder 5, auch hier und da 6 besäet werden. Der gute Boden wird in 8, 9 bis 12, auch wohl in mehrere Koppeln vertheilet. Von 8 oder 9 Koppeln wird eine gebrauchet, und gemeiniglich werden nur 4 besäet, so daß 3 oder 4 Koppeln zur Weide übrig bleiben. — Im Durchschnitte ruhet in Holstein die Hälfte der sämmtlichen Ländereyen, und wird zur Viehweide sehr vortheilhaft genutzt. — Wie groß die Fruchtbarkeit im Holsteinischen sey — oder wie sich der Ertrag der Erndte zur Einsaat verhalte, läßt sich nach des Verf. Meynung nicht ganz genau bestimmen. Ueberhaupt genommen dürfte man auf der Geest, in den ersten Saatjahren von schlechtem Boden nicht mehr, als das 3te bis 4te Korn, von mittelmäßigem das 5te bis 6te, und von gutem Boden das 7te bis 8te Korn in Anschlag bringen können. Ausnahmen und sehr große Ausnahmen finden sich allerdings, die theils in der Art des Getraides, theils in der Witterung, theils aber in der Güte des Bodens und in der sorgfältigen Bearbeitung ihren Grund haben. Die nützlichste Kornart, der Buchweitzen, hat zum Beyspiele

auf

auf gutem leichtem, beſonders altem oder lange geruhetem Lande, wohl zu merken, bey fruchtbarer und günſtiger Witterung, das 24ſte Korn und drüber gegeben. Nächſt dem Kornbau iſt die Viehzucht der zweyte vornehmſte Gegenſtand der Holſteiniſchen Landwirthſchaft. Beſonders iſt die Nutzung der Kühe, und zwar auf den Gütern, ſo beträchtlich, daß er mit dem Ertrage aus dem Korne im Gleichgewichte ſteht. Man hat Güter, wo drey, vier bis fünf hundert Holländerey-Kühe gehalten werden; die Rinder oder Stiere, das junge Vieh zur Zuzucht, und die Haushaltungskühe auf den Höfen ungerechnet. Die Holländer oder Pächter der Kühe bezahlen auf einigen wenigen Gütern nur etwa 6 Rthlr., an den meiſten Orten aber 9, 10—11, auch wohl 12 Rthlr. und drüber für jede Kuh jährlichen Pacht. Ein Gutsherr oder Pachter, der die Holländerey nicht verpachtet hat, nutzet die Kühe, wenn er will, weit höher. Man hat Beyſpiele, daß aus den Holländereykühen jährlich achtzehen, zwanzig und mehrere Rthlr. berechnet werden. Die Kühe werden gewöhnlich des Tages zweymal gemolken. Zwanzig Kühe muß eine Holländereymagd milchen. — Die Produkte der Holländereyen ſind Butter, Käſe und Speck. Die Butter iſt vortrefflich, und wird wöchentlich mit vielen Frachtwägen nach Hamburg und Lübeck, oder zu Waſſer nach Coppenhagen abgeführet. Die Käſe ſind, weil ſie von derjenigen Milch gemacht werden, wovon der Rahm oder Sahne vorher abgenommen iſt, freylich nicht von der beſten Art. Sie werden bey 100 Pfunden verkauft, und gehen zum Theil nach Lübeck und Hamburg, größtentheils aber zu Waſſer nach Schweden und andern Orten hin. Man rechnet, daß die Molken von 10 Kühen erforderlich ſind, ein Schwein während des Sommers zu mäſten, und zwar von der Größe, daß es 10 bis 12 Rthlr. werth iſt, wenn es geſchlachtet wird. Zur jährlichen Ergänzung der Holländereyen werden auf jede hundert Kühe zehen Stück dreyjährige Kälber ein- und dagegen ſoviel alte Kühe ausgeſchoſſen. — Eine Holländerey von 100 Kühen beſteht auf Maytag jeden Jahres, nachdem der gewöhnliche Aus- und Einſchuß geſchehen iſt, aus 10 Kühen von 3 Jahren, — zehn von 4 — 10 von 5. — 10 von 6, — 10 von 7. — 10 von 8, — 10 von 9, — 10 von 10, — 10 von 11, und aus 10 Kühen von 12 Jahren. Mit dem 13ten Jahre werden die Kühe gewöhnlicherweiſe aus den Holländereyen weggeſchafft. Teichwirthſchaft. Die Teiche werden abwechſelnd zur Fiſcherey und zum

Kornbau

Kornbau oder Wieſewachs gebraucht. — Ein Hauptteich von 100 Tonnen Habereinſaat wird mit zehntauſend jungen Karpfen beſetzt, die nach Verlauf von 2 oder 3 Jahren einen Ausfang von etwa 100 Zubern großer Karpfen geben. Wir verzeihen es übrigens dem Verfaſſer, daß er bey der Einrichtung der Holſteiniſchen Landwirthſchaft weder der Stallfütterung, noch der Anſaat der künſtlichen Grasarten das Wort redet, wenn zumal ſeine Anſicherung S. 125 gegründet ſeyn ſollte, daß der Klee in Holſtein nicht zeitig genug, und gemeiniglich erſt um die Mitte, oder in der letzten Hälfte des Monats Junius, die erforderliche Größe zum Abhauen erhält, und von dieſer Zeit an ſehr ſchnell wächſt, und gar bald zum Verfüttern zu ſtark wird; und daß man überhaupt im Holſteiniſchen den Klee nur zweymal abhauen kann. Aber daß uns der V. in dieſer Schrift von der Holſteiniſchen Pferdezucht, einem ſo beträchtlichen Zweige der dortigen Landwirthſchaft, gar nichts ſagt, iſt beynahe unverzeihlich.

Die Jagdluſt nach ihren verſchiedenen Theilen mit Kupfern, von Johann Chriſtoph Heppe, in 3 Theilen. 8. Nürnberg 1783.

Dieſes mit vieler Mühe und guter Auswahl zuſammengetragene Werk iſt einem jeden Jagd- und Forſtmann vorzüglich zu empfehlen, wenn gleich die Kupfer nicht ſonderlich gerathen ſind. Die Abhandlung vom Jagdzeuge im 1ſten Bande iſt ganz beſonders empfehlungswerth und nützlich. S. 131 hatte das mehr gebräuchliche Wort Bedecken, als Beſchlagen; und S. 138 beym Rothwildpret nur Feiſt, und Weiß beym Schwarzwildpret bloß angeführt werden ſollen. Auch hat es die Erfahrung beſtätigt, daß ein mit Fleiß des Kurzwildprets beraubter Hirſch viel feiſter wird und bleibt. S. 139. Bloß der Anordnung der Natur iſt das Nichtaufſetzen des Gehörnes bey den Thieren und Ricken zuzuſchreiben. S. 150. Durch ländliche Muſik wird das Wildpret, ſo wie durch alles andre Geräuſche, bloß aufmerkſam gemacht. S. 156 hätte das ſichere Kennzeichen eines jagdbaren Hirſches, wenn man drey Finger in deſſen Fährte legen, und der Schrank eben ſo breit iſt, mit angegeben werden ſollen. S. 321. Ganz ungewöhnlich iſt der Ausdruck Haſen pürſchen, da das Wort Pürſchen nur bey dem Wildpret gebräuchlich iſt. Die Abhandlung

handlung von Raubthieren, und im zweyten Bande die Abhandlung von den zur Hohen- Mittel- und Niederjagd gehörigen Feder- Wildpret und Geflügel, ſind ebenfalls beyde ſehr artig und nützlich.

K.

Rindvieh- Arzneybuch ſowohl vor die gewöhnlichſte Viehkrankheit, als auch vor die ſonſtige Viehſeuche. Tübingen, verlegts Heerbrandt, 1784.

Dieſes Werk iſt in drey Abſchnitte getheilt. Der erſte enthält die gemeinen öfters vorkommenden Krankheiten und Zufälle bey dem Rindvieh kurz beſchrieben, wogegen ſehr dienliche Mittel vorgeſchlagen werden. Der zweyte begreift das Verhalten, bey zu beſorgenden anſteckenden Viehſeuchen und Epidemieen, ſammt den dienlichſten Präſervativmitteln. In dem dritten Abſchnitt wird das Verhalten bey wirklich gegenwärtigen Epidemieen, ſammt den dagegen vorzüglich erfundenen Mitteln angegeben. Der ungenannte Verfaſſer ſpricht mit vieler Einſicht und Erfahrung.

Ez.

Kurzgefaßte aber doch ausführliche holländiſche Frühtreiberey. Das iſt Anweiſung wie allerley Früchte und Blumen auf die beſte und wohlfeilſte Art zu ziehen — — als ein zweyter Theil des — — franzöſiſchen und holländiſchen Küchengartens — — Mit Kupfern, von F. Z. Salzmann — — Berlin, 1783. bey Wever. 218 Seiten in 8.

Johannes Roſenkranz aufmerkſamer holländiſcher Gärtner, in welchem die tägliche (n) Anzeigen aller Behandlungen von Miſtbeeten, Treibkaſ — — vollſtändig verfaſſet (ſind). In verb rter Schreibart mit einigen Anmerkungen — —

W.

W. C. Rudloff —— Frankfurt, bey Garbe, 1783. 331 S. in 8.

Zwey Bücher mit gewöhnlichen Vorschriften und Anmerkungen. Beyde sind dem Unerfahrnen noch nicht das, was Lüder oder Krause sind.

Salzmann, ein sehr einsichtsvoller Mann, verspricht in der Vorrede, ein Handbuch zu liefern, durch welches junge Anfänger in der Gartenkunst der Reisen nach fremden Ländern überhoben seyn können: zwar für diesen Zweck leistet er zu wenig; aber doch mehr als irgend einer seiner Vorgänger. Die Art nach Bonnet Früchte zu ziehen, ist schön, und verdient allerdings mehr in Gebrauch zu kommen. Die Kapitel von den Treibhäusern und Mistbeeten, von S. 24. bis 36. sind vollständig; nur wird Mancher dabey das Wohlfeile vermissen, welches der Verfasser verspricht.

Rosenkranz war wohl bey den bereits vorhandenen schönen Gartenbüchern, kaum einer neuen Ausgabe werth. Bey der auf dem Titel gerühmten verbesserten Schreibart, wäre etwas zu erinnern, welches aber Rec. zur Schonung des Raums stillschweigend übergeht.

Hf.

15. Vermischte Nachrichten.

The Lillipurian Library, or Gullivers Museum in ten Volumes, by *Lilliputian Gulliver*. Berlin, hold by Himburg, 1782. 8vo. 61½ Bogen mit einer Kupferplatte.

Ein vortreffliches Lesebuch für die Jugend, und besonders für diejenigen unter uns, welche die englische Sprache lernen! Nach dem Titel, dessen Anfang ich oben nur vorausetzt habe, soll dies Buch enthalten: moralische Lectionen, historische Stücke, interessirende Fabeln, unterhaltende Mährchen, seltsame Reisebeschreibungen, auffallende Ebentheuer, merkwürdige Biographien, Poesien, lustige Scherze, und nützliche Briefe.

Alle

Alle diese einzelnen Theile zusammengenommen, sollen ein vollständiges System jugendlicher Kenntnisse zum Vergnügen und Unterricht bilden.

Der mir unbekannte Verfasser, der gut gefunden hat, sich jenen erdichteten Namen beyzulegen, hat nicht zu viel versprochen. Alle Aufsätze sind sehr gut gewählt, um jungen Leuten Tugendliebe, Religion, Welt- und Menschenkenntniß, Lebensart und gute Laune einzuflößen, und überhaupt sie in den nöthigsten Vorerkenntnissen zu unterrichten. Um in ihnen bey Lesung des ganzen Werks immer den Reiz der Neuheit zu erhalten, scheint er das Buch in zehn Bändchen, jedes von 4 bis 6 Bogen, geschrieben zu haben, damit er dadurch öftere und angenehme Uebergänge verschaffte. Mit jedem Bändchen (volume) wechseln also die Materien. Im ersten findet man allerliebste Erzählungen und Anekdoten; im zweyten Reisebeschreibungen, besonders die Reise nach Lilliput, aus Swifts Werken gezogen; im dritten äsopische Fabeln; im vierten eine Erzählung; im fünften Briefe; im sechsten Gedichte, oder, wie der Herausgeber sie nennt, einen poetischen Blumenkorb; im siebenden witzige und lustige Einfalle; im achten Biographien; im neunten Fortsetzung einer Geschichte, die im ersten Bändchen angefangen ist, und im zehnten vermischte Lebensregeln und Erzählungen.

Bey einigen Stücken nennt der Herausgeber die Originale, woraus er sie entlehnt hat; bey einigen aber nicht, und von andern mag er selbst Verfasser seyn. Alles entspricht indessen seinem Zweck. Man kann daher dies Buch mit Recht allen denen empfehlen, welche die englische Sprache lehren und lernen. Es giebt an Interesse dem Vicare of Wackefield nichts nach, und umfaßt noch mehr Kenntnisse als dieser. Ich kann auch nicht unbemerkt lassen, weil es hier wesentlich ist, daß der Druck sehr korrekt gerathen ist.

Für den Unterricht in englischer Sprache ist nun zwar bisher bey uns verschiedentlich gesorgt worden. Es ist aber wirklich zu bedauern, daß die Lektüre der Sprachkundigen bis itzt so wenig Unterstützung in Deutschland gefunden hat. Englische Schriften sind nicht allein bekanntlich sehr theuer, wenn man sie unmittelbar aus dem Lande zieht, sondern sie sind auch zum Theil selbst im Lande selten, z. B. Bolingbrokes Werke. Es würde daher ein Verleger gewiß keinen Schaden leiden, und zugleich würde er allen Liebhabern der Sprache einen sehr angenehmen Dienst erweisen, wenn er uns Nachdrucke

von Werken Schaftsburys, Bolingbrockes, Humes, Fergusons und anderer berühmten Männer lieferte. Es ist zwar neulich eine Ausgabe aller englischen Dichter, und, wenn ich nicht irre, auch aller klassischen Prosaisten angekündigt worden. Allein, wie es noch dahin steht, ob dies Unternehmen zu Stande kommt: so ist es auf der andern Seite weitaussehend, und besonders mit der Unbequemlichkeit verbunden, daß nun jeder Käufer die ganze Sammlung der Dichter oder Prosaisten nehmen soll, welches sehr kostbar und vielen gar nicht gelegen ist, denen nemlich gerade nur mit diesem oder jenem Schriftsteller gedient seyn würde.

X.

Der geistliche Abentheurer. Oder der als Ueberwinder im Glauben und als Virtuose im Predigen herumfahrende Ritter des heil. Stephansordens Freyherr von Mortczini — Eine Geschichte unserer Tage, in einem Sendschreiben an den Königl Bibliothekar, Herrn Doktor Biester in Berlin. Königsberg, bey Karl Gottlob Dengtl. 1784. 8vo. 164 Seiten, nebst Anhang, XLIV Seiten.

Ein äußerst merkwürdiges und interessantes Buch, das Recensent in ganz Deutschland bekannt zu seyn und gelesen wünschte. Wüßten nicht so viel tausend Menschen in Sachsen, Brandenburg, Pommern, Preußen, Pohlen, Schlesien u. s. w., daß der irrende Ritter, dessen Leben und Thaten seit 1778. hier ausführlich beschrieben worden, unter dem Namen eines aus seinem Vaterlande, des Glaubens wegen hart verfolgten und vertriebenen mährischen von Adel, der sich in Wittenberg zum Candidaten der Theologie stempeln lassen, mit dem Stephansorden auf der Brust die genannten Länder wirklich umher gezogen sey, daß er mit der größten Unverschämtheit sich überall durch Lügen und Betrug bey vornehmen und geringen, verständigen und unverständigen Leuten, Eingang zu verschaffen gewußt, auch nebst dem Ruhm eines großen Glaubenspredigers, durch den Handel mit seinen gedruckten Predigten und seiner erdichteten Lebensbeschreibung, viel Geld

an

an sich gebracht habe; wäre es nicht aus den öffentlichen Nachrichten bekannt, daß dieser geistliche Don Quixote noch itzt auf seiner Fahrt im Braunschweigischen begriffen sey, und in Helmstädt predige: so würde man diese ganze Geschichte für einen blossen Roman halten. Aber so ist alles, was hier von dem unverschämten, dummdreisten Heuchler erzählt wird, wirkliche Thatsache, durch glaubwürdige Atteste in der Urschrift, oder in beglaubigten Abschriften dokumentirt. Nachdem der V. alle geistlichen Abentheuer, die sein Ritter überall bestanden hatte, treulich erzählt hat, erklärt er sehr richtig, wie es gegenwärtig ganz natürlich zugegangen sey, daß dieser Mensch, der höchstwahrscheinlicher Weise ein entlaufener katholischer Meßpriester gewesen ist, gerade in den aufgeklärtesten Gegenden deutscher Nation, unter Protestanten, nicht blos den Pöbel, sondern auch vernünftige und wohldenkende Menschen habe täuschen können. Freylich möchte dem freyherrlichen St. Stephansordensritter durch diese Schrift, sobald sie in mehrern Gegenden gelesen wird, wohl sein ganzes Spiel verdorben, und der geistliche Abentheurer auf einmal aus dem Sattel gehoben werden. Das wäre aber auch recht gut, und würde den Erfolg haben: daß der vorgegebene Glaubenseifer, „falls er sich entschließen kann, wieder ein ehrlicher Mann zu werden, diesen Entschluß beschleunigte; oder falls er es nicht kann, daß der Justiz alsdenn ihr Geschäft, ihm an weiterem Schaden zu hindern, erleichtert würde.“ Der menschenfreundliche Verfasser wünscht, den ersten Erfolg lieber, als den letzten. Das Buch ist auch an sich sehr gut, mit vieler Menschenkenntniß und in wahrem philosophischem Geist geschrieben. Der Styl wäre meisterhaft, wenn nicht durch die vielen eingeschobenen Zwischensätze die Perioden oft zu lang würden.

Br.

Johann Friedrich le Bret, Consist. Raths — Magazin zum Gebrauch der Staaten- und Kirchengeschichte, wie auch des geistlichen Staatsrechts katholischer Regenten in Ansehung ihrer Geistlichkeit. Achter Theil. Ulm, Stettin, 1783. 636 Seiten in groß 8vo.

Kornbau oder Wieſewachs gebraucht. — Ein Haupttteich von 100 Tonnen Habereinſaat wird mit zehntauſend jungen Karpfen beſetzt, die nach Verlauf von 2 oder 3 Jahren einen Ausfang von etwa 100 Zubern großer Karpfen geben. Wir verzeihen es übrigens dem Verfaſſer, daß er bey der Einrichtung der Holſteiniſchen Landwirthſchaft weder der Stallfütterung, noch der Anſaat der künſtlichen Grasarten das Wort redet, wenn zumal ſeine Anſicherung S. 125 gegründet ſeyn ſollte, daß der Klee in Holſtein nicht zeitig genug, und gemeiniglich erſt um die Mitte, oder in der letzten Hälfte des Monats Junius, die erforderliche Größe zum Abhauen erhält, und von dieſer Zeit an ſehr ſchnell wächſt, und gar bald zum Verfüttern zu ſtark wird; und daß man überhaupt im Holſteiniſchen den Klee nur zweymal abhauen kann. Aber daß uns d. V. in dieſer Schrift von der Holſteiniſchen Pferdezucht, einem ſo beträchtlichen Zweige der dortigen Landwirthſchaft, gar nichts ſagt, iſt beynahe unverzeihlich.

Die Jagdluſt nach ihren verſchiedenen Theilen mit Kupfern, von Johann Chriſtoph Heppe, in 3 Theilen. 8. Nürnberg 1783.

Dieſes mit vieler Mühe und guter Auswahl zuſammengetragene Werk iſt einem jeden Jagd- und Forſtmann vorzüglich zu empfehlen, wenn gleich die Kupfer nicht ſonderlich gerathen ſind. Die Abhandlung vom Jagdzeuge im 1ſten Bande iſt ganz beſonders empfehlungswerth und nützlich. S. 131 hätte das mehr gebräuchliche Wort Bedecken, als Beſchlagen; und S. 138 beym Rothwildpret nur Feiſt, und Weiß beym Schwarzwildpret bloß angeführt werden ſollen. Auch hat es die Erfahrung beſtätigt, daß ein mit Fleiß des Kurzwildprets beraubter Hirſch viel feiſter wird und bleibt. S. 139. Bloß der Anordnung der Natur iſt das Nichtaufſetzen des Gehörnes bey den Thieren und Ricken zuzuſchreiben. S. 150. Durch ländliche Muſik wird das Wildpret, ſo wie durch alles andre Geräuſche, bloß aufmerkſam gemacht. S. 156 hätte das ſichere Kennzeichen eines jagdbaren Hirſches, wenn man drey Finger in deſſen Fährte legen, und der Schrank eben ſo breit iſt, mit angegeben werden ſollen. S. 321. Ganz ungewöhnlich iſt der Ausdruck Haſen pürſchen, da das Wort Pürſchen nur bey dem Wildpret gebräuchlich iſt. Die Abhandlung

handlung von Raubthieren, und im zweyten Bande die Abhandlung von den zur Hohen- Mittel- und Niederjagd gehörigen Feder- Wildpret und Geflügel, ſind ebenfalls beyde ſehr artig und nützlich.

K.

Rindvieh- Arzneybuch ſowohl vor die gewöhnlichſte Viehkrankheit, als auch vor die ſonſtige Viehſeuche. Tübingen, verlegts Heerbrandt, 1784.

Dieſes Werk iſt in drey Abſchnitte getheilt. Der erſte enthält die gemeinen öfters vorkommenden Krankheiten und Zufälle bey dem Rindvieh kurz beſchrieben, wogegen ſehr dienliche Mittel vorgeſchlagen werden. Der zweyte begreift das Verhalten, bey zu beſorgenden anſteckenden Viehſeuchen und Epidemieen, ſammt den dienlichſten Präſervativmitteln. In dem dritten Abſchnitt wird das Verhalten bey wirklich gegenwätigen Epidemieen, ſammt den dagegen vorzüglich erfundenen Mitteln angegeben. Der ungenannte Verfaſſer ſpricht mit vieler Einſicht und Erfahrung.

Ez.

Kurzgefaßte aber doch ausführliche holländiſche Frühtreiberey. Das iſt Anweiſung wie allerley Früchte und Blumen auf die beſte und wohlfeilſte Art zu ziehen — — als ein zweyter Theil des — — franzöſiſchen und holländiſchen Küchengartens — — Mit Kupfern, von F. Z. Salzmann. — — Berlin, 1783. bey Wever. 218 Seiten in 8.

Johannes Roſenkranz aufmerkſamer holländiſcher Gärtner, in welchem die tägliche (n) Anzeigen aller Behandlungen von Miſtbeeten, Treibkaſten — — vollſtändig verfaſſet (ſind). In verbeſſerter Schreibart mit einigen Anmerkungen — — von

W. C.

W. C. Rudloff —— Frankfurt, bey Garbe, 1783. 331 S. in 8.

Zwey Bücher mit gewöhnlichen Vorschriften und Anmerkungen. Beyde sind dem Unerfahrnen noch nicht das, was Lüder oder Krause sind.

Salzmann, ein sehr einsichtsvoller Mann, verspricht in der Vorrede, ein Handbuch zu liefern, durch welches junge Anfänger in der Gartenkunst der Reisen nach fremden Ländern überhoben seyn können: zwar für diesen Zweck leistet er zu wenig; aber doch mehr als irgend einer seiner Vorgänger. Die Art nach Bonnet Früchte zu ziehen, ist schön, und verdient allerdings mehr in Gebrauch zu kommen. Die Kapitel von den Treibhäusern und Mistbeeten, von S. 24. bis 56. sind vollständig; nur wird Mancher dabey das Wohlfeile vermissen, welches der Verfasser verspricht.

Rosenkranz war wohl bey den bereits vorhandenen schönen Gartenbüchern, kaum einer neuen Ausgabe werth. Bey der auf dem Titel gerühmten verbesserten Schreibart, wäre etwas zu erinnern, welches aber Rec. zur Schonung des Raums stillschweigend übergeht.

Hf.

15. Vermischte Nachrichten.

The Lilliputian Library, or Gullivers Museum in ten Volumes, by *Lilliputian Gulliver*. Berlin, hold by Himburg, 1782. 8vo. 61½ Bogen mit einer Kupferplatte.

Ein vortreffliches Lesebuch für die Jugend, und besonders für diejenigen unter uns, welche die englische Sprache lernen! Nach dem Titel, dessen Anfang ich oben nur vorausgesetzt habe, soll dies Buch enthalten: moralische Lectionen, historische Stücke, interessirende Fabeln, unterhaltende Mährchen, seltsame Reisebeschreibungen, auffallende Ebentheuer, merkwürdige Biographien, Poesien, lustige Scherze, und nützliche Briefe.

Alle

Alle diese einzelnen Theile zusammengenommen, sollen ein vollständiges System jugendlicher Kenntnisse zum Vergnügen und Unterricht bilden.

Der mir unbekannte Verfasser, der gut gefunden hat, sich jenen erdichteten Namen beyzulegen, hat nicht zu viel versprochen. Alle Aufsätze sind sehr gut gewählt, um jungen Leuten Tugendliebe, Religion, Welt- und Menschenkenntniß, Lebensart und gute Laune einzuflößen, und überhaupt sie in den nöthigsten Vorerkenntnissen zu unterrichten. Um in ihnen bey Lesung des ganzen Werks immer den Reiz der Neuheit zu erhalten, scheint er das Buch in zehn Bändchen, jedes von 4 bis 6 Bogen, geschrieben zu haben, damit er dadurch öftere und angenehme Uebergänge verschaffte. Mit jedem Bändchen (volume) wechseln also die Materien. Im ersten findet man allerliebste Erzählungen und Anekdoten; im zweyten Reisebeschreibungen, besonders die Reise nach Lilliput, aus Swifts Werken gezogen; im dritten äsopische Fabeln; im vierten eine Erzählung; im fünften Briefe; im sechsten Gedichte, oder, wie der Herausgeber sie nennt, einen poetischen Blumenkorb; im siebenden witzige und lustige Einfalle; im achten Biographien; im neunten Fortsetzung einer Geschichte, die im ersten Bändchen angefangen ist, und im zehnten vermischte Lebensregeln und Erzählungen.

Bey einigen Stücken nennt der Herausgeber die Originale, woraus er sie entlehnt hat; bey einigen aber nicht, und von andern mag er selbst Verfasser seyn. Alles entspricht indessen seinem Zweck. Man kann daher dies Buch mit Recht allen denen empfehlen, welche die englische Sprache lehren und lernen. Es giebt an Interesse dem Vicare of Wackefield nichts nach, und umfaßt noch mehr Kenntnisse als dieser. Ich kann auch nicht unbemerkt lassen, weil es hier wesentlich ist, daß der Druck sehr korrekt gerathen ist.

Für den Unterricht in englischer Sprache ist nun zwar bisher bey uns verschiedentlich gesorgt worden. Es ist aber wirklich zu bedauern, daß die Lektüre der Sprachkundigen bis itzt so wenig Unterstützung in Deutschland gefunden hat. Englische Schriften sind nicht allein bekanntlich sehr theuer, wenn man sie unmittelbar aus dem Lande zieht, sondern sie sind auch zum Theil selbst im Lande selten, z. B. Bolingbrokes Werke. Es würde daher ein Verleger gewiß keinen Schaden leiden, und zugleich würde er allen Liebhabern der Sprache einen sehr angenehmen Dienst erweisen, wenn er uns Nachdrucke

von Werken Schaftsburys, Bolingbrockes, Humes, Fergusons und anderer berühmten Männer lieferte. Es ist zwar neulich eine Ausgabe aller englischen Dichter, und, wenn ich nicht irre, auch aller klassischen Prosaisten angekündigt worden. Allein, wie es noch dahin steht, ob dies Unternehmen zu Stande kommt: so ist es auf der andern Seite weitaussehend, und besonders mit der Unbequemlichkeit verbunden, daß nun jeder Käufer die ganze Sammlung der Dichter oder Prosaisten nehmen soll, welches sehr kostbar und vielen gar nicht gelegen ist, denen nemlich gerade nur mit diesem oder jenem Schriftsteller gedient seyn würde.

X.

Der geistliche Abentheurer. Oder der als Ueberwinder im Glauben und als Virtuose im Predigen herumfahrende Ritter des heil. Stephansordens Freyherr von Mortczini — Eine Geschichte unserer Tage, in einem Sendschreiben an den Königl Bibliothekar, Herrn Doktor Biester in Berlin. Königsberg, bey Karl Gottlob Dengel. 1784. 8vo. 164 Seiten, nebst Anhang, XLIV Seiten.

Ein äußerst merkwürdiges und interessantes Buch, das Recensent in ganz Deutschland bekannt zu seyn und gelesen wünschte. Wüßten nicht so viel tausend Menschen in Sachsen, Brandenburg, Pommern, Preußen, Pohlen, Schlesien u. s. w., daß der irrende Ritter, dessen Leben und Thaten seit 1778. hier ausführlich beschrieben worden, unter dem Namen eines aus seinem Vaterlande, des Glaubens wegen hart verfolgten und vertriebenen mährischen von Adel, der sich in Wittenberg zum Candidaten der Theologie stempeln lassen, mit dem Stephansorden auf der Brust die genannten Länder wirklich umher gezogen sey, daß er mit der größten Unverschämtheit sich überall durch Lügen und Betrug bey vornehmen und geringen, verständigen und unverständigen Leuten, Eingang zu verschaffen gewußt, auch nebst dem Ruhm eines großen Glaubenspredigers, durch den Handel mit seinen gedruckten Predigten und seiner erdichteten Lebensbeschreibung, viel Geld

an sich gebracht habe; wäre es nicht aus den öffentlichen Nachrichten bekannt, daß dieser geistliche Don Quixote noch itzt auf seiner Fahrt im Braunschweigischen begriffen sey, und in Helmstädt predige: so würde man diese ganze Geschichte für einen blossen Roman halten. Aber so ist alles, was hier von dem unverschämten, dummdreisten Heuchler erzählt wird, wirkliche Thatsache, durch glaubwürdige Atteste in der Urschrift, oder in beglaubigten Abschriften dokumentirt. Nachdem der V. alle geistlichen Abentheuer, die sein Ritter überall bestanden hatte, treulich erzählt hat, erklärt er sehr richtig, wie es gegenwärtig ganz natürlich zugegangen sey, daß dieser Mensch, der höchstwahrscheinlicher Weise ein entlaufener katholischer Meßpriester gewesen ist, gerade in den aufgeklärtesten Gegenden deutscher Nation, unter Protestanten, nicht blos den Pöbel, sondern auch vernünftige und wohldenkende Menschen habe täuschen können. Freylich möchte dem freyherrlichen St. Stephansordensritter durch diese Schrift, sobald sie in mehrern Gegenden gelesen wird, wohl sein ganzes Spiel verdorben, und der geistliche Abentheurer auf einmal aus dem Sattel gehoben werden. Das wäre aber auch recht gut, und würde den Erfolg haben: daß der vorgegebene Glaubenseifer, „falls er sich entschließen kann, wieder ein ehrlicher Mann zu werden, diesen Entschluß beschleunigte; oder falls er es nicht kann, daß der Justiz alsdenn ihr Geschäft, ihn an weiterem Schaden zu hindern, erleichtert würde.“ Der menschenfreundliche Verfasser wünscht, den ersten Erfolg lieber, als den letzten. Das Buch ist auch an sich sehr gut, mit vieler Menschenkenntniß und in wahrem philosophischem Geist geschrieben. Der Styl wäre meisterhaft, wenn nicht durch die vielen eingeschobenen Zwischensätze die Perioden oft zu lang würden.

Br.

Johann Friedrich le Bret, Consist. Raths — Magazin zum Gebrauch der Staaten- und Kirchengeschichte, wie auch des geistlichen Staatsrechts katholischer Regenten in Ansehung ihrer Geistlichkeit. Achter Theil. Ulm, Stettin, 1783. 636 Seiten in groß 8vo.

Da man aus einer so reichhaltigen Sammlung, als die gegenwärtige immer war, schon gewohnt ist, vielerley Gutes zu erwarten: so brauchen wir nur, ohne weitere Empfehlung derselben, den Inhalt dieses Theils genauer zu beschreiben.

I. Gravamina trium Archiepiscoporum-Electorum, Moguntinensis, Trevirensis et Colonienſis, contra Curiam Apostolicam, a. 1769. ad Caesarem delata S. 1 — 21. Dieser sehr wichtige, zu Coblenz unterzeichnete Aufsatz, der bisher geheim gehalten worden war, enthält eine Bittschrift an den Kaiser, die Abstellung der unter 31. Nummern verzeichneten Beschwerden gegen den päpstlichen Hof zu befördern. So verlangen z. B. diese geistlichen Kurfürsten, daß ihnen der Indult, Pfründen, die in den Mensibus Papabilibus erledigt werden, zu besetzen, wieder, wie gleich anfänglich, auf immer, nicht aber nur auf gewisse Zeiten, bestätigt werde. Die am Röm. Hof ohne Unterschied der Personen zugelassenen Resignationen, und damit verbundenen Jahrgelder auf die Pfründen, ingleichen die Coadiutoriae Decanatuum, Praepositurarum etc. auch die pluralitas beneficiorum, einen einzigen Fall ausgenommen, sollen künftig ganz aufhören. Es wird der seit Urban VIII. aufgekommenen Anforderung widersprochen, daß bey Bischofswahlen, der processus informationis electionum, nothwendig bey den Nunciaturis Sedis Apostolicae angestellt werden müsse. Auch soll der Papst die Clausel, nach welcher die Verwaltung der größern deutschen Kirchen in temporalibus übertragen wird, weglassen; weil die Reichsfürsten und Stände diese blos von dem Kaiser und Reiche recognoscirten; u. s. w. Am Ende ist die Nachricht beygefügt, der Kaiser habe den Herren Erzbischöfen auf diese Schrift antworten lassen: „K. Maj. könnten sich zur Zeit in diese Beschwerden nicht mengen; Sie ertheilten den Herren Erzbischöfen demnach zum Rath, daß sich ein jeder mit denen ihn betreffenden Beschwerden für sich unmittelbar an den Papst wenden möchte.“

II. Urtheile und Gutachten verschiedener Röm. Kathol. Gottesgelehrten, (des Abt Rautenstrauch, des Trierschen Censors und Prof. der Theologie, eines Exjesuiten, Philipp Cordier, des dasigen Weihbischofs von Hontheim, des Prof. Oberthür zu Würzburg, des Weihbischofs von Speier, des Prof. Johann Gertz, zu Trier,) über Isenbiehls Versuch über die Weissagung vom Immanuel. Sie sind alle für denselben günstig ausgefallen.

III. L'hiſto-

III. L'histoire secrete de l'abdication de *Victor Amedée*, Roi de Sardaigne. Erstes Stück der Histoire secrete de la Maison de Savoye. P. 37 — 50. Der Herausgeber hat vermuthlich nicht gewußt, daß der Freyherr von Pöllnitz, der bald nach dieser Begebenheit zu Turin war, die hier mitgetheilten Nachrichten beynahe mit eben denselben Worten, in seine Mémoires T. III. p. 115 — 124. aus einer mündlichen Erzählung eingerückt hat.

IV. Volksmenge von Neapel. In dem eigentlichen Königreiche dieses Namens waren von Ostern 1780 bis Ostern 1781. 2,184347 Mannspersonen, 2,223285 Weibspersonen, 90,716 Knaben, 87,063 Mägdchen, 46,216 Priester, 25,461 Mönche, 20,733 Nonnen, zusammen 4,677821 Menschen. Die Anzahl der Gebohrnen überstieg die Todten mit 50009.

V. Ehe- Tauf- und Sterbeliste von Triest, vom J. 1781. Die ganze dortige Volksmenge, ohne die jetzt 800 Mann starke Besatzung, betrug 17,365.

VI. De vita et rebus gestis Ven. Servi Dei *Innocentii XI.* Pont. M. S. 59. — 138. vom Prälaten Bonamici; ein Aktenstück in der Beatificationssache dieses Papstes; das aber vermuthlich unter Pius *VI.* eben so wenig die Beatification jenes dem französischen Hofe so verhaßt gewesenen Papstes wird befördern können, als andere Bemühungen in dieser Angelegenheit Clemens *XI.* Auf der einen Seite ist es ein sehr wohlgeschriebener Aufsatz, in schönem Latein, und mit meisterhafter Kunst zu loben abgefaßt, den man auch in der Lebensgeschichte Innocenz *XI.* wohl gebrauchen kann. Auf der andern hingegen wird man freylich diesen Papst völlig so abgeschildert finden, wie es zu seiner Beatification, oder gar Canonisation, erforderlich ist. Sogar Wunder sind durch ihn nach seinem Tode gewirkt worden. Neurömischer Stolz ist auch genug darinne, wie wenn noch von Rom gesagt wird: sola dominam facit rerum omnium humanarum; und das unter Pius *VII* Der Verfasser empfindet doch sonst, in was vor Zeiten er lebt, z. E. S. 77. nondum exorta erat impia illa, ac teterrima opinio, Romanam Religionem Regnorum utilitatibus obesse. Daß Innocenz *XI.* nicht, wie man sonst immer geglaubt hat, in seinen jüngern Jahren Soldat gewesen sey, wird hier genugsam widerlegt.

VII. Die vom Pius VI. verbotene Memoria Catholica, zuerst Italiänisch, sodann auch Deutsch [illegible]st, mit vorangehendem päpstlichem Patente vom J. 1781.

dieselbe verboten und befohlen wurde, daß sie durch den Scharfrichter verbrannt werden sollte. S. 139—376. Man weiß, wie vielen Verdruß dem Papste jene heftig und bitter, obgleich nicht ohne Geschicklichkeit abgefaßte Vertheidigungsschrift eines Portugiesischen Jesuiten für seinen erloschenen Orden, verursacht habe. Da sie äußerst selten geworden ist, und beträchtliche Belege zur Geschichte des Ordens in sich faßt: so war sie vorzüglich werth, hier aufbehalten zu werden.

VIII. Copia di lettera del Summo Pontifice Pio VI. all' Imperatore; und IX. Risposta dell' Imperatore in data de' 19 Agosto 1782. Ob wir gleich diese beyden Briefe schon irgendwo gelesen haben: so war uns doch auch das hier mitgetheilte Original angenehm.

X. De donationibus et statutionibus apud Hungaros consuetis. Donatio Regia nennt man in Ungarn, wenn man von dem Fürsten eine Herrschaft, oder ein Dorf kauft, oder sonst einen liegenden Grund erlangt: und das darüber ausgestellte Diplom heißt Consensus Regius. Aber damit dieses recht gültig werde, gehört noch die Statutio oder die Einweisung dazu. Diese wird von ein paar Canonicis, oder ein paar Mönchen in der Nachbarschaft, an welche die Ungrische Hofkanzley deswegen Litteras Statutorias ergehen läßt, mit Zuziehung eines adelichen Commissarius, verrichtet.

XI. Von den Münzämtern in den kaiserlichen Staaten. Kurz; aber doch zur Uebersicht brauchbar.

XII. Fortsetzung der Forstnerischen Staatsbriefe. Es ist ein einziger, der eine zu Regensburg entstandene Streitigkeit über ein gewisses Recht dieser Stadt betrifft.

XIII. und XIV. Seidenwurmerzielung in den K. K. Staaten, und Bienenzucht in eben denselben. Beyde sind noch großer Vervollkommung fähig.

XV. Etat général soit Tabelle de Population des Etats de S. M. Sarde, à la fin de 1780. Alle Staaten des Königs enthielten 2,733,394 Menschen, Sardinien nicht mit darunter begriffen, wo 273000 Seelen seyn sollen.

XVI. Schreiben an den Kaiser von der akatholischen Gemeine zu Teschen. Wir haben es bereits in einer periodischen Schrift, oder gar in zwo derselben, gelesen.

XVII. Neueste in Italien erschienene Schriften von der geistlichen Gewalt. S. 398—457. Man hat zu Florenz seit dem J. 1770. eine Sammlung solcher Schriften in mehrern Bänden veranstaltet, und aus acht derselben werden hier

hier Auszüge gegeben, für welche man dem Herausgeber verbunden ſeyn muß. Es fällt in die Augen, daß man ſich immer mehr von der geiſtlichen Macht loßreißen will; aber der Erfolg davon iſt langſam.

XVIII. Von der griechiſchen Kirche in Trieſte. In derſelben ſind zwiſchen den orientaliſchen Griechen, die ſich ſeit dem J. 1749 aus dem Venetianiſchen, gegen 500 Köpfe ſtark, dahin gewandt haben, und zwiſchen den Illyriern Streitigkeiten entſtanden.

XIX. Türkiſche Baratte; oder ſtatiſtiſche Nachricht von den Freyheitsbriefen des Sultans. Der Sultan ertheilt jedem auswärtigen Europäiſchen Miniſter eine Anzahl Barate, durch welche der Miniſter diejenigen türkiſchen Unterthanen, denen er ſolche Briefe giebt, in ſeinen beſondern Schutz nimmt; ſo daß ſie unter keiner türkiſchen Obrigkeit ſtehen. Dieſe Freyheitsbriefe haben ſich ſeit einigen Jahren unzählich vermehrt. Der Schwediſche Geſandte allein hat derſelben mehr zu vergeben, als alle andere Europ. Miniſter zuſammen genommen.

XX. Beyträge zur Geſchichte der Inquiſition, inſonderheit in Bezug auf Toſcana. S. 463 - 619. Obgleich in dieſen Beyträgen einige verdächtige Stellen ſind, die wir durch ſichere Zeugniſſe verificirt zu ſehen wünſchten; ſo haben ſie doch überhaupt viel Glaubwürdigkeit, und dienen vollkommen dazu, die Abſcheulichkeit im Ganzen zu überſchauen, welche jenes unmenſchliche Gericht ausgeübt hat. Die Toſcaniſche Inquiſitionsgeſchichte iſt beſonders ausführlich, und voll merkwürdiger Beyſpiele.

XXI. Abermalige Fortſetzung der Forſtneriſchen Staatsbriefe, mit Anmerkungen von M. J. C. Volz. Sie betreffen hauptſächlich die Verbindung zwiſchen Oeſterreich und Spanien, ingleichen die deutſche Reichsverfaſſung, und die Abſichten des kaiſerlichen Hofs; alles frey und richtig gedacht, auch wohl ausgedrückt. Dm.

Nachrichten.

Des berühmten ſel. Johann Nikolas Goetz vermiſchte Gedichte werden vom Hrn. Prof Ramler in Berlin herausgegeben, und in der Schwanſchen Hofbuchhandlung zu Mannheim gedruckt. In der Oſtermeſſe 1785. werden ſie herauskommen.

Tod

Todesfälle.

Am 4ten April ſtarb in Hamburg, Hr. Johann Dieterich Winkler, Doktor der Theologie, Hauptpaſtor und Scholarch der Nicolaikirche, auch ſeit dem 8ten December 1779. Senior des dortigen geiſtlichen Miniſteriums, in einem Alter von 72 Jahren, 3 Monathen, und 8 Tagen.

Am 11ten April ſtarb in Berlin an einer langwierigen Krankheit Hr. Heinrich Ludwig von Heß, Königlich Schwediſcher und Herzogl. Pfalz-Zweybrückiſcher Regierungsrath, wie auch Ritter des Königl. Schwed. Nordſternordens, im 64ſten Jahre ſeines Alters.

An demſelben Tage ſtarb Hr. M. Friedrich Chriſtian Koch, Konſiſtorialrath, Superintendent und Oberpfarrer zu Ohrdruf, in einem Alter von 66 Jahren.

Druckfehler.

Im 59ſten Bande 1ſtes Stück.

S. 7. Z. 13. lies und ſtatt in. S. 10. Z. 22. l. gefährlichſten ſt. gefährlicher. S. 12. Z. 7. lies der Zwangs- und Gewiſſenspflichten ſt. des Zwangs in Gewiſſenspflichten. S. 12. Z. 29 lies erboben ſt. erheben. S. 15. Z. 2. l. verbunden ſt. gebohren. S. 16. Z. 21. lies Das ſt. dies. S. 16. Z. 24. l. nachgewieſen ſt. angewieſen. S. 16. Z. 25. l. In ſt. Bey. S. 25 Z. 10. l. Staatsverwaltung ſt. Rechtsverwaltung. S. 29. Z. 9. l Vorkehrungen ſt Verkehrungen. S. 31. Z. 22. l. müſſe ſt. müßte. S. 31. Z. 34 l. Bevortheilung ſt. Beurtheilung. S. 34. Z. 16. l. äuſern ſt. unſern. S. 127. Z. 10. v. u. Schnellſucht l. Scheelſucht. S. 128. Z. 10 v. u. Recenſenten l. Recenſenten. S. 131. Z. 4. v. u. Panorri l. Panini. S. 132. Z. 11. Briefe über Rom l. Briefe über Rom. Daſ. Z. 14. Parini l. Panini. Daſ. Z. 8 v u. nach Bibliothek. kein Punkt, und ſtatt: Die l. die. S. 135. Z. 3. Pleyel l. Pleyl. S. 137. Z. 18. huldrich l. huldreich.

Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des neun und funfzigſten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayſerl. Königl. Preußiſchen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1784.

Verzeichniß

der im zweyten Stücke des neun und funfzigsten Bandes recenſirten Bücher.

III. J. G. Graners hiſtor. ſtatiſt. Beſchr. des Fürſtenth. Coburg 311
IV. J. Kants Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphyſik 322

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

Skize einer Geſch. der Menſchenreligion für denkende Chriſten 357
Ueber Pabſtthum und kathol. Kleriſey. Fragmente 361
A. J. Rouſſans Br. zur Vertheidigung der chriſtl. Relig. aus dem Engl. von D. L. J. Damovius 362
C. G. Salzmanns Gottesverehrungen, 2—4te S. 367
J. A. Weiſe wahre Reich Gottes 369
J. C. C. Spörls Pr. eines Menſchenfreundes 370
J. C. Baums Verſ. über das Nationalreich Chriſti, aus dem Holländ. von F. G. C. Reitz 371
C. W. Oemler Pr. an dem Krankenbette ſeiner Zuhörer, 3r Th. 373
D. Wund Sammlung einiger Predigten 373
Wöchentl. Beytr. zur Beförder. der ächten Gottſel. 9r B. 373
N. C. de Roy Beytr. zur Beförder. der nähern Vereinigung mit Gott für gläubige Seelen 374
J. G. Henrici Unterricht in der chriſtl. Religion ebend.
A. M. F. Beuß Lehre J. und einiger ſeiner Schüler ebend.
H. H. Claudius Vers. über die geſammte Lehre der Religion, 2 Th. 375
Ueber Perſon, Aempt und Würde Jeſu 376
D. I. S. Semleri paraphraſis in epiſt. 1. Petr. 376

Kritik einzelne evangel. und philos. Blicke auf die Heiligkeit und Nutzbarkeit des Heylandes 375
J. E. Troschel Lazarus von Bethanien 376
J. B. Herrn Glück eines Volks unter einem weisen und tugendhaften Regenten 377
Gespr. worinnen verschiedene gemeine Vorurtheile gegen das thätige Christenthum beleuchtet und widerlegt werden. 2 Th. 378
A. C. M. Wahl Bibel und Natur in öffentl. Vorträge vereiniget 380
Das majestät. Recht in Religions- und Kirchensachen 381

2. Rechtsgelahrheit.

E. C. Wieland Geist der peinl. Gesetze, 1r Th. 384
Klemens Grundriß der Staatsrechte der Habsburg. Oesterr. Lotharing. Erbmonarchie 391
G. D. K. Liß, über Hurerey und Kindermord 395
Anweis. zur vorsichtigen und förml. Abfassung rechtlicher Aufs. über Handl. der willkührl. Gerichtsbarkeit 398
Versuch eines Auszuges der römischen Gesetze, 11 B. 396
J. Fremdlingen, über Todesstrafen und über Beytr. zu wohlthätigen Stiftungen 397
Unterricht eines alten Beamten an junge Beamten 399

3. Arzneygelahrheit.

Samml. auserlesener Abhandl. zum Gebrauche praktischer Aerzte, 8 B. 3 St. 400
G. Levison Beschreib. der epidem. Bräune 404
B. L. *Tralles* usus vesicantium salubris et noxius in morborum medela 405
J. J. H. Bücking vollständige Anweis. zum Zahnausziehen 407
H. Boerhaavens Lehrsätze der theoret. Medicin, von J. L. C. Mumlen 407
Von der Pest, übers. von D. J. C. Ringelbeig 409
D. J. M. Marx Abhandl. von der Schwind- Lungensucht 410

4. Schöne Wissenschaften.

Ein Trauerspiel und zwey Lustspiele 410

A. Elwert ungedruckte Reſte alten Geſangs 413
Bodmers Apollinarien 415
J. J. Bodmer Ankündigung einer neuen Ueberſetzung der Odyſſee 419
P. L. Withof akadem. Gedichte, 1 Th. 420
Der Decameron des Boccaz, 2r B. 427

5. Schöne Künſte.

Briefe über Rom, 2r B. 1r H. 427
C. F. Prange Magazin der Alterthümer, 3 u. 4r H. 428
Ebend. Abh. über verſch. Gegenſtände der Kunſt, 4 St. 436

6. Romanen.

Wirkliche Begebenheiten und Reiſen eines Weltmannes, 2 Th. 438

7. Weltweisheit.

A. M. Brumbey, über den Unterſchied der Tugend und des Laſters 438
M. C. G. Strauß Lehrbuch einer ſyſtemat. Logik 438
Binder von Kriegelſtein hinterlaſſene philoſ. Schriften, 2 Th. 438
Ehlers diſcours ſur la liberté 442
Philoſophiſches Lehrbuch 445

8. Naturlehre und Naturgeſchichte.

A. J. Retzii proleg. in pharmacologiam regni vegetabilis 446
Praktiſche Bemerkungen zur Forſtwiſſenſch. 2 H. ebend.
Der bewundernswürdige Taſchenſpieler 447
J. Beckmanns Beyträge zur Geſch. der Erfindungen 4r St. 2r B. 1r St. 448
J. S. Halle deutſche Giftpflanz. zur Verhütung der tragiſchen Vorfälle in den Haushaltungen 457
Abhandl. der Hall. naturforſch. Geſellſch. 458

9. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Th. Ph. von der Hagen Beſchr. der Stadt Freyenwalde 462

Ph. L. Spieß archiv. Nebenarbeiten 11 Th. 468
Pfälz. histor. Nachr. aus neuern Schriften, 2 Pr. 477
D. H. Herings Verbeſſ. und Zuſätze zur hiſtor. Nachr. von dem erſten Anfange der evangel. reform. Kirche in Brandenb. und Pr. 478
Ephemeriſcher Almanach für 1782. 481
D. M. Dannenmayeri inſtitutt. H. E. N. T. P. I. 482
A. Michaeler Verſuch über die erſte Geſtalt und Bevölkerung Tyrols 485
Ueber Schleſiens älteſte Geſch. u. Bewohner 486
J. F. le Bret Vorleſungen über die Statiſtik 1r Th. 487
J. Lepechin Tagebuch der Reiſe durch verſch. Provinzen des Ruſſ. Reichs, 3 Th. überſ. von M. C. H. Haſe 488
F. A. Gadebuſch Livländ. Jahrbücher, 1r Abſchn. 490
G. H. Weiß Schlacht bey Sembach ebend.
L. Meiſters Hauptſcenen der Helvet. Geſch. 1r Th. ebend.
Sonnerats Reiſen nach Oſtindien und China, 2r Th. 491
Beobachtung. über verſch. Gegenſtände auf einer Reiſe im Sommer 1783. 492
D. J. S. Semler Verſ. chriſtl. Jahrbücher, 1r Th. 494
P. v. Stetten Lebensbeſchr. 2te S. 495
Beytr. zur Beſchr. von Schleſien 498
J. v. Horneks Bergwerk. über die erſte Staatsökonomie 501
A. W. Hupel nord. Miſcellaneen, 7s St. 501

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

M. T. Ciceronis de officiis libri III. ex edit. *I. F. Heuſinger* 504
Ebend. Bücher von den beſten Geſetzen, von J. M. Heinze 509
Horaz, von J. F. Schmidt, 3r Th. 511
Ueber das Studium des Homers 518
C. C. Salluſtius ex offic. Riegeliana 518
U. Zwingli Anmerkungen über den Matthäus, überſetzt von C. D. Küſter ebend.
Die zwölf kleinen Propheten, überſ. von M. J. K. Volborth 519
Hiob, überſetzt von C. D. Keßler 526

11. Deutſche Sprachlehre.

J. C. Adelung Magaz. für die deutſche Sprachlehre, 9 St. 531

J. C. C. Rüdiger neueſter Zuwachs der deutſchen, fremden, und allgem. Sprachkunde 533
H. E. G. Schwabe Beytr. zu einer feſten, deutſchen neuern Ortographi 534
G. T. Micks alphabet. Verzeichniß gleichlautend. Wörter 535

12. Erziehungsſchriften.

Der Lehrmeiſter 21 B. 3te A. 536
v. Genlis Adelheit und Theodore, überſ. von P. A. Winkop, 1r Th. 538
Ph. J. Lieberkühn Verſ. über die anſchauende Erkenntniß 541

13. Wiener Schriften.

L. A. H. Denkmal des Edelmuths der Bürger Wiens 546
F. X. v. Großing Kirche und der Staat 547
Ebend. Pabſtengeſch. im Grundriß 553
Ebend. allgem. Toleranz- und Religionsſyſtem 554
Ebel, was iſt von Ehedispenſen zu halten? 565
Fr. Freyh. v. der Trenk Gedanken über die unſtatthafte Leibeigenſchaft des K. Böhmen 568
Fundati benigni tolerantialis decreti ſequela 570
Anonymi iurisper. exam. opuſc. ib.
Glaubensbekenntniß und Lehre der lichtdenkenden Katholiken 572

14. Kriegswiſſenſchaft.

Auszug über den Gebrauch der Artillerie 574
Papacino d'Antoni Abhandl. über den Artilleriedienſt im Kriege ebend.
M. J. C. L. Hellwig Verſ. eines aufs Schachſpiel gebaueten taktiſchen Spieles 575
C. C. König Beytr. zur Kriegskunſt für junge nicht in Campagne gediente Offiziers 577

15. Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft.

F. X. Moshammer Gedanken und Vorſchl. über die neueſten Anſtalten der Fürſten 579
Beytr. zur Finanzlitter. in den preuß. Staaten, 6tes St. 579

Ph. E. Spieß archiv. Nebenarbeiten 1r Th. 468
Pfälz. histor. Nachr. aus neuern Schriften, 2 Pr. 477
D. H. Herings Verbeß. und Zusätze zur histor. Nachr. von dem ersten Anfange der evangel. reform. Kirche in Brandenb. und Pr. 478
Ephemerischer Almanach für 1782. 481
D. M. Dannenmayeri institutt. H. E. N. T. P. I. 482
X. Michaeler Versuch über die erste Gestalt und Bevölkerung Tyrols 485
Ueber Schlesiens älteste Gesch. u. Bewohner 486
J. F. le Bret Vorlesungen über die Statistik 1r Th. 487
J. Lepechin Tagebuch der Reise durch versch. Provinzen des Russ. Reichs, 3 Th. übers. von M. C. H. Hase 488
F. X. Gadebusch Livländ. Jahrbücher, 1r Abschn. 490
G. H. Weiß Schlacht bey Sembach ebend.
L. Meisters Hauptscenen der Helvet. Gesch. 1r Th. ebend.
Sonnerats Reisen nach Ostindien und China, 2r Th. 491
Beobachtung. über versch. Gegenstände auf einer Reise im Sommer 1783. 492
D. J. S. Semler Vers. christl. Jahrbücher, 1r Th. 494
P. v. Stetten Lebensbeschr. 2te S. 495
Beytr. zur Beschr. von Schlesien 498
J. v. Hornecks Bergwerk. über die erste Staatsökonomie 501
A. W. Hupel nord. Miscellaneen, 7s St. 501

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

M. T. Ciceronis de officiis libri III. ex edit. *I. F. Heusinger* 504
Ebend. Bücher von den besten Gesetzen, von J. M. Heinze 509
Horaz, von J. F. Schmidt, 3r Th. 511
Ueber das Studium des Homers 518
C. C. Sallustius ex offic. Riegeliana 518
U. Zwingli Anmerkungen über den Matthäus, übersetzt von C. D. Küster ebend.
Die zwölf kleinen Propheten, übers. von M. J. K. Volborth 519
Hiob, übersetzt von C. D. Keßler 526

11. Deutsche Sprachlehre.

J. C. Adelung Magaz. für die deutsche Sprachlehre, 9 St. 531

J. C. C. Rödiger neueſter Zuwachs der deutſchen, fremden, und allgem. Sprachkunde 533
H. E. G. Schwabe Beytr. zu einer feſten, deutſchen neuern Ortographi 534
G. T. Wicke alphabet. Verzeichniß gleichlautend. Wörter 535

12. Erziehungsſchriften.

Der Lehrmeiſter 2r B. 3te A. 536
v. Genlis Adelheit und Theodore, überſ. von P. A. Winkop, 1r Th. 538
Ph. J. Lieberkühn Verſ. über die anſchauende Erkenntniß 541

13. Wiener Schriften.

L. A. H. Denkmal des Edelmuths der Bürger Wiens 546
F. X. v. Großing Kirche und der Staat 547
Ebend. Pabſtengeſch. im Grundriß 553
Ebend. allgem. Toleranz- und Religionsſyſtem 554
Bibel, was iſt von Ehedispenſen zu halten? 565
Fr. Freyh. v. der Trenk Gedanken über die unſtatthafte Leibeigenſchaft des K. Böhmen 562
Fundati benigni tolerantialis decreti ſequela 570
Anonymi iurisper. exam. opuſc. ib.
Glaubensbekenntniß und Lehre der nichtdenkenden Katholiken 572

14. Kriegswiſſenſchaft.

Auszug über den Gebrauch der Artillerie 574
Papacino d'Antoni Abhandl. über den Artilleriedienſt im Kriege ebend.
M. J. C. L. Hellwig Verſ. eines aufs Schachſpiel gebaueten taktiſchen Spieles 575
C. C. König Beytr. zur Kriegskunſt für junge nicht in Campagne gediente Offiziers 577

15. Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft.

F. X. Moshammer Gedanken und Vorſchl. über die neueſten Anſtalten der Fürſten 579
Beytr. zur Finanzlitter. in den preuß. Staaten, 6tes St. 579

A. J. Kalk von der vortheilhaft. Einrichtung der Werk- und Zuchthäuſer 580
Ueber Brandſchadensverſicherungsanſtalten 585

16. Haushaltungswiſſenſchaft.

C. Baumanns entdeckte Geheimniſſe der Land- und Hauswirthſchaft 585
Berlin. Beytr. zur Landwirthſchaftswiſſenſchaft, 6r B. 592
Zuverläßige Nachr. vom wichtigen Landes- und Wirthſchaftsverbeſſerungen, 2r B. 3r B. 1s St. 596
J. D. v. Reichenbach patriotiſche Beytr. zur Kenntniß und Aufnahme des königl. ſchwediſchen Pommerns, 2 St. 597
J. L. Theiſt Anweiſung zur nützlichſten und angenehmſten Bienenzucht für alle Gegenden 596

17. Vermiſchte Nachrichten.

Etwas, das Leſſing geſagt hat 602
Betracht. zur Aufklär. des Verſtandes und Beſſerung des Herzens 612
Leſebuch für das Landvolk 614
J. C. Reppe letztlebendes gelehrt. Mecklenburg, 1s St. 615
Weſtenrieders Jahrbuch der Menſchengeſchichte in Bayern 615

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus — 618
Beförderungen 620
Todesfälle 624
Druckfehler 632

III.

Joh. Gerhard Gruners historischstatistische Beschreibung des Fürstenthums Coburg, S. Saalfeldischen Antheils, nebst einem Urkundenbuch und einer Karte dieses Fürstenthums. Coburg, bey Ahl. 1783. 2 Alph. 20 Bogen in 4.

Hr. Geheimerath und Cammerpräsident Gruner zu Coburg erwirbt sich durch diese Arbeit einen ansehnlichen Platz unter den Gelehrt- und Erdbeschreibern der Sächsischen Lande. Er hatte vorher Berichtigungen der von Keßlerschen Topographie des S. Meinungischen Antheils am Fürstenthum Coburg herausgegeben, die meistens durch Vertheidigung der Rechte des Saalfeldischen Hofs veranlaßt wurden. Wir äußerten bey deren Anzeige (A. d. B. L. S. 247) den Wunsch, daß es ihm gefällig seyn möchte, uns mit einer Topographie des ganzen Saalfeldischen Antheils an Coburg zu beschenken: und diesen Wunsch sehen wir, früher, als man hoffen konnte, auf eine solche Art erfüllet, daß sich der Verf. den Dank von allen Freunden topographischer Nachrichten versprechen kann. Er hat seine Arbeit in folgende Abschnitte getheilt. 1) Von den Regenten des Fürstenthums Coburg. 2) Statistische Beschreibung des S. Saalf. Antheils an Coburg. Landesverwaltung, gültige Rechte und Gewohn-

heiten. 4) Von den Pfarr- und Schulwittwenkassen, ingleichen der Leichen-Commun im Fürstenthum Coburg. 5) Beschreibung der Stadt und Veste Coburg nebst einigen Annalen. 6) Beschreibung des Amtes Coburg nach seinen vier Gerichten. 7) Topographie des Gerichts Lauter und des Itschgrundes. 8) Topogr. der Stadt und des Gerichts Rodach, nebst einigen Annalen. 9) Topogr. der Stadt und des Gerichts Neustadt, nebst einigen Annalen. 10) Topogr. des Gerichts Gestungshausen und Hassenberg. 11) Adeliche und andere Voigteyen im Fürstenthume Coburg Saalfeld. Antheils. 12) Kurze Anzeige einiger Coburgschen Gelehrten, die sich durch Schriften bekannt gemacht haben. 13) Zusätze und Verbesserungen.

Die gewisse Geschichte von Coburg geht bekanntlich bis auf den Grafen Poppo XIII. von Henneberg zurück, der im 13ten Jahrhundert Herr der Pflege Coburg war. Ueber die Zeit und Art aber, wenn und wie Coburg an Henneberg gekommen ist, davon hat man bis itzt noch keine gewisse Nachrichten. Der Hr. Verf. hält es für gewiß, daß vor Poppo XIII. kein Graf von Henneberg irgend etwas in den Coburgschen Landen besessen; daß er das Schloß Strauf im Coburgschen, von dem er sich schrieb, zuerst von dem Grafen von Wildberg an sich gebracht, und nachher die ganze Coburgsche Pflege besessen habe, welche, ehe sie an Henneberg gekommen sey, die Landgrafen von Thüringen zu Herren gehabt habe. (Vermuthlich hat er hier die Meynung seines sel. Bruders, des Hallischen Gruners, im Sinn, der in seinen Opusc. histor. T. II. S. 65. 93. 180 behaupten will, daß Jutta, Poppons XIII. zwote Gemalin und Hermanns II. Mutter, nach Heinrich Raspens Tode 1247, zur Abfindung

findung für ihre Anſprüche an die Landgrafſchaft Thüringen, die Coburgſchen Lande erhalten, und alſo an Henneberg gebracht habe. Dem ſteht aber entgegen, daß nach Frieſen in Ludewigs Würzburgiſchen Geſchichtſchreibern S. 556, bereits im Jahre 1230 dieſer Poppo und ſein Sohn Heinrich, erſter Ehe, verſchiedene im Coburgſchen gelegene Orte dem Stifte Würzburg zu Lehn machte; und daß ſchon im Jahre 1216 in einer Urkunde in *Ludolf.* Conſult. for. Tom. II. pag. 1080 dieſer Comes Poppo de Strute erſcheint.)

Ueberhaupt giebt bey dieſer ältern Geſchichte von Coburg, des Hrn. Verf. allzugroße Kürze oder Eilfertigkeit, zu einigen Berichtigungen Anlaß, die ihm bey ſeiner großen Kenntniß der Landesgeſchichte ſelbſt nicht entgehen können. So heißt es S. 5. „Zu der „Coburgiſchen Pflege gelangte Gr. Berthold zu Henneberg," (der 1310 in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde) „eigentlich durch einen Vergleich. Graf „(ſollte heißen Markgraf zu Brandenburg und Lauſitz) „Hermann (der die Hennebergiſchen Lande von ſeiner „Mutter Jutta ererbt hatte) hatte außer einem bald „nach der Geburt verſtorbenen Sohn, (er ſtarb aber im 18ten Jahre ſeines Alters. ſ. *Ebendorf de Haſelbach* Chron. Auſtriac. in Pezii Scr Rer. Auſtr. T. II. p. 747) „vier Töchter (nur drey) Agatha, (ſie hieß Agnes, vermählt an den Kurfürſten Woldemar zu Brandenburg), Mechtilda, Jutta und Anna (dieſe Anna war aber vielmehr eine Tochter Gr. Heinrichs XII. zu Henneberg. (ſ. deren Dotationsbrief d. d. am Tage Kiliani a 1360 in des *Schöttgen* et *Kreyſig* Script. Hiſt. Germ. T. III. p. 716) über die dem Kloſter Sonnefeld zugebrachten Güter.) S. 6 nennt der Hr. Verf. die Catharina, die Markgrafen Friedrich dem Strengen die Pflege Coburg zubrachte,

Graf Heinrichs XII einzige Tochter. Allein es hinterließ dieser Graf außer einem ohne Erben verstorbenen Sohn, Johannes (s. *Schannat* in Client. Fuld. Cod. prob. p. 227) vier Töchter, die man zur Erklärung der verschiedenen von Henneberg abgekommenen Landestheile, nicht übersehen darf; 1) Elisabeth, die sich mit Gr. Eberhard dem jüngern zu Würtenberg vermählte, und 1354 verschiedene Hennebergische Orte, als Königshofen, Irmelshausen, Schweinfurth u. a. an Würzburg verkaufte. (s. Friese in Ludwigs Würzburg. Geschichtschr. S. 642). 2) Die vorerwähnte Catharina; 3) Sophia, vermählt an Burggraf Albrecht zu Nürnberg, dem sie, außer einigen Coburgischen Orten, die Herrschaft Schmalkalden zubrachte, welche letzte sie aber wieder halb an Henneberg, und halb an Hessen verkaufte. Nach ihrem 1372 erfolgten Tode theilten sich ihre zwo Töchter, Margaretha, Landgraf Balthasars Gemalin, und Anna, Gemalin Herzog Swantibors in Pommern, in ihren noch übrigen Landesantheil, wodurch jene Hildburghausen, Eisfeld, Heldburg, u. a. O. die folglich nicht mit Catharinen an Friedrich den Str. gekommen waren, diese aber Königsberg u. a. erhielt. Die vierte Tochter Anna gieng wegen ihrer Gebrechlichkeit ins Kloster Sonnefeld, und brachte auch diesem verschiedene Hennebergische Orte zu. S. 38. sagt der Hr. Verf. „Kaiser Friedrich II. hat schon im J. „1309 über Berg- und Salzwerke von allerhand „Metallen, welche in den Coburgischen und andern „Landen gefunden werden, dem Graf Poppo von „Henneberg einen Bestätigungsbrief ausgestellt.“ Allein beyde, der Kaiser und der Graf, waren im J. 1309 schon lange, jener 1250, dieser 1245, gestorben. Kaiser Friedrich II. beliehe bereits im J. 1216

Gr.

Gr. Poppen XIII. mit den Bergwerken und Salzbrunnen in seinen (und folglich nicht bloß in den Coburgischen) Landen, und bestätigte nachher im J. 1226 diese Beleihung (beym Schöttgen und Kreysig am a. O. S. 588). Im Jahre 1309 aber hat König Heinrich VII. diese beyden Belehnungen nur erneuert, und Gr. Bertholden bestätigt, welche Bestätigungsurkunde noch nicht gedruckt ist, und daher in dem angehängten Urkundenbuch gar wohl einen Platz verdient hätte. Doch wir kehren wieder zu der Geschichte des Landes zurück.

Heinrichs XII. Gr. zu Henneb. der 1347 starb, Tochter, Catharina brachte ihrem Gemal, Friedrich dem strengen, Marggrafen zu Meißen, die Pflege Coburg zu; und seitdem ist solche immer ein Theil der Sächsischen Lande geblieben; ward nach der Gefangennehmung Johann Friedrichs des Mittlern, nebst Gotha, das Erbtheil seines ältesten Sohnes, Johann Casimirs; und nach dem Tode Herz. Ernsts des Gottseligen das Erbtheil zweyer seiner Söhne, Albrechts von Coburg, und Ernsts von Hildburghausen; und nach dem Tode des erstern ward sein Antheil an dem Lande zwischen den Häusern Saalfeld und Meinungen getheilt, so daß also dermalen die ehemalige Pflege Coburg aus dem Saalfeldischen Antheil, oder dem itzt sogenannten Fürstenthume Coburg, dem Fürstenthume Hildburghausen, und dem S. Meiningischen Antheil bestehet, einige Cammergüter nicht zu erwähnen, die S. Gotha in demselben besitzt. Sehr willkommen ist die Geschichte des sehr verwickelten Coburgschen, nach dem Tode Herzog Albrechts 1699 ausgebrochenen, und 1735 erst verglichenen, Successionsstreits, den wegen der Menge dahin einschlagender Recesse und Deductionen, vielleicht wenige so gut,

als der Hr. Geh. R. beschreiben konnten. Man wünschet nur, daß sie der Hr. G. R. ins Kurze gezogen hätte. Die Coburgsche Reichsstimme alternirt seit 1771 dergestalt zwischen S. Meinungen und S. Coburg-Saalfeld, daß binnen 4 Jahren solche S. Meinungen 2½ Jahre, S. Saalfeld aber 1½ Jahre zu vertreten hat. Im gesammten Fürstenthum Coburg sind 10 Städte, 7 Marktflecken, 332 Dörfer und 65000 Seelen, und sein Flächeninhalt ist, das abgeschnittene Amt Königsberg nicht mitgerechnet, 23 Quadratmeilen. Davon besitzt nun S. Saalfeld an Stadt und Amt Coburg, mit den vier Gerichten desselben, Lautern, Rodach, Neustadt, Gestungshausen, nebst dem Kastenamt Mönchröden, etwas über 7 Quadratmeilen, und 25481 Einwohner, folglich 3640 Einwohner auf 1 Quadratmeile, welches eine sehr starke, und nach der Bevölkerung in Meyland, (wo eine Quadratmeile 5931 Menschen enthalten soll,) und in den Niederlanden, die in der Provinz Holland, gar 8000 betragen soll, beynahe die stärkste in Europa wäre. — (Wir müssen aber bekennen, daß wir einigen Zweifel gegen die Richtigkeit des angegebenen Flächenmaaßes haben. Wenn von den 23 Quadratmeilen des ganzen Fürstenthums Coburg, S. Saalfeld 7, S. Meinungen, nach Hrn. v. Keßlers Angabe, 4 enthält: so müßten die vier Hildburghausischen Aemter, Hildburghausen, Eisfeld, Heldburg und Sonnenfeld 12 Quadratmeilen betragen, welches wir nimmermehr glauben können. — Es mag also wohl die Messung oder Schätzung des Meinungischen sowohl als Saalfeldischen Antheils, etwas zu gering ausgefallen seyn, wie der Hr. Verf. ehemals in seinen Berichtigungen der Keßlerschen Topographie, in Ansehung des Meinungischen Antheils, selbst bemerkt hatte. Und so fiele denn

denn das Wunderbare der ungewöhnlichen Bevölkerung zum Theil weg.) Bey Angebung des Steuerfußes bedauert man es, daß der Hr. Verf. die Größe einer Simmern Landes nicht nach Ruthenmaaß angegeben hat. Das Land hatte ehmals starken Weinbau, der aber itzt eingegangen ist, weil, wie der Hr. Verf. bemerkt, seit Entblößung des angränzenden Thüringer Waldes, die Weinberge zu sehr von den Nordwinden leiden. Auswärts werden verkauft viele hundert Centner medicinische Kräuter und Rindvieh aus dem Itschgrunde. Zu Rodach ist eine gute Stuterey. Die Wolle wird theils selbst verarbeitet, theils gekämmt ins Voigtland verkauft. Auch sind zwo Papiermühlen und eine Tabaksfabrik im Lande. Die Hauptnahrung der Städte besteht im Bierbrauen und in der Handlung. Die Bienenzucht wird vernachlässigt. Der Boden ist reich an Mineralien und Petrefacten, besonders Marmor, Alabaster, Gyps, Holzstein, dessen Verarbeitung aber zu Galanteriewaaren itzt abnimmt, hat aber keine Metalle, außer daß an einigen Gegenden Eisensteine zu Tage liegen, die aber nicht genutzt werden. Außer der Marmormühle des Hrn. Geh. R. v. Thümmel, die ursprünglich des Holzsteins wegen angelegt seyn soll, und gegen 3 Millionen steinerne Kugeln versendet, ist ein Blaufarbwerk zu Verfertigung des Berlinerblau vorhanden, die starken Absatz haben soll. Es ist auch Porcellanerde vorhanden, (die auf der benachbarten Fabrik zu Limbach verarbeitet wird). Die Geistlichkeit des Landes ist unter drey Superintendenturen, zu Coburg, welches eine Generalsuperint. ist, zu Rodach und Neustadt, und 2 Adjuncturen, zu Meder und Schernek, vertheilt. Das Fleischerhandwerk zu Coburg hat außer andern Abgaben auch die Beschwerde, daß alle

Zungen von geschlachtetem Rindvieh unentgeltlich auf die Herrschaft geliefert werden müssen: sie belaufen sich jährlich auf 900. In den Pfarrwittwenkasten zahlt jedes Mitglied zum Antritt 8, und dann jährlich 2 Thlr. Wer sich nicht mit einlassen will, muß doch 12 Thlr. auf immer geben. Davon erhält jede Wittwe, in den ersten vier Jahren jährlich 25, und hierauf 14 Thlr. und muß ihr jedes Mitglied etwas Getraide abgeben. Die Stadt Coburg hat 43 Gassen, (S. 125 heißt es, 35 Straßen) 5 Kirchen, 790 Wohnhäuser und 6961 Seelen. Sie hat, wie so viele andere Orte, seit dem 30jährigen Kriege ganze Gassen verloren, und die äußersten Drangsale erfahren, auch die Veste Coburg wurde einigemal belagert. Es ist daselbst noch ein Hexenthurm befindlich, mit der Inschrift:

Vt mala Vulcano tollantur vindice ab urbe,
Haec domus est sagis aedificata malis.

Die Erbauung des Gymnasiengebäudes hat dem Stifter 25000 Gulden Fr. gekostet, das Convictorium hatte sonst 14, seit 1771 aber 24 Koststellen. Lehrer und Lernende haben hier das Glück, ein bonum priuilegiatum zu haben. Die Quellen des Baches Lautern sind so stark, daß sie in einer Minute 80 Eimer Wasser geben. Im Saalfeld-Coburgischen Territorium hat das Haus S. Gotha die Cammergüter, Ludwigsburg, Schweickhof, und Rosenau; und das Haus S. Meinungen die Cammergüter Callenberg und Gauerstadt. (Gotha hat überdem noch in dem Meinungischen Antheil das Rittergut Effelder.) Die zu einem jeden Gericht gehörigen Ortschaften werden nach alphabetischer Ordnung, nach ihren Gerechtsamen, Bürden und mancherley Dienstleistungen,

Häuser-

Häuser- und Menschenzahl, Nahrung, Beschaffenheit des Bodens, und andern Merkwürdigkeiten, auch nach ihrer ältern Geschichte, sehr sorgfältig beschrieben, wobey der Hr. Verf. das meiste aus dem Coburgischen Amts-Erbbuche genommen hat. Auch ist er, welches einem Cammerpräsidenten Ehre macht, offenherzig genug zu bekennen, wo das Wild den Leuten nur den dritten schwachen Schuß zur Einerndtung übrig läßt.

Aus dem Verzeichniß der Coburgschen Gelehrten führen wir noch an, daß die Kaiserin von Rußland noch in diesem Jahre 1783 dem damaligen, nun aber abgegangenen, Geh. Rath von Thümmel die goldne Medaille mit der Bildsäule Peters des Gr. und der Aufschrift: à l' Auteur de Wilhelmine, so wie andern witzigen deutschen Schriftstellern, zugeschickt habe.

Von S. 333 an bis 464 folgt nun das Urkundenbuch. Es enthält 63 Urkunden, wovon freylich fast die Hälfte bereits anderwärts, und manche mehr als einmal, abgedruckt sind; die jedoch auch hier an ihrer Stelle stehen. Billig hätten diejenigen, so hier zuerst abgedruckt erscheinen, besonders bemerkt werden sollen. In der ersten, welches der vom Kaiser Ludwig dem Grafen Berthold zu Henneberg 1330 ertheilte Befreyungsbrief ist, haben wir S. 344, Z. 15 einen Fehler bemerkt, der den Leser leicht zu unnöthigen Nachforschungen verleiten könnte. Es heißt hier: der Kayser verleihe dem Grafen auch *decimam ville* VVAGVEST. Wir wissen es aus einer vorlängst von der in dem Hennebergschen Archiv zu Meinungen liegenden Originalurkunde genommenen Abschrift, daß es villae *Bachuelt* heißen müsse; und das ist das Bachfeld bey Schalkau.

Sehr vielen Dank würde sich der Hr. Geh. R. bey seinen Lesern verdient haben, wenn es ihm gefällig gewesen wäre, das unter Fürst Bertholden zu Henneberg über die neuacquirirte Pflege Coburg und seine übrigen erkauften eigenthümlichen Güter, im Jahre 1317 verfertigte Hennebergische *Vrbarium*, dessen Original im Coburgischen Archiv befindlich ist, und das sein sel. Bruder nur zum Theil in seine Opuscul. hist. T. II. p. 90 sq. eingerückt hat, in diesem Urkundenbuch ganz abdrucken zu lassen. Noch erinnern wir zu S. 52, daß der oberhalb Sonneberg entspringende Fluß nicht Rodach, wie hier gesagt wird, sondern Röthen heißt, (s. v. Sprengseysen Topogr. S. 34) wie denn deswegen die Stadt Sonneberg in dem Hennebergschen *Vrbario* vom J. 1317 daz Stetelyn zu Rotyn genannt wird.

Wer aus der Erfahrung weis, wie viel Zeit und Mühe zu Sammlung topographischer Nachrichten auch eines noch so kleinen Landes erfodert wird, wird sich diese und andere kleine Unrichtigkeiten, die bey einem Werke dieser Art ohnedieß nicht leicht vermieden, und nur nach und nach verbessert werden können, nicht befremden lassen, und vielmehr die Bemühung des Hrn. Geh. R. mit Dank erkennen.

Wir haben nun also Topographien von zweyen Antheilen an dem Fürstenthum Coburg, von dem Meinungischen und Saalfeldischen. Nun ist noch der Hildburghausische Antheil übrig, der fast die Hälfte des Landes beträgt. Möchte sich doch ein Gelehrter dieses Landes entschließen, uns gleichfalls eine topographische Beschreibung davon zu liefern. Von einigen Seiten haben Hönn und Krause bereits vorgearbeitet.

Noch müssen wir etwas von der zu dieser Topographie gehörigen, doch später ausgegebenen, Charte sagen. Sie ist nicht von dem Hrn. Geh. R. sondern von dem Hrn. Diak. Fromann zu Coburg verfertigt, der sie geometrisch aufgenommen zu haben versichert. Nach derselben enthält das Fürstenthum Coburg $22\frac{4931}{10000}$ Quadratmeilen; wovon Sachs. Saalfeld $7\frac{2831}{10000}$; S. Meinungen $4\frac{2878}{10000}$; und S. Hildburghausen $10\frac{2222}{10000}$ Quadratmeilen besitzt. Sie berichtiget einige Angaben des Buchs, und bestätiget zugleich unsern oben geäußerten Zweifel gegen die Größe des S. Hildburghausischen Antheils, indem das angegebene Flächenmaaß desselben das Amt Königsberg mit einschließt, was nach dem Verf. nach S. 37 von den 23 Quadratmeilen ausgeschlossen war. Inzwischen hätte es sonach mit der angegebenen Volkszahl einer Quadratmeile seine Richtigkeit. Coburg selbst hat eine Breite von 50° 26′ (die Zahl des Grads hätte am Rande angegeben werden sollen) und eine Länge von 31° 9′, welches letzte von der sonst bestimmten Länge von Coburg etwas abweicht, welches aber daher kömmt, daß der Verf. die Länge von Paris von dem ersten Meridian von Ferro auf 22° 30′ setzt, die sonst alle Welt nur zu 20° annimmt. Uebrigens läßt die Charte einige Sonnenfeldische und folglich Hildburghausische Orte, wie billig, außer der Gränze, die im Buche, als zum Saalfeldischen Theil gehörig, erwähnt werden, ohne daß das Gegentheil gesagt wird, z. E. Unter- und Mittelwasungen. Die Abweichung der Magnetnadel fand der Verf. meistens $16\frac{1}{2}$, bisweilen aber auch 13°, 14°, 18°, westlich.

IV.

Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. Von Immanuel Kant. Riga bey Hartknoch. 1783. 8. 222 Seiten.

Für jeden andern Schriftsteller möchte der obige Titel zu stolz seyn, aber für den Verfasser der Kritik der reinen Vernunft ist ers nicht, weil in der That jenes merkwürdige Buch, wovon diese Prolegomena einen faßlichen Auszug liefern, Untersuchungen und Bemerkungen enthält, die von jedem, der sich mit Metaphysik beschäfftigt, und noch vielmehr von jedem, der eine Metaphysik schreiben will, durchgedacht und beherziget zu werden verdienen. Vermuthlich fand Hr. Prof. Kant, daß die mit der erforderlichen Vollständigkeit und schulgerechten Genauigkeit, nach synthetischer Methode allein aus der Natur des menschlichen Verstandes vorgenommene und durchgeführte Auseinandersetzung, Beurtheilung und Schätzung aller Erkenntniß a priori selbst für den größten Theil der speculativen Denker, für die er schrieb, zu dornicht und zu abschreckend war. Daher entschloß er sich, uns durch die Prolegomena einen durch die Labyrinthe jener Untersuchung hindurchführenden Leitfaden zu geben, und denkende Köpfe aufzumuntern, sich an das größere Werk selbst zu wagen, wenn sie vorher von dem Inhalte, von der Hauptabsicht, und dem Wege, auf welchem der Verf. sie erreichen wollte, unterrichtet seyn würden. Ich bin eine Zeitlang unschlüßig gewesen, wie ich diese Prolegomena anzeigen solle, ob ich, da sie sich ganz auf die Kritik

tik der reinen Vernunft beziehen, und eigentlich des Verfassers eigne Recension über das Hauptwerk sind, auf die in unsrer Bibliothek (in der zweyten Abtheilung des Anhangs zu XXXVI—LII B.) befindliche von einem Kenner verfaßte ausführliche Recension der Kritik der reinen Vernunft verweisen soll, ohne von einem Auszuge wieder einen Auszug zu machen; oder ob ich nicht vielmehr dieses Buch als ein eignes und neues Werk zu betrachten, und als von einem solchen den Lesern Nachricht zu geben habe. Ich entschloß mich zu dem Letztern, denn da der Verf. nicht nur vermöge der analytischen Methode, die er hier befolgt, den Weg, den er in der Kritik genommen, wieder zurücknimmt, wodurch nothwendig in dem Vortrage einige Verschiedenheit entstehen mußte; sondern sich auch über manche Dinge zwar nicht anders, doch deutlicher und faßlicher, und wie es mir auch hin und wieder vorgekommen, mit Rücksicht auf schon gemachte oder besorgliche Einwürfe erklärt hat, so denke ich, daß ich wenigstens Entschuldigung finden werde, wenn ich dem Gange des Verf. nachgehe, und die Hauptsätze desselben mittheile; und sollte dieser Auszug etwas zu weitläuftig gerathen, so wird mich die seltene Wichtigkeit des Buchs, das ich ausziehe, genugsam bey Sachkundigen rechtfertigen.

„Meine Absicht," sagt der Verf. in der Vorrede, „ist, alle diejenigen, die es werth finden, sich mit Me„taphysik zu beschäfftigen, zu überzeugen, daß es unum„gänglich nothwendig sey, ihre Arbeit vor der Hand „auszusetzen, alles bisher geschehene als ungeschehen „anzusehen, und vor allen Dingen zuerst die Frage „aufzuwerfen: ob auch so etwas als Metaphysik „überall nur möglich sey?" — Aber was berechtigt den Verf. diese Frage aufzuwerfen? Der kümmerliche

merliche dürftige Zuſtand, worinn ſich die Metaphyſik bey dem unaufhörlichen Fortrücken jeder andern Wiſſenſchaft befindet, ihr ewiges Herumdrehen um eben denſelbigen Punkt, ohne von der Stelle zu kommen; die Nichtachtung, wozu ſie ſeit geraumer Zeit herabgeſunken iſt. — Und was gab ihm Veranlaſſung, ſich ſelbſt zuerſt dieſe Frage vorzulegen? Es war der kühne Angriff, den der berühmte David Hume auf die Metaphyſik machte. Dieſer Angriff war, nach des Verf. Urtheil, ſeit dem Entſtehen der Metaphyſik, diejenige Begebenheit, die in Anſehung des Schickſals derſelben am entſcheidenſten hätte werden können, wenn er wäre gehörig beachtet und genützet worden. Aber zum Unglück für die Metaphyſik geſchahe dies nicht. Die Brittiſchen Gegner dieſes berühmten Mannes, Reid, Beattie, Oswald, verſtanden ihn ganz und gar nicht, ſetzten ihm den ſogenannten Commonſeale (geſunden Menſchenverſtand) entgegen, der hier ganz außerhalb ſeiner Sphäre war, bewieſen, was Hume nie geleugnet, und ſetzten voraus, was Hume bewieſen haben wollte, und ſo blieb alles, wie es war. Herr Kant erwähnt bey dieſer Gelegenheit, wie man wohl erwarten konnte, der Antwort oder Widerlegung nicht, die unſer Sulzer in ſeinen Anmerkungen und Zuſätzen zu der von ihm herausgegebenen deutſchen Ueberſetzung der Humiſchen philoſophiſchen Verſuche über die menſchliche Erkenntniß, dem Sceptiker entgegen ſetzte. Unbekannt konnte ſie ihm indeſſen nicht ſeyn; vermuthlich fand er alſo dieſe Antwort eben ſo unhinlänglich und ungenugthuend, als ſie dem Recenſenten ſchon bey ihrer erſten Erſcheinung vorkam. In der That macht ſich zwar Sulzer der Unſchicklichkeit nicht ſchuldig, daß er ſich, wie jene brittiſche Philoſophen, geradezu auf den geſunden Menſchenverſtand beruft; allein

lein er scheint doch auch Humen nicht ganz zu verstehen, da er eben das, was dieser erst bewiesen, und zwar aus den ersten Principien des Denkungsvermögens deducirt haben wollte, nemlich, daß da, wo eine Ursache ist, auch eine Wirkung, und da, wo eine Wirkung ist, auch eine Ursache sey, und zwar als einen schlechterdings allgemeinen, auch über das Feld der Erfahrung hinaus, geltenden Canon der Vernunft, von Humen zugestanden, vorausseßte. Es fehlte also viel daran, daß er in diesem Humischen Satze: daß sich die nothwendige Verbindung zwischen Ursache und Wirkung von der Vernunft nicht *a priori* und aus Begriffen denken, noch der Begriff von einer solchen Verknüpfung *a priori* einführen lasse; einen Wink zur Revision der Grundprincipien der menschlichen Erkenntniß entdecken sollte. Diesen Wink fand unser Verf. darinn, ihn weckte, wie er selbst sagt, dieses Paradoxon vor vielen Jahren aus seinem dogmatischen Schlummer. Indessen war er weit entfernt, Humen die Folgerung zuzugestehen, die er aus diesem Satze zog, (daß nämlich der Begriff von Ursach und Wirkung, oder von der Causalverbindung, kein Vernunftbegriff, sondern nur das Produkt der Einbildungskraft und der Erfahrung sey,) und die blos daher rührte, weil Hume sich seine Aufgabe nicht im Ganzen vorstellte, sondern nur auf einen Theil derselben fiel, der, ohne das Ganze in Betracht zu ziehen, keine Auskunft geben konnte. Hr. K. versuchte also zuerst, ob sich nicht Hume's Einwurf allgemein vorstellen ließe, und fand bald, daß der Begriff von Ursache und Wirkung bey weitem nicht der einzige sey, durch den sich der Verstand Verknüpfungen der Dinge a priori denkt, sondern daß Metaphysik ganz und gar aus solchen bestehe. Er suchte sich ihrer Zahl zu ver-

verſichern, und da ihm dies, ſeinem Vorgeben nach, aus einem einzigen Princip gelungen war, gieng er an die Deduction derſelben, und bemühete ſich, das zu leiſten, was Humen unmöglich ſchien, und was vorher ſich Niemand hatte einfallen laſſen, obgleich Jedermann ſich der Begriffe getroſt bediente, ohne zu fragen, worauf ſich denn ihre objective Gültigkeit gründe. Da es ihm nun mit der Auflöſung des Humiſchen Problems nicht blos in einem beſondern Falle, ſondern in Abſicht auf das ganze Vermögen der reinen Vernunft gelungen war, ſo konnte er ſichere, obgleich immer nur langſame, Schritte thun, um endlich den ganzen Umfang der reinen Vernunft, in ſeinen Grenzen ſowohl als in ſeinem Inhalte, vollſtändig und nach allgemeinen Principien zu beſtimmen, welches denn dasjenige war, was Metaphyſik bedarf, um ihr Syſtem nach einem ſichern Plan auszuführen.

Das Problem, ſo allgemein als möglich ausgedruckt, das Hr. K. durch die Kritik der reinen Vernunft auflöſen wollte, iſt dieſes: wie ſind ſynthetiſche Sätze *a priori* möglich? Auf die Auflöſung dieſer Aufgabe kömmt, wie er mit Recht behauptet, das Stehen und Fallen der Metaphyſik, alſo ihre Exiſtenz gänzlich an. Aber um dieſe Aufgabe richtig zu faſſen, muß man ſich wohl merken, was der Verf. unter ſynthetiſchen Sätzen verſteht, und wie er ſie von analytiſchen unterſcheidet. Synthetiſche Sätze ſind ſolche, die den Begriff des Subjects erweitern, die durch das Prädikat etwas, was nicht ſchon vorher in dem Begriff des Subjects lag, zu demſelben hinzu ſetzen; hingegen analytiſche Sätze ſind blos erläuternd, im Prädikat wird blos der Begriff, der ſchon im Subject lag, erklärt, auseinander gewickelt oder ſinnenymiſch ausgedruckt. Als ein Beyſpiel der erſten führt

der

Verf. den Satz an: einige Körper sind schwer; der letztern diesen: alle Körper sind ausgedehnt. s gemeinschaftliche Principium aller analytischen heile ist der Satz des Widerspruchs; synthetische gen, ob sie gleich diesem Grundsatze gemäß seyn en, bedürfen dennoch eines anderweitigen Prin-. Alle synthetische Sätze lassen sich in Erfah- theile und in mathematische eintheilen. Die ern mlich rechnet der Verf. zu den synthetischen ßen, wider die Meynung vieler, die sie für nichts ers, als für analytische halten. Diese Behauptung Verf. ist in seiner Gedankenreihe von großer Wich- eit; er beweiset sie hier aber nicht ausführlich, son- bezieht sich auf die Kritik der r. V. wo er S. den völligen Beweis gegeben, daß vermöge ei- wesentlichen Unterschieds der reinen mathemati- Erkenntniß von allen andern Erkenntnissen a ori, sie durchaus nicht nur aus Begriffen, sondern rzeit nur durch die Construction der Begriffe vor gehe, und also in einer von dem Verf. so genann- reinen Anschauung a priori gegeben werde. Da also in ihren Sätzen über den Begriff zu demjeni-, was die ihm entsprechende Anschauung enthält, usgehen müssen, so können und sollen ihre Sätze niemals durch Zergliederung, d. i. analytisch ent- ngen, und sind daher insgesammt synthetisch. eraus ergiebt sich auch der Unterschied zwischen den so amnten Corollariis und den Theoremen oder Pro- nen, jene nämlich enthalten analytische aus den Theorem oder Problem enthaltenen Begriffen ent- elte Sätze, und erfodern keine neue Construction, aber setzen immer eine neue Construction, und elst derselben neue hinzukommende Begriffe u . Die Metaphysik hat es gleichfalls eigentlich

mit synthetischen Sätzen a priori zu thun. Diese machen allein ihren Zweck aus, zu welchem sie zwar allerdings mancher Zergliederungen ihrer Begriffe, mithin analytischer Urtheile bedarf, wobey aber das Verfahren nicht anders ist, als in jeder andern Erkenntnißart, wo man seine Begriffe durch Zergliederung bloß deutlich zu machen sucht. Allein die Erzeugung synthetischer Sätze a priori, und zwar im philosophischen Erkenntnisse, macht den Inhalt der Metaphysik aus. Es ist also die Frage nöthig und wichtig: Ist überall Metaphysik möglich? Diese Frage will der Verf. nicht durch sceptische Einwürfe gegen gewisse Behauptungen einer wirklichen Metaphysik, dergleichen er vor der Hand gar nicht annimmt, sondern aus dem nur noch problematisch angenommenen Begriffe einer solchen Wissenschaft beantwortet haben. Ob wir nun gleich Metaphysik als wirklich vorhandene Wissenschaft nicht voraussetzen dürfen, so wissen wir doch, daß gewisse reine Erkenntniß a priori wirklich und gegeben sey, nemlich reine Mathematik und reine Naturwissenschaft. Denn beyde enthalten Sätze, die theils apodictisch gewiß, durch bloße Vernunft, theils durch die allgemeine Einstimmung der Erfahrung, und dennoch von der Erfahrung unabhängig durchgehends angenommen werden. Wir haben also einige, wenigstens unbestrittene, synthetische Erkenntniß a priori, und dürfen nicht erst fragen, ob sie möglich sey, sondern nur, wie sie möglich sey, um aus dem Princip der Möglichkeit der gegebenen, auch die Möglichkeit alle übrigen herzuleiten. Es wird also die transcendentale Hauptfrage in vier andere Fragen getheilt, und nach und nach beantwortet werden müssen. Es sind diese: I. Wie ist reine Mathematik möglich? II. Wie ist reine Naturwissenschaft möglich? III. Wie

ist

Metaphysik überhaupt möglich? IV. Wie ist Me-
yſik als Wiſſenſchaft möglich?

Die erſte Frage beantwortet der Verf. ſo: „Rei-
Mathematik iſt als ſynthetiſche Erkenntniß a
riori nur dadurch möglich, daß ſie auf keine andere
ls bloße Gegenſtände der Sinne geht, deren em-
iriſcher Anſchauung eine reine Anſchauung des
ums und der Zeit — und zwar a priori zum
nde liegt, und darum zum Grunde liegen kann,
ll dieſe Anſchauung in Raum und Zeit nichts an-
ers, als die bloße Form der Sinnlichkeit iſt, welche
or der ſinnlichen Erſcheinung der Gegenſtände vor-
ergeht, indem ſie dieſelbe in der That erſt möglich
acht. Doch betrifft dieſes Vermögen a priori an-
uſchauen, nicht die Materie der Erſcheinung, die
was in ihr Empfindung iſt, denn dieſe macht
Empiriſche aus, ſondern nur die Form derſelben
it und Raum.“ Denjenigen Leſern, welche die
cenſion der Kritik d. r. V. in unſerer Bibliothek
eſen haben, kann es nicht unbekannt ſeyn, daß dieſe
orſtellung von Raum und Zeit, daß ſie nichts anders
die ſubjective Form der Sinnlichkeit oder Bedin-
ngen ſind, unter welchen der äußere und der innere
n Gegenſtände wahrnimmt und wahrnehmen
, die Grundpfeiler des Raiſonnements ſind, wo-
ch Hr. K. die Hauptfrage auflöſet, daher ich des-
ls auf die obgedachte Recenſion verweiſe. (Es iſt
r wohl eher beygefallen, wenn ich über dieſe ſonder-
en und in ihrer Art einzigen Begriffe nachgrübelte,
man nicht dieſe Ideen als nothwendige Folgen der
dlichkeit oder Einſchränkung des menſchlichen Ge-
s betrachten könne, der, weil er nicht vermögend iſt,
ihn überwältigende Menge von Vorſtellungen zu
ſen, um dieſelben von einander abzuſondern und

von seinem Ich zu unterscheiden, sich durch Raum und Zeit gleichsam Erleichterung und Hülfe verschaffen muß. Er würde dann das Ganze in Theile zerlegen, und hierzu zuförderst den Begriff des Raums, oder des Außereinanderseyn gebrauchen, und wenn er seiner Verlegenheit auch dadurch in gewissen Fällen noch nicht ganz abhelfen könnte, vermöge einer anderweitigen Theilung, die Vorstellungen eine nach der andern zulassen, und sich dadurch den Begriff der Zeit schaffen müssen. Dies vorausgesetzt, würde der menschliche Geist also um seiner wesentlichen Einschränkung willen so gebildet seyn müssen, daß bey jeder Wahrnehmung Vorstellungen von Raum oder Zeit in ihm entstehen müßten, ja daß vermittelst dieser Hülfsbegriffe allererst Wahrnehmungen und klares Bewußtseyn der von ihm selbst oder seinem Ich zu unterscheidenden Gegenstände möglich werden könne, und dies würde dann ohngefähr auf das hinauslaufen, daß Raum und Zeit die subjective Form der menschlichen Sinnlichkeit oder die Bedingungen sind, unter denen allein der menschliche Geist äußere und innere nicht nur von seinem Ich, sondern auch eine von der andern unterscheidbare Empfindungen haben könne. Was nun bey jeder Vorstellung vorkömmt und vorkommen müßte, wenn sie uns merkbar werden soll, Raum und Zeit nämlich, obgleich jedesmal besonders modificirt, das können wir uns, wie es scheint, wenn wir uns auch keine in Raum und Zeit gegebene Gegenstände dabey vorstellen, als etwas Absolutes gedenken, und so mit Weglassung der besondern Modificationen einen etwanigen Begriff von absolutem unendlichem Raum und absoluter unendlicher Zeit bekommen, als den Verhältnissen, worinn Gegenstände zwar itzt nicht gesetzt sind, aber doch gesetzt werden könnten. Ich gestehe

gerne,

ne, daß so leicht ich den Begriff des Raums in die-
neine Vorstellungsart einpassen zu können mir ein-
ete, es mir mit dem Begriffe der Zeit desto schwe-
ward, ja daß ich hier eine mir unauflösliche
)wierigkeit fand, deren Grund ich noch in der Fol-
inzuführen, Gelegenheit haben werde.) „Wollte
an," setzt der Verf. zur Bestätigung und Erläu-
ing seiner Theorie von Raum und Zeit hinzu,
i mindesten daran zweifeln, daß beyde gar keine
n Dingen an sich selbst, sondern nur bloße ihrem
erhältnisse zur Sinnlichkeit anhängende Bedingun-
n seyn, so möchte ich wissen, wie man es möglich
den kann, a priori und also vor aller Bekannt-
aft mit den Dingen, ehe sie nemlich uns gegeben
d, zu wissen, wie ihre Anschauung beschaffen seyn
isse, welches doch hier der Fall mit Raum und Zeit
. Dieses ist aber ganz begreiflich, sobald beyde
t nichts weiter, als formale Bedingungen unsrer
innlichkeit, die Gegenstände aber bloß für Erschei-
igen gelten, denn alsdenn kann die Form der Er-
einung, d. i. die reine Anschauung allerdings aus
s selbst, d. i. a priori vorgestellt werden." Aus
Theorie von Raum und Zeit ergiebt sich nun des
:f. transcendentaler, oder wie er ihn lieber nennt,
scher Idealismus, (der also keinesweges die Haupt-
e war, die er durch seine Kritik festsetzen wollte,
ern nur eine nothwendige Folge derselben) vermö-
essen die Gegenstände der Empfindung nicht die
ge in sich, sondern nur Erscheinungen sind, denen
ich Dinge in sich zum Grunde liegen mögen, von
n innern und wahren Beschaffenheit mir aber nichts
. (Dieser Idealismus unterscheidet sich nicht
n dem Berkeleyschen, der die ganze Körperwelt
htet, sondern auch von dem aus der Leibnitzischen

Monadologie resultirenden, und zwar von diesem letztern in Ansehung seines Umfangs und seines Grundes, der Leibnitzische Idealismus erstreckt sich blos auf die äußern Empfindungen, der kritische aber umfaßt sowohl die äußern als innern Empfindungen, denn die Form, worinn sich diese letztern darstellen, oder gleichsam gegossen werden, die Zeit, ist so wie der Raum nur eine subjective Bedingung unsrer Sinnlichkeit, folglich ist uns unser Ich, seinem Wesen nach, eben so unbekannt, als die äußere Welt. In Ansehung des Grundes findet dieser Unterschied statt, daß der kritische Idealismus nicht, wie der Leibnitzische, aus dem verworrenen Gefühle, sondern aus der Natur und wesentlichen Einrichtung unsrer Sinnlichkeit entsteht; es ist also dem Kritischen zufolge nicht möglich, daß wir jemals, so lange wir menschliche Sinnlichkeit haben, das innere Wesen der Dinge, oder das, was den Erscheinungen zum Grunde liegt, erforschen und so die Kluft zwischen Physik und Metaphysik ausfüllen könnten, wie es einige Leibnitzianer, unter andern Hr. Begvelin, für möglich gehalten und versucht haben.)

II. Wie ist reine Naturwissenschaft möglich? Hier bemerkt der Verf. zuerst, daß falls Natur, d. i. das Daseyn der Dinge, sofern es nach allgemeinen Gesetzen bestimmt ist, das Daseyn der Dinge an sich selbst bedeutet, wir sie niemals weder a priori, noch a posteriori, erkennen könnten. Nicht a priori, denn wie wollen wir wissen, was den Dingen an sich selbst zukomme, da dieses niemals durch Zergliederung unserer Begriffe geschehen kann, weil ich nicht wissen will, was in meinem Begriffe von einem Dinge enthalten ist — denn das gehört zu seinem logischen Wesen — sondern was in der Wirklichkeit des Dinges

zu

Diesem Begriffe hinzukomme, und wodurch das
ng selbst in seinem Daseyn, außer meinem Begriffe
immt sey. — Auch a posteriori wäre eine solche
nntniß der Dinge an sich selbst unmöglich, denn
n mich Erfahrung Gesetze, unter denen das Da-
ber Dinge steht, lehren soll, so müßten diese, so
i sie Dinge an sich selbst betreffen, auch außer mei-
Erfahrung ihnen nothwendig zukommen. Nun
t mich die Erfahrung zwar, was da sey, und wie
ey, niemals aber, daß es nothwendigerweise so und
t anders seyn müsse. Also kann sie die Natur der
ge an sich selbst niemals lehren." (Aber konnte
n nicht vielleicht sagen, daß so wie in manchen an-
n Fällen, da ein Einsichtsvollerer die Nothwendig-
einer Begebenheit oder Handlung einsieht, die ein
wissender für ganz zufällig hält, nur unsre Einge-
änktheit uns verhindere, mit dem Daseyn dieser
setze zugleich ihre Nothwendigkeit wahrzunehmen?)
un sind wir wirklich im Besitz einer reinen Natur-
senschaft, die a priori und mit allet derjenigen Noth-
digkeit, welche zu apodictischen Sätzen erforderlich
Gesetze vorträgt, unter denen die Natur steht.
finden sich nämlich unter den Grundsätzen der all-
einen Naturlehre etliche, die wirklich die Allge-
inheit haben, die wir verlangen, als der Satz: daß
Substanz bleibt und beharret; daß alles, was
chieht, jederzeit durch eine Ursache, nach bestän-
en Gesetzen vorherbestimmt sey u. s. w. Es giebt
) wirklich eine reine Naturwissenschaft, und nun ist
Frage: wie ist sie möglich? Wenn ich hier nun
Resultat der tiefsinnigen Untersuchungen, die der
rf. über diese Frage anstellt, als die Beantwortung
s , nemlich: der Verstand schöpft seine Gesetze
) nicht aus der Natur, sondern schreibt sie

dieſer vor, ſo wird vielleicht den meiſten Leſern dies ein theils dunkler, theils unbewieſener Ausſpruch dünken. Wer indeſſen den Sinn deſſelben verſteht, der wird bey vorausgeſetzter Richtigkeit deſſelben die Frage hinlänglich beantwortet finden, und zwar auf eine völlig der Beantwortung der erſten die Möglichkeit der reinen Mathematik betreffenden Frage ähnliche Art. Da machten die Begriffe von Zeit und Raume als ſubjective Formen der Sinnlichkeit eine reine Anſchauung möglich, und alle die Sätze, die vermittelſt der Conſtruction in dieſer reinen Anſchauung gegeben wurden, gelten von allem, was in Zeit und Raum empfunden und angeſchauet wird, und müſſen durch jede Erfahrung beſtätiget werden. Was für die Sinnen und ſinnliche Objecte Zeit und Raum ſind, das ſind die Grundbegriffe und Grundſätze des Verſtandes, d. i. die nothwendigen Bedingungen, unter denen er denken und urtheilen kann, für die Vernunft und deren Object die Natur. Dieſe Grundbegriffe und Grundſätze des Verſtandes, welche nicht nur die Form des Denkens überhaupt, ſondern auch die Materie des reinen Denkens ausmachen, hat der Verf. durch ſeine äußerſt ſcharfſinnigen Unterſuchungen in ein ganz neues Licht geſetzt. Da ſie von aller Erfahrung unabhängig im Verſtande ſelbſt ſich mußten entdecken laſſen, ſo ſuchte er lange ein Mittel, ſie vollſtändig zu faſſen, und endlich verfiel er darauf, ſie im Urtheilen, derjenigen Handlung des Verſtandes, die alle übrige enthält, und ſich nur durch verſchiedene Momente oder Modificationen unterſcheidet, aufzuſuchen. In allen den mannigfaltigen Geſichtspuncten nun, worinn ſich das Urtheil betrachten und vorſtellen läßt, fand er Grund zu eben ſo mannigfaltigen jenen Geſichtspuncten entſprechenden Grundbegriffen und

Grund-

Grundsätzen des reinen Verstandes. So gab ihm der Gesichtspunct, oder wie der Verf. es nennt, Function, aus welchem sie sich als allgemeine, besondere, einzelne betrachten lassen, die Categorien, (wie er nach dem Aristoteles diese Grundbegriffe nennt) der Quantität, nämlich Einheit, Vielheit, Allheit, oder das Ganze, daß man sie als bejahende, verneinende, unendliche betrachten kann, die Categorien der Qualität, nämlich Realität, Negation, Einschränkung — daß man sie als categorisch, hypothetisch, disjunctiv betrachten kann, die Categorien der Relation, nämlich Inhärenz, Caussalität, Gemeinschaft — und endlich daß man sie als apodictische, assertorische und problematische betrachten kann, die Categorien der Modalität, nämlich Nothwendigkeit, Wirklichkeit, Möglichkeit. Auf diese Weise glaubt nun der Verf. nicht nur die Verstandsbegriffe richtig deducirt, sondern auch ganz vollständig angegeben zu haben. Frägt man, wie der Verf. beweisen könne, daß er die Verstandesbegriffe vollständig hierdurch angegeben habe, so sehe ich nicht, wie es anders bewiesen werden könne, als dadurch, daß man bisher keine andere Mannigfaltigkeiten und Gesichtspunkte, woraus sich das Urtheil betrachten lasse, entdeckt habe, als diese vier, so er angegeben, und daß auch diese keine andre Unterabtheilungen zulassen, als die, so er gemacht hat; allein dies wäre denn doch gewissermaßen eine Berufung auf die Erfahrung, die hier nicht schicklich scheinen dürfte, da man einen Beweis a priori fordert, daß gerade nur diese Momente des Urtheils, nur diese Categorien und sonst keine möglich sind. Auf dieses System der Categorien oder Grundbegriffe bezieht sich nun auch die vom Verf. entworfene physiologische aus der Natur des reinen Verstandes gezogene Tafel allgemeiner Grundsätze.

Dieſe theilt der Verf. ein: I. in Axiomen der Anſchauung, II. Anticipationen der Wahrnehmung, III. Analogien der Erfahrung, IV. Poſtulate des empiriſchen Denkens überhaupt. Die Vollſtändigkeit dieſer Eintheilung ergiebt ſich nur aus dem Syſtem der Categorien, Anſchauen iſt das erſte, und die Axiomen der Anſchauung ſind dieſe: daß wir alles, was wir anſchauen und empfinden, im Raum oder irgendwo ſchauen, und in der Zeit, oder irgendwann empfinden. Auf das Anſchauen folgt die Wahrnehmung; dieſe ſetzt das Denken voraus, welches nichts anders iſt, als Vorſtellungen in einem Bewußtſeyn vereinigen. Dieſe Vereinigung iſt entweder blos relativ auf das denkende Subject, und iſt zufällig und ſubjectiv, oder ſie findet ſchlechthin ſtatt, und iſt nothwendig oder objectiv. Die Vereinigung der Vorſtellungen in einem Bewußtſeyn iſt das Urtheil, alſo iſt denken ſoviel, als urtheilen. Daher ſind Urtheile entweder bloß ſubjectiv, wenn Vorſtellungen auf ein Bewußtſeyn in einem Subject allein bezogen werden, oder ſie ſind objectiv, wenn ſie in einem Bewußtſeyn überhaupt, d. i. darinn nothwendig vereinigt werden. Die logiſchen Momente aller Urtheile ſind ſoviel mögliche Arten, Vorſtellungen in einem Bewußtſeyn zu vereinigen. Dienen aber eben dieſelben als Begriffe, ſo ſind ſie Begriffe von der nothwendigen Vereinigung derſelben in einem Bewußtſeyn, mithin Principien, objectiv gültige Urtheile. Erfahrung beſteht in der ſynthetiſchen Verknüpfung der Erſcheinungen (Wahrnehmungen) in einem Bewußtſeyn, ſofern dieſelbe nothwendig iſt. Daher ſind reine Verſtandsbegriffe diejenigen, unter denen alle Wahrnehmungen zuvor müſſen ſubſumirt werden, ehe ſie zu Erfahrungsurtheilen dienen können, in welchen die ſynthetiſche Ein-

Einheit der Wahrnehmung als nothwendig und allgemein gültig vorgestellt wird. Wenn dies geschehen soll, so muß das Erfahrungsurtheil noch über die sinnliche Anschauung und die logische Verknüpfung derselben, wodurch die Wahrnehmung entsteht, in einem Urtheile etwas hinzufügen, was das synthetische Urtheil als allgemein gültig bestimmet, und dieses kann nichts anders seyn, als derjenige Begriff, der die Anschauung in Ansehung einer Form des Urtheils vielmehr als der andern, als an sich bestimmt, vorstellt, d. i. ein Begriff von derjenigen synthetischen Einheit der Anschauung, die nur durch eine gegebene logische Function der Urtheile vorgestellt werden kann. Mit andern Worten: Erfahrung wird erst durch den Zusatz eines Verstandesbegriffs zur Wahrnehmung erzeugt." Vielleicht wird dies durch das vom Verf. angeführte Gleichniß etwas deutlicher. „Wenn die Sonne den Stein bescheint, so wird er warm. Dieses Urtheil ist ein bloßes Wahrnehmungsurtheil, und enthält keine Nothwendigkeit, ich mag dieses auch noch so oft wahrgenommen haben; die Wahrnehmungen finden sich nur gewöhnlich so verbunden. Sage ich aber: die Sonne erwärmt den Stein, so kömmt über die Wahrnehmung noch der Verstandsbegriff der Ursache hinzu, der mit dem Begriff des Sonnenscheins den der Wärme nothwendig verknüpft, und das synthetische Urtheil wird nothwendig allgemein gültig, folglich objectiv, und aus einer Wahrnehmung in Erfahrung verwandelt." — Und nun das Resultat von allem diesem: die Grundsätze möglicher Erfahrungen (wodurch Erfahrungen erst möglich werden) sind zugleich als allgemeine Gesetze der Natur anzusehen, welche a priori erkannt werden können. Dies sind auch die formalen Bedingungen aller Urtheile

theile überhaupt, mithin aller Regeln überhaupt. Die Grundsätze, vermittelst deren alle Erscheinungen unter diese Begriffe subsumirt werden, machen ein physiologisches, d. i. ein Natursystem aus, welches vor aller empirischen Naturerkenntniß vorhergeht, diese zuerst möglich macht, und daher die eigentliche allgemeine und reine Naturwissenschaft kann genannt werden.

III. Wie ist Metaphysik möglich? Da die Wirklichkeit der Metaphysik nicht wie die Wirklichkeit der reinen Mathematik und der Naturwissenschaft ausgemacht, sondern problematisch ist, so bedarf dieselbe dieser Deduction um ihrer selbst willen. Sie hat es mit Begriffen zu thun, deren objective Realität (daß sie nicht bloße Hirngespinnste sind) und mit Behauptungen, deren Wahrheit und Falschheit durch keine Erfahrung kann bestätigt oder aufgedeckt werden, und dieser Theil der Metaphysik ist überdem gerade derjenige, welcher den wesentlichen Zweck derselben, dazu alles andere nur Mittel ist, ausmacht. Ohne Auflösung dieser Frage thut sich Vernunft niemals selbst genug. Der Erfahrungsgebrauch, auf welchen die Vernunft den reinen Verstand einschränkt, erfüllt nicht ihre ganze Bestimmung. Jede einzelne Erfahrung ist nur ein Theil von der ganzen Sphäre ihres Gebietes, das absolute Ganze aller möglichen Erfahrung ist aber selbst keine Erfahrung, und dennoch ein nothwendiges Problem für die Vernunft, zu dessen bloßer Vorstellung sie ganz andere Begriffe nöthig hat, als jene reine Verstandesbegriffe, deren Gebrauch nur immanent ist, d. i. auf Erfahrung geht, so weit sie gegeben werden kann, indessen daß Vernunftbegriffe auf die Vollständigkeit d. i. die collective Einheit der ganzen möglichen Erfahrung, und dadurch

über

über jede gegebene Erfahrung hinausgehen und transcendent werden. So wie also der Verstand der Categorien zur Erfahrung bedurfte, so enthält die Vernunft in sich den Grund zu Ideen, worunter nothwendige Begriffe verstanden werden, deren Gegenstand gleichwohl in keiner Erfahrung gegeben werden kann. Die letztern sind eben sowohl in der Natur der Vernunft, als die erstern in der Natur des Verstandes gelegen, und wenn jene einen Schein bey sich führen, der leicht verleiten kann, so ist dieser Schein unvermeidlich, obzwar, daß er nicht verführe, gar wohl verhütet weden werden kann. Da aller Schein darinnen besteht, daß der subjective Grund des Urtheils für objectiv gehalten wird, so wird eine Selbsterkenntniß der reinen Vernunft in ihrem transcendenten (überschwenglichen) Gebrauch das einzige Verwahrungsmittel gegen die Verwirrungen seyn, in welche die Vernunft geräth, wenn sie ihre Bestimmung misdeutet, und dasjenige transcendentweise aufs Object an sich selbst bezieht, was nur ihr eignes Subject und die Leitung desselben in allem immanenten Gebrauche angeht. Die Unterscheidung der Ideen, d. i. der reinen Vernunftbegriffe von den Categorien, d. i. den reinen Verstandsbegriffen, als Erkenntnissen von ganz anderer Art, Ursprung und Gebrauch, ist ein so wichtiges Stück zur Grundlegung einer Wissenschaft, welche das System aller der Erkenntnisse a priori enthalten soll, daß ohne eine solche Absonderung Metaphysik schlechterdings unmöglich, oder höchstens ein regelloser stümperhafter Versuch ist, ohne Kenntniß der Materialien, womit man sich beschäfftigt. " — So wie der Verf. den Ursprung der Categorien in den vier logischen Functionen aller Urtheile des Verstandes gefunden hatte, so war es ganz natürlich (für ihn)

den Urſprung der Ideen in den drey Functionen der Vernunftſchlüſſe zu ſuchen; denn wenn einmal ſolche reine Vernunftbegriffe (tranſcendente Ideen) gegeben ſind, ſo konnten ſie, wenn man ſie nicht für angeboren halten will, wohl nirgends anders, als in derſelben Vernunfthandlung angetroffen werden, welche, ſofern ſie blos die Form betrifft, das Logiſche der Vernunftſchlüſſe; ſofern ſie aber die Verſtandesurtheile in Anſehung einer oder der andern Form a priori als beſtimmt vorſtellt, tranſcendentale Begriffe der reinen Vernunft ausmacht. — Der formale Unterſchied der Vernunftſchlüſſe macht die Eintheilung derſelben in categoriſche, hypothetiſche und disjunctive nothwendig. Die darauf gegründeten Vernunftbegriffe enthalten alſo, erſtlich die Idee des vollſtändigen Subjects (Subſtantiale); zweytens, die vollſtändige Reihe der Bedingungen; drittens, die Beſtimmung aller Begriffe in der Idee eines vollſtändigen Inbegriffs des Möglichen. Die erſte Idee war phyſiologiſch, die zweyte, cosmologiſch, die dritte theologiſch, und da alle drey zu einer Dialektik Anlaß geben, doch jede auf ihre eigene Art, ſo gründet ſich darauf die Eintheilung der ganzen Dialektik der reinen Vernunft: in den Paralogismus, die Antinomie, und endlich das Ideal derſelben; durch welche Ableitung derſelben man völlig ſicher geſtellt wird, daß alle Anſprüche der reinen Vernunft hier ganz vollſtändig vorgeſtellt ſind, und kein einziger fehlen kann, weil das Vernunftvermögen ſelbſt, als woraus ſie alle ihren Urſprung nehmen, dadurch gänzlich ausgemeſſen wird.“ Sehr ſinnreich und ſcharfſinnig, ich geſtehe es, ſcheint mir dieſe Deduction der Vernunftbegriffe, ob ich gleich mit dem Recenſenten der Krit. d. r. Vernunft zugleich mein Unvermögen, dem Verf. auf dieſem Wege zu folgen, bekenn-

bekennen muß. Zwar da der Verf. sich hier ausführlicher als in der Kritik über diese Deduction ausgelassen, und sie in einer Anmerkung erläutert hat, so kann ich zwar einigermaßen verstehen, wie der Verf. auf diese Theorie gekommen, aber noch sehe ich nicht ein, wie der categorische Vernunftschluß, der einen allgemeinen absolut genommenen Satz erfodert, oder wie der Umstand, daß etwas als unbedingt gesetzt wird, den Grund enthalte, warum die Vernunft, die Seele oder das Ich für ein absolut für sich bestehendes Ding zu halten veranlaßt werde; ferner, warum der hypothetische Vernunftschluß es mit sich bringe, daß wir die vollständige Reihe der Bedingungen suchen müssen? Deutlicher scheint mir die Sache beym disjunctiven Vernunftschluß zu seyn, den der Verf. auf diese Weise erläutert: „Im disjunctiven Urtheile betrachten wir alle Möglichkeit respectiv auf einen gewissen Begriff, als eingetheilt. Das ontologische „Princip der durchgängigen Bestimmung eines Dinges überhaupt (von allen möglichen entgegengesetzten „Prädicaten eines Dinges kömmt jedem Dinge eins „zu) welches zugleich das Princip aller disjunctiven „Urtheile ist, legt den Inbegriff aller Möglichkeit „zum Grunde, in welchem die Möglichkeit jedes Dinges überhaupt als bestimmter angesehen wird. Dieses dient zu einer kleinen Erläuterung des obigen „Satzes: daß die Vernunfthandlung in disjunctiven „Vernunftschlüssen der Form nach mit derjenigen einerley sey, wodurch sie die Realität eines Inbegriffs „aller Realität zu Stande bringt, welche das Positive aller einander entgegengesetzter Prädicate in sich „enthält.“ — Der Verf. merkt hier ferner an, daß die Vernunftideen nicht etwa so wie die Categorien, zum Gebrauch des Verstandes, in Ansehung der Erfahrung

fahrung etwas nutzen, sondern in Ansehung desselben völlig entbehrlich, ja wohl gar den Maximen des Vernunfterkenntnisses der Natur entgegen und hinderlich, gleichwohl aber doch in anderer noch zu bestimmender Absicht nothwendig seyn. Das Resultat der tiefsinnigsten Untersuchung, so zur Beantwortung dienet, ist endlich dieses: „Die reine Vernunft hat unter ihren Ideen nicht besondere Gegenstände, die über das Feld der Erfahrung hinaus lägen, zur Absicht, sondern fordert nur Vollständigkeit des Verstandes gebraucht, im Zusammenhange der Erfahrung. Diese Vollständigkeit aber kann nur eine Vollständigkeit der Principien, aber nicht der Anschauungen und der Gegenstände seyn. Gleichwohl um sich jene bestimmt vorzustellen, denkt sie sich solche als die Erkenntniß eines Objects, dessen Erkenntniß in Ansehung jener Regeln vollständig bestimmt ist, welches Object aber nur eine Idee ist, um die Verstandeserkenntniß der Vollständigkeit, die jene Idee bezeichnet, so nahe als möglich zu bringen.“ Das heißt, soviel ich den Verf. verstehe: diese auf etwas Unendliches führende Vernunftideen entsprechen nicht wirklich einem unendlichen Objecte, dessen Auffindung für uns möglich wäre, und das uns anschaulich gegeben, nur alle Forderungen des forschenden Verstandes befriedigte, sondern sie sind blos das Formale der Vernunft, die dem Verstande ein nie zu erreichendes Ideal darum vorhält, daß er unaufhörlich forsche, nie bey einer Ursache oder Bedingung, die er gefunden, stille stehe, sondern immer weiter forsche, ohne sich jemals zu überreden, daß er an die äußerste Grenze seiner Nachforschungen, innerhalb dem Erfahrungskreise, gekommen sey. Und auf diese Weise harmoniren nun Vernunft und Verstand mit einander,

er, indem die Ideen der ersten den möglich voll-
imenen Gebrauch des letztern befördern. Wenn
Vernunft den Gebrauch der Categorien, die als
logische Functionen zwar ein Ding überhaupt
stellen, aber für sich allein und ohne Anschauung
en bestimmten Begriff von irgend einem Dinge
n können, über alle Erfahrung hinaus auf Din-
m sich selbst ausdehnt, so sind dergleichen hyperbo-
e Objecte die, so man Noumena, oder reine Ver-
desweſen (besser Gedankenweſen) nennt, als z. B.
bstanz, welche ohne Beharrlichkeit in der Zeit
cht wird, oder eine Ursache, die aber nicht in der
wirkt, u. s. w. da man ihnen dann Prädicate bey-
, die blos dazu dienen, die Gesetzmäßigkeit der
ahrung möglich zu machen, und gleichwol alle Be-
ungen der Anschauung, unter denen allein Erfah-
g möglich ist, von ihnen wegnehmen, wodurch
n jene Begriffe wiederum alle Bedeutung verlie-

Der Verstand von selbst, ohne durch fremde
gedrungen zu seyn, schweift nicht so ganz muth-
ig in das Feld von bloßen Gedankenweſen. Wenn
die Vernunft, die mit keinem Erfahrungsge-
ach der Verstandesregeln, der immer noch bedingt
völlig befriedigt seyn kann, Vollendung dieser
te von Bedingungen fordert, so wird der Ver-
d aus seinem Kreise getrieben, um theils Gegen-
de der Erfahrung in einer so weit erstreckten Reihe
zustellen, dergleichen gar keine Erfahrung fassen
n, theils sogar (um sie zu vollenden) gänzlich auf-
derselben Noumena zu suchen, an welche sie jene
te knüpfen, und dadurch von Erfahrungsbedin-
gen endlich einmal unabhängig ihre Haltung
chwohl vollständig machen könne. Das sind nun
transcendentalen Ideen, sie mögen nun nach dem

wahren, aber verborgenen Zweck der Naturbeſtimmung unſerer Vernunft, nicht auf überſchwengliche Begriffe, ſondern blos auf unbegrenzte Erweiterung des Erfahrungsgebrauchs angelegt ſeyn, dennoch durch einen unvermeidlichen dialectiſchen Schein dem Verſtande einen tranſcendenten Gebrauch abnöthigen, der, obzwar betrüglich, dennoch durch keinen Vorſatz innerhalb den Grenzen der Erfahrung zu bleiben, ſondern nur durch wiſſenſchaftliche Belehrung in Schranken gebracht werden kann. — Dies bemüht ſich nun der Verf. zu zeigen an den pſychologiſchen und cosmologiſchen Ideen. In Abſicht auf die letztern ſtellt er folgende vier Antinomien auf: 1) Die Welt hat der Zeit und dem Raum nach einen Anfang (Grenze) — Die Welt iſt der Zeit und dem Raume nach unendlich. 2) Alles in der Welt beſteht aus dem Einfachen — Es iſt nichts Einfaches, ſondern alles iſt zuſammengeſetzt. 3) Es giebt in der Welt Urſachen durch Freyheit — Es iſt keine Freyheit, ſondern alles iſt Natur. 4) In der Reihe der Welturſachen iſt irgend ein nothwendig Weſen — Es iſt in ihr nichts nothwendig, ſondern in dieſer Reihe iſt alles zufällig. — Der Verf. macht über dieſe Antinomien folgende Anmerkung: „Hier iſt nun das ſeltſamſte Phänomen der menſchlichen Vernunft, wovon ſonſt kein Beyſpiel in irgend einem andern Gebrauche kann gezeigt werden. Wenn wir, wie es gewöhnlich geſchieht, uns die Erſcheinungen der Sinnenwelt als Dinge an ſich ſelbſt denken, wenn wir die Grundſätze ihrer Verbindungen als allgemein von Dingen an ſich ſelbſt, und nicht blos als von der Erfahrung geltende Grundſätze annehmen, wie denn dieſes eben ſo gewöhnlich und ohne Kritik unvermeidlich iſt; ſo thut ſich ein nicht vermutheter Widerſtreit

hervor,

hervor, der niemals auf dem gewöhnlichen dogmatischen Wege beygelegt werden kann, weil sowohl Satz als Gegensatz durch gleich einleuchtende klare und unwiderstehliche Beweise dargethan werden kann — denn für die Richtigkeit aller dieser Beweise verbürge ich mich — und die Vernunft sich also mit sich selbst entzweyt sieht, ein Zustand, über den der Scepticker frohlocket, der kritische Philosoph aber in Nachdenken und Unruhe versetzt werden muß." Es würde mich zu weit führen, wenn ich mich bey den Untersuchungen des Verf. über diese Antinomien verweilen wollte, wodurch er zeigt, wie sie entstehen, nämlich theils aus widersprechenden Begriffen, dergleichen bey den beyden ersten, die er mathematische nennt, zum Grunde liegen. (Von der zweyten hat der Recensent dies längst erkannt, und auch bey Gelegenheit in der Allg. d. Bibl. behauptet. Von der ersten getraute er sich dieses weniger zu glauben, da es ihm, wie oben schon erwähnet, schwer ward, sich davon zu überzeugen, daß die in der Zeit gegebene Empfindungen nur eben so blos Phänomen wären, als die im Raum gegebene Anschauungen, weil er sich nämlich über die Schwierigkeit nicht helfen konnte, daß weil alsdenn unsre innern Empfindungen oder Vorstellungen nicht Dinge an sich selbst, sondern Erscheinungen seyn müßten, nichts als Schein da wäre, und kein reelles Object übrig bliebe, dem etwas erscheine. Ich muß gestehen, daß mir dies auch noch itzt dunkel ist, und ich wünsche, daß es dem tiefdenkenden Verfasser gefallen möchte, diese Dunkelheit bey Gelegenheit aufzuhellen, wie es nämlich sich als möglich gedenken lasse, daß Vorstellungen, die man doch immer als reell, oder als Dinge an sich selbst voraussetzen muß, wenn man überhaupt erklären will, wie ein Scheinen möglich

ſey, ſelbſt nur ein Schein ſeyn können, und was dasjenige dann iſt, wodurch und worinn dieſer Schein exiſtiret?) Man ſtellt ſich nämlich hier das, was ſich widerſpricht, Erſcheinung als Sache an ſich ſelbſt betrachtet, als vereinbar in einem Begriff vor, theils entſtehen ſie, wie dies bey den beyden letztern, die der Verf. dynamiſche nennt, der Fall iſt, aus der falſchen Vorausſetzung, daß das, was vereinbar iſt, als widerſprechend vorgeſtellt wird, ſo daß beyde einander durch bloßen Mißverſtand entgegengeſetzte Behauptungen alle beyde wahr ſeyn können. Ich muß aber um ſo mehr die weitere Erörterung dieſer Antinomien übergehen, da ich bey der dritten des Verf. Gedanken nicht erreichen kann; nur muß ich, damit man dieſe Antinomie wenigſtens den Worten nach verſtehe, hinzuſetzen, daß dem Verf. Freyheit ein Vermögen iſt, eine Handlung von ſelbſt (ſponte) anzufangen, d. i. ohne daß die Cauſſalität der Urſache ſelbſt anfangen müſſe, und daher keines andern ihren Anfang beſtimmenden Grundes bedürfe. Eine ſolche Freyheit bemühet ſich der Verf. aller von ihm zugeſtandener Naturnothwendigkeit ungeachtet, als mit derſelben wohl beſtehend für die Verſtandeswesen, und alſo auch für den Menſchen, in ſofern er nämlich nicht in der Erſcheinung, ſondern an ſich betrachtet wird, vermittelſt des Unterſchiedes zwiſchen ſubiectiven und objectiven Gründen, und dem Müſſen und Sollen, zu retten und zu erweiſen; aber wie geſagt, es hat mir nicht glücken wollen, die Art und Weiſe, wie er dies thut, und das ganze Raiſonnement deſſelben mir verſtändlich und einleuchtend zu machen. Was endlich die theologiſche Idee anbetrifft, ſo iſt ſie das Ideal der reinen Vernunft. Hier iſt die Idee von dem Verſtandesbegriffe leichter, wie in den übrigen Fällen abzuſon-

zusondern, weil die Vernunft hier nicht, wie bey der psychologischen und cosmologischen Idee, von der Erfahrung anhebt, und durch Steigerung der Gründe, wo möglich, zur absoluten Nothwendigkeit ihrer Reihe zu trachten verleitet wird; sondern gänzlich abbricht, und aus bloßen Begriffen von dem, was die absolute Vollständigkeit eines Dinges überhaupt ausmachen würde, mithin vermittelst der Idee eines höchst vollkommenen Urwesens, zur Bestimmung der Möglichkeit, mithin auch der Wirklichkeit aller andern Dinge herabgeht. Daher kömmt hier der dialectische Schein, welcher daraus entspringt, daß wir die subjective Bedingung unsers Denkens für objective Bedingungen der Sachen selbst, und eine nothwendige Hypothese zur Befriedigung unsrer Vernunft für ein Dogma halten.

Hierauf kömmt nun der Verf. auf die Grenzbestimmung der reinen Vernunft. Was er hierüber sagt, kommt auf folgende Sätze an: Wir können von keinem Gegenstande mehr erkennen, als zur möglichen Erfahrung desselben gehöret, und können nicht auf das mindeste Erkenntniß Anspruch machen, denselben nach seiner Beschaffenheit, und wie er an sich selbst ist, zu bestimmen. Aber auf der andern Seite würde es eine Ungereimtheit seyn, wenn wir gar keine Dinge an sich selbst einräumen, oder unsre Erkenntnißart, mithin unsre Anschauung in Raum und Zeit, für die allein mögliche Anschauung; unsern discursiven Verstand aber für das Urbild von jedem möglichen Verstande ausgeben, mithin Principien der Möglichkeit der Erfahrung für allgemeine Bedingungen der Dinge an sich selbst wollten gehalten wissen. Es ist

wahr, wir können über alle mögliche Erfahrung hinaus von dem, was Dinge an sich selbst seyn mögen, keinen bestimmten Begriff geben. Wir sind aber dennoch nicht vor der Nachfrage sicher, noch vermögend, uns derselben gänzlich zu enthalten. Die Erfahrung thut der Vernunft niemals völlig Genüge: sie weiset uns in Beantwortung der Fragen immer weiter zurück, und läßt uns in Ansehung des völligen Aufschlusses derselben unbefriedigt. Welchem Denker sind nicht die psychologischen, cosmologischen und theologischen Fragen wichtig, und wer wünscht nicht, sie sich beantworten zu können? Wer fühlt sich nicht nothgedrungen, unerachtet alles Verbots, sich nicht in transcendente Ideen zu verlieren, dennoch über alle Begriffe, die er durch Erfahrung rechtfertigen kann, noch in dem Begriffe eines Wesens Ruhe und Befriedigung zu suchen, davon die Idee zwar der Möglichkeit nach nicht eingesehen, aber auch nicht widerlegt werden kann, weil sie ein bloßes Verstandeswesen betrifft, ohne die aber die Vernunft immer unbefriedigt bleiben müßte. — Grenzen (bey ausgedehntem Wesen) setzen immer einen Raum voraus, der außerhalb einem gewissen bestimmten Platze angetroffen wird und ihn einschließt; Schranken bedürfen dergleichen nicht, sondern sind bloße Verneinungen, die eine Größe afficiren, sofern sie nicht absolute Vollständigkeit hat. Unsre Vernunft aber sieht gleichsam um sich einen Raum für die Erkenntniß der Dinge an sich selbst; ob sie gleich von ihnen nie bestimmte Begriffe haben kann, und nur auf Erscheinungen eingeschränkt ist. — In der Mathematik und Naturwissenschaft erkennt die menschliche Vernunft zwar Schranken aber keine Grenzen. Die Erweiterung der Einsichten in der Mathe-

matik,

matik, und die Möglichkeit immer neuer Entdeckungen geht ins Unendliche. Aber Schranken sind hier doch nicht zu erkennen; sie geht, wie die Naturwissenschaft, nur auf Erscheinung, und was nicht ein Gegenstand sinnlicher Anschauung seyn kann, als die Begriffe der Metaphysik und Moral, liegt ganz außer ihrer Sphäre. Die Mathematik und Naturwissenschaft führen uns also nicht allmälig zur Metaphysik und Moral; es ist kein Punkt oder Linie der Berührung zwischen beyden. Allein Metaphysik führt uns in den dialectischen Versuchen der reinen Vernunft auf Grenzen, und die transcendentale Ideen dienen dazu, nicht allein uns wirklich die Grenzen des reinen Vernunftgebrauchs zu zeigen, sondern auch die Art, solche zu bestimmen. Nur in der Erkenntniß der Dinge an sich selbst kann Vernunft hoffen, ihr Verlangen nach Vollständigkeit im Fortgange vom Bedingten zu dessen Bedingungen einmal befriedigt zu sehen. Wir sollen uns also ein immaterielles Wesen, eine Verstandeswelt, und ein Höchstes aller Wesen (lauter Noumena) denken, weil die Vernunft nur in diesen, als Dingen an sich selbst, Vollendung und Befriedigung antrifft, die sie in der Ableitung der Erscheinungen aus ihren gleichartigen Gründen nie hoffen kann, und weil diese sich wirklich auf etwas von ihnen unterschiedenes, mithin gänzlich ungleichartiges beziehen, indem Erscheinungen doch jederzeit eine Sache an sich selbst voraussetzen, und darauf Anzeige thun, man mag sie nun näher erkennen oder nicht. — Wenn wir mit dem Verbote, alle transcendente Urtheile der reinen Vernunft zu vermeiden, das damit dem Anschein nach streitende Gebot, bis zu Begriffen, die außerhalb dem Felde des immanenten (empirischen) Gebrauchs liegen,

hinauszugehen, verknüpfen, ſo werden wir inne, daß beyde zuſammen beſtehen können, aber nur grade auf der Grenze alles erlaubten Vernunftgebrauchs, denn dieſe gehört eben ſowohl zum Felde der Erfahrung, als zu dem der Gedankenweſen. — Wir halten uns aber auf dieſer Grenze, wenn wir unſer Urtheil blos auf das Verhältniß einſchränken, welches die Welt zu einem Weſen haben mag, deſſen Begriff ſelbſt außer aller Erkenntniß liegt, deren wir innerhalb der Welt fähig ſind. Denn alsdann eignen wir dem höchſten Weſen keine von den Eigenſchaften an ſich ſelbſt zu, durch die wir uns Gegenſtände der Erfahrung denken, und vermeiden dadurch den dogmatiſchen Anthropomorphismus. Wir legen ſie aber dennoch dem Verhältniſſe deſſelben zur Welt bey, und erlauben uns einen ſymboliſchen Anthropomorphismus, der in der That nur die Sprache, und nicht das Object angeht. Wenn ich ſage: wir ſind genöthiget, die Welt ſo anzuſehen, als ob ſie das Werk eines höchſten Verſtandes und Willens ſey, ſo ſage ich wirklich nichts mehr, als: wie ſich verhält eine Uhr, ein Schiff, ein Regiment zum Künſtler, Baumeiſter, Befehlshaber; ſo die Sinnenwelt zu den Unbekannten, daß ich alſo gar nicht nach dem, was es an ſich ſelbſt iſt, aber doch nach dem, was es für mich iſt, nämlich in Anſehung der Welt, wovon ich ein Theil bin, erkenne. Eine ſolche Erkenntniß iſt die nach der Analogie, welche nicht etwa, wie man das Wort gemeiniglich nimmt, eine unvollkommene Aehnlichkeit zweener Dinge, ſondern eine vollkommne Aehnlichkeit zweener Verhältniſſe zwiſchen ganz unähnlichen Dingen bedeutet. Vermittelſt einer ſolchen Analogie kann man einen Verhältnißbegriff von Dingen, die nur abſolut unbekannt

ſind,

sind, geben, z. B. wie sich verhält die Beförderung des Glücks der Kinder = *a* zu der Liebe der Eltern = *b*, so die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts = *c* zum Unbekannten in Gott = *x*, welches wir Liebe nennen: nicht, als wenn es die mindeste Aehnlichkeit mit irgend einer menschlichen Neigung hätte, sondern weil wir das Verhältniß desselben zur Welt demjenigen ähnlich setzen können, was Dinge der Welt unter einander haben. Der Verhältnißbegriff aber ist hier eine bloße Categorie, nämlich der Begriff der Ursache, die nichts mit Sinnlichkeit zu thun hat. — Der unsern schwachen Begriffen angemessene Ausdruck wird seyn: daß wir uns die Welt so denken, als ob sie von einer höchsten Vernunft, ihrem Daseyn und innern Bestimmung nach, abstamme, wodurch wir theils die Beschaffenheit, die ihr, der Welt selbst, zukömmt, erkennen, ohne uns doch anzumaßen, die ihrer Ursache selbst bestimmen zu wollen, theils anderer Seits in das Verhältniß der obersten Ursache zur Welt den Grund dieser Beschaffenheit (der Vernunftform der Welt) legen, ohne die Welt dazu für sich selbst zureichend zu finden. So verschwinden die insonderheit von Hume gegen den Theismus erregten Schwierigkeiten, wenn man mit Humes Grundsätzen den Gebrauch der Vernunft nicht über das Feld der Erfahrung dogmatisch hinauszutreiben, einen andern Grundsatz verbindet, den Hume gänzlich übersah, diesen nämlich: das Feld möglicher Erfahrung nicht für dasjenige anzusehen, was in den Augen unsrer Vernunft sich selbst begrenzte. Hier ist also der richtige Mittelweg zwischen dem Dogmatism, den Hume bekämpfte, und dem Scepticism, den er einführen wollte. Es bleibt also zwar jener Satz stehen, der das Resul-

tat der ganzen Kritik ist: daß uns Vernunft durch alle ihre Principien *a priori* niemals etwas mehr als lediglich Gegenstände der möglichen Erfahrung, und auch von diesen nichts mehr, als was in der Erfahrung erkannt werden kann, lehre; aber diese Einschränkung hindert uns nicht, daß sie uns nicht bis zur objectiven Grenze der Erfahrung, nämlich der Beziehung auf etwas, was selbst nicht Gegenstand der Erfahrung, aber doch der oberste Grund derselben seyn muß, führe, ohne uns doch von demselben etwas an sich, sondern nur in Beziehung auf ihren eigenen vollständigen und auf die höchsten Zwecke gerichteten Gebrauch im Felde möglicher Erfahrung zu lehren. Dies ist aber auch aller Nutzen, den man vernünftigerweise hieben auch nur wünschen kann, und mit welchem man Ursache hat zufrieden zu seyn." — Ich habe dies, was der Verf. von den Grenzen der Vernunft behauptet, so ausführlich und mit seinen eignen Worten ausgezogen, weil es gerade die Hauptsache seiner Untersuchung betrifft, und ich mich nicht getrauete, seinen Sinn in meinen Worten verkürzt auszudrücken. Uebrigens könnte die fruchtbare Anwendung des Wortes Grenze und die Benutzung dieses Begriffs einen aufmerksamen Leser leicht an eine Anmerkung des Recensenten der Kritik der reinen Vernunft in d. Allg. d. Bibl. erinnern, daß es nämlich scheine, daß oft auch in dem tiefsinnigsten System die Grundbegriffe blos durch Association entstehen, oder wie es mir hier vorkömmt, auf einer durch den sinnlichen Ausdruck Grenze veranlaßten Association der Begriffe beruheten.

IV. Wie ist Metaphysik als Wissenschaft möglich? Metaphysik ist, wie wir gesetzen haben, als Naturanlage der Vernunft wirklich, aber sie ist auch für sich allein dialectisch und trüglich. Ja sie hat als Wissenschaft noch nie existirt, weil noch keine Metaphysik irgend einen synthetischen Satz gültig beweisen können. Wenn man also auch zugiebt, daß durch analytische Behandlung unsrer Begriffe dem Verstande allerdings recht viel genutzet werde, so ist doch die Wissenschaft der Metaphysik selbst dadurch nicht im geringsten weiter gebracht worden, weil jene Zergliederung der Begriffe nur Materialien sind, daraus allererst Wissenschaft gezimmert werden soll. So mag man den Begriff von Substanz und Accidenz noch so schön zergliedern, das ist recht gut als Vorbereitung zu irgend einem künftigen Gebrauch; kann ich aber gar nicht beweisen, daß in allem, was da ist, die Substanz beharre, und nur die Accidenzen wechseln, wie es die Metaphysik nicht beweisen kann, so war durch alle jene Zergliederung die Wissenschaft nicht im mindesten weiter gebracht. Damit aber Metaphysik als Wissenschaft nicht blos auf trügliche Ueberredung, sondern auf Ueberzeugung, Anspruch machen könne, so muß eine Kritik der Vernunft selbst den ganzen Vorrath der Begriffe a priori, die Eintheilung derselben nach den verschiedenen Quellen der Sinnlichkeit, dem Verstande, der Vernunft, ferner eine vollständige Tafel derselben, und die Zergliederung aller dieser Begriffe, mit allem was daraus gefolgert werden kann, darauf aber vornehmlich die Möglichkeit des synthetischen Erkenntnisses a priori vermittelst der Deduction dieser Begriffe, die Grundsätze ihres Gebrauchs, endlich auch die Grenzen

zen deſſelben, alles aber in einem vollſtändigen Syſtem darlegen.“ Das Syſtem kann uns Niemand, als Hr. Kant ſelbſt, liefern; denn man darf nicht hoffen, daß bey allen den Ermunterungen zu einer ſolchen Arbeit, als derſelbe durch Darſtellung der Vortheile, welche die Ausführung verſchaffen würde, giebt, ſich vor der Hand einer unſrer Denker daran wagen wird. Denn wenn gleich bey der faſt allgemein ausgebreiteten Gleichgültigkeit gegen ſpeculative Unterſuchung und Nichtachtung der Metaphyſik, ſich der Partey- und Sectengeiſt einer ſolchen Umſchaffung derſelben nicht widerſetzen ſollte, ſo werden doch manche, die einer ſolchen Arbeit einigermaßen gewachſen ſeyn möchten, die Anſtrengung und Mühe, ſich in die Abſtractionen des Hrn. Kant hineinzudenken, und ein ganz fremdes und neues Feld zu bearbeiten, um ſo mehr ſcheuen, da ſie immer dabey befürchten werden, daß die Erndte, die ſie hier zu erwarten haben, die Koſten der Bearbeitung kaum belohnen werde, und der größte Vortheil nur negativ und zerſtörend ſeyn dürfte; und hauptſächlich, wie der Verf. ſelbſt zu verſtehen giebt, darinn beſtehen würde, die frechen Anfälle und Anmaaßungen des Materialismus, des Fatalismus und Naturalismus, vermöge deſſen man zur Erklärung der Natur keine Gottheit zu gebrauchen glaubt, abzuſchlagen und zurückzuweiſen. Aber die Anzahl unſrer Philoſophen, die es wagen dürften, dem Verf. nachzudenken, wird immer, wie ich fürchte, ausnehmend klein ſeyn, wie ich nicht etwa blos aus den Schwierigkeiten ſchließe, die ich ſelbſt und einige meiner philoſophiſchen Freunde gefunden, uns des Verf. kritiſche Unterſuchungen in ihrem ganzen Umfange und Zuſammenhange einigermaaßen verſtändlich zu

machen

machen — denn hier könnte mich Eigenliebe und Partheylichkeit täuschen — sondern theils aus den öffentlichen Anzeigen und Beurtheilungen seines Werks, theils aus der befremdlichen Ruhe, worinn selbst die Metaphysiker von Profession, (wozu der Recensent nicht gehört) nicht nur bey Erscheinung der Kritik, sondern selbst dieser Prolegomenen geblieben sind. Ich kann mir diese Unthätigkeit nicht wohl anders erklären, als daß die Schwierigkeiten einer gründlichen Untersuchung der Principien des Hrn. K. für diese Männer zu abschreckend gewesen, um sich einer Wissenschaft anzunehmen, für die sie doch billig mit allen Kräften fechten sollten. Was aber die Anzeigen und Recensionen anbetrifft, so sind diejenigen, die mir davon zu Gesicht gekommen, wenige ausgenommen, so wenig in den Geist des Verf. und seines Buchs hineingedrungen, daß man sich aus den meisten kaum irgend einen Begriff machen kann, was Hr. K. eigentlich mit seiner Kritik der reinen Vernunft sagen, was er darinn behaupten und dadurch beweisen wolle. Hr. K. rechnet zu solchen verunglückten Recensionen, oder wie er sich ausdrückt, zu den Urtheilen, die vor der Untersuchung vorhergehen, auch diejenige Recension, die von der Kritik der reinen Vernunft in den Götting. gelehrten Anzeigen (der Zugabe dritten Stück vom 19ten Jenner 1782 S. 40 u. f. w.) anzutreffen ist. Wenn Hr. K. am Ende der Prolegomenen zu zeigen sucht, daß der Götting. Recensent gar nicht eingesehen, worauf es bey der Untersuchung, womit sich die Kritik beschäfftigt, eigentlich ankam, sich nur bey Nebensachen aufgehalten, und hin und wieder seinen Tadel über eine Reihe von Sätzen ausgestreut, von welchen weder der Leser den

Grund

Grund ſieht, noch die Sätze ſelbſt verſteht, dawider derſelbe gerichtet ſeyn ſoll, und alſo ſeine Arbeit weder dem Publikum zur Nachricht nützen, noch ihm im Urtheil der Kenner das geringſte ſchaden könne; ſo laſſe ich dies dahin geſtellet ſeyn, und führe nur an, wie ich zuverläßig weiß, daß dieſe Vorwürfe, in ſofern ſie gegründet ſind, nicht den Urheber dieſer Recenſion, der ein auswärtiger Gelehrter iſt, und nur auf Bitte der Göttingiſchen Philoſophen dieſe mühſame Arbeit unternommen hatte, ſondern den Göttingiſchen Mitarbeiter der gelehrten Anzeigen treffen, weil dieſer den Aufſatz ſeines Freundes nicht ſo gelaſſen, wie er ausgearbeitet war, ſondern ſich ſolche Verſtümmelungen, Aenderungen und Einſchiebſel ohne Wiſſen und Genehmigung des Urhebers dabey erlaubte, daß dieſer, wie er die Recenſion gedruckt las, darüber erſtaunte, und ſeine vorgebliche Arbeit gar nicht mehr darinn erkannte.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Skizze einer Geschichte der Menschenreligion, für denkende Christen, veranlaßt durch die von Lessing herausgegebene Erziehung des Menschengeschlechts. Dessau, 1783. Auf Kosten der Verlagskasse, in der Buchhandlung der Gelehrten. 118 Seiten in 8.

Nach dem Titel zu schließen, hätte der Verf. von allen Religionen handeln müssen, die jemals unter Menschen gewesen; er schränkt sich aber lediglich auf die jüdische und christliche ein. In dem vorangeschickten Schreiben an den Herrn Kanonikus Gleim, sagt er, daß dies Buch, welches in einem Lande schon durch Censorschlag unterdrückt worden, keine Widerlegung der Lessingschen Schrift seyn solle, ob er gleich dafür halten müsse, (worinn er wohl sehr unrecht hat) daß in Lessings Tode für die Religionsaufklärung mehr Gewinn als Verlust liege, weil studirter und unstudirter Pöbel alles, was unter Lessings Firma in Religionswahrheiten aufkeimen möchte, als Ungeheuer und Höllenbrut ansehen würde. (So ein Pöbel, der nicht auf die Wahrheit selbst, sondern nur auf den Mann sieht, der sie sagt, wird überhaupt keiner sonderlichen Erleuchtung fähig seyn.) Erst verweilt sich der Verf. bey einigen philosophischen Fragen, die Erdrevolutionen und Entstehung der Schöpfung, besonders des Menschen betreffend, bey welchen, bekanntermaaßen, es viel zu fragen, und wenig zu antworten giebt. Er wanket in Bestimmung der Lehre, die kürzlich von so vielen hin und her gewandt worden, ob zuweilen außerordentliche Kraft Gottes bey Regierung der Welt, die er unmittelbares Eingreifen ins Ganze nennt, nothwendig gewesen, oder nicht. (Sollte wohl der Zuschnitt solcher Fragen nicht gemeiniglich die Antwort verderben? Wer sich Gott als

eine

eine allesumfassende unsichtbare Kraft vorstellet, in der alles lebt, schwebt, und ist; die jedesmal nach den Bedürfnissen einzelner Theile der Schöpfung wirket, und waltet, der kann der Frage vom Eingreifen entübrigt seyn. Gott ist nicht ein Mensch auf dem Throne, der mit veränderten Kräften bald so, bald anders wirket. Weise Gleichförmigkeit ist sein Wesen.) Vom 30sten §. an macht es der Verf. wahrscheinlich, daß dem werdenden Menschengeschlechte durch Offenbarung und Mitwirkung höherer Wesen Handleitung geschehen. (Möglich ist das, nur Schade, daß bey allen Menschengenerationen der Erfahrungsbegriff fehlt.) Der Gang, auf welchem der Verf. beweiset, daß bey vermehrten Menschenfamilien durch die Verschiedenheit ihrer Bedürfnisse und ihres Interesse der Begriff der Vielgötterey entstanden, erschwert seine, vorher behauptete Idee des einigen Gottes, bey den ersten Menschen, bey welchen der Eindruck so vieler sinnlichen Gegenstände, und bemerkter, oft widersprechender Wirkungen, der Reinigkeit der Vorstellung eines einigen Wesens leicht nachtheilig werden können. Die Ursache der Erhaltung der einigen Noachischen Familie, bey der großen Ueberschwemmung, giebt der Verf. allzu einseitig und menschlich an, daß sie lediglich in der Beybehaltung des Begriffs eines einigen Gottes bestanden. Es widerspricht aller Verfahrungsart Gottes, moralische Wahrheiten durch solche desperate Kur zu erhalten, zumal er selbst im 44sten §. bekennt, daß bey der folgenden, Generation der Begriff eines einigen Gottes eben so wenig in seiner Reinigkeit geblieben, mithin eben derselbe Grund eine ähnliche Operation hätte nothwendig machen müssen. Nach §. 50 war die Beschneidung, bey Abrahams Familie, ein Haken, an dem das Reellere fest gehangen werden sollte. (Solche Religionshaken hatten andere Völker auch, die Weisen hiengen Wahrheiten dran, der große Haufe nicht.) Die Opfer hält der Verf. für schickliche, angemessene Zeichen der Dependenz, und geht die Anarchie und drauf folgende Monarchie der Israeliten durch, um die Erreichung göttlicher Endzwecke nachzuweisen. Bey der mosaischen Religion kömmt der Verf. §. 89 auf die Wunderthäter, und meynt, daß nur diese, bey zunehmender Barbarey, hätten Wirkung thun können (Barbarey und Wunder hielten auch bey den Egyptern gleichen Schritt.) Wie der Verf. §. 90 die Propheten schlechthin von den Wunderthätern unterscheiden wolle, sehen wir nicht ab, eben so wenig, wie er sich wundern könne, daß die Theologen dem Fortschritt

israelit-

iſraelitiſcher Religion durch David und die Propheten hätten übersehen können. (Wer hat ſich deſſen ſchuldig gemacht? Der Verf. iſt ſelbſt lange noch nicht tief genug in jüdiſche Litteratur und Theologie eingedrungen, wie die ganze Abhandlung verräth. Es laſſen ſich viel mehrere Epoquen unterſcheiden, als er angiebt. Obgleich die Sprache Moſes verſchieden iſt von Davids und anderer Dichter, ſo kann man ſie doch gewiſſermaaßen zuſammennehmen. Eine weit wichtigere Epoque iſt der griechiſchen Juden nach dem Exil, die die Philoſophie der Chaldäer und Perſer, und in der Folge der Griechen nützten.) Nachdem nun der Verf. die Gottesweisheit in allen Revolutionen der iſraelitiſchen Verfaſſung beleuchtet: ſo kömmt er auf die allgemeine Chriſtenreligion §. 116. Zuerſt beſtimmt er die Perſon Jeſu, er ſey mehr als Menſch geweſen, habe ſchon vor dem irdiſchen Leben mit Bewußtſeyn und Thätigkeit auf einem andern und weitern Schauplatze geſtanden, alſo: ein höheres Menſchgewordenes Weſen. Eines Philoſophen Seele in eines Tollhäuslers Körper verſetzt, werde eine Tollhäuslers Seele; eine Menſchenſeele in einen Auſterkörper verſetzt, werde eine Auſterſeele; und ſo ſey der erſte endliche Geiſt, in einen Menſchenkörper verſetzt, eine Menſchenſeele worden. (Iſt ſolche Vertauſchung in der Geiſter- und Körperwelt denkbar? wo iſt dazu Analogie und Grund? worinn beſteht ihr Nutzen, da der höchſte Geiſt im Menſchenkörper doch nichts mehr, und nichts weniger, als Menſchenſeele werden kann? Wer nun mit ſolchen wunderlichen Hypotheſen erklären will, erkläret nichts). Von §. 118 verwickelt ſich der Verf. in mancherley Hypotheſenkram, das er als Grundwahrheit vorausſetzt. Wozu gehört, daß die Welt die Vollkommenheit, fortdauern zu können, nicht ohne Eingreifen Gottes erlangen können, worüber er ſich kurz vorher noch reiflich bedachte. Damit verbindet er den Lehrſatz, daß Gott ſich mit dem erſten erſchaffenen Weſen ſelbſt verbunden, zur Kraft- und Thatvereinigung, und ſo ſey der Gott geweſen, durch den Gott alles gethan. (Alſo ein förmlich gemachter Gott, drey verſchiedene Kräfte in ihm: Gottes; des höchſten erſchaffenen Geiſtes; und des Menſchenkörpers; ein zuſammengeſetztes Individuum.) Die folgenden Paragraphen lehren, wie die Einbildungskraft auch dergleichen Hypotheſen mit einem warmen Religionsgefühl bearbeiten könne. §. 129 wollte Gott die Menſchenſtaffel in der Weſenleiter nicht leer laſſen, und doch konnte dies Geſchlecht nur durch außerordentliche

Mitwirkung in Ordnung zur Glückſeligkeit erhalten werden, daher veranſtaltete Gott ſelbſt, durch ſich, dieſe Menſchenerhebung. (Durch dieſe Erhebung ſtieg aber nun das Menſchengeſchlecht über die Staffel hinweg, die, nach der Hypotheſe, nicht leer ſeyn ſollte. Die Erhebung ſelbſt machte ſie leer.) Daß Jeſus Menſch geworden, gelitten, geſtorben, um uns mit Gott zu verſöhnen, das nennt der Verf. Gottesläſſerung, weil uns Gott je und je geliebt. (Es kömmt ja zuvörderſt auf den Begriff der Verſöhnung an.) Auch den Beſetzen Gottes ſollte Jeſus nicht blos ein Genüge thun. (Ueberlich ſollen alle Kreaturen, ſoviel an ihnen iſt, das thun.) Auch wollte Gott an Jeſu nicht etwa zeigen, wie er Sünder beſtrafe, denn dazu hätte er den erſten den beſten Verbrecher nehmen können. Sondern der Hauptgedanke des Verf. §. 138 iſt, daß Jeſus durch alle ſeine Handlungen und Leiden hat ſollen fähig gemacht werden, der Führer der Menſchen zu ſeyn. (Gott aber war, nach der Hypotheſe, in Jeſu, bedarf es der Fähigmachung? Iſt Gott auch nicht Führer der Menſchen genug?) Die Menſchen aber ſollten durch dieſe Sinnlichkeiten gereizet werden, ſich ſeiner Führung zu überlaſſen. Dieſen Hauptſatz ſucht nun der Verf. mit vielen Exklamationen zu empfehlen, worunter auch unſchickliche mit unterlaufen, z. E. „Du, ein Gott, der dulden und ſterben „konnte, haſt dich in alle Strudel der Menſchennoth, von de„nen Sterbliche zurückgrauen, ſelbſt hinein geworfen.“ — Auch paſſiren weibliche Widerſprüche. Bald iſt Jeſus §. 136 das Erſte der erſchaffenen Weſen; dann wieder §. 144. der, welcher Gott ähnliche Herrlichkeit hatte, ehe die Welt geſchaffen war. Von den angeführten Sprüchen paſſen einige auch nicht recht in des Verf. Syſtem. Joh. 3, 16 müßte nun heißen: „Alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ſich „in ſeinem eingebohrnen Sohn gab.“ Die Auferſtehung Jeſu hält der Verf. für eine unerhebliche Lehre, weil es uns gleich viel ſeyn könnte, ob Jeſus einen Erdenkörper wieder angenommen, oder nicht. Uebrigens werde die chriſtliche Religion nie eine allgemeine Lehre auf dem ganzen Erdboden werden, weil Wahrheit ſich in ihrer Lauterkeit niemals bey einem ganzen Volke erhalten könne, auch ſetzte die chriſtliche Religion Aufklärung voraus, wo ſich dieſe nicht findet, oder vergeht, da ſey es Weisheit Gottes, durch abergläubiſche Sinnlichkeit und Hierarchie doch einige gute Wirkungen zu veranſtalten. Die Ewigkeit werde uns überzeugen, daß durch die Gräuel des

Aber-

Aberglaubens gröſsere Gräuel verhütet worden. Durch ausschweifende Sinnlichkeit, die man dieſer Lehre angehängt, ſey ſie dem Nationalcharakter mancher Völker näher gebracht worden, ſelbſt der arabiſche Prophet habe ſie nur umgemodelt.

Das letzte Gleichniß vom Findelhauſe taugt nicht viel, auch ſehen wir nicht ab, was Gleim mit dem Buche ſoll. Der Verf. ſchreibt Iſchahjahu, Jirmjahu, Mosheh, Schlomoh, würde auch viel angenehmer zu leſen ſeyn, wenn er weniger ſchwülſtig und affektirt geſchrieben hätte. Die Wahrheit empfiehlt ſich am beſten in einem leichten, natürlichen, ſanft hinfließenden Kleide. Die Lehrſätze ſind nächſtdem viel zu wenig überdacht. Man fühlet es recht, wie ſehr es dem Verf. an Bekanntſchaft mit dem Genius der jüdiſchen Literatur fehlet, und wie wenig er ſolche Schriften geleſen, die zur richtigen Erklärung der Dogmen des neuen Teſtaments beytragen. Er wird, wenn er einmal gründlicher ſtudirt, gewiß manches zurücknehmen.

Ueber Pabſtthum und katholiſche Kleriſey. Fragmente. 1783. In 8. 212 Seiten.

Was der Verf. mit dem Worte Fragmente ſagen wollen, ſehen wir nicht ab. Sein Buch iſt eine aneinanderhängende vollſtändige Erzählung der Lehren und Verordnungen der päbſtlichen Kirche, nebſt Bemerkung alles Unweſens, der dieſer Religionspartey mit Recht ſchuld gegeben werden kann. Es iſt nichts übertrieben, nichts im falſchen Lichte vorgeſtellt, keine Lehre erdichtet, wie ſonſt wohl von Perſonen zu geſchehen pfleget, die von dieſer Kirche abgetreten ſind, auch hat der Verf. ſoviel wir abſehen, nicht mit gehäſſigem Gemüthe geſchrieben. Ueberzeugung und Drang des Gewiſſens waren die Urſache von der Veränderung, die ihm Amt, Brodt, Bequemlichkeit, Vaterland, Familie, und jedes Glück des Lebens nahm. Er ſchreibt alſo auch als ein Mann, bey dem die Ruhe der Seele alles gilt. Seine Sachen ſind freylich nicht neu, auch iſt der Styl etwas ſchwerfällig, und die Schreibart unkorrekt, doch verſprechen wir den Leſern, die von den erſten chriſtlichen Zeiten, Urſprunge der päbſtlichen Gewalt, den Concilien, Dekreten, Traditionen, falſchen Wundern, Bilder- und Heiligendienſt, katholiſchen Sakramenten und Fratzen, Meßopfer,

Fegfeuer, Verfolgung und Inquiſition, Ohrenbeichte und Banne Nachricht wiſſen wollen, daß ſie ſelbige hier mit Vergnügen leſen können. Die Gründe, die den Verf. bewogen, zur lutheriſchen Religion überzutreten, hat er in der Vorrede auf eine leſenswürdige Art vorgetragen, er wollte kein Heuchler, kein Verführer ſeyn.

Bm.

A. J. Rouſtans, Predigers an der ſchweizeriſchen Kirche in London, Briefe zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion. Neue Ueberſetzung mit einigen Anmerkungen von D. Ernſt Jacob Danovius. Halle, bey Gebauer. 1783. 1 Alph. 5 Bogen in 8. das angehängte Leben Danovs mit eingerechnet, welches für ſich allein 6 Bogen beträgt.

Ueber den Inhalt und Werth dieſer Briefe dürfen wir hier nichts ſagen, da die erſtere Ueberſetzung derſelben, welche in den Jahren 1768 und 1771 zu Baſel erſchien, und den Hrn. Grynäus zum Urheber hatte, bereits in unſrer Bibl. angezeigt und empfohlen worden iſt. (ſ. Anhang zu den erſten 12 Bänden der Bibl. 1ſte Abth. S. 527. ingleichen Bibl. XXI Band S. 481). Hier erhalten wir nun eine neue Verdeutſchung derſelben, welche noch von dem ſel. Danov kurz vor ſeinem tragiſchen Ausgang aus der Welt veranſtaltet worden iſt. Sie iſt zwar eigentlich von einem jungen Gelehrten zu Jena verfertigt, aber doch von ihm durchgeſehen und verbeſſert worden. In der That hat ſie auch vor jener Baſelſchen manche Vorzüge; ſowohl und vornehmlich wegen der reinern und fließendern Schreibart, als auch wegen des wohlfeilern Preiſes. Hierzu kommen nun noch einige ganz neue Anmerkungen des ſel. Danovs, welche jedoch bald durch ſeinen darauf erfolgten Tod unterbrochen, und nur bis zum Anfang des ſiebenten Bogens fortgeſetzt wurden. Hr. Prof. Schütz hat hernach die weitere Ausgabe dieſes Werks beſorget, ohne jedoch neue Anmerkungen beyzufügen. Die Ueberſetzung hat auch hierdurch unſers Erachtens ſo ſehr viel nicht verlohren; indem das Buch auch ohne dieſelben immer leſenswerth bleibt. Und

das

das, was wir etwa um der Bedürfnisse unsers Zeitalters willen noch hineinwünschten, konnte doch nicht füglich in zerstreuete Anmerkungen gebracht, wenigstens hier nicht gründlich ausgeführt, und in einem recht gefälligen Kleide dargestellt werden. Die auf dem ersten Bogen befindlichen Danovischen Anmerkungen bestätigen dies unser Urtheil, ob sie wohl sonst manche gute und gelehrte Erläuterungen und Zusätze enthalten.

Wir könnten hier unsere Anzeige schließen, wenn wir nicht noch ein paar Worte über das vom Hrn. Prof. Schütz beygefügte Leben des sel. Danovs zu sagen hätten. Warum dasselbe gerade hieher gebracht worden ist, wissen wir nicht. Manchem Leser der Roustanschen Briefe ist vielleicht weniger an dieser Beylage gelegen; da hingegen andern mehr damit gedienet seyn würde, wenn sie dieselbe besonders gedruckt haben könnten. Es ist doch viel gefodert, wenn die letztern blos um 5 bis 6 Bogen willen das ganze Buch kaufen sollen. Gegen die Lebensbeschreibung selbst haben wir übrigens nichts erhebliches zu erinnern. Hr. Prof. Schütz versichert, daß er den Charakter des sel. Mannes, ob derselbe gleich sein Schwager war, mit aller Unpartheylichkeit geschildert, und besonders die traurige Geschichte seines Todes der Wahrheit gemäß erzählt habe. Wir haben auch nichts gefunden, was uns diese Versicherung verdächtig machen könnte. Er giebt es zu, daß Danov Fehler gehabt habe; ja er zeigt sie uns selbst an, z. E. seine Heftigkeit, viel Selbstgefälligkeit, und eine Anlage zum Stolz und Eigensinn, Zurückhaltung im Umgange mit andern u. s. f. Auch gesteht er, daß derselbe nicht zu den Theologen erster Größe gehöre, daß es ihm an manchen dazu gehörigen Kenntnissen gefehlt habe, daß er auch die Gabe nicht gehabt, sich in Schriften so gut auszudrücken, als er es im mündlichen Vortrage habe thun können. Er schrieb ungern Briefe, und die, welche er schrieb, waren steif und gekünstelt. Noch sauerer aber wurde es ihm, gelehrte schriftliche Ausarbeitungen zu machen. Mit einer übertriebnen Aengstlichkeit änderte und feilte er daran; welches sogar während des Drucks seiner Handschriften fortgesetzt wurde. Daher brauchte er sehr viel Zeit zu seinen schriftstellerischen Arbeiten. Ein Programm beschäftigte ihn vierzehn Tage und drüber; und an seinem Lehrbuche der Dogmatik wurde gar sechs bis sieben Jahre gedruckt. Außerdem hatte er einen starken Hang zum Spekuliren. Er hatte sich z. E. schon seit einigen Jahren mit Untersuchungen über die in der Bibel so oft vorkommende Zahl 40 beschäftigt.

Und nun wollte er gerade in diesem Osterprogramm, an welchem er den Tag vor seinem Tode zu arbeiten anfieng, seine Entdeckungen in dieser Materie dem Publikum mittheilen. Natürlicher Weise mußte eine so lange fortgesetzte und zu weit getriebene Spekulation seinen Geist äußerst angreifen, und die hypochondrische Laune vermehren. Da ihm nun noch dazu die schriftliche Entwickelung seiner Gedanken so schwer wurde; da er diese seine Unfähigkeit, und vielleicht die ganze drückende Würde seines Amtes, bey dieser Gelegenheit aufs neue sehr lebhaft empfand; so ist es wohl sehr begreiflich, daß sich Unwille und Unzufriedenheit seiner Seele bemeistern konnten. Und daß sich dann mit solchen Empfindungen ein Ueberdruß des Lebens, eine Sehnsucht nach dem Tode sehr leicht verbinden könne, lehrt die Erfahrung jeden, der sich selbst in ähnlichen unangenehmen Lagen befindet. Aber daraus allein läßt sich die unnatürliche Entschließung zur gewaltsamen Abkürzung des Lebens noch nicht herleiten, sondern nur erläutern. Das ganze Verhalten Donovs am Abend vor seinem Ende beweiset es zur Gnüge, daß er mit solchem Vorhaben noch nicht schwanger gegangen sey. Es ließe sich solches auch schlechterdings nicht mit seinen guten Einsichten, richtigen Grundsätzen und seiner bekannten Rechtschaffenheit zusammenreimen. Vielmehr mußte eine physikalische Ursache in der Beschaffenheit des Körpers, eine gewisse plötzlich vermehrte Unordnung in der Maschine dazu kommen, und der schon äußerst ermatteten und verstimmten Seele einen solchen Druck geben, daß sie die Kraft, nach freyer Ueberlegung zu handeln, verlor. Der Ueberdruß des Lebens stieg nun schnell bis zum höchsten Grade. Alle andere Empfindungen wurden dadurch unterdrückt; bloß das Andenken an seine Gattin blieb noch so lebhaft, daß er flüchtig seinen letzten Willen in Absicht ihrer auf einem Zettel entwerfen konnte. Von solcher schrecklichen Empfindung bestürmt, faßte er den Entschluß, sich sein Leben gewaltsam zu nehmen, und da sich ihm unglücklicherweise kein äußerliches Hinderniß in den Weg legte, so vollzog er ihn auf der Stelle. — So denkt sich Recensent ungefähr den Gang der Sache; und hierinnen wird er durch die Erzählung des Herrn Prof. Schütz, und durch den angehängten Sectionsbericht des Hrn. Hofr. Loders bestärket. Beyde scheinen diese Begebenheit von eben der Seite zu betrachten. Der Raum erlaubt es übrigens hier nicht, manche psychologische und moralische Folgerungen aus derselben herzuleiten, welche bey Beurtheilung des Selbstmords

billig

billig mehr beherziget werden sollten. Denn der liebloſen und kurzſichtigen Leute, welche über ſolche Fälle bloß nach ihrem übel verſtandenen Katechismus, oder gar nach ihrem böſen Herzen urtheilen, giebt es noch viele; und es hat, wie Hr. Prof. Schütz meldet, auch bey Danows Tode nicht an dergleichen Richtern gefehlt.

Jw.

Gottesverehrungen gehalten im Betſaale des Deſſauiſchen Philanthropins, von Chriſtian Gotthilf Salzmann. Zweyte Sammlung. Deſſau, 1782. Zu finden in der philanthropiniſchen Buchhandlung, und in Commiſſion bey S. L. Cruſius in Leipzig. 222 Seiten, nebſt XXXII Seiten Vorrede. Dritte Sammlung. 1782. 252 Seiten. Vierte Sammlung. 1783. 240 Seiten, und XII S. Vorrede.

Unſern Leſern ſind die Salzmanniſchen Gottesverehrungen nach ihrer äußerlichen liturgiſchen Einrichtung und ihrem innerlichen Werthe ſchon aus der Nachricht, die wir LI. 2. S. 382 von der erſten Sammlung gegeben haben, bekannt. Alles, was dort zu ihrem Lobe geſagt worden, gilt auch von dieſen Sammlungen. Man kann ſie in der That nicht genug rühmen. Der Verf. mag den Stoff ſeiner Betrachtungen, deren nun zuſammen zwey und funfzig in allen vier Sammlungen ſind, aus den Werken Gottes in der Natur, oder aus ſeinen Wohlthaten durch Chriſtum hernehmen; er mag eine Verheißung, oder ein Gebot des Evangeliums einſchärfen, er weiß mit der ihm eigenen Popularität des Vortrages jede Religionswahrheit dem Verſtande ſeiner Zuhörer; einleuchtend und dem Gewiſſen fühlbar zu machen. Stets faßt er ſie von der Seite, von welcher ſie dem Herzen jedes überlegenden Menſchen, inſonderheit jedes bedachtſamen Jünglings, der ſein wahres Glücke ſucht, liebenswürdig und ſchätzenswerth werden muß. Die Vorſtellungen, durch welche Hr. S. die Gemüther zu Gott und zu Jeſu zu ziehen ſuchet, ſind immer ſo innig, auf eine ſo natürliche und ungekünſtelte Art eindringend, daß eine nicht ganz verwahrloſete Seele ge-

wiß dadurch muß gerührt und zum Nachdenken gebracht werden. Das Christenthum würde zuverläßig bey der heranwachsenden Jugend mehr wirken, wenn es ihr von frühen Jahren an so unverhüllt und offen, ohne Beymischung unverständlicher Lehrmeynungen und menschlichen Irrwahns von dem Religionslehrer vorgetragen würde. Rec. wünschte deshalb, daß diese Gottesverehrungen ein Andachtsbuch in recht vielen christlichen Häusern seyn möchten. Privatlehrer sollten sie mit ihren Zöglingen, Eltern mit ihren Kindern gemeinschaftlich in einer der Andacht gewidmeten halben Stunde lesen und wiederlesen. Ich wollte wohl gut dafür seyn, daß die Köpfe der jungen Leute dadurch mit reiner Gotteserkenntniß würden erfüllt, und ihre Herzen zu wahren Religionsempfindungen, welche in Kraft und Thätigkeit übergehen, gewöhnt werden. — Es wäre überflüßig, den Inhalt einer jeden einzelnen Betrachtung herzusetzen. Die meisten Vorträge sind über einzelne Aussprüche Jesu in seinen Reden Matth. 5. 6. 7. 9. 10. 11. 16. 17. 18. gehalten. Der Verf. hat es sich dabey hauptsächlich zur Absicht gemacht, daß er immer zeigt, wie durch Befolgung der Lehre Jesu die Frucht seiner Erlösung auch schon in diesem Leben sichtbar wird, indem sie einen großen Theil des menschlichen Elendes entfernt, und bey unsern Geschäfften, Vergnügungen, und Leiden die seligste Wirkung hervorbringt. Rec. will sich auch nicht mit Abschreiben einer und der andern Stelle daraus aufhalten. Man muß sie ganz lesen, und wer sie lieset, wird sich unter andern über die Wahl der ausgesuchtesten Strophen aus geistlichen Liedern freuen, welche Hr. Salzmann zum Anfange, oder etlichemal in der Mitte und am Schlusse der Rede die Gemeine singen läßt.

Wir dürfen hier nicht wiederhohlen, wie sehr wir den vorgeschlagenen Liturgie des Verf. Beyfall geben. Er hat vollkommen Recht, die protestantische Kirche hätte, um dem öffentlichen Gottesdienst mehr Würde, Anzüglichkeit und Nützlichkeit zu geben, in unsern Tagen kein größeres Bedürfniß, als ihre Liturgie zu verbessern. Das Leiden eines einsichtsvollen und rechtschaffenen Geistlichen, dem die gute Sache einer vernünftigen geistvollen Andacht bey unsern öffentlichen Gottesverehrungen am Herzen liegt, und der gleichwohl die Fesseln der bisherigen Liturgie wider seine Neigung nothgedrungen tragen muß, wenn er sich nicht der Verläumdung, oder gar Verfolgung, wenigstens doch dem Mißtrauen wider ihn erregenden Verdachte der Ketzerey aussetzen will, ist in der That

so

so groß und empfindlich, als es Hr. S. in der Vorrede zur zweyten Sammlung vorstellt. Auch das hat seine Richtigkeit, was er ebendaselbst über die Abneigung vieler Gemeinglieder gegen die Religion, und über die Uneinigkeit der verschiedenen Kirchenpartheyen sagt. Der Weg, den er den Geistlichen zur Abhelfung dieser Uebel zu gehen rathet, wäre der sicherste und wohl werth, daß alle ihn einschlügen. Wir müssen diese, wie die Vorrede zur vierten Sammlung, zum eigenen Nachlesen empfehlen. In der letztern zeigt Hr. S., wie es möglich zu machen wäre, daß eine Liturgie von der Art, wie die Seinige, auch in große Gemeinen eingeführet würde. — An der Möglichkeit zweifelt Rec. nicht. Aber am Ende kommen wir doch wieder auf die alte Bemerkung zurück. Wenn nicht erleuchtete Consistorien mit Genehmhaltung und unter Autorität ihrer Landesherren, welche das ohnstreitige Recht Liturgieen anzuordnen haben, die Sache treiben: so wird, wie sehnlich es auch immer zu wünschen wäre, noch lange nichts daraus, doch wollen wir hoffen, daß es mit der Zeit dazu kommen wird.

Br.

Das wahre Reich Gottes schriftmäßig untersucht von M. Johann August Weise, Pfarrern zu Ebersgrün, Wolffshayn und Schönbrun im Vogtlande. Erster Theil. Leipzig und Schleiz bey Mauken, 1783. gr. 8. 1 Alph.

Die ganze Sache, die der Verf. so ernstlich in diesem ersten Theil bearbeitet, betrifft die Bedeutung der Worte: Reich Gottes, Himmelreich, Reich des Messias. Er will durchaus behaupten, daß diese Worte in den Propheten, in den Predigten Jesu, und in den Schriften der Apostel nie etwas anders bedeuten, als die Beglückung der Gerechten in jenem Leben, oder das Reich der Herrlichkeit. Von einem Gnadenreich, von einem Reich Jesu auf Erden, will der Verf. gar nichts wissen. Man muß sich wundern, wie eine Idee, die man sich einmal recht fest eingedrücket hat, auch wahrheitsforschenden Gelehrten die Augen so blenden könne, daß sie auch das, was ganz offenbar da liegt, nicht sehen. Wenn Christus sagt, ändert euren Sinn, das Reich Gottes ist nahe herbeygekommen: ist

dieſes Reich nicht offenbar das Gnadenreich Chriſti auf Erden? In den vielen Gleichniſſen vom Himmelreich redet Chriſtus offenbar von ſeiner Kirche auf Erden. Wächſet im Himmel unter dem Waizen Unkraut, welches die Engel ſammeln, und ins Feuer werfen müſſen? Iſt im Himmel ein neidiſcher Arbeiter, der darum ſcheel ſieht, daß Gott ſo gutig iſt? Iſt im Himmel der Gaſt, der kein Hochzeitkleid an hat, der an Händen und Füßen gebunden in die äußerſte Finſterniß geworfen wird?

Predigten eines Menſchenfreundes für Bürger von J. C. T. Spörl. Lemgo, bey Meier. 1783. gr. 8. 1 Alph. 2 Bogen.

Der Titel iſt auffallend. Predigten eines Menſchenfreundes! Vergeblich ſuchte ich die Urſache dieſes Titels in der Vorrede; und aus den Predigten ſelbſt können wir nicht abſehen, was er ſagen will. Glaubt etwa der Verf. mehr Menſchenfreund zu ſeyn als andre Prediger?

Der Inhalt der Predigten iſt moraliſch, der Ausdruck mehrentheils leicht: doch finden ſich hier und dort Wörter, welche dem gemeinen Bürger unbekannt ſind. Sollten wohl die erſten Chriſten deswegen die Feyer des ſiebenden Tages auf den erſten verlegt haben, um ſich von den Juden zu unterſcheiden, und zum Andenken der angefangenen Schöpfung, der vollendeten Erlöſung und Ausgießung des heiligen Geiſtes, wie der Verf. meynet, S. 293? Sollte es nicht vielmehr aus Freude über der Auferſtehung Jeſu geſchehen ſeyn? Ueberdem war es wohl der Freytag, an welchem unſer Heiland ſelbſt ſprach, es iſt vollbracht; und die Ausgießung des heiligen Geiſtes geſchahe am erſten Pfingſttage, welcher unſtreitig bey den Juden auf den Sabbath fiel. Der Verf. ſcheint ſich zuweilen zu übereilen, er ſagt auch S. 321 David, um ein Ehebrecher zu werden, wurde zuerſt ein Meuchelmörder. Grade umgekehrt.

Johann Chriſtian Baums, Predigers bey der Ev. luth. Gemeinde der Stadt und Grafſchaft Kulenberg in den Vereinigten Niederlanden, Verſuch über

über das Nationalreich Christi. Aus dem Holländischen übersetzt von Franz Georg Christoph Rütz, hochdeutschem Prediger bey der Ev. Luth. Gemeinde im Haag. Göttingen, bey Boßigel. 1783. gr. 8. 1 Alph. 13 Bogen.

Durch das Nationalreich Christi versteht der Verf. das ganze Volk Israel nach seinen zwölf Stämmen, und das Land Palästina in seiner ganzen Ausdehnung, so weit es Gott ihnen jemals verheissen hatte. Er glaubt, daß wie vormals das Volk Israel unter einer Theokratie gestanden, dieses Volk itzt unter der besondern Regierung des Messias stehe. Die Christokratie sey angegangen nach der Himmelfahrt unsers Erlösers, durch die Römer habe er sie wegen ihres Ungehorsams abgestraft, und diese Strafe daure noch itzt während ihrer Zerstreuung. Das Volk Israel werde aber den Messias erkennen, annehmen, in Palästina wieder versammelt werden, und unter seiner ganz besondern Regierung einen blühenden Staat bis ans Ende der Welt ausmachen. Der Grund, worauf der Verf. seine Meynung bauet, sind manche Ausdrücke im A. und N. Testamente vom Reiche des Messias, aus welchen ein unbefangener Leser nach seiner Meynung ein weltliches Reich erwarten kann und muß.

So neu diese Meynung ist, so unschuldig ist sie, ganz unanstößig und von dem tausendjährigen Reiche ganz verschieden. Es scheinet auch, daß der Ritter Michaelis dieser Meynung geneigt sey. Er sagt in seiner Dogmatik: „Es finden sich im „alten und neuen Testamente einige Oerter, welche eine besondere Art des Reichs Christi anzuzeigen scheinen. — — — „Es ist also, wenn die Israeliten einst in Palästina zurückgeführet werden sollen, eine solche Christokratie zu erwarten; „wie sie vormals unter einer Theokratie gestanden sind.“

Wir können uns in eine umständliche Untersuchung nicht einlassen: doch scheinen uns die Gründe des Verf. nicht hinlänglich zu seyn. Ein Königreich ist eine große Gesellschaft, die unter dem Schutz eines Monarchen und durch seine gute Ordnungen ruhig und glücklich lebt. Die ganze Christenheit wird durch die Lehre Jesu nicht nur zur ewigen Glückseeligkeit geführet; sondern sie genießet auch durch die richtigen und weisen Grundgesetze ihres Oberhaupts vorzüglich vor andern Völkern

kern ſchon hier der Ruhe und Sicherheit. Wer die Welt kennet, wird wiſſen, daß unter den Nationen, die nicht Chriſten ſind, weit mehr Grauſamkeit der Regenten, weit mehr Druck und Härte ihrer Miniſter gegen die Unterthanen, und daher mehr Unruhe und Aufruhr gefunden werde. Auch die Polizey iſt weit ſchlechter beſtellt. Ein Menſchenfreund lieſet mit Schaudern, daß der Mißwachs eines einzigen Jahres einen ſolchen Mangel verurſacht, daß in volkreichen Städten der vierte Theil der Einwohner durch Hunger elendiglich umkömmt. Wie glücklich ſind daher die Unterthanen Chriſti? Unter ſeinem Schutze, durch ſeine heilſamen Geſetze, leben ſie weit ruhiger, ſicherer, und glücklicher ſchon in dieſer Welt. Sie machen zuſammen, ſo ſehr ſie auch in verſchiedene Völkerſchaften getheilt ſind, ein großes und wahres Reich aus, weil ſie alle nach den Grundgeſetzen eines einzigen Herrn regieret werden. Der Meſſias iſt alſo im beſten Verſtande ein König, und ſein Königreich erſtrecket ſich von einem Ende der Welt bis zum andern.

Die Ausdrücke in der Schrift von dem Reiche des Meſſias können alſo mit völligem Recht auf dies große Reich Chriſti, welches der Verf. mit uns erkennet, gedeutet werden. Wenn wir dieſe Verheißungen von dem Nationalreich über Iſrael auslegen wollten: ſo würden wenig Weiſſagungen für das allgemeine Reich Jeſu, welches doch von weit größerer Wichtigkeit iſt, als das Nationalreich Iſraels, übrig bleiben.

Die Iſraeliten, die ſich in den erſten Jahrhunderten zu vielen Tauſenden zur Lehre des Meſſias bekannten, haben ſich mit den andern Chriſten aus allen Völkern ſo vermiſchet, daß kein Sohn Abrahams ſeine Abſtammung mehr erkennet. Sie müſſen nothwendig bis ans Ende der Welt mit den Völkern, unter denen ſie itzt wohnen, vermiſcht bleiben. Warum ſollten die Iſraeliten, die den Meſſias ſpäter erkennen, ein ſo hohes Vorrecht vor den Iſraeliten und allen andern Nationen haben, welche ihn eher erkannt, ihm eher gehuldiget haben, und ſeine alte Unterthanen ſind? Alle Völker haben ein gleiches Recht an Gott und an den Meſſias. Die Urſache, warum vormals Gott Iſrael von allen Nationen abgeſondert hatte, iſt ſchon längſt völlig weggefallen, nachdem die Erkenntniß des wahren Gottes auf dem ganzen Erdboden ausgebreitet iſt.

Der

Der Prediger an dem Krankenbette seiner Zuhörer, oder Regeln und Muster für angehende Geistliche zu einer gesegneten Führung ihres Amts. Christian Wilhelm Oemler, Fürstl. Sächs. Weimar- und Eisenach. Konsistorialrath. — Fünfter und letzter Theil. Jena, bey Crökers Wittwe 1783. gr. 8. 3 Alph.

Es ist viel Gutes und Nützliches, nicht nur für angehende Prediger, sondern auch für manche, die schon lange im Amte gestanden sind, auch in diesem Theile enthalten. Keine Lektür ist einem Prediger so wichtig, als die, die ihm zur Treue in seinem Amte erwecklich und beförderlich ist.

Rf.

Sammlung einiger Predigten, grösstentheils bey besondern Gelegenheiten gehalten von D. Wund, Pfarrer und Inspector zu Kreutznach. Heidelberg, bey Pfähler 1784. 18 Bogen in 8.

Es sind vierzehn geistliche Reden, deren einige z. B. die letzte, bey der Trauung des Hrn. Prof Jung, nur ganz kurz sind. Alle aber unterscheiden sich vortheilhaft von den Predigten gemeinen Schlages. Man findet da weder jene steife Auseinandersetzung dogmatischer Spitzfindigkeiten, noch eine ängstliche, kalte, homiletische Bearbeitung, sondern practische Darstellung christlich-moralischer Wahrheiten, mit Wärme und in einer guten Sprache vorgetragen, und besonders in den ersten vier Reden sehr lebhafte Bilder zu Erweckung des Interesse und zu Unterstützung der Lehre.

G.

Wöchentliche Beyträge zur Beförderung der ächten Gottseligkeit. Neuntes Bändchen. Leipzig bey Crusius. 1783. 12 Bogen in 8.

Wir

Wir bedauren, so oft wir ein neues Bändchen von diesen Beyträgen in die Hände bekommen, den Sammler und Verfasser; indem ihm nun einmal der Gesichtspunkt durch Vorurtheil und Gefühl so verrückt worden, daß er auch in den deutlichsten Schriftstellen nur seine schwärmerische Bekehrungsmethode, und kein anderes Band zwischen uns und dem Erlöser, als seine mystische Vereinigung, antreffen kann. Uns noch mehr jammern uns seine arme Leser, die freylich durch dies aus vielen alten und neuen Schriftstellern zusammengesammletes fromm scheinendes Geschwätz in ihren fanatischen Meynungen gestärkt, oder zur Annehmung derselben verleitet, nicht aber recht gründlich gebessert werden können. Uebrigens halten wir es der Mühe nicht werth, aus diesem Bande etwas Besonderes auszuheben, da solches schon bey Beurtheilung der vorigen geschehen ist.

Jm.

Beyträge zur Beförderung der nähern Vereinigung mit Gott für gläubige Seelen, aus den nachgebliebenen Schriften des Nic. Casp. de Roy. Altona 1784. Helmann. in 8. 600 Seiten.

Der Geist des Thomas a Kempis ruhet zweifältig auf diesem Buche.

Unterricht in der christlichen Religion, von Johann Gottf. Henrici, Pastor — zu Goslar. Göttingen, Dietrichsche Handlung. 1782. 8.

Der theoretische Theil ist sehr mittelmäßig, der praktische aber verdient unsern ganzen Beyfall.

Die Lehre Jesu und einiger seiner Schüler für Kinder und Kinderfreunde, von A. M. F. Gruß, Prediger — Berlin, bey Stahlbaum. 1783. in 8. 104 Seiten.

Der

Der Verf. hat mit Zuziehung der Bahrdtschen Uebersetzung einige Kapitel aus den Evangelisten und den Briefen der Apostel oft unrichtig paraphrasirt, wozu, wissen wir nicht, er meynet für Kinder und Kinderfreunde.

Herrmann Heimart Cludius, Pastors — in Hildesheim, Betrachtungen über die gesammte Lehre der Religion. 1ster Th. 1 Alph. 2 Bog. 2ter Th. 1 Alph. 7 B. 8. Bremen, bey Förster, 1783.

Diese Schrift soll gewissermaßen zum Nachlesen beym Unterricht für Standespersonen dienen, obgleich Hülfsmittel genug zu dem Behufe vorhanden sind, wenn sie gleich nicht unmittelbare Richtung darauf haben. Der Verf. hat indessen viel gute Sachen zusammengetragen, die immer nützlich seyn können, es aber noch mehr seyn würden, wenn die Deklamation darinn nicht so häufig wäre, und die Beweise mehrere Richtigkeit hätten. Z. B. er will zeigen, was das Gewissen sey, steift sich aber dabey zu sehr auf das innere sogenannte moralische Gefühl, und erklärt das Gewissen für das Resultat aus dem Bemerkungs- Vergleichungs- und Vorhersehungsvermögen, ohne jedoch ein Werk der Erziehung zu seyn. Moralisches Gefühl setzt aber offenbar subjektivische Erkenntniß von Gott und von den Pflichten voraus, die beobachtet werden sollen, die aber in der Seele erst durch Erziehung und Unterricht erweckt werden muß. Fehlen diese äußern Umstände, die das Vermögen zu bemerken und zu vergleichen rege machen, so findet auch kein Gewissen statt. Gewissen ist daher ein relativer Ausdruck nach der verschiedenen subjektiven Möglichkeit und Empfänglichkeit der zu erlangenden Begriffe.

Es ist auch noch etwas zu viel Dogmatik darinn. Was ist christliche Religion anders, als reine natürliche Religion unter dem Ansehen göttlicher Offenbarung? Aus diesem Gesichtspunkte sollte sie lediglich dem gebildeten Theil des Volks dargestellet werden, dann müßte aber auch das alles sorgfältig vermieden werden, was außerhalb dieses Gesichtspunkts liegt, und was Herabwürdigung der Religion selbst veranlassen könnte, wenn bey zunehmenden Jahren dogmatische Theorien schwankend befunden werden: denn was in jüngern Jahren zuviel geglaubet wird, das wird gewöhnlich nachher

zu wenig geglaubet. Daher so oft Irreligion und Lasterhaftigkeit.

Ueber Person, Amt, und Würde Jesu. Berlin, bey Maurer. 1783. 8. 8½ B.

Ist das Resultat von dem, was der Verf. darüber bey sich zusammengedacht hat. Er hat zunächst nur für seine Freunde geschrieben, und sich deshalb auf keine kritische Untersuchungen eingelassen, sondern sucht die Aussprüche der Bibel unter sich zu vereinigen, und meynt, daß Lesen und Selbstprüfen derselben es auch andern leicht machen würde, ihm nachzufolgen, aber doch nur, wenn sie so lesen und prüfen, wie der Verf. las und prüfte. Allgemeine Uebereinstimmung über die Theorie des Christenthums, die sich der Verf. anfänglich als möglich vorstellt, ist dadurch nicht zu bewirken, wie er es nachher in der Abhandlung selbst bekennen muß. So sehr die Wahrheit bey einer jeden Sache auch einzig ist, so wird doch die subjektivische Erkenntniß immer verschieden bleiben, ohne dadurch dem Werthe der Wahrheit selbst etwas zu entziehen.

Seine Theorie läuft kürzlich darauf hinaus, daß der Λογος das personificirte Wort Gottes sey, die Benennung Sohn Gottes aus dem genauen Bande mit Gott herrühre, und diese beyden Begriffe erzeugeten den dritten von Jesu als Gott, wie er zuweilen genannt werden soll.

Was der Verf. über die moralische Sendung Jesu sagt, und über die Versöhnung, ist verständig und gut. Die angehängte Predigt darüber hat uns etwas zu trocken geschienen.

U.

D. *Io. Sal. Semleri* paraphrasis in epistolam 1 Petri cum latinae translationis varietate. Halae, Hemmerde, 1783. 16 Bogen in 8.

In der Vorrede äußert der Verf. seine schon anderweitig vorgetragene Meynung, daß sich die kanonischen Briefe auf Empfehlung und Nachahmung der Briefe Pauli beziehen, wie wir in unsrer Bibliothek auch schon angezeigt haben. Ueberhaupt sind wir bisher in der Anzeige der Semlerischen Paraphrasen weitläuftig genug gewesen, und können daher uns kürzer fassen.

da der Verf. seiner Art zu paraphrasiren und zu erklären treu geblieben ist.

Die weitläuftigen Anmerkungen, die zur eigentlichen Sacherklärung gehören, enthalten viele Digressionen über den Unterschied der öffentlichen und Privatreligion, des einem jeden freystehenden Urtheils nach Maaßgabe seiner Erkenntniß, und der daraus entstehenden allgemeinen Duldung. Ein paar Urtheile müssen wir doch anzeigen.

Cap. 1, 2. Per omnes libros et sermones N. T. regnat illa idea, sanguine Christi (modo spirituali atque improprio, quia enim ad eos pertinet, qui temporis et locorum intervallo longissime remoti sunt ab ipsa scena illa mortis Christi) adspergi *omnes Christianos*, qui inaudiant de ista morte Christi, et eius liberali consilio atque assentiantur ipsi huic doctrinae de nova et meliore religionis indole. Rem studiosius exponit epistola ad Hebraeos praecipue C. 9. v. 14. ubi conscientia christiani mundari dicitur per sanginem Christi ἀπὸ νεκρων ἐργων (sind wohl blos nur die gesetzlichen Werke der Religion des A. T.) Sic et Iohannes — ἀπὸ πασης ἁμαρτιας.

Cap. 3, 6. behauptet er, falsam esse regulam, quae hoc occupat, in libris sacris non occurrere tales sententias, quibus christiani posteriores et perfectiores non possint ipsi accedere, aut quas non possint isto in loco omnino relinquere.

Die Geschichte dieses Briefes und die Untersuchung über dessen Verfasser verschiebt der Verf. mit der Variantensammlung bis zum zweyten Brief.

Ww.

Einzelne evangelische und philosophische Blicke auf die Hoheit und Nutzbarkeit des Heilandes von Christ. Erster Theil. Magdeb. im Verlage der Scheidhauerschen Buchhandlung 1782. 8. 88 Seiten. Zweyter Theil. 88 Seiten.

Was der Verf. über den Charakter, die Wohlthaten, einzelne Lehren, Handlungen, Wunderthaten, die Lehrmethode, den Umgang, die Geduld Christi, und so weiter, dachte und empfand, das hat er im ersten Theile hier unter sechs und

zwanzig, im zweyten unter ein und zwanzig kurzen Anhängen niedergeschrieben, und der für aufgeklärte, thätige Gottes- und Christusverehrung nutzreichen hochschätzungswürdigen aſcetiſchen Geſellſchaft in Zürch zur Bezeugung ſeiner brüderlichen Hochachtung und Liebe zugeeignet. Warum es gerade hat müſſen gedruckt werden, da es ganz gewöhnliche Gedanken und Empfindungen eines überlegenden Chriſten ſind, die der Geſellſchaft im Manuſcript hätten zugeſchickt werden können, ſieht man nicht. Aber ſoviel ſieht man wohl, daß ihnen durch den hochtrabenden Titel von evangeliſchen und philoſophiſchen Predigten ein Anſehen von Wichtigkeit, die ſie doch nicht haben, hat ſollen gegeben werden.

Lazarus von Bethanien, oder Betrachtungen über Krankheit, Tod und Leben nach dem Tode, von Jacob Elias Troſchel, Prediger der Petrikirche in Berlin. Deſſau 1783. Im Verlag der Buchhandlung der Gelehrten. 155 Seiten in 8.

Dieſe Betrachtungen ſind eigentlich ſechs öffentlich gehaltene Predigten folgenden Inhalts: I. Ueber die unbegreiflichen Leiden mancher ſehr guter Menſchen. II. Die einzige beruhigende Hoffnungen bey dem Abſterben derer, die wir liebten. III—V. Chriſtliches Betragen gegen Kranke, Sterbende, Verſtorbene. VI. Die verſchiedene Wirkung der gröſſeſten Beweiſe eines Lebens nach dem Tode auf die Gemüther der Menſchen, nach Maaßgebung ihrer ſonſtigen Gemüthsfaſſung. Die Anleitung dazu nimmt der Verf. aus der Geſchichte der Krankheit, des Todes, und der Auferweckung des Lazarus, wie ſie der Evangeliſt Johannes Kap. 11 und 12 ſeiner evangeliſchen Geſchichte erzählt. Die erſte Predigt arbeitete Hr. T. aus, ohne ſich ahnden zu laſſen, daß er nächſtens in Umſtände kommen würde, wo er ſelbſt würde erfahren und üben müſſen, was er andere über jene Geſchichte zu lehren ſich vorgenommen hatte. Aber ſein Schickſal wollte es ſo. Seine Ehegattin, durch die er mit ſeiner Familie glücklich war, ward krank, und ſtarb nach zwanzig leidensvollen Tagen an der Ruhr. Er ſelbſt lag am Ende unter, fiel nach ihrem Tode in

in dieſelbe Krankheit, genas aber. Dieſe Umſtände machten denn, daß er über jene Materien, welche den Inhalt der Predigten ausmachen, deſto inniger, theilnehmender und praktiſcher ſprechen konnte. Der hiſtoriſche Text iſt gut behandelt, und was der Verf. darüber vorträgt, iſt wahr, lehrreich, nützlich, erbaulich für jeden Leſer, der ſich unterrichten will, und den Sinn hat, ernſthafte, wichtige Wahrheit zu fühlen. Es werden nicht bloße loci communes über unſre Chriſtenpflichten gegen Kranke, Sterbende und Verſtorbene angebracht, ſondern der Verf. geht in die einzelnen beſonderen Obliegenheiten hinein, welche von vielen gar nicht einmal erkannt, von andern aber unbedachtſam vernachläßiget werden. Ueber die ſittliche Behandlung der Kranken und Sterbenden kömmt manches vor, das von Predigern und Anverwandten mehr, als gewöhnlich, beherziget zu werden verdiente.

Br.

Das Glück eines Volks unter einem weiſen und tugendhaften Regenten. Eine Predigt über Ezechiel 34. V. 23 u. f. gehalten, nach angetretener Regierung Seiner Königl. Hoheit Friedrichs, Biſchofen zu Osnabrück, Herzogen zu Braunſchweig und Lüneburg ꝛc. von J. B. Herft, Domprediger und Kanonikus zu St. Johann. Auf Befehl eines Hochwürdigen Domkapitels gedruckt. Osnabrück, mit Kißlingſchen Schriften. 1783. in 4. 24 Seiten.

Wenn alle Fürſten ſo wären, wie der Verfaſſer in dem Charakter ſeines neuen Landesherrn einen guten Regenten ſchildert, ſo würden freylich die Völker ſehr glücklich ſeyn, und mit Freuden die den Unterthanen gegen ihre Landesobrigkeit obliegenden Pflichten erfüllen, wozu Hr. H. aus Gründen der Religion und des Gewiſſens auf eine dringende Art ſeine Zuhörer ermuntert.

Wir würden dieſe einzelne Predigt nicht anzeigen, wenn nicht der Verfaſſer ein katholiſcher Prediger wäre. Als ein ſolcher iſt Er als ein wahres Phänomenon zu betrachten. Die

meiſten katholiſchen Prediger, wenn ſie ſich noch gut zu ſeyn dünken, ſchreiben franzöſiſche Predigten ab, und bringen franzöſiſche leere Tiraden in holperichte deutſche Phraſen. Dabey iſt nicht ein einziger, der nicht voll der ſonderbaren dogmatiſchen Lehren ſeiner Kirche wäre, welche mit der gerühmten Aufklärung und Reformation, in welcher ſich die deutſche katholiſche Kirche begriffen zu ſeyn dünkt, den ſeltſamſten Kontraſt macht. Alles dieſes findet man bey Hrn. Herft nicht. Alles iſt bey ihm ſimpel, anſtändig, vernünftig. Daher verdient er ſehr aufgemuntert zu werden, auf einem ſo guten Wege fortzugehen, und ſeinen chriſtlichen Zuhörern ferner auch von Vorurtheilen, welche er, weil nun leider! die Kirche immer noch unfehlbar ſeyn ſoll, nicht widerlegen darf, auch nichts vorzuſagen.

Cr.

Geſpräche, worinnen verſchiedene gemeine Vorurtheile gegen das thätige Chriſtenthum beleuchtet und widerlegt werden. Leipzig bey Schneidern. 1783. 214 Seiten in 8. Zweyter Theil. 232 Seiten.

Die Vorurtheile, welche hier vom Herrn **Melchior Habicht** zu Schafhauſen, wie wir aus der Unterſchrift der Vorrede ſehen, beſtritten werden, ſind folgende: Erſter Theil. I. Daß die Religion des Chriſtenthums ihre thätigen Bekenner zu finſtern, menſchenſcheuen und verdrießlichen Leuten mache. II. Daß ſie ihnen den Genuß ſinnlicher Vergnügungen, wo nicht ſchlechterdings verbiete, doch allzuſehr einſchränke. III. Daß eine gewiſſenhafte Befolgung der chriſtlichen Sittenlehre mit der Bemühung, ſein zeitliches Glück zu machen, nicht beſtehen könne. IV. Daß mit dem thätigen Chriſtenthum gewiſſe beſondere und eigenthümliche Leiden in der Welt verbunden ſind. V. Daß die fleißige Beſuchung des öffentlichen Gottesdienſtes dem gemeinen Volke wohl nothwendig und nützlich, aber für Leute von Stand und höheren Einſichten entbehrlich, und alſo keine verbindende Pflicht ſey. VI. Daß das Weſen des wahren Chriſtenthums vorzüglich in einer gefliſſentlichen Beobachtung äußerlicher Religionsgebräuche und Andachtsübungen beſtehe. VII. Daß das Beſtreben nach der chriſtlichen Vollkommenheit mit einer unverdroſſenen

Thätig-

Thätigkeit in weltlichen Angelegenheiten und Geschäfften sich nicht leicht verbinden lasse. VIII. IX. Daß ein Kranker oder Sterbender seiner Begnadigung vor Gott durch den Glauben versichert seyn kann, wenn gleich der moralische Zustand seines Herzens noch zweydeutig ist ꝛc. X. Untersuchung der Frage: Warum sind die Wirkungen des Christenthums nicht ausgebreiteter in der Welt? Zweyter Theil. I. Wider das Vorurtheil, daß man zuweilen aus Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit solche Handlungen begehen müsse, die von den Vorschriften des Gewissens abweichen, aber Nachsicht und Entschuldigung verdienen, wenn man nur keine niederträchtige Absicht dabey habe. II. Daß die sogenannte Temperamentssünde, als ein in der menschlichen Natur allzu tief eingewurzeltes Uebel, schwerlich geheilt werden könne ꝛc. III. Daß man die Jugend eine Zeitlang rasen lassen müsse, weil aus den lockersten Jünglingen oft die gesetztesten und wackersten Männer werden. IV. Daß die überwiegende Neigung des schönen (warum nicht weiblichen?) Geschlechts zum eiteln Putz und Kleiderstaat keinen schädlichen Einfluß auf die Güte ihres Herzens habe. V. Daß die häufigen theologischen Streitigkeiten über die wichtigsten Religionslehren gemeine und ungelehrte Christen sehr verwirren ꝛc. VI. VII. VIII. Daß die Handlungen der Großen und Mächtigen nicht nach dem gleichen Maaßstabe der Moralität, wie die Handlungen der Menschen aus den niedrigern Ständen beurtheilt werden müssen. IX. Daß Gott die moralischen Vergehungen der Menschen aus der niedrigsten Klasse der bürgerlichen Gesellschaft — nicht strenge richten werde. X. Daß die Tugend weit mehr thätige Verehrer in der Welt haben würde, wenn tugendhafte Handlungen immer in dieser Welt von unmittelbaren guten Folgen begleitet wären. — Man sieht aus dieser Anzeige, daß die Sachen, worüber sich hier die redenden Personen besprechen, an sich ganz interessant sind. Hr. Habicht läßt auch mehrentheils seinen Mann die falschen Vorurtheile aus guten Gründen bestreiten. Nur der Dialog sollte viel kürzer und abgebrochener seyn. Die Gespräche fallen sehr ins langweilige und gedehnte. Es ist oft nicht Geist, nicht Kraft und Scharfsinn genug, weder in dem Urtheile, noch in der Sprache der redenden Personen. Wenn einer oder der andere gar etwas Witziges oder Spöttisches sagen will, so mißglückt es gemeiniglich. Recens. glaubt, der Verfasser hätte diese Art des Vortrages, die keine der leichtesten ist,

wenn sie den Leser an sich ziehen und gefallen soll, nicht wählen müssen.

Fb.

Bibel und Natur in öffentlichen Vorträgen vereiniget von A. C. M. Wahl, Pastor an der Thomaskirche, und Ministerialassessor. Erfurt. 1783. bey Kaiser. 14 Bogen in 8.

Diejenigen, welche Herrn Wahl angerathen, diese Predigten drucken zu lassen, haben nicht recht gethan, und sind entweder durch persönliche Zuneigung, oder Mangel an Einsicht dazu verleitet worden. Wir wollen ihnen ihren Werth nicht ganz absprechen, sie können manchem erbaulich seyn, aber von ihrem Schlage ist eine zu große Menge schon vorhanden, und jeder mittelmäßige Prediger kann dergleichen Baudweise liefern. Ihre innere Einrichtung gefällt uns auch nicht. Es sollen ganz freye ungebundene Reden seyn, und darüber ist aller Plan und logikalische Subordination verloren gegangen. Sie unterscheiden sich von gewöhnlichen Kanzelreden, aber nicht zu ihrem Vortheil. Ordnung und Folge der Ideen ist von dem ängstlichen Anzwingen auf den Kanzelleisten sehr unterschieden. Auch manche einzelne Stellen haben unsern Beyfall nicht. In dem 5ten Vortrage handelt er von den Bewohnern der Wasserwelt. Hiervon sagt er manches Wissenswürdige und Schöne, aber, welch ein Uebergang: „so wenig die Fische ohne Wasser, und die Geschöpfe auf dem Lande ohne Luft leben „können, so wenig wirds uns gelingen, wenn wir uns aus unserer Sphäre begeben, und Dinge wagen, welche unsere Fähigkeit übersteigen. Gott hat die Seeligkeit nur denen verheißen, die an seinen Sohn glauben, wie gewiß würden wir „den Tod finden, wenn wir blos den Gesetzen der Natur folgen, und die Vernunft als unsern Wegweiser erwählen wollten! (Ey, folgen denn die als Beyspiel aufgestellten Fische nicht den Gesetzen der Natur, und finden keinen Tod!) Die 6te Betrachtung zeichnet sich vortheilhaft aus, und handelt von der Güte Gottes, die er durch die Gartenfrüchte uns erzeigt. Die 7te Betrachtung muß vom Anfange bis zu Ende durchstrichen werden, weil sie grundfalsche Vorstellungen enthält. Sie hat die Aufschrift: Außer der Macht Gottes, welche lauter Gutes thut, giebt es auch eine andere,

andere, welche lauter Böses stiftet. Der letzte Satz ist weder nach der Schrift, noch gesunden Philosophie wahr. Wenns Teufel giebt, als worinn wir gerne jedem seine Denkungsart lassen, so braucht sie Gott sicherlich seinen Absichten gemäß, sie müssen die Summe des Guten im Ganzen vermehren helfen. Ein Wesen von lauter physikalischer Negation ist unmöglich, und von lauter moralischen — würde sich wenigstens von dem Regierer der Welt zu den wohlthätigsten Absichten müssen beugen lassen. Unser Verf. wendet aber seinen Lehrsatz vollends ganz irrig an. Der heitere Himmel, sagt er, und sein Glanz leiten uns zur Anbetung des Schöpfers, das fürchterliche Ungewitter aber, welches die Fluren verwüstet, und der Menschen Wohnungen niederreißt, ist eine Wirkung der bösen Macht. Bald geht unser Fuß auf grünen Auen, und das kömmt von Gott, bald finden wir traurige Einöden, da die Erde Häuser und Palläste verschlungen. Bald sehen wir Häuser, darinn Freude und Wonne, bald Hütten des Elendes, hülflose Waisen. Manichäischer Aberglaube! Wie unentbehrlich ist einem Volkslehrer gründliche Philosophie! Das Ungewitter ist eben so gut Wohlthat, wie der heitere Himmel. Das Gute, so das Ungewitter im Ganzen bewerkstelliget, konnte der heitere Himmel nicht bewerkstelligen. Daß dadurch Wohnungen niedergerissen wurden, liegt in der Natur der Sache selbst. Eine Welt ohne Ungewitter ist ein Unding. Grüne Auen und Einöden gehören beyde zum vollkommenen Besten, stehen beyde an ihrem rechten Orte. Eine so nützlich, wie die andere. Daß dort ein Pallast stand, wo sich die Erde spaltete, rührt von der menschlichen Unwissenheit her, die es nicht vorhersehen konnte, daß aus natürlichnothwendigen Gründen an diesem Orte ein Erdbeben entstehen mußte. Auch hat der Teufel mit dem Elende der Wittwen und Waisen nichts zu thun. Die Wittwen haben es oft mit verschuldet, es ist natürliche Folge der schlechten Oekonomie ihrer Männer, oder besteht in der Einbildung eines verzärtelten Geschlechts. Die zeitliche Wohlfarth ist verschieden in der Welt vertheilt, auch das gehörte zum Besten des Ganzen. Natürliche Gebrechen liegen im Zusammenhange. Der Blinde, Lahme, Krüppel mußten das werden, wenn die Gesetze der Natur bey ihnen nicht aufgehoben werden sollten, und solche Aufhebungen wären ein viel größeres Uebel, als wenn da einer nicht sehen kann, oder hinkt. Auch erreicht die

höchste Weisheit hier Zwecke, die durch völlige Gesundheit nicht erhalten werden konnten. Hier hat kein Dämon was zu thun. Eben so ganz irrig schließt der Verf. wegen der moralischen Verbindung der Menschen untereinander. Der Tugendhafte giebt ihm Trost und Erquickung, der Lasterhafte wirkt Abscheu. Hier ist eine glückliche Ehe, dort eine unglückliche. Es steht gar nicht gut mit ihm, wenn er die Menschen auf diesem Fuße behandelt. Er soll zwar den Lasterhaften bessern, aber der große Abscheu, und die Ableitung vom Teufel macht ihn zum Misanthropen. Die verschiedene Stuffen der moralischen Vollkommenheit waren unter den Menschen nöthig und unvermeidlich bey der so grossen physikalischen Verschiedenheit. Der Lasterhafte bessert und demüthiget uns oft mehr, wie der Tugendhafte. Auch unglückliche Ehen liesen mit unter. Alles auf Rechnung der Menschlichkeit. Seite 194 fragt der Verf. „Können wir „wohl glauben, daß das Gute und Böse in der Welt „das Gute und die Mängel einerley Urheber haben? Ey warum nicht? Das Böse hängt dem Guten an, wie der Schatten der Sache. Bey der Vollkommenheit ohne Mängel wären wir keine Menschen geblieben. Der Engel hat englische, und der Mensch menschliche Unvollkommenheit. Wir empfehlen dem Verf. Balguys gerechtfertigte Güte Gottes, mit Herrn Professor Eberhards Zusätzen, auch Jerusalems Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, da wird er die Ableitungen vom Teufel wohl vergessen.

Bm.

Das majestätische Recht in Religions- und Kirchensachen, aus den Grundsätzen des göttlich-natürlichen Rechts. Frankfurt in der Eßlingerschen Buchhandlung. 1782. 11 Bogen in 8.

Der Verfasser hat seine Lehrsätze aus Pertschens Anfangsgründen des kanonischen und protestantischen Kirchenrechts ausgezogen.

I. Vom allgemeinen Begriff des Worts Kirche, und dessen Mannigfaltigkeit. Alles bekannt. II. Vom Begriff der Kirche nach der heil. Schrift. Sichtbare und

und unsichtbare Synodalschlüsse haben nur äußerliche Gültigkeit. Religionseid ist Mißbrauch und Entehrung. Religion und Staat sind zwar einander beförderlich, gehen aber ihren eigenen Weg, die Mittel des Einen können nie Mittel des Andern werden. (Grundfalsch. Religion muß Mittel und Ordnung zur Wohlfarth des Staats seyn. Staat muß Freyheit und Bequemlichkeit zur Religionsübung darbieten. Ein glückliches Ganze.) III. Begriff der Kirche, nach der Lehre der Römischkatholischen. Die Frage von der Regierungsform der Kirche macht einen bürgerlichen Staat aus ihr, und ist unvernünftig. Die Katholiken geben ihr die monarchische. Schon Leibnitz wollte einen allgemeinen Lehrer und Aufseher zulassen, wie aus den Briefen, die Kortholt herausgegeben hat, zu ersehen ist. IV. Begriff der Kirche nach den Grundsätzen der Protestanten. (Schlecht auseinandergesetzt.) V. Begriff der Kirche nach den Verträgen und deutschen Reichsgesetzen. Ein Auszug aus den Artikeln des westphälischen Friedens. Bey Gelegenheit des Reformationsrechts der Reichsstände sagt der Verf. „Nicht „jede Staatsverfassung verträgt eine allgemeine Toleranz, der „Regent kann also eine Auswanderung befehlen.“ (Das Erste ist nicht wahr, das Andere wäre sehr einfältig.) Unter den Folgen, die der Verf. aus den Artikeln des westphälischen Friedens macht, sind einige falsch. VI. In wie ferne Religion und Kirche keiner weltlichen Macht unterworfen ist. Alle willkürliche äußerliche Handlungen der Gemeinden sind den Gesetzen unterworfen, außer denjenigen, da die innerliche Wirkung des Gemüths der Zweck der äußern Handlung ist. (Schlüpfrig und unbestimmt.) VII. In wie ferne Religion und Kirche weltlicher Macht unterworfen ist. Die Kirche ist in allen äußerlichen Verfassungen, die nicht wesentlich die Religion betreffen, vom Staate abhängig. VIII. Rechte der Majestät in Religions- und Kirchensachen. 1) Toleranz. a) öffentliche, oder Privattoleranz; b) einfache oder qualificirte. Die einfache ist schlechthin nothwendig, dahin gehört Preßfreyheit und Vermeidung aller Religionseide. IX. 2) Das Recht des Regenten, Kirchenordnungen vorzuschreiben. X. 3) Das Recht zu reformiren, Einschränkungen und Erweiterungen zu machen. Religionsverfolgern soll die Uebung ihres Gottesdienstes verbothen, oder ein freyer Abzug aus dem Lande gestattet werden. (Als wenn Religionsverfolgung nicht

wie jede andere bürgerliche Bedrückung durch obrigkeitliche Strafen abgehalten werden könnte, ohne die Uebung des Gottesdienstes, der damit nichts zu thun hat, zu verbieten, oder den Verfolger gleich aus dem Lande zu schaffen.) Wenn eine Religionspartey Lehren hat, die der Ruhe des Staats schädlich sind, so soll der Landesherr sie nicht dulden, sondern vertreiben. Wie der Fall bey der probabilistischen Sittenlehre und Kasuistik der Jesuiten war, und in den contemplativen eremitischen Mönchshäusern noch gefunden wird. Um gefährliche Spaltungen zu verhüten, kann der Landesherr symbolische Bücher verfertigen lassen, wornach in den Kirchen gelehret werden soll, kann auch die Lehrer zum Religionseide verbinden. (Kurz vorher war dieser Eid Mißbrauch und Entehrung.) XI. 4) Die gesetzgebende Gewalt, nach dem Zustande Deutschlands in Religions- und Kirchensachen. Vom dekretorischen Jahre macht der Verf. einen grossen Gebrauch. Bey unmittelbaren Ständen nimmt er den ersten Januar 1624 an, bey mittelbaren Unterthanen aber das ganze dekretorische Jahr.

Hr.

2. Rechtsgelahrheit.

Geist der peinlichen Gesetze, von Ernst Carl Wieland, Professor der Philosophie zu Leipzig. Erster Theil. Leipzig 1783. 462 S. in 8.

Der Verf. hat zu dieser seiner Abhandlung über die peinliche Gesetzgebung sechs Abschnitte bestimmt, wovon dieser Theil die vier erstern, 1) von den Grenzen der gesetzgebenden Gewalt und den Pflichten des Gesetzgebers; 2) von dem Wesen und Endzweck der peinlichen Gesetze; 3) von dem Einflusse der Polizeyverfassung auf die Vollkommenheit der peinlichen Gesetze; und 4) von den Verbrechen und Strafen enthält, der folgende Theil aber die beyden letzten Abschnitte, nämlich 5) Fortsetzung der Begriffe der vornehmsten Gattungen der Verbrechen, und 6) wesentliche Lehrsätze von der Natur und Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit in sich fassen solle.

Der

Der erste Abschnitt enthält gründliche Untersuchungen und Beobachtungen über die gesetzgebende Gewalt, deren einziger Endzweck die Beförderung der Sicherheit als des höchsten Endzwecks der bürgerlichen Gesellschaft ist, welche also auch anders nicht gerecht ausgeübet werden kann, als wie es die Absicht der bürgerlichen Gesellschaft, die Sicherheit, erfordert. Die Strafgesetze gründet der Verf. ganz richtig darauf: aus den Folgen einer Handlung schöpft der Mensch Beweggründe, sie zu unternehmen, oder zu unterlassen; Folgen aber, welche allein in einem innern Bewußtseyn bestehen, machen auf den größesten Theil der Menschen keinen hinlänglichen Eindruck; daher muß der Gesetzgeber mit den strafbaren Handlungen physikalische Folgen verbinden, welche stark auf den sinnlichen Menschen wirken, der von keinem eigenen Triebe auf das Gute gelenkt wird, und entweder in Strafen oder in Belohnungen bestehen. Wäre der Verf. diesem unumstößlichen Hauptgrundsatz, von welchem das ganze Wesen der peinlichen Gesetzgebung abhängt, getreu geblieben; so würde sein Werk vielleicht vor allen andern dieser Art den Vorzug haben, allein daß er in der Folge, besonders im vierten Abschnitte, nur die Besserung des Verbrechers, und wenn diese nicht zu hoffen ist, allein die Sicherheit vor der Person dessen, der ein Verbrechen begangen hat, zum Endzweck der Strafen machen, und den Endzweck der Abschröckung nicht anerkennen will, ist ein grundfalscher Satz, welcher nicht allein jenem vom Verf. anerkannten Ursprung der Strafen widerspricht, sondern auch den Verf. zu mehrern andern Irrthümern verleitet. Uebrigens wird die Gesetzgebung in diesem Abschnitte nach ihren mancherley Unvollkommenheiten abgehandelt, wovon der Verf. folgende anführet: 1) Wenn die Gesetze den unveränderlichen Gesetzen der Natur widersprechen, oder nicht nach Anleitung der natürlichen Gesetze dasjenige ergänzen und näher bestimmen, was diese unbestimmt gelassen haben; 2) Wenn sie den Endzweck der bürgerlichen Gesellschaft vernachläßigen, und nicht der besondern Verfassung jeden Staats angemessen sind; 3) Wenn sie dunkel und unverständlich sind, wobey wir uns wundern müssen, daß der Verf. den Gewohnheitsrechten wegen ihrer mehrern Bestimmtheit den Vorzug vor geschriebenen Gesetzen giebt, und letztere nicht anders, als in Ermangelung der Gewohnheitsrechte zulassen will; 4) Wenn sie zu allgemein sind, und dadurch Gefahr laufen, nach den Leidenschaften der Menschen bald erweitert, bald eingeschränkt zu werden; 5) Die

Menge und Weitläuftigkeit der Gesetze, wobey der Verf. nicht für gut hält, die Gesetze wegen jeder Unvollkommenheit sogleich umzuändern und abzuschaffen, und auch im Fall, wenn neue Gesetze nothwendig sind, den alten den Schein der Gültigkeit zu lassen rathet.

Nach dem zweyten Abschnitte sollen die Gesetze nicht nur Handlungen, welche auf den ganzen Staat einen unmittelbaren schädlichen Einfluß haben, sondern auch solchen, welche den Zustand einzelner Menschen verschlimmern, vorbeugen, und hierzu die besten Mittel wählen. Peinliche Gesetze nennt der Verf., wenn sie Handlungen, welche dem wesentlichen Endzweck des Staats widersprechen, durch die Wirksamkeit der Furcht zu hintertreiben, oder ihren gefährlichen Folgen zuvorzukommen, oder ihre Urheber von neuen Uebertretungen der Gesetze abzuhalten suchen; und in den Umfang der peinlichen Gesetzgebung gehören alle Handlungen, welche gegen den wesentlichen Endzweck der Natur, nämlich die Erhaltung des Menschengeschlechts streiten, oder dem Endzweck der öffentlichen Ruhe und Sicherheit entgegen sind, oder mit der eigenthümlichen Verfassung eines jeden Staats nicht bestehen können, wenn sich nur die Entscheidungsgründe der Handlung in der Seele, nicht im Körper, befinden; denn im letztern Fall würde die Handlung als nothwendige Folge einer physischen Ursache keine Moralität haben; moralischböse Handlungen entstehen nur aus einer zweckwidrigen Anwendung der selbstthätigen Kräfte des Menschen; wo also der Mensch nicht selbstthätig handelt, und durch andere Kräfte, denen er nicht widerstehen kann, zu einer Handlung bestimmt wird, da hat sie keine Moralität; nach diesen Grundsätzen untersucht der Verf. die moralischbösen Handlungen, welche ein Gegenstand peinlicher Gesetze seyn können. Peinliche Gesetze eines Staats sind desto vollkommner, je mehr sie aus der Natur des Menschen geschöpft sind, und ihre Unverletzlichkeit keiner Veränderung unterworfen ist; andere Gesetze verbinden den Fremden nicht, obwohl er, wenn er Sicherheit und gute Ordnung des Landes stört, gezüchtigt werden kann; man sollte aber, nach des V. Meynung, manche Handlungen, wenn sie gleich mit keiner unmittelbaren Störung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit verbunden sind, z. B. Mißhandlungen der Kinder, um ihnen ihre schädliche Wirksamkeit zu benehmen, nicht erst in den entfernten Folgen, sondern in den ersten sichtbaren Handlungen

[illegible] die peinliche Gesetzgebung ziehen und bestrafen.

In

In dem dritten Abschnitte werden die Eigenschaften der Polizeygesetze gründlich entwickelt, und mancherley Vorschläge gemacht. Es wird ein Polizeytribunal vorgeschlagen, welches gute und löbliche Handlungen, strafbares und thörichtes Betragen einzelner Bürger zu untersuchen, jene zu belohnen, und diese zu bestrafen hat, wobey die Strafen in Beraubung des Rechts der Erziehung, Geldstrafen und andern verhältnißmäßigen Uebeln bestehen sollen. Wir müssen, um bey dem wichtigern vierten Abschnitt noch Raum zu behalten, die mancherley vortrefflichen Gedanken und Vorschläge dieses Abschnitts übergehen, und uns nur auf einige wenige Bemerkungen einschränken. Das vorgeschlagene Polizeytribunal müßte wohl von Menschen, welche von Seiten des Verstandes und Herzens die vortrefflichsten sind, besetzt seyn, sonst würde es mehr schlimme, als gute Folgen nach sich ziehen; folglich wird es besser unterbleiben. Daß der Verf. sogleich ohne Bedenken entschlossen ist, die Abgaben zu erhöhen, z. B. gegen Bürger, welche durch ihren Aufwand den Luxus unterhalten und ausbreiten, gegen Personen, welche bey leichten, und eben so wenig Zeit als Anstrengung erfordernden Beschäftigungen ihr reiches Auskommen spielend erwecken können, dünkt uns eben so ungerecht, als zweckwidrig, und in der Ausführung manchen Schwierigkeiten unterworfen. Gegen diejenigen, welche nur einen Theil ihrer Zeit mit Geschäfften ausfüllen können, und durch die leeren Zwischenräume zu Ausschweifungen verlaßt werden, schlägt der Verf. vor, die überflüßigen Aemter und Bedienungen einzuziehen, und einem einzigen Manne die Geschäffte allein zu übertragen, in welche sich zuvor zwey und mehr getheilt haben; dessen nicht zu gedenken, daß oft einer in gleicher Zeit ungleich mehr leisten kann, als der andere, wie hart, wie ungerecht würde es seyn, den Mann, welcher Amtsgeschäffte hat, keinen von denselben leeren Zeitraum zu lassen, welchen er doch zur Erholung, zur Erziehung seiner Kinder, zu Besorgung seiner Gesundheit und seines Vermögens u. s. w. nothwendig haben muß; Vorschläge, welche so leicht einem Mißverstand und Mißbrauch unterworfen sind, wie diese, sollten nie gemacht werden.

Der vierte Abschnitt ist der wichtigste, aus welchem wir daher die merkwürdigsten Grundsätze, welche dem Verf. eigen sind, auszuziehen uns verbunden glauben. Ein Verbrechen ist jede boshafte Uebertretung des Gesetzes; Bosheit aber ist die selbstthätige Bestimmung zu zweckwidrigen Handlungen;

gen kann.' — Bis hieher wären wir mit dem Verf. vollkommen zufrieden, und meistentheils einig, aber ganz anders bey seinen Grundsätzen von Strafen. Eine zweckmäßige peinliche Strafe ist nach dem Verf. die von den Gesetzen dem Verbrecher zuerkannte böse Folge seiner boshaften Handlung; und ihm ist zwar nicht jede Strafe, doch jede Strafe eines Verbrechers peinlich; es muß aber nothwendig schon Verwirrungen verursachen, daß dem Worte peinlich eine seinem grammatischen Sinn und dem bisherigen Gebrauch widersprechende Bedeutung beygelegt wird; noch viel weniger aber will uns das übrige System des Verf. von den Strafen behagen. Nach ihm haben die Strafen gesetzwidriger Handlungen, welche nicht Verbrechen sind, die Besserung des Bestraften, oder anderer ihm ähnlicher Menschen, oder die Ersetzung des von ihm zugefügten Schadens, zum Zweck; die peinlichen Strafen aber sollen nur darinn mit andern übereinkommen, daß sie brauchbare Mittel zur Beförderung des Endzwecks der bürgerlichen Gesellschaft seyn müssen; ihr Endzweck aber soll allein Abhaltung des Urhebers der gesetzwidrigen Handlung von künftigen ähnlichen Vergehungen seyn, nur Sicherheit des Staats vor dem, der das Verbrechen begangen hat; nicht aber Abschreckung anderer, welchen Endzweck der Verf. als ganz unrichtig verwirft. Eben diese Meynung des Verf. aber ist es, die wir für grundfalsch halten, und welche ihn zu mehreren Widersprüchen und Irrthümern verleitet; ist es einmal wahr, daß, wie der Verf. im ersten Abschnitte sagt, der Mensch aus den Folgen einer Handlung die Beweggründe nimmt, sie zu unternehmen, oder zu unterlassen, daß weil die in einem innern Bewußtseyn bestehenden Folgen auf den größten Theil der Menschen nicht hinlänglichen Eindruck machen, der Gesetzgeber mit denselben physikalische, auf den sinnlichen Menschen wirkende Folgen verbinden müsse, welche in Belohnungen oder Strafen bestehen, daß der Natur der Sache nach der Gesetzgeber mit jedem Strafgesetze keine andere Absicht haben kann, als seinem Verbot oder Gebot desto größeren Nachdruck, und also durch die Strafe jedem Unterthanen einen wichtigen Beweggrund zu Befolgung des Gesetzes zu geben, und also jeden von der gesetzwidrigen Handlung abzuschröcken, so dünkt uns, wenn je eine andere Wahrheit einer mathematischen gleich kommen kann, so ist es diese, daß von jeder Strafe die Hauptabsicht ist, von Begehung der Verbrechen abzuschröcken, und daß der Verf. nur um etwas Neues zu predigen, den gemei-

nen

nen Weg verlassen, aber eben damit sehr irre gegangen seye. Die Lebensstrafen vertheidigt der Verf., aber nur in den Fällen, wenn der Verbrecher, so lang er lebt, der Sicherheit des Staats und seiner Mitbürger gefährlich ist, weil in dem gleichen Fall schon das Naturrecht eine solche Vertheidigung erlaubt; manchem wird es hier auffallen, wenn der Verf. behauptet, daß es Grausamkeit und große Ungerechtigkeit gegen den Verbrecher sey, ihn statt der Todesstrafe mit ewigem Gefängniß zu belegen. Wenn aber der Verf. nach seinem vorangeführten Grundsatz behauptet, daß der Gesetzgeber bey Bestimmung der Fälle, in welchen Todesstrafe statt findet, mehr auf die Grade der Bosheit des Verbrechers, und die Moralität seiner Handlung, als auf die gesetzwidrige Handlung sehen, und daher im Gesetzbuch auf kein Verbrechen schlechtweg die Todesstrafe verordnen, sondern vielmehr die Eigenschaften der Fälle, in welchen sie statt haben kann, bestimmen solle, so besorgen wir, daß die Lebensstrafen zu sehr der Willkühr der Obrigkeiten überlassen werden. Die Erschwerung der Lebensstrafen mit grausamen Martern, und das traurige Gepränge bey deren Vollziehung will der Verf. (aus dem irrigen Grundsatz, daß beydes zu Sicherstellung des Staats vor dem bestraften Verbrecher nichts beytrage,) abgeschafft haben. Von Leibesstrafen werden nur die Geißelung, Aushauen mit Ruthen, Stockschilling, Verurtheilung zur Karre, zum Vestungsbau, zum Zucht- und Spinnhause, und andern öffentlichen Arbeiten gebilligt, die verstümmelnden aber mit Recht verworfen. Einziehung des ganzen Vermögens billigt der Verf. sehr richtig nur als ein Mittel zu Ersetzung des dem Staate oder einzelnen Mitbürgern zugefügten Schadens; Geldstrafen hält er nur für schicklich bey Verbrechen, welche sich in der müßigen Lebensart ihrer Urheber, und dem Mangel an nützlichen und zu ihrer Erhaltung nothwendigen Beschäfftigungen gründen. Ehrlosigkeit soll selten, mit vieler Vorsicht, nur gegen Verbrechen, welche eine Niederträchtigkeit voraussetzen, erkannt werden. Die Landesverweisung wird ganz verworfen, die Verstrickung und Deportation aber gebilligt. Daß aber Leibes- und Gefängnißstrafen und Verstrickung weder auf Lebenszeit, noch auf gewisse Jahre zuerkannt, sondern ohne Bestimmung einer Zeit jedesmal bis auf weitere Verordnung der Obrigkeit erkannt werden sollen, scheint uns wieder ein gefährlicher Satz zu seyn, durch welchen zuviel dem Gutdünken der Obrigkeit überlassen wird.

Im.

Grundriß der Staatsrechte der Habsburger-Oesterreich-Lotharingischen Erbmonarchie. Von Klemens. Wien, mit Sonnleithnerischen Schriften. 1782. 7½ Bogen in 8.

Dies soll nur eine Einleitung zu einem größern Werke seyn, welches der Verfasser in der Vorrede in einem Tone ankündiget, den man an vielen in Wien erscheinenden Schriften schon gewohnt ist. Es soll ein dem Staatsrechtsgelehrten und dem Staatsmanne willkommenes Werk werden. Aber man brauchet nur den ersten §. dieser Einleitung zu lesen, um sich zu überzeugen, daß der Verf. der Mann nicht sey, von dem sich aufgeklärte Staatsmänner und Rechtsgelehrte irgend etwas Befriedigendes, oder auch nur etwas Erträgliches versprechen können. Wenn man sich auch über die ekelhafte kaum lesbare Schreibart, über die unerträglich langen, verwickelten, mit lateinischen Wörtern und Sätzen durchwebten Perioden, über die Einmischung ganz zur Sache nicht gehöriger Dinge, über die ganz nach der Scholastik schmeckende Art des Vortrages hinwegsetzet; so ist es doch kaum möglich, einige §§. zu lesen, ohne entweder über die Verworrenheit der Begriffe des Verf. und über die Vermischung wahrer und falscher Sätze zu stutzen, oder Verdruß in sich zu fühlen, daß ein Mann von so düsterm und schwachem Kopfe in unsern Zeiten es wagen kann, ein Staatsrecht schreiben zu wollen, was so ziemlich das Gepräge des vorigen Jahrhunderts hat.

Der Verf. hebt mit einer weitläuftigen Abhandlung an, wo er von Entstehung der Staaten und der obersten Gewalt redet, dabey des Daries und Wolfens Naturrecht ausschreibt, und mit seinen Ideen durchwebt, davon aber abspringt, wenn er von der geistlichen Gewalt, von der herrschenden und tolerirten Kirche redet. Hier stechen überall die ultramontanischen Grundsätze hervor, wie sie nur immer von einem Anhänger der katholischen Hierarchie behauptet worden: nur daß er, dem Scheine nach, die Toleranz oder die freye Religionsübung anderer Kirchen (wo aber doch, nach seiner Meynung, keine Seeligkeit zu hoffen ist) nicht für schlechterdings unzulässig in einem katholischen Staate hält. Aber er macht dabey soviel Distinctionen, Bestimmungen und Einschränkungen, daß ein künftiger Casuiste darinnen gewißes Anhalten finden kann, auch nach staatsrechtlichen Grund-

Grundsätzen — denn nach hierarchisch-katholischen Grundsätzen versteht sichs von selbst — alle tolerirte Nichtkatholiken in dem christkatholischen Oesterreichischen Staate mit Strumpf und Stiel auszurotten, und sie sonst im Namen des Herrn dem Satanas zu übergeben. Wes Geistes der Verf. sey, zeigt sich unter andern bey einer Stelle S. 38, die wir ihrer Merkwürdigkeit wegen hersetzen: „Im deutschen Reiche sind heutiges Tages drey herrschende Kirchen „im Staatsrechts-Verstande — folglich nicht in der Grundsprache der Theologie, kraft welcher wir, aus der göttlichen Offenbarung überzeugt sind, daß nur eine wahre, katholische, seeligmachende, folglich auch eine herrschende Religion in einem christlichen Staate, und folglich im „Römischdeutschen Reiche seyn kann — Und daß doch in „der weisen, weltlichen und geistlichen Salomonischen „Regierungszeit die glückliche Epoche zu erwarten wäre! — „Daß diese itzt nur nach dem Staatsrechts-Verstande drey „herrschende christliche Religionen, mit Innbegriff der nicht „unirten griechischen Religion, auch nach der Grundsprache „der Theologie, durch die sehnlichst wünschende Vereinigung der ganzen Christenheit nicht nur im Römisch-„deutschen Reiche und den Staaten, wo Josephs II. weiser „Zepter regieret, sondern in ganz Europa, wo heutiges Tages glorreiche, weise Regenten die christlichen Völkerschaften beherrschen, und wo ein unsterbliches Oberhaupt der „christlichen Kirche, der große Pabst Pius VI. die ihm zukommende geistliche Primatgewalt nach dem Sinne Christi, „des göttlichen Stifters der geistlichen Hierarchie, und der „darinnen festgesetzten Primatgewalt weisheitsvoll ausübet, „wiederum Eine herrschende, christliche, katholische, „seeligmachende Religion künftighin ausmachen möchten! — " Kann man horriblere und zugleich absurdere Begriffe haben! Sollte man nicht glauben, in die Zeiten versetzt zu seyn, wo die weiland Dillingischen Jesuiten durch ihre Schriften das Feuer anfachten, das viele Jahre lang unser Vaterland verwüstete? Freylich ist der Ton itzt etwas anders gestimmt: Aber der Geist des Katholicismus bleibt schlechterdings unverändert, es wird immer noch das nämliche Lied gesungen. Uebrigens ließen sich noch mancherley Betrachtungen über diese und ähnliche Stellen unsers saubern Staatsrechtslehrers anstellen, wenn sie nicht dem verständigen Leser von selbst sich darböten.

Als etwas Merkwürdiges erwähnen wir noch, daß der Verfaſſer in einer Anmerkung ausdrücklich ſagt, daß der Pabſt die wahre oberſte Gewalt über die ganze chriſtliche Kirche habe. Daß ſo etwas in der Einleitung zu einem Oeſterreichiſchen Staatsrechte im Jahre 1782 behauptet wird, iſt vielleicht nicht ſo wunderbar, als es wohl Manchem vorkommen dürfte. Man kann gewiß behaupten, daß im Allgemeinen daſelbſt die Grundſätze noch gar nicht verändert worden ſind. Katholicismus, ausſchließende alleinſeeligmachende Kirche, iſt immer noch das Loſungswort.

Das Uebrige, was der Verf. vorträgt, ſoll nach ſeiner Abſicht ein allgemeines Staatsrecht ſeyn: aber es iſt im Grunde ein zuſammengeleſenes, höchſt verworrenes, kaum leſbares Gemiſch aus den ältern Syſtemen des Naturrechts, und ſeinen eignen unverdaueten Ideen, die zum Theil aus unlautern Quellen geſchöpft ſind. Hin und wieder giebt er zu erkennen, welche Materien er in dem eigentlichen Oeſterreichiſchen Staats- und Völkerrechte, worzu er auch das Staatsrecht des deutſchen Reichs rechnet — und in welcher Ordnung er ſie abzuhandeln gedenket. Aus dieſer Probe zu urtheilen, wird man ſich davon nicht viel Aufklärung über dieſen Gegenſtand, aber wohl eine Menge Sätze zu verſprechen haben, die zu vielen Betrachtungen Anlaß geben können. Man betrachte z. B. nur die Idee, daß das deutſche Staatsrecht ein Theil des öſterreichiſchen ſeyn ſoll. Kann Hr. K. wohl plumper verrathen, daß er, ſo wie in der That nur allzu viele öſterreichiſche Staatsrechtslehrer, noch ganz im Geiſte der Zeiten Ferdinands II. denket? Der Kaiſer und Oeſterreich iſt ihm alles, und das ganze deutſche Reich nur ſoviel wie nichts. Ein willkührlich herrſchender Kaiſer, der alle deutſche Fürſten wie ſeine Unterthanen betrachten darf, und eine alleinſeeligmachende herrſchende Kirche, welche ſehnlichſt wünſcht, alle andere Kirchen mit ſich zu vereinigen, das heißt, ſie zu unterjochen. Dies wäre ungefähr, was Hr. Klemens und ſeine Genoſſen haben wollten!

Dz.

Ueber

Ueber Hurerey und Kindermord. Von George Dietrich Karl List, der Arzneykunst Dr. Praktiker in Manheim. Manheim bey Löffler. 1784. in 8.

Der Verfasser hat sich selbst S. 13 sehr treffend recensirt, indem er fragt:

Sollte ich die Feile zur Hand nehmen, und all das rauhe oder allzu spitze hinwegfeilen, was bliebe denn von dem Ganzen übrig?

Er hat daher sehr wohl gethan, daß er uns im Anfange einen Auszug seiner Abhandlung liefert. Vorerst eifert er gegen die Hurerey; aber diese Materie hängt mit dem Luxus und allen übrigen politischen Einrichtungen zu genau zusammen, als daß sie sich in einer Abhandlung über den Kindermord erschöpfen ließe. Denn dieser gehört vielleicht noch unter die geringsten Uebel, welche die Hurerey begleiten. Allein so schädlich sie auch seyn mag, so hüte man sich doch vor allen den Mitteln, welche dieses Uebel gewaltsamer Weise ausrotten sollen.

Als ein Specificum gegen den Kindermord bringt der Verf. Geburtshäuser, Verheimlichung der Geburt, unter der Aufsicht des Staats und eine nicht übel ausgedachte Strafe des Kindermords in Vorschlag. Diese besteht in einer jährlich wiederholten schimpflichen und Abscheu erregenden Züchtigung. Wir würden aber doch rathen, diese Strafe nur eine gewisse Anzahl Jahre zu wiederholen, weil sonst, besonders in großen Städten, dergleichen Auftritte zu oft vorkommen, und mit der Zeit ihre Wirkung verlieren würden.

Der Verfasser hat witzig und blühend schreiben wollen; aber just die Schreibart ist das, was an der ganzen Abhandlung am wenigsten taugt. Er sage kurz, und mit Würde, was er vorzutragen hat. Er stelle sich das Publikum wie einen ernsten Mann vor, der die Sache wissen will, aber weder Geduld noch Zeit hat, seine Schlüsse und Deklamationen mit anzuhören. Bloße Redeübungen behalte er fein für sich und seine guten Freunde.

T.

Anweisung zur vorsichtigen und förmlichen Abfassung rechtlicher Aufsätze über Handlungen der willkührli-

chen Gerichtsbarkeit. Erster Theil. 1783. 1 Alph. 22 Bogen, und 4½ Bogen Inhalt in 8. Zweyter Theil. 1784. 2 Alph. 2 Bog. Leipzig, bey Kummer.

Die Anweisungen zu solchen rechtlichen Geschäfften, die keine Processe sind, sie mögen nun außergerichtliche seyn, oder mit Concurrenz des Richters geschehen, sind dann zweckmäßig eingerichtet, wenn von jedem Geschäffte die theoretischen Grundsätze, worauf es dabey in Ansehung ihrer Gültigkeit und Festigkeit ankömmt, kurz auseinandergesetzt, und dabey Beyspiele von dahin einschlagenden Aufsätzen in einer guten, nach dem Bedürfnisse unserer Zeiten eingerichteten Schreibart angefügt werden. Diese Erfordernisse hat der Verf. beobachtet. Er hat dabey nicht nur für die Vollständigkeit in so weit gesorgt, daß er nicht leicht eine Art von rechtlichen Geschäfften übergeht, sondern auch sie in einer guten Ordnung zusammengestellt. Die theoretische Entwickelung der Grundsätze ist soviel möglich deutlich, und auf eine, selbst denen, die nicht Rechtsgelehrten sind, verständliche Art vorgetragen, und die Formulare sind in einem simpeln, weder altväterischen noch modegischen, Style abgefaßt. Oft hat er auf die besondern Verordnungen einzelner Länder Rücksicht genommen, auch die besten Schriften angezogen. In diesem ersten Theile sind theils die allgemeinen Grundsätze und Geschäffte, die nicht zu einer besondern Klasse zu rechnen sind, oder bey jedem besondern Geschäffte vorkommen können, theils die in das Ius personarum und Ius in re einschlagende besondern Geschäffte enthalten. Der zweyte enthält die Lehren von den Contrakten und den Erbschaften. Daß der V. Loberthan in Zerbst sey, ist eine Vermuthung von uns, die sich auf die Art der Ordnung und des Styls sowohl, als auf den unter beyden Vorreden stehenden Buchstaben Z. gründet.

Cb.

Versuch eines Auszuges der römischen Gesetze in einer freyen Uebersetzung zum Behuf der Abfassung eines Volks-Codex. Ites bis IVtes Buch, nach Ordnung der Pandecten. Breßlau, bey Korn. 1783.

1783. 8½ Bogen. — Vtes bis XItes Buch
1783. 11¼ Bog. in 8.

Nach dem Vorschlage Schlossers will der Verf. das Brauchbare aus dem römischen Rechte ausheben, und faßlich vortragen, auch dabey Betrachtungen anstellen, um das Widersprechende und Zweydeutige davon zu heben, das Unvollständige aber zu ergänzen. Und um einen Volks-Coder zu Stande zu bringen, fehlet, nach des Verf. Meynung, nur noch die Ordnung, in welcher die Materien zusammenzustellen sind. In diesem Versuche nun hat er nach der Ordnung der Pandecten diejenigen Stellen, die ihm noch brauchbar scheinen, frey und oft mit einigen Veränderungen übersetzt, und zur Vertheidigung verschiedener Sätze einige wenige Anmerkungen beygefügt. Wir wollen über die Art der Ausführung, und über einzelne Stellen die Erinnerungen, die wir zu machen fanden, hinweglassen, da sie, wegen der Unbrauchbarkeit des ganzen Werks überflüßig sind. Denn wem und wozu soll doch immer diese Arbeit nützen? Doch nicht dem Verfasser eines neuen Gesetzbuchs? Denn dieser würde sich sehr übel berathen, wenn er nicht, anstatt dieses Auszuges, das Original zu Rathe zöge, im übrigen aber, bey Entwerfung des Gesetzbuchs, nach einem ganz andern Plan, und mit ganz andern und ausgebreitetern Kenntnissen ausgerüstet, zu Werke gienge. Ein Rechtsgelehrter braucht dieses Hülfsmittel auch nicht: er müßte denn ein sehr armseliges Geschöpf in seinem Fache seyn. Ungelehrte aber werden, bey dieser rhapsodischen Anleitung, nicht weiser und von ihren Rechten und Pflichten unterrichteter werden. Mit Schlossers Arbeit, der seine Idee nur durch Beyspiele erläuterte, und mit dem Geist der Gesetze und ihrem ganzen Umfange bekannt, diese Beyspiele auseinander setzte, ist unsers Verf. Arbeit nicht zu vergleichen, die wirklich ganz ohne Nutzen ist.

Dz.

Isak Fremdlinger, über Todesstrafen und über Beyträge zu wohlthätigen Stiftungen. Berlin, bey Decker 1783. 8 Bogen in 8.

Der erste dieser Aufsätze (der zweyte gehört nicht für Recens. Forum) ist durch die in demselben Verlage herausgekommenen

Betrachtungen eines Christen bey Todesstrafen veranlaßt. Wer in diesen wenigen Bogen eine weitläuftige, und in Rücksicht der peinlichen Gesetzgebung behandelte Auseinandersetzung dieser wichtigen Materie, die in unserm Decennium so viele Federn beschäfftiget, suchen wollte, würde sich freylich getäuscht finden. Um jedoch den Verf. aus dem gehörigen Gesichtspunkte beurtheilen zu können, wollen wir ihn selbst hören. „Ich glaube nach der Art biblisch populärer Untersuchung, die dort (in jenen Betrachtungen) vorkömmt, ließe sich wohl noch mehreres und eben so starkes gegen die Todesstrafen sagen, das beynahe zur Philosophie des gemeinen Verstandes zu zählen wäre, wenn schon der tiefsinnige, genauer so heißende Weltweise nicht viel daraus machen könnte. — Dann aber glaube ich nach ähnlicher Forschungsweise sey doch auch für die Todesstrafen etwas Großes anzuführen, das nicht einem jeden Beurtheiler dieser Sache geläufig, obschon auch vielen nicht unbekannt ist.“ Und aus diesem Gesichtspunkte genommen, verdienen diese Blätter immer gelesen zu werden. Wir wollen die Gründe des Verf. kurz anführen, ob sie gleich, wie man leicht sehen wird, nicht alle neu, und in neuern Schriften über diesen Gegenstand wohl vielleicht gründlicher ausgeführt sind, auch sich gegen einige derselben vieles einwenden ließe, wovon sich aber Rec. gänzlich enthalten wird, um nicht zu weitläuftig zu werden.

Gegen die Todesstrafen. — Sie lassen sich nicht mit der Idee vereinigen, daß der Mensch zum Ebenbilde Gottes geschaffen ist: der gefangene Missethäter ist immer noch in dem Falle, den noch so verengten Kreis seines Daseyns mit gewisser Willkühr zu behandeln, durch seinen Tod vermindert man die Anzahl derer, denen Gott die Erde gab, und läßt ihm gar nichts mehr. Der größere Theil derer, denen sie zuerkannt wird, sind Diebe und Mörder, wo jede dieser zwo Klassen wenigstens etwas hat, das für sie Gnade ruft: jene haben sich nur an Lebensmitteln vergriffen, Mordthaten aber geschehen meistentheils im Zorn, Trunke, und aus ungemessener Selbstvertheidigung und Rache. Der Verbrecher besitzt zuweilen ein Talent, das der menschlichen Gesellschaft einen Nutzen versprach, der anders woher schwer, oder viel später, oder gar nicht zu erwarten seyn wird. Ein anderes Bedenken endlich liegt in der Publicität der Todesstrafen selbst, die oft zu einer neuen Bekanntschaft böser Gedanken und schlimmer Streiche Anlaß giebt.

Für

Für die Todesstrafen. — Sollten sie erlassen werden, so müssen doch schwere Strafen an ihre Stelle kommen, Strafen, die in der Vorstellung eben so stark schrecken, wie Hinrichtungen. Wie schwer aber ist es hier, die richtige Proportion zu finden, ein Maas für die Sensation des abzuschreckenden Publikums zu bestimmen. Oft werden diese Strafen härter für den Verbrecher seyn, als der Tod, nach den er sich vielleicht sehnt. Es ist zwar ausgemacht, daß sich der Müßiggänger vor schwerer und langwieriger Arbeit scheuet, allein Hinrichtung fürchtet er ohnstreitig mehr. So lange es noch nicht ausgemacht ist, ob nicht bey der Abschaffung der Todesstrafen die öffentliche Sicherheit und Wohlfahrt in gewisser Absicht leide; wenn die Menschen in Zuchthäusern noch tiefer verwahrloset werden, wenn diese Häuser vielleicht dem Staate und den einzelnen Gemeinheiten zur Last fallen, manche Seele da erst mit Lastern bekannt wird, an die sie nie gedacht: so kann man die Aufhebung der Todesstrafen nicht sofort für baaren Fortschritt in der bessern Menschenregierung anerkennen und bewundern.

Der Verf. hat diese Sätze übrigens ganz gut ausgeführt, und der Aufsatz selbst läßt sich recht gut lesen, nur ist der oft vorkommende und unpassende Ausdruck: „in Gottes Namen“ Rec. ein wenig aufgefallen.

Prm.

Unterricht eines alten Beamten an junge Beamten, Kandidaten und Praktikanten. Erster Band.

Dieses Buch ist, einige Sprachfehler abgerechnet, sehr gut und unterhaltend geschrieben. Es werden in demselben die Mißbräuche der Beamten auf dem Lande, besonders in Baiern und in den von Baiern an Oesterreich abgetretenen Ländereyen, sehr treffend geschildert. Wir wünschen, daß es dort fleißig gelesen und wohl beherziget werden möge. Es kann aber diese Schrift auch für andere Länder lehrreich werden. Denn man lernt daraus auf eine recht anschauende Weise erkennen, warum Adel, Geistlichkeit und Beamte sich wechselseitig beeifern, die Aufklärung der niedern Stände, besonders der Bauern, zu verhindern. Es wäre daher ein sehr löbliches Unternehmen, wenn man in allen Gegenden mit eben der Laune und Wahrheit die Bedrückungen schilderte, denen die armen

Bauern faſt überall unterworfen ſind. Nach der Lage der Akten ſind es freylich die Bauern, die immer und durchgehends Unrecht haben. Es iſt auch nicht zu leugnen, daß die Unwiſſenheit ſie nicht ſelten halsſtarrig macht. Warum ſucht man aber dieſem Uebel nicht durch Aufklärung der Bauern abzuhelfen? Wie es ſcheint, hat man ſchon bey genauerer Berechnung gefunden, daß die Plage, welche die Dummheit der Bauern ihren Vorgeſetzten verurſacht, gar nicht in Betrachtung kömmt, gegen den Nachtheil, welchen die Grundherrſchaft und Beamte erleiden würden, wenn die Bauern aufgeklärt genug wären, ihre Rechte gehörig einzuſehen, deutlich vorzutragen, und ſchicklich zu vertheidigen. Da nun manche Geiſtlichen auch gute Gründe haben mögen, warum ihnen leichtgläubige Menſchen beſſer gefallen, als helldenkende: So bleibt es fein beym Alten, und wird auch wohl noch lange ſo bleiben. Wer kann zu unſern aufgeklärten Zeiten den höhern Ständen, die ſo viele eigne, ſchwer zu befriedigende, Bedürfniſſe haben, zumuthen, daß ſie ihren gegenwärtigen Vortheil dem künftigen Wohl nackfüßiger Bauerkinder aufopfern ſollen? Zwar könnte man ſagen, daß doch am Ende —— Aber wie kann man verlangen, daß einer, der itzt eben Geld brauchet, ſich um künftige Vortheile, auf welche kein Menſch einen Pfennig leiht, bekümmern ſolle?

T.

3. Arzneygelahrheit.

Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauche praktiſcher Aerzte. Achter Band. Erſtes Stück. Leipzig, 1783. bey Dyk. 194 S. in 8.

Mit Vergnügen zeigen wir unſern Leſern die Fortſetzung dieſer Sammlung an, da ſich der Urheber ſo ſichtbar bemühet, ſie nützlich zu machen, und unſern ehmaligen Rath befolgt, auch aus den holländiſchen Denkſchriften Aufſätze für dieſe Sammlung auszuziehen. Der gegenwärtige Band fängt mit einer äußerſt lehrreichen Abhandlung von Poral an, die als eine große Seltenheit unter franzöſiſchen Beobachtungen durch ihre Gründ-

Gründlichkeit und Zuverläßigkeit hervorſticht, und deren Werth durch die beygebrachten Leichenöffnungen dieſes Zergliederers ungemein erhöhet wird. Sie heißt: von den Krankheiten der Leber, die man andern Theilen zuſchreibt, und von denjenigen Krankheiten, deren Sitz man gemeiniglich in der Leber ſucht, ob er ſich gleich nicht eigentlich darinne findet. Sehr richtig, daß unſre Irrthümer für uns gute Lehrmeiſter ſind. Er habe aus ſeinen eignen und andrer Fehlern gelernet, daß die Leber bey allen Schwindſüchtigen, wo der rechte Lungenflügel leidet, ſehr ſtark unter den falſchen Rippen hervorrage. So ſey auch die Leber oft bey gelbſüchtigen Kranken geſund, auch bey ſolchen Kindern. Die Galle fließe oft durch Milchgefäße in das Blut zurück. Die Galle fließe nicht unmittelbar aus der Leber in die Gallenblaſe, ſondern durch den ductus cyſticus in ſelbige zurück, wie Fallop und neulich Lieutaud ſchon behauptet. Umgekehrt ſey oft der Sitz einer Krankheit in der Leber, die in einem andern Theile des Körpers zu liegen ſcheine. Das in der Milch angehäufte Blut leere ſich allerdings oft durch die kurzen Gefäße in den Magen aus, ob es gleich einige leugnen. Alles dieſes wird durch Geſchichte von Kranken, und Oeffnungen der Todten ſo anſchaulich gemacht, daß wir nichts Intereſſanters über dieſe Materie kennen, und den ganzen Aufſatz hier von neuem abſchreiben möchten. Van der Haar über das beſte Nahrungsmittel für neugebohrne Kinder. Man ſolle einen Zwieback, oder die hartgebackne Rinde eines Franzbrodtes, klar reiben, eine Viertelſtunde lang in 24 Unzen Regenwaſſer kochen laſſen, ſodann die Abkochung durch ein härnes Sieb oder Neſſeltuch durchſeihen, und in einen ſteinernen Krug gießen. Hierzu wird ſüße Milch und ein wenig Zucker gegeben ꝛc. Nach Befinden ein Dotter von einem rohen Hühnerey, das eine natürliche Seife ausmache, und bey der Säure der Kinder alle künſtlich verfertigte übertreffe. Ein ſehr lehrreicher Fall, dieſes zu beweiſen, wird S. 39 beygefügt. Von einer Harnruhr durch Chinarinde und ſpaniſche Fliegentinktur geheilet. Eben daher, und auch inſtructiv. Hamiltons Beſchreibung des epidemiſchen Catarrhs von 1782. Ein guter Beytrag zur Geſchichte dieſer Krankheit, die freylich mehr wegen ihrer Allgemeinheit, als wegen ihrer Wichtigkeit, merkwürdig wurde, ſo ſehr ſich auch hier und da einige Aerzte bemühet haben, Gefahr darinn zu finden, und Gott weiß, was für galligte und ſauligte Beſchaffenheit darinn zu entdecken.

entdecken. Der Engländer behandelte sie äußerst einfach, und der Rec. sahe das Uebel völlig aus demselben Gesichtspunkte — auch in Absicht der Behandlung an. **Michell Bemerkungen über das Catarrhalfieber zu Amsterdam im Junius 1782.** Auch aus der Gegend ist es angenehm, den Gang dieses Uebels beschrieben zu finden; es schien da doch vielen tödtlicher zu werden, wie der Vers. aus der größern Menge der Todten S. 83 schließt. Uns scheint dort eine Complication statt gehabt zu haben, wodurch das ursprüngliche Uebel vergrößert worden. **J. Lee von einer besondern Versetzung der Gichtmaterie, nämlich nach der Blase;** eine nicht ganz ungewöhnliche Erscheinung für geübte Aerzte, aber doch merkwürdig. Der Kranke brachte etwas Eiterartiges mit dem Urin von sich, und wenn diese Ausleerung aufhörte, hatte er wieder gichtische Anfälle. **Saillant von einer wenig bekannten Krankheit, die eine Art des Winddorns ist.** Die andern weniger interessanten Abhandlungen müssen wir überschlagen.

Das 2te Stück dieses 8ten Bandes geht bis S. 318.

El. Wintringham Bemerkungen über Krankheiten, sind alle praktischen, größten s Inhalts, zeugen von einem erfahrnen beo a und lassen sich gut lesen, aber nicht gut für u auszuziehen; lauter kurze aphoristische Sätze, die r o doch nicht lauter Axiomen sind, daß sie allezeit mit Aerzte Erfahrung übereinkommen sollten. **Nachric** dem Kindbetterinnenfieber, das in dem Hotel D Paris zu herrschen pflegt. Höchst wichtig für d welche sie aus den französischen Journalen, wo sie allenthal bekannt gemacht worden, noch nicht kennen. Die wesentlichen Zufälle sind, daß das Fieber am 3ten Tage nach der Niederkunft gewöhnlich eintrat, die Brüste welk wurden, anstatt zu schwellen, der Unterleib mit außerordentlichen Schmerzen aufgetrieben wurde, ohne daß sich die Reinigung verminderte. Man fand in der Bauchhöhle eine ausgetretene milchartige Feuchtigkeit von übeln Geruche, worinnen große Stücken geronnene Milch herumschwammen, die Gebährmutter gesund. Nichts schien dieses Austreten verhindern zu können, und da man ohnehin fast alle Kranken mit Aderlässen und ähnlichen Mitteln, auf gut französisch, behandelte, starben alle Kranken ohne Unterschied, da hingegen wieder alle (an 200) ge-

retti

rettet wurden, nachdem Doulcet von ohngefähr auf eine andere Methode verfiel, und sogleich anfänglich Ipecacuanha gab. Die Art sie zu geben, mögen die Leser nun weiter in dieser höchst merkwürdigen Abhandlung nachsehen, da sie Niemandem mit gutem Gewissen unbekannt bleiben darf. Aber wehe dem Arzte, der eben dieselbe Methode nun bey allen Fiebern der Kindbetterinnen allgemein machen, und zu allen Zeiten ohne Unterschied anwenden will! Doulcets Beobachtungen über das sogenannte Kindbetterinnenfieber, sind in ebenderselben Epidemie, in einem andern Hospitale, gemacht, und gröstentheils nur Bestätigung des vorigen. Hier scheint aber der Durchfall mehr Beweis von einem faulichten Zustande zu seyn, als man ihn bey Doulcets Kranken findet. Ueberhaupt wirkte wohl die Ipecacuanha eben nicht so glücklich, indem sie die Milchversetzung verhütete oder heilete, sondern den unreinen Stoff sogleich wegschaffete, der zu jener Anlaß gab. A. Haase über das Freysaamenkraut, (viola tricolor) aus seiner Inaug. Dissertation, Erlangen 1782, gezogen. Nach den vielen von dem Verf. angestellten und hier erzählten Versuchen scheint es doch in Ausschlägen chronischer Art, Krätze, Kupfer, auch im Tripper etwas zu versprechen. Der Verf. gebrauchet dieses Mittel äußerlich, und innerlich in Decocte, Extracte. W. Butter über das nachlassende Fieber der Kinder. Wir gestehen, daß uns diese Abhandlung nicht befriediget hat, und wir kennen etwas bessers über diesen Gegenstand. Ein Anfänger wird kaum daraus lernen, was für ein Fieber der Verf. beschreibt. Es entstehe, sagt er, aus Fehlern in der Verdauung, es sey aber thörigt, wurmtreibende Mittel zu geben, und man habe nicht die geringste vernünftige Ursache, bey diesem Fieber Rücksicht auf die Würmer zu nehmen, und er thue dies auch überhaupt bey andern Kinderkrankheiten nicht, denn ihre Gegenwart habe keinen Einfluß auf die medicinische Behandlung — die Würmer seyn ganz unschuldig, und nicht schädlich. Das Mittel wider dieses Fieber ist Polychrestsalz, so gegeben, daß es täglich einige Ausleerungen mache, bey dem von selbst aber entstandenen Durchfalle Schierlingsextract. Hier wird einigen Lesern des Verf. Werk vom Keichhusten einfallen, und andern wieder, daß Fordyce das Polychrestsalz sehr empfiehlt.

Das 3te Stück geht bis S. 572.

Th. Blackburne Bemerkungen über den Gebrauch des Kuffertschen Mittels gegen den Bandwurm beweisen

weiſen nichts, auch kennen wir keinen Bandwurm S. 391, davon die Ringe oder Glieder an dem einen Ende drey Zoll, und an dem andern nur ein Drittelzoll lang ſind. Bey der Fortſetzung von C. Wintringhams Bemerkungen über verſchiedene Krankheiten, dürfen wir nur unſer in vorigem Stücke gefälltes Urtheil wiederholen. Cuſton — zu Montpellier Bemerkungen über den Bandwurm, iſt eine Beſchreibung der bisher bekannten Methoden, wo der V. aber wohl nicht immer aus den reinſten Quellen mag geſchöpft haben, wenigſtens iſt die Werlhofiſche aus der neuen Ausgabe ſeiner Werke bekannte Methode gewiß nicht die, welche hier S. 503 beſchrieben wird; und man hätte daher wünſchen mögen, dieſe Geſchichte mit den gehörigen Belegen verſehen zu finden. Artig iſt übrigens der Einfall, die Methoden in die wirkſamern, und in die gelindern abzuſondern, faſt wie bey der Blencolik. Cirillo — zu Neapel, von einer Salbe aus Queckſilberſublimat. Er miſcht ein Quentgen Sublimat zu einer Unze Schweinfett, und läßt ein halbes Quentgen dieſer Salbe in die Fußſohle einreiben, ſelbiges nach Beſchaffenheit der Umſtände wiederholen, giebt Molken und andere Getränke, auch Bäder dabey, und heilet nicht nur auf dieſe Art veneriſche Uebel, ſondern auch Hüftweh ꝛc. Der franzöſiſche Ueberſetzer beſtätiget den Nutzen dieſes Mittels, beſchreibt die Methode genauer, und weis kein einziges Exempel, daß es geſchadet habe, fügt aber klüglich das Boerhaaviſche: abſtine, ſi methodum neſcis, bey. J. Sidren Verſuche mit den Krähenaugen, (aus den Actis Medicorum Suecicorum) wurden bey epileptiſchen Beſchwerden gemacht, ſind aber bisher noch nicht befriedigend, da den Kranken kurz vor der Anwendung dieſes Mittels Würmer abgetrieben waren, und die Anfälle alſo vielleicht von ſelbſt würden nachgelaſſen haben, und bey andern Kranken der Erfolg ungewiß blieb. Ebendeſſelben Krankengeſchichte einer mit den Hämorrhoiden behafteten Perſon. Ebenderſelbe von einer Waſſerſucht des Herzbeutels, die mit keiner andern Krankheit verknüpft war. Letztere ein wenig intereſſanter, als die erſtere.

Beſchreibung der epidemiſchen Bräune, nebſt ihrer Heilungsart, durch Beobachtungen erläutert von G. Leviſon, nach der zwoten Auflage aus dem Engli-

Englischen überſetzt. Berlin, bey Nicolai. 1783. 46 Seiten in 8.

verdiente kaum die Ehre einer deutſchen Ueberſetzung, und kömmt mit Withering und andern über dieſe Materie nicht in Vergleich. Der Ausſchlag ſey nicht immer eine kritiſche Ausleerung, wie bey den meiſten fauligten Krankheiten mit Ausſchlage — der Ausſchlag oft nur abhängig von der Bräune, und dem Frieſel oder Scharlachfieber ähnlich — es war alſo die Bräune die wahre und Hauptkrankheit, womit ſich andre nach der Jahrszeit complicirten. Anfangs Brechmittel, antiſeptiſche, Rinde, auch Einſpritzungen davon; äußerlich das flüchtige Liniment, keine erweichende Mittel. Blaſenpflaſter thaten wenig, ſo wie auch die antiphlogiſtiſche Methode. Nach der Krankheit verhüteten Abführungen ſchlimme Folgen, als Geſchwulſt ꝛc. Das Intereſſanteſte iſt, was S. 37 dem V. der große Arzt Fothergill geſagt hat, warum Sydenham, der zugleich mit Morton in London praktizirte, die kühlende, und dieſer die herzſtärkende Methode mit gleichem Erfolge angewandt habe. Fothergill folgte noch damals in der bösartigen Bräune der erhitzenden Methode, und fand von der Rinde keinen Nutzen — thieriſche Nahrung ſey nicht ſo ſchädlich, Säure nicht ſehr dienlich.

Vſus veſicantium ſalubris et noxius in morborum medela, ſolidis et certis principiis ſuperſtructus a *Balth. Lud. Tralles. Sectio poſterior.* Breslau, 1783. bey Meyer. 166 S. in 4.

Man müſſe nicht glauben, daß er ſie in allen Krankheiten verwerfe; ſie helfen 1) da, wo langſame Bewegung der Säfte einen Reiz erfordert. 2) In allen kalten Krankheiten, und umgekehrt. 3) In kältern, feuchten Gegenden im Winter, und umgekehrt. 4) Wenn man die Abſicht hat, an einem Orte einen ſolchen Reiz anzubringen, daß dahin von einem andern eine Ableitung entſtehe. 5) Wenn ein Localſchmerz nicht weichen will, und alſo die Materie zertheilet und herausgelocket werden muß, jedoch müſſe ja kein Fieber dabey ſeyn. 6) Bey empfindlichen Kranken erfodern ſie Behutſamkeit. 7) Wo eine Schärfe auf den innern Theilen liegt, und aus Schwä-

che

che nicht herausgebracht werden kann, oder gar von außen zurückgetreten ist. Dies gelte bey exanthematischen Krankheiten. Dann werden einzeln alle die Krankheiten genannt, worauf obige Regeln anzuwenden sind, Kopfweh, dabey dann, wie man wohl denken kann, alles wiederholt wird, was jemals vom Kopfweh ist gesagt worden. Bey dieser Gelegenheit kömmt er auf den Schlag, wo er die spanischen Fliegen bey dem von Vollblütigkeit verwirft, und die Tissotische Methode verherrlichet, auf der andern Seite bey Alten (in apoplexia pituitosa et serosa) zugiebt. S. 33. Die Lähmung sey eben so unterschieden, und die spanischen Fliegen können also auch nicht ohne Unterschied angewandt werden. Sehr schön! Sprachlosigkeit von Lähmung der Zunge. S. 55. Man solle dem Ursprunge der Nerven den Reiz nahe bringen, nicht den gelähmten Gliedern, im Nacken. Wieder sehr schön!! Dann folgt eine kleine Ausschweifung von Elektricität und Bädern in diesem Zustande. In welcher Art der Epilepsie die spanischen Fliegen anwendbar. S. 67. Convulsionen — Schwindel, wo er sie verwirft. So wundert er sich auch, daß man sie in der Manie gebrauche, ein solcher Kranker sey oft aus Geilheit toll, habe schon Priapismus, und nun solle er noch die spanischen Fliegen gebrauchen? Was der Verf. über die Ophthalmie denke, werden die Leser aus dem vorigen schon schließen. Im grauen Staare können sie nichts helfen; beym schwarzen werden, so wie bey den vorigen Krankheiten, Zeugnisse aus Schriftstellern umständlich beygebracht, und zuletzt behauptet, S. 107, daß Queckſilber doch ein weit vorzüglicheres Mittel sey. Im Zahnweh seyn sie auch nicht ohne Unterschied nützlich, eben so wenig in schwerem Gehör, im Ohrenweh. Im Hüftweh sieht man Hrn. Tralles in Verlegenheit, da er fast Niemand findet, der hier nicht das Mittel empfohlen hätte, — doch setzt er noch S. 128 eine Warnung hinzu, es nicht zu gebrauchen, wenn Fieber dabey ist. Beym Podagra ist der V. desto weitläuftiger, weil er eben damit behaftet war, als er diesen letzten Abschnitt schrieb. Hier wundert er sich sogar, daß Sydenham, der Podagrist selbst, nichts von diesem Mittel sage. Für die Schwitzmethode sucht er allerley Zeugnisse auf. Beym Asthma S. 142 sondert er wieder sehr gut solche Fälle ab, die aus Hämorrhoiden und unzähligen andern Ursachen entstehen, und wo also die spanischen Fliegen nichts helfen können; in einem andern Falle räumet er ihren Nutzen ein. Zuletzt, ob Kindern spanische Fliegen rathsam seyn S. 153.

In

in einigen Fällen können sie zwar helfen, die seyn aber auch ohne sie heilbar; er warnet daher alle Aerzte, ja behutsam damit umzugehen. Der Seidelbaſtrinde prophezeyet Hr. Tralles kein großes Glück. Ueberhaupt gefällt uns dieſer letzte Abſchnitt der Schrift am beſten; Hr. Tr. iſt nicht völlig ſo grämlich eigenſinnig, ſondern giebt mehr nach, giebt zu, daß die ſpaniſchen Fliegen auch wohl helfen können, und unterſcheidet immer ſehr gut die Urſachen der Krankheiten. Das Podagra ſcheint ihm alſo gut bekommen — aber auch gut curirt zu ſeyn, vielleicht war es bey dem erſten Theile der Schrift noch im Anzuge. Die Lectüre der Neuern ſcheint übrigens, ſo wie faſt bey allen Aerzten in ſeinem Alter, ſeine Sache nicht zu ſeyn.

At.

Vollſtändige Anweiſung zum Zahnausziehen für angehende Wundärzte, von J. J. H. Bücking, d. A. u. W. D. und Pract. zu Wolfenbüttel. Mit Kupf. Stendal, bey Franzen und Große. 1782. 168 Seiten in 8.

Der Verf. hat das Nothwendigſte und Nützlichſte vom Zahnausnehmen, und den dazu erforderlichen Inſtrumenten, hinlänglich und deutlich vorgetragen, und ſein Werkleln iſt daher allen Anfängern beſtens zu empfehlen.

Hermann Boerhaavens Lehrſätze der theoretiſchen Medicin, mit Kommentarien oder Auszügen aus den bisherigen Vorleſungen über dieſe Lehrſätze und nöthigen Zuſätzen, herausgegeben von J. L. C. Mümler, D. d. A. und Pract. in Wolfenbüttel. I. Theil. Helmſtädt, bey Kühnlin. 1783. in 8. 623 Seiten.

Es iſt itzt die Rede nicht, den Werth der Boerhaaviſchen Schriften zu ächten, (denn dieſer iſt bereits entſchieden) oder die gegenwärtige Gemeinnützigkeit und Vollſtändigkeit derſelben zu bezweifeln, ſondern unſere Meynung von der Ueberſe-

hung, die bis zum §. 192 der Institutionum geht, und Boerhaavs, Hallers und Marrhers Vorlesungen, nebst einigen eignen Anmerkungen und Zusätzen des Uebersetzers, begreift, zu sagen. Die Uebersetzung ist meistens getreu, manchmal verunglückt, der Kommentar nicht so zusammengedrängt, als es billig seyn sollte, das Hypothetische und Falsche des Verf. fast immer durch das betrügliche Glas der Kommentatoren begafft, aber nicht hinlänglich berichtigt, dagegen sind die falschen Anführungen des Boerhaavs unverbessert geblieben, und die litterarischen Zusätze, die besonders die Geschichte der Medicin fordert, fehlen ganz. Dies sind Flecken, die bey einer solchen vielbändigen, und dem Ungeübten zugedachten Uebersetzung billig verwischt seyn sollten. Vielleicht geschieht es in den folgenden.

Mußte denn aber dies Werk übersetzt, und noch dazu durch die Zusätze und Einfälle der Erklärer dickleibig und schwerfällig gemacht werden? Hoffentlich nicht. Die Sucht, alles zu übersetzen, gereicht dem Deutschen nicht zur Ehre, und verräth wahre Armuth des Geistes. Dem Arzte ist es schimpflich, ältere Werke, gesetzt, sie seyen klassisch, im deutschen Gewande aufzustellen. Jeder Gelehrte verliert, sobald man ihm seine Nationalkleidung nimmt, zumal unter den Händen der Stümper, dergleichen die meisten Uebersetzer sind, und der Arzt stand sonst im Ruf, ächter Kenner des Lateinischen zu seyn. Itzt nicht mehr. Wir ahmen dem Britten und Franzmann nach, der blos Muttersprache schätzt und kennet, und in Kurzen werden wir so wenig von der gelehrten Sprache und dem Auslande wissen, als Beide. Und nun Boerhaavs sollte am allerwenigsten übersetzt werden. Denn die Kürze seines Ausdrucks ist schwer zu erreichen; Seine Anatomie ist ein Gemische von Malpighi und Ruysch; Seine Physiologie hat noch die Flecken der letzten Hälfte des vorigen, und der ersten des itzigen Jahrhunderts an sich, und ist von Hypothesen, theils veralteten, theils eignen, nicht rein, so wie seine Litteratur mangelhaft. Dies Gemälde seiner Fehler entehret den großen Mann nicht, sollte aber doch jeden billigdenkenden Gelehrten abschrecken, ihn mit allen diesen Mängeln und Unvollkommenheiten aufs neue, am Ende dieses Jahrhunderts, hervorzuführen. Seine Erklärer haben manches berichtiget, allein das meiste, wie gewöhnlich, stehen lassen, und so ist der Lehrling in Gefahr, sich durch das Ansehen des Boerhaavs täuschen zu lassen, und Irrthum für Wahrheit zu erhaschen.

Die

Die Zusätze betreffen fast immer Widerlegung aller Irrmeynungen, und dadurch gewinnt unsere Wissenschaft gewiß nicht. Denn Boerhaave ist nicht das Non plus ultra unserer Zeitgenossen. Er that, was ein Mann von Genie unter seinen Umständen und zu seiner Zeit thun konnte, und überließ uns nun, weiter vorzurücken. Warum bleiben wir also am Ziele stehen, wo er aufhörte? So wie es Schwachheit zu seyn scheinet, den Boerhaave bey akademischen Vorlesungen im Jahre 1783 zum Grunde zu legen, da Jünglinge die Arzneykunde lernen sollen, wie sie itzt ist, und so vollständig als möglich, eben so ungerne sehen wir den Wetteifer unserer Zeitgenossen, alle seine Schriften zu verdeutschen: denn die Quellen werden darüber vergessen, und der Käufer gewinnt bey der Uebersetzung, die allemal theuer ausfällt, nichts. Der Anlage nach sind wenigstens sechs Bände zu erwarten, und also wird diese Sammlung, wie mehrere ähnliche, kostspielig, überflüßig und entbehrlich.

Von der Pest, ihren Ursachen, Zufällen, Behandlung und Sicherungsmitteln. Aus dem Französ. übersetzt von D. Joh. Christoph Ringebroig. I. Theil. Leipzig und Stendal bey Franzen und Großen. 1783. 288 Seiten in 8.

Chicoyneau (denn dieser sollte an der Spitze stehen) ist in der Pest von Marseille 1720 klassisch, und dem Arzte, so wie den Magistratspersonen und Policeyherren, gleich brauchbar. Da dieser die Ansteckung der Pest leugnete, Astruc und andere ihm widersprachen, so entstand daraus gegenwärtiges Werk, das Kennern hinlänglich bekannt ist, und keines Auszuges bedarf. Die Uebersetzung ist meistens treu, manchmal unverständlich, und diese Flecken können bey den folgenden Theilen leicht verwischt werden. Der Uebersetzer will in einem vierten Theile die Gründe und Gegengründe über Ansteckung und Nichtansteckung prüfen, und dadurch den Chicoyneau vervollständigen.

Hr.

D. J. M. Marx, Churkölln. Hofmedicus, Abhandlung von der Schwind-Lungensucht. Eine von der Medic. Soc. zu Paris mit Beyfall aufgenommene Schrift. Hannover, bey Schmidt. 1784. 16 Bogen in 8.

Worinn der Beyfall bestehe, den die Pariser Aerzte dieser Schrift gaben, wird nicht gesagt; vermuthlich nahm der V. französische Höflichkeit für Beyfall. — Es ist ein langes praktisches Geschwätz, mit einigen unbedeutenden Casibus ausstafirt, die mit übergroßer Selbstgefälligkeit erzählt sind, die zum Theil gar nichts, zum Theil aber beweisen — was wir schon wußten. Hr. M. sagt immer, ich thue dies und das, und schiene wohl nichts dawider zu haben, wenn man ihn für den Erfinder mancher Mittel und Methoden hielte, an denen er doch so wenig Antheil hat, daß er sie oft am unrechten Orte anbringt. Er hat die Eitelkeit, immer englische Büchertitel zu citiren, und sehr oft falsch. Daß Stil und Sprache incorrect sey, ist von einem solchen Scribenten zu erwarten.

Ob.

4. Schöne Wissenschaften.

Ein Trauerspiel und zwey Lustspiele, vom Verfasser des Postzugs, als desselben neuester Beytrag zum deutschen Theater. Wien, bey Gräffer. 1784. 14 Bogen gr. 8.

Das Trauerspiel, Kleopatra und Antonius, in Versen, von vier Aufzügen, ist dem Herrn Hofrath Wieland gewidmet, und durch dessen Wunsch veranlaßt, daß man auf die Diction unsrer Trauerspiele mehr Fleiß wenden, und auch der Schwierigkeit des Reims sich dabey unterziehen möchte. Zur Erfüllung dieses Wunsches entschloß sich der Verf. beym Lesen der Lebensbeschreibung des Antonius im Plutarch, und der Erzählung von dem Tode der unglücklichen Kleopatra.

Mehrere

Mehrere tragische Dichter haben, wie bekannt, dies Subjekt gewählt. Aber keine von ihren Bearbeitungen that auf des Verf. Herz so viel Wirkung, als die Erzählung Plutarchs. Indeß nahm er sich doch die Mühe, vier davon, die er zur Hand hatte, noch einmal durchzulesen, nämlich die von Shakespeare, la Chapelle, Lohenstein und Dryden. Die Darstellung der Kleopatra, als eine Schande ihres Geschlechts, schien ihm eine ungerechte Herabsetzung des schönsten, unglücklichsten, und liebenswürdigsten Weibes des Alterthums zu seyn. Mitleid und Liebe für sie, und Erinnerung an den Wielandischen Wunsch, ermunterten ihn, ein neues Trauerspiel dieses Inhalts zu verfertigen, und er suchte seinem Plane, so viel möglich, Neuheit und Interesse zu ertheilen, ob er gleich mit rühmlicher Bescheidenheit manche Schwächen und Fehler in der Ausführung selbst einsieht und gesteht. Auf den Beyfall des großen Haufens thut der Verf. gänzlich Verzicht, und bescheidet sich gern, daß dies so einfache und durchaus der tragischen Würde treu gebliebene Stück, dem itzt so verwöhnten, oder vielmehr entarteten Theatergeschmack unsrer Landesleute nicht gefallen könne. Die Heilung der Wunden, die man unserer Theatermuse geschlagen hat, hält er beynahe für unmöglich, weil Dichter, Kunstrichter und Schauspieler dies Verderbniß mehr befördern, als einsehen und bessern. Diese Klage rechtfertigt und erörtert der Verf. umständlicher in seiner Zuschrift; mit Gründen, die vielleicht hie und da zu weit getrieben sind, denen wir aber doch im Ganzen, vornehmlich was die Schauspieler betrifft, gerne beystimmen. Uebrigens wäre doch wohl unserm Schauspiele besser gerathen, wenn man bloß die Mißbräuche und Uebertreibungen daraus wegzuschaffen, und den immer mehr verwildernden Geschmack unsers gar zu nachgiebigen und zu leicht geblendeten Publikums allmählig wieder ins rechte Gleis zu lenken suchte; als wenn man es ganz auf Eine Gattung einschränken, und zu einem einseitigen Geschmack anderer Art gewöhnen wollte. Die tragischen Dichter der Franzosen, und die Zucht ihrer Manier behalten allerdings immer ihren Werth, verdienen unsre Schätzung und Nachahmung. Warum sollten wir aber über diesen Werth die wahren, großen Schönheiten des brittischen Trauerspiels verkennen? Warum sollten wir Shakespear's unleugbar großes und außerordentliches Genie deswegen herabsetzen oder verkennen, weil rohe, ungebildete Tragiker unsers Vaterlandes seine, ihm unvermeidlichen, Fehler für Schönheiten nehmen,

und ihn auf eine so verfehlte Art nachahmen? Das Trauerspiel des Verfassers, in der französischen und ehedem auch unter uns eingeführten Manier geschrieben, ist gewiß nicht ohne Verdienst, und empfiehlt sich besonders durch einen leichten, einfachen, sehr gut ausgeführten Plan, und durch eine natürliche und glückliche Versifikation. Aber von Seiten des Charakteristischen der Personen scheint uns doch fast durchgehends zu viel flache Allgemeinheit und Eintönigkeit zu herrschen. Auch hat die Kleopatra des großen englischen Tragikers, bey allen ihren Unförmlichkeiten, doch unstreitig mehr Stärke und Interesse in den Situationen, und in der ganzen Darstellungsart. Die Einführung der Oktavia mit ihren Kindern, die zweyten Akte von sehr guter Wirkung ist, hätte vielleicht doch vortheilhafter und wirksamer benutzt werden können. Daß die Verse, im Ganzen genommen, glücklich bearbeitet sind, haben wir schon angemerkt; manche laufen indeß doch mit unter, die den Zwang des Dialogs unter diesen Fesseln verund uns die Epoche, da sie statthafter waren, minder dauern machen. Z. B.

S. 24. Soll gütlich kein Vergleich gestiftet
können?
S. 25. — — — Was hat, Lucil, so früh dich
hergebracht?
Lucil. Ein Zufall böser Art. — —
S. 43. Herr, eine Römerinn, die
Worte sich
Von hier vertreiben läßt, sieht

Von den zwey Lustspielen heißt das erste: schaft der Weiber, in zwey Aufzügen. Der zu allgemein; es giebt doch auch wohl wahrere unter Personen des andern Geschlechts. Ue der Verf. auch hier die feinere Kenntniß der ten, die seinem Postzuge mit Re an fall erwarb. Für den Wiener Hor Stück, wenigstens von Seiten des Dialogs und sationstons am meisten berechnet zu seyn, ob er es der Vorrede nicht Wort haben will, Wienerdramaturgen über dieses Lustspiel so ungegründet nicht scheint.

Der Nationenstreit, ein Lustspiel mit Gesang in zwey Aufzügen, hat die Absicht, einem geschickten Tonkünstler auf eine

eine natürlich herbeygeführte Art Gelegenheit zu verschaffen, die Verschiedenheit des musikalischen Geschmacks der verschiedenen europäischen Nationen — der Spanier, Franzosen, Engländer, Italiener und Deutschen — auszudrücken. Das Final heißt:

Alle Völker, groß und klein,
Sollen leben!
Und sich lieben!
Sollen Freund' und Brüder seyn.

Der Spanier. Mit der Gravität der Spanier,
Der Franzos. Mit dem Leichtsinn der Franzosen,
Der Engländer. Mit dem Spleen der Engeländer,
Der Italiener. Mit der Zärtlichkeit der Wälsche,
Der Deutsche. Mit dem kalten Ernst der Deutsche,

Alle. Alle, alle insgemein
Sollen Freunde, Brüder seyn.

Ungedruckte Reste alten Gesangs, nebst Stücken neuerer Dichtkunst; von A. Elwert. Gießen und Marburg, bey Krieger dem jüngern. 1784. 9 Bogen in 8.

Sammlungen dieser Art fangen allmählig an, unter uns so zahlreich zu werden, als sie kaum bey den Engländern sind, deren Reichthum an trefflichen Resten alten Volksgesangs doch so anerkannt und so vorzüglich ist. Aber fast möcht' es auch hier der Fall seyn, der es in mehrern Gattungen unsrer Poesie, und vornehmlich in der dramatischen ist, daß unser Mangel nicht in der Zahl von Stücken, sondern im innern Gehalte derselben zu suchen ist. Alles aufzuraffen und aufzubewahren, was unsre Vorfahren reimten und sangen, ist doch wohl von keiner Seite rathsam noch verdienstlich; an einigen Proben, selbst solchen, die nicht durchgängig schön und gut waren, — denn deren möchten nun wohl äußerst wenige seyn; — war es genug, um den Geist und Charakter unserer ältern Liederpoesie kennen zu lernen. Und, daß unser Vorrath guter Stücke dieser Art sehr geringe ist, davon scheint selbst das ein Beweis zu seyn, daß unsre meisten Sammler ausländische Volkslieder unter die einheimischen mengen, um dem Blumenstrauße,

se, den sie binden, dadurch, wo nicht größere Anmuth und Wohlgeruch, doch wenigstens größere Mannigfaltigkeit, zu ertheilen. Ob nicht oft die einheimischen Blumen vom Glanz und Duft der ausländischen übertroffen werden, wollen wir nicht entscheiden. Auch der Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung hat in das erste Buch derselben, welches die Ueberreste alten Gesanges enthält, — die denn doch ziemlich uneigentlich ungedruckte Reste heißen, — verschiedene alte französische und englische Lieder, selbst aus dem Ossian, mit aufgenommen. Von den ursprünglich deutschen ist der Werth ziemlich verschieden; die meisten empfehlen sich indessen durch Naivetät des Gefühls und Ausdrucks, wo nicht durchaus, doch stellenweise. In einem zweyten Stücke verspricht der Verfasser vorzüglich Uebersetzungen aus dem Alt-Englischen und Deutschen zu liefern. Fast wünschten wir, er schränkte sich bloß auf die letztere ein, und gäbe uns entweder die Originale allein, oder doch seine Uebersetzungen nicht ohne sie. In dem zweyten Buche sind die neuern Poesien des Verf. und, wie es scheint, auch einige seiner Freunde, enthalten; denn etliche sind am Ende mit andern Namensbuchstaben bezeichnet. Viel Werth scheint Herr K. selbst nicht darauf zu legen; „es mag, „sagt er, oben schwimmen, oder im Strome neuer Gedichte verschlungen werden.“ Fast besorgen wir dies letztere; wenn nicht etwa das erste Buch dem zweyten zum Schwimmkorke dienen wird. Denn wirklich sind diese Gedichte fast durchgehends sehr mittelmäßig gedacht und eingekleidet. Die meisten sind lyrisch und epigrammatisch. Von diesen setzen wir nur die beyden ersten zur Probe her:

I.

Ueber die Meynung der Gelehrten, daß die Welt im Herbste geschaffen sey. Am 12ten Sept. wo ich Blandinen zum erstenmal sah.

Gelehrt und mit den stärksten Gründen
Glaubt ihr den Schöpfungstag
Im schönen Herbst zu finden,
Wo es am seligen Genusse nie gebrach.
Auch nur fiel hier mein Schöpfungstag.
Kaum hatt' ich heute Sie gesehen,
So fühlt' ich Gottes Geist vorüber wehen,

Der

Der väterlich zu meiner Seele sprach:
„Es werde Licht!
„Durch das, das hier aus Engelsaugen bricht.“

2.

Ein Jahr darauf geschrieben.
(So lange hatte nämlich vorbenannte Herrlichkeit gedauert, und sich dann mit großem Gestank geendigt.)

Wie lang's von diesem: Werde Licht!
Bis zu dem Sündenfall gewesen,
Das stehet in der Bibel nicht,
In keinem Buch ist es zu lesen.
Jedoch, wie lang bey mir es war?
Vorgestern erst ein Jahr.

Bodmers Apollinarien. Herausgegeben von Gotthold Friedrich Staudlin. Tübingen, bey Cotta. 1783. 1 Alph. 2 Bog. in 8.

Der sel. Bodmer gab die hier unter einer von ihm selbst noch gewählten Aufschrift gesammelten Gedichte nicht lange vor seinem Tode in die Hände des Herausgebers; aber ihren Abdruck erlebte er nicht mehr. Hr. St. besitzt außerdem noch einige Manuscripte des ehrwürdigen Dichters, und wird dieselben als einen Nachtrag zu diesen Apollinarien, sammt den Briefen merkwürdiger Männer an B. herausgeben, auch diesem Nachtrage noch ein Klaglied an B. Grabe anhängen. Gegenwärtige Sammlung enthält dreyßig, meistens poetische, Stücke, deren Inhalt wir kürzlich anzeigen wollen:

Meine Freuden, in Hexametern, gleich den meisten folgenden Gedichten, schildert die Jugendjahre des Dichters, und seinen früh entschiedenen Geschmack für die poetische Literatur, der er auch sein männliches und hohes Alter hindurch getreu blieb.

Abbadona's Klagen. Es ist eine Erzählung der Engel von der Reue dieses gefallenen Geistes, von seinen Wünschen und Versuchen, in einen andern, minder qualvollen, Zustand versetzt zu werden. An schönen Stellen fehlt es diesem Gedichte nicht; es hat aber auch viele anstößige Ungleichhei-

ten; und man lieſt doch die Erzählung von dem Schickſale Abbadona's, und deſſen endlicher Entſcheidung, lieber bey dem Dichter der Meſſiade.

An Heſſen, Prediger in Neftenbach; im Auguſt, 1767. Erinnerungen an die Tage, „da in des Dichters Gehirn die Noachide noch wüſt lag,“ und an die Gegenwart ſeines Freundes,

Als ſie aus ſeinem Haupt ans Licht des Tages hervorſprang,
Wie aus Jupiters Haupt Minerva gewaffnet hervorſprang.

Dann auch zärtliche Erinnerungen an ſeine ſchweizeriſchen Freunde, deren einige er charakteriſirt, und vornehmlich an den Umgang mit dem würdigen Manne, an den dies Gedicht gerichtet iſt, und Ermunterung an ihn zum frohen Genuß und weiſen Gebrauch des Alters. Zuletzt auch ein Lob des jüngern, durch ſein Leben Jeſu rühmlich bekannten, Hrn. Predigers Heß.

Die Unſchuld der Satire. Man weiß, daß auch ſie, bis zuletzt noch, Bodmers Lieblingsgattung war; und hier vertheidigt er Arbeiten dieſer Art. Der Ton iſt ganz horaziſch, und man erkennt bald das nachgeahmte Urbild dieſes römiſchen Dichters, nämlich die erſte Satire des zweyten Buchs.

Fragment aus dem fünften Buche der Aeneis, v. 604 ff. Der Brand der Schiffe der phrygiſchen Flotte während der vom Aeneas ſeinem Vater gefeyerten Leichenſpiele.

Die Gewalt des Falſchen, nämlich in der poetiſchen Erfindung und Zuſammenſetzung.

Wieland - Oberon. Der Dichter wird ſelbſt redend eingeführt, und erzählt von ſeinem ehmaligen Hange zu frommen Empfindungen und zum hohen poetiſchen Schwunge in Religionsgedichten. Doch, ſagt er,

Doch das waren Geſichter, die fliehend um meine Stirne
Kamen, und fliehend verſchwanden; ſie waren der Schwindel des Jünglings.
Aber itzt, da ein Wald von Bart mir die Wangen bedeckt,
Da ich aus meiner Schüſſel eſſ', und Merſeburger trinke,
Sattelt den Hippogryphen mir nun die leichte Romanze,
Lieblicher ſpielt um meinen irdiſchen Buſen der Wahnſinn;

Hier-

Eine holdere Mus' umschlingt mit dem magischen Bande
Meine Stirn', und nun sing' ich den christlichen Ritter, der höflich
Um die Handvoll Haare den Kalif in Babylon bittet,
Aus dem Barte gerauft, und um vier Zähne noch bittet.

Und so ist auch das Folgende ein Cento aus dem Oberon, und eine kurze Musterung der darinn vorkommenden Scenen. Zuletzt fährt W. fort:

Alles das sing' ich itzt in meiner Mitte des Lebens
Mit der Begeistrung, mit welcher an Bodmers Seite der Junge,
Dem nur ein sanftes Flaumhaar durch seine Wangen hervorstach,
Gottes Gesichte gesungen, wie sie Ezechiel sahe,
Und des Messias Poet in den letzten Jahren sie sahe. u. s. f.

Des Orpheus Höllenfahrt. Eine Nachahmung der bekannten Episode beym Virgil.

Verlangen nach dem Poeten; an Klopstock gerichtet, und schon im J. 1750 geschrieben.

Geschichte, nicht Lob, nicht Tadel. Unter dem Namen Amilbert versteht hier Bodmer, wie man leicht sieht, sich selbst, und führt seine mannichfaltigen Bemühungen um Poesie und Geschmack nach einander an. Unter andern wird auch der Graf zu Stolberg wegen seiner Uebersetzung Homer's apostrophirt.

Das aufrichtige Selbstlob. Cicero wird darinn als Muster aufgestellt.

Verzeichniß der Schiffe, im 2t E r Ilias; vielleicht eine Ergänzung der Home tung vom Hrn. B. die Recensent n gl zur r.

. **Melissus.** Unter diesem Nan m f re mals den guten Bodmer selbst denken, jeine D te noch einmal durchgeht, und seine P mit edlem Selbstgefühl würdigt. Stückblicke dieser Art, h selbst so oft wiederholt und erneut, sind dem hohen Gr ter sehr gemäß und sehr verzeihlich. Nur die wünschen und hoffen wir nicht erfüllt zu n. re

Breitingers mit den seinigen vereinten Bemühungen, und setzt hinzu:

Wenn wir verwest sind, wird kein Lebender seyn, der die Harfe
Rühre, welche wir schlugen, und gern sie den Nachkommen gäben.
Feyern wird dann der Gesang von Patriarchen und Rittern,
Schweigen der Klang der Cithar, die an dem Pappelbaum hanget,
Oder nur harsche Töne knarren und dumpfige Reime.

Dido in der Höhle. Die bekannte Episode der Aeneide.

Meleager. Nach der Ovidischen Erzählung im achten Buche der Verwandlungen.

Die Sänger der Abentheyer und der Minne auf Kastelmarveil. Verloren in Gedanken an die glückliche Zeit alter Dichter, die Landgraf Herrmann auf der Warteburg ehrte und belohnte, schläft der Dichter ein, und sieht im Traum einen Wunderpallast, den er beschreibt, und wo er den Hadloub, den Sammler der manessischen Minnegesänge, antrifft, und der ihm sagt, dies sey das Kastelmarveil des Klingsohr, wo er die Geister der alten schwäbischen Dichter antrifft, unter denen er dem Wolfram von Eschilbach den itzigen Zustand der deutschen Dichtkunst erzählen muß. In diesem Gedichte herrscht sehr viel edle poetische Phantasie.

Die Hochzeitfeyer des Peleus. Es ist eine poetische Uebersetzung des 65sten Gedichts im Katull. Weder hier, noch bey den oben angeführten und den folgenden Stücken aus dem Horaz, Virgil und Ovid, sind die Quellen angeführt.

Der Tartarus. Wieder eine Uebersetzung, oder Nachahmung vielmehr, aus dem sechsten Buche der Aeneide.

Philemon und Baucis. Aus Ovid's Verwandlungen.

An Füßlin, in London; im Frühlinge 1766. Nachrichten von deutschen Dichtern und dem Verf. selbst. Mit Wielands spätern Gedichten thut er auch hier sehr unzufrieden.

An Meister, in Paris; in eben dem Jahre geschrieben. Es sind Warnungen vor den Reizen jener Stadt, und Einladungen zur Rückkehr.

An Schinz, Prediger in Altstetten, im May 1771. Ein lyrisches Stück.

Zu Kronegks Einsamkeiten; eine Art von Epilog zu diesem Gedichte zum Lobe seines Verfassers.

An Sulzers Mayerhof an der Spree, 1756. Eine kurze Epistel, voll freundschaftlicher Sehnsucht.

Medea. Wieder aus dem siebenten Buche der Ovidischen Metamorphosen.

Der Held aus Persis. Eine Ermunterung an Wieland, vom J. 1756, zu dem Heldengedichte, Cyrus.

Augusts Befehl, Virgils letzten Willen, wegen der Aeneis unvollstreckt zu lassen, in der Voraussetzung, daß er nur, seiner Sinne schon beraubt, die Verbrennung der Aeneide habe verlangen können.

Die drey letzten Stücke dieser Sammlung sind prosaische Aufsätze, und heißen: Die poetische Sprache. — Zweifel, gegen die Aechtheit der Kaledonischen Gedichte erhoben. — Ueber die Neigung des Poeten, die Charaktere in schönerm Gesichtspunkte auszubilden.

Ankündigung einer neuen und nicht der letzten Uebersetzung der Odyssee, von J. J. Bodmer, — Der Dichter von Natur, von ebendemselben. Nürnberg, in der Baueriſchen und Bischofischen Buch- und Kunsthandlung, 1783. 3 Bog. in gr. 8.

Dem mit W. unterzeichneten Vorberichte zufolge sind diese beyden kleinen Stücke aus der Handschrift des unsterblichen Mannes abgedruckt, die er unmittelbar vor seinem Tode an einen Freund und Correspondenten zu Nürnberg in dieser Absicht geschickt hat. Die Ankündigung selbst ist durchgehends ironisch, im Namen eines Schulmannes, der seine Uebersetzung vollendet habe, ehe die Leute wußten, daß Bodmer achtzig Jahre leben würde, seine Verdeutschung Homers zu vollenden, auch ehe Voß sie Zeile für Zeile übersetzend nicht die kleinste Schönheit des Originals aufgeopfert hatte. Uebrigens redet dieser Schulmann überaus bescheiden, rühmt sich keiner dichtrischen Talente, keiner Begeistrungen, keiner Erscheinungen und Verheissungen des Homerischen Genius. Er gesteht vielmehr, seine ganze Triebfeder sey die Dürftigkeit gewesen,

weſen, die zehnte Muſe unſrer Zeit, der wir ja ſelbſt Horazens Werke zu danken hätten. Er will ſich nicht dem Vorwurfe ausſetzen, daß ein Genie oder ein Duns, ein Domherr oder ein Rector, die zwey Thaler bereue, um die er ſeine Odyſſee gekauft hätte; darum verlangt er weder Unterſchreibung, noch Vorausbezahlung. Zu vollgültigen Richtern ſeiner Arbeit erhebt er die ſieben beglaubteſten und verehrteſten Kunſtkenner der Nation: den, der über Ihn und Er geſchrieben: — den, in welchem die entſcheidende Urtheilskraft der Briefe über die Literatur ſitzt; — den, in welchem Klotzens Geiſt noch ſpukt; — den, der die Deutſchen mit der ſpaniſchen Literatur bekannt gemacht hat; — den andern, in welchem Meinhard aufgeſtanden iſt; — den Merkur, der monatlich die Pakete von den mehr als neun Muſen herunterbringt; — und ſeinen Vorfahren, der jüngſt Hand an die Odyſſee gelegt hat. Zur Probe giebt er hier den ganzen achten Geſang. Sind ſie nicht einſtimmig, daß 2 Thlr. 8 gr. gut dafür angewandt ſind, ſo ſoll das Manuſcript im Pulte des Verf. ruhig vermodern. — Der Dichter von Natur iſt ein mit dem Namen Utia unterzeichneter proſaiſcher Aufſatz, das Ideal eines Dichters ſchildernd, der, frey von allen Nebenabſichten, dem Triebe ſeines Genies folgt, und ungefähr eben die Laufbahn verfolgt, die Bodmer ſelbſt einſchlug.

Bk.

Akademiſche Gedichte, von Johann Philipp Lorenz Withof. Erſter Theil. Leipzig, bey Jacobäer und Sohn, 1782. 292 S. in gr. 8. — — Zweyter Theil, ebendaſ. 1783. 220 S. in gr. 8.

Ueber die Wahl des Titels für dieſe Gedichte erklärt ſich der Verf. in der Vorrede des erſten Theils. „Akademiſche Gedich„te, ſagt er, heißt dieſe Sammlung darum, weil ſie es wirk„lich ſind. Beynahe alles muß von dieſem, zuweilen etwas „verrückten Standplatze angeſehen werden. Und dieſer Ge„ſichtspunkt hat ſein Eigenthümliches.“ u. ſ. f. Auch in der Vorrede zum zweyten Theile macht er darüber einige Erinnerungen, unter andern die, daß der ton du college, den Hr. Mercier den pariſiſchen Profeſſoren für ſo anklebend hält, ſo entehrend und verwerflich nicht ſey. Und in der That, ſo befremdend

fremdend auch auf den ersten Anblick diese Ueberschrift scheinen mag, so leicht sie die irrige Erwartung solcher Gedichte veranlassen könnten, die auf des Verf. akademische Würde und Lebensart Beziehung hätten; so scheint sie uns doch ganz treffend gewählt zu seyn, in so fern in den meisten, besonders in den Lehrgedichten, dem größten und schätzbarsten Theile dieser Sammlung, der Ton des Akademikers, des mit Weisheit und Literatur genährten und vertrauten Mannes, der herrschende ist.

Lange schon kennt man des Verf. Verdienst um die didaktische Poesie, und die ihm ganz eigenthümliche Manier in derselben, aus den von ihm einzeln herausgegebenen Gedichten: über die sinnlichen Ergötzungen; der medicinische Patriot; Sokrates; die moralischen Ketzer, und die Redlichkeit. Diese fünf Gedichte, aber mit einem dem Verf. sehr rühmlichen Fleiße ausgefeilt und umgearbeitet, machen den ersten Theil der gegenwärtigen Sammlung aus. Einer weitläuftigen Zergliederung dieser Gedichte, und einer umständlichen Darlegung ihres Plans bedarf es hier wohl nicht. Nur wollen wir unsre Leser an die scharfsinnige und im Ganzen dem Verf. sehr rühmliche Beurtheilung der moralischen Ketzer in den Literaturbriefen (Th. VII. S. 166 ff.) erinnern, und an dasjenige, was Hr. Dusch in seinen Briefen zur Bildung des Geschmacks (N. A. Th. II. Br. 24) über die sinnlichen Ergötzungen unsers philosophischen Dichters gesagt hat. Was diese und andere Kunstrichter bisher an ihm erkannt und bewundert haben, Fülle und Gedrungenheit der Gedanken, starke und treffende Darstellung, ächten philosophischen Geist, u. s. f. dies alles findet man hier, in dieser Umarbeitung, noch im reichern Maaße. Was sie an ihm aussetzten, aber bey so überwiegenden wesentlichen Schönheiten für sehr verzeihliche und übersehbare Mängel mit Recht hielten, öftere Verfehlung des anschaulichen Ausdrucks, Verletzung des Wohlklangs, Härte des Verses und der Wortfügung, das hat der Verf. dem der schöne Mechanismus des Verses überhaupt nicht gegeben zu seyn scheint, und dessen prosaischer Ausdruck selbst etwas Ueberflüßiges hat, zwar hier nicht ganz entfernt, aber doch offenbar an unzählich vielen Stellen zu entfernen und zu bessern gesucht, und oft mit dem glücklichsten Erfolge. Man vergleiche z. B. folgende Stelle gleich zu Anfange der moralischen Ketzer in der einzelnen Ausgabe dieses Gedichtes von 1760:

Wie konnte deine Huld, o Schöpfer, ſich erheben,
Den ungeplagten Staub zum Elend zu beleben?
Ach! konnteſt du nicht Gott, und wir auch glücklich, ſeyn?
Und gleichwohl ſchufſt du ſelbſt den Saamen unſrer Pein!
Was hilft dir denn das Lob beſchränkter Kreaturen,
Die nicht ihr Daſeyn eh, als ihren Fluch, erfuhren?

Was iſt doch dieſe Welt, die uns ſo lüſtern macht?
Ein Loostopf, immer voll von Abſcheu und von Pracht.

mit der Verbeſſerung in dieſer neuen Ausgabe:

Was reizte, Gott, dich, ſo der Huld dich zu begeben,
Das thränenfreye Nichts für Elend zu beleben?
Du müßteſt Gott, und wir nicht, oder Freude ſeyn.
Und doch erließeſt du die Saat für unſre Pein:
Zum Lobe ſchufſt du dir gequälte Kreaturen.
Die früher ihren Fluch, als ihre Schuld erfuhren?

Was iſt die ſchöne Welt, wenn wahre Rede gilt?
Ein Lotto nullenleer, mit Pracht und Noth erfüllt.

Die letzte Zeile vornehmlich, wie ſehr hat ſie durch ein beſſeres und treffenderes Bild gewonnen, das freylich vor drey und zwanzig Jahren in Deutſchland, zu Deutſchlands Heil, unverſtändlich geweſen wäre, und nun leider! manchem Leſer nur gar zu fühlbar ſeyn wird! — Noch eine Stelle zur Probe, wie fleißig, und meiſtens glücklich der Verf. gebeſſert hat. Folgende Verſe eben dieſes Gedichts in der ältern Ausgabe:

Was Reu? und was Geſetz? Was Gott, und was Gewiſſen?
Das Mährchen iſt ja längſt dem Pöbel vorgeſchmiſſen.
Zur Luſt kam ſich der Menſch in dieſe ſchöne Welt.
Braucht, was den Sinn ergötzt, und was den Leib erhält!
So ſpricht, doch nein, ſo ſchreyt, damit man ja ihn kenne,
Manch mißgewachsner Kopf, den ich nicht gerne nenne.
Nichts lieber macht ein Narr, als ſeinen Frevel, kund;
Auch Schlangen haben gern das Hintertheil im Mund.
In Wolluſt badt er ſich, das heißt, ſie recht gebrauchen:

Ein

Ein Entrich kann im Schlamm so schnattern und sich taufen,
Er sieht, verliebt in sich, der Tugend Staatsroman,
Das sagt er, und ich glaubt's, kaum mit dem Rücken an.
Zwar, meynt er, sey kein Thier so klug, als er, erschaffen:
Jedoch der Unterschied an Bären und an Affen
(Bär, Aff' und er sind drey) ist eben auch nicht klein;
Der Affe wird darum doch nicht unsterblich seyn.

Diese Verse haben bey nachstehender Umänderung immer sehr gewonnen, obgleich noch alles Harte des Ausdrucks, und alle Unschicklichkeit der Bilder nicht daraus getilgt ist:

Was Reue, Seligkeit, und tröstendes Gewissen?
Die Mährchen hat ja längst der Satyr ausgebissen.
Zur Freude kam der Mensch in diese schöne Welt;
Gebraucht, was Sinne reizt, und was den Leib erhält!
So schreyt, damit ihn ja wer Ohren hat erkenne,
Der ungehirnte Kopf, den man dem Spotte nenne.
Was lieber macht ein Thor, als eigne Schande, kund?
So nehmen ihren Schwanz die Schlangen in den Mund.
Im Lüfte taucht er sich; das nennt er, sie gebrauchen,
Wie schnatternd Enten sich in ihrem Sumpfe tauchen.
Er sieht, verliebt in sich, der Schwärmerey Roman,
Die Tugend heißt er so, mit scheelen Augen an,
Und glaubt sich freylich klug vor allem Vieh erschaffen:
Der Sprung ist immer groß von Schaafen bis auf Affen,
Von Affen bis auf ihn; doch in der Folge klein:
Das Nichts war ihr Entstehn, und wird ihr Ende seyn.

Manche andere Stellen haben freylich bey der Veränderung nicht so merklich geworden: einige scheinen selbst in den ältern Lesearten vorzüglicher zu seyn. Und überhaupt bleibt, bey allen unleugbaren Vorzügen dieser Lehrgedichte, dennoch mancher wesentliche Mangel zurück, wohin, außer der zu großen Ungleichheit, und zu öftern Unwürdigkeit der Sprache, besonders der nur gar zu oft durchaus nicht sichtbare Zusammenhang der Gedanken gehört. Es ist in der That angreifend, dem Verf. lange zu folgen; und seine Fülle selbst wird leicht ermü-

tend. Wenn auf der einen Seite die Auffindung eines tiefliegenden, gedankenreichen Sinnes die Mühe des Nachdenkens über dunkle Ausdrücke nicht selten belohnt; so ist doch oft auch eine räthselhaft gesagte Sentenz, eine sehr entlegne Anspielung nur so lange blendend, als sie nicht enträthselt ist. So wenig wir auch dem Verf. über die mit mehr als hagedornischer Freygebigkeit und Umständlichkeit beygefügten Anmerkungen einen Vorwurf machen mögen; so scheint uns doch in der That manche Stelle im Text mehr der Note wegen, als diese wegen jener, da zu stehen. Auch zerreißt ihre Lesung gar oft den Faden des Zusammenhanges noch mehr, den man ohnedis schon nicht ohne angestrengte Geduld festhalten kann.

Der zweyte Theil dieser Sammlung enthält vermischte Gedichte, meistens von der lyrischen und beschreibenden Gattung. Jene dünkt uns die Sphäre des Verf. viel weniger zu seyn, als die didaktische; denn nirgends ist wohl das Mühsame, Gesuchte und Ungleiche der Gedanken und des Vortrages so wenig schicklich, als in Gedichten dieser Art. Gleich die erste Ode mit der Aufschrift: Der große königliche Friede zu Hubertsburg, die der Verf. im J. 1763 einer ansehnlichen Gesellschaft beyderley Geschlechts in dem öffentlichen Hörsaale der hohen Schule zu Hamm feyerlich vortrug, wird Jedem, der Geduld genug hat, eine Ode von mehr als funfzig zehnzeiligen Strophen zu lesen, dies Urtheil hinlänglich bestätigen. Es ist überhaupt ein eignes Ding um eine Ode, welche die Stelle einer Rede vertreten soll, und welch lyrisches Feuer wird jene Länge ausdauern können? Einzelne Flämmchen lodern freylich hier und da auf; dagegen aber stößt man weit öfter auf matte, völlig unlyrische, und selbst eines prosaischen Vortrages unwürdige Stellen, gleich folgenden:

Den Untergang des Adlerfürsten
Wie Füchse, ja so schlau zu dürsten,
Das war die stille Raserey.
Sie hat den Koller ausgeblutet,
Und uns nicht weiter abgemuthet
Zu glauben, daß sie Größe sey.

Wie, wenn auf allen Apenninen
Der Sonne Glut den Schnee zerschienen,
Ein einzig Meer die Weite deckt;
So sahen sich, wie viele! Städte,

Durch

Durch Flinten, Spieße, Bajonette,
Von fern ein Waffenmeer, erſchreckt.

Stellen von der Art ließen ſich aus dieſer ſeynſollenden Ode noch weit mehrere auszeichnen. — Das darauf folgende kurze Gedicht, Catharina II. mag als „Gallerie von Zeichnungen univerſalhiſtoriſch großer Fürſtinnenköpfe“ hingehen; nur wünſchen wir dieſer neuen Gattung keine Nachahmer; der erklärenden Noten möchten, wie hier, leicht mehr werden müſſen, als des Textes, und mehr, als ſichs der Mühe verlohnt. — Wenig hervorſtechendes, aber deſto mehr halb vollendete und zum Theil räthſelhafte Züge hat das folgende poetiſche Gemälde des Herzogs Ferdinand zu Braunſchweig, während der Feldzüge in Weſtphalen. Gleich der Anfang:

O lorbeerreicher Held,
Du wahrer Schmuck der Unterwelt!

klingt ſonderbar, und läßt ſich nicht wohl verſtehen, wenn man ſich nicht den Dichter in ſeinem Schwunge über die Regionen unſrer Welt erhaben denkt. Soll er das andeuten, ſo ſind die Herabſenkungen noch tiefer und halsbrechender, die oft bis ins Bathos gehen; aber freylich auch hochfliegende Metaphern deſto begreiflicher, die ſich zuweilen in die wolkichten Gegenden des Bombaſtes verlieren; z. B.

Den Mars, der nur zu gern die Furie bewirthet,
Den haben dir, wie fein! die Grazien umgürtet;
Und dies geſteht der Feind uns ein,
Und glaubet, was er ſieht, und ſagt es nicht allein.

Und doch gefiel der Gedanke dem Verf. ſo ſehr, daß er ihn gleich darauf, faſt noch ſeltſamer, in einer neuen Wendung wiederhohlt:

Man ließ Vulkans Gemahl bey Mars im Netze wohnen;
Doch haben Grazien ihn nimmer angefacht;
So magiſch hätten ſelbſt Ovide nie gedacht.
Den rauhen Kriegesgott in Huld und äſere Freuden,
Das wagt die Fabel nicht, du wagſt es, einzukleiden.

In einem der folgenden Gedichte, S. 60, findet man indeß den Schlüſſel zu dergleichen dichteriſchen Montgelfiaden, denen ſich unſer Verf. nicht ſelten überläßt:

Geflügelt fährt mein Geist empor.
So weit sich Dädal nie verlor,
Erheben unerschrockne Tropen.
Ihn dauert der Aeole Lauf.
Er häuft, wie hoch! Gedanken auf,
Und spottet Ikarn und Cyklopen.

Indeß macht der Geist des Verf. in seinen Frühlingsphantasien, aus welchen diese Strophe genommen ist, nicht durchgehends solche Luftreisen:

Bald taumelt er, sein Adlerblick
Von dieser Flammensee zurück,
Und sinkt in stille Thälerschatten.
Der von dem Fluge heiße Muth
Erlangt da nicht das kleinste Gut,
Und Kühle kömmt ihm schön zu statten.

Aber nicht lange; so

— hebt verkielt der fromme Sinn
Sich wieder bald zur Sonne hin; u. s. f.

Wir wünschten in allem Ernst für den Ruhm des Verfaſſers, daß er diese und mehrere Arbeiten seiner jüngern Jahre des Aufbehaltens unwerth erkannt hätte. Im Ganzen gilt dies auch von dem längern Gedichte, die Jagd, worinn die wenigen guten didaktischen Stellen das Matte und Unpoetische der meisten beschreibenden nicht aufwiegen. Wie ganz anders bearbeitete der englische Dichter, Somerville, diesen Gegenstand! — Weit besser ist schon das folgende, ganz lehrende, Gedicht, die Entschließung; und unter den nachher eingerückten, die Freundschaft. In den beyden geistlichen Stücken, der Charfreytag, und der Sieg des Heilandes, ist wieder, bey vielem einzelnen Guten, ein gar zu ungleicher Ton der Gedanken und Einkleidung. — Eins der neuesten Gedichte des Verf. ist der Widerruf des Jahrhunderts; denn der Abschied von der Dichtkunst, mit dem sich die Sammlung schließt, ist schon im J. 1749 geschrieben, und damals wenigstens nicht ohne Widerruf geblieben.

Gr.

Der

Der Decameron des Boccaz. Aus dem Italieniſchen neu überſetzt. Zweyter Band. Petersburg, 1783. 21½ Bogen in 8.

Wir beziehen uns auf die Recenſion des erſten Bandes dieſer Sammlung. Füglich hätte man eine Auswahl unter dieſen zum Theil platten, unintereſſanten, zum Theil unſittlichen Erzählungen machen können.

Yr.

5. Schöne Künſte.

Briefe über Rom, nach Anleitung der davon vorhandenen Proſpekte von Piraneſi, Panini, und andern. Zweyten Bandes Erſter Heft, mit vier Kupfern. Dresden, 1783. bey Hilſchern. 4½ Bogen in 4.

Der Verf. Hr. Weinlich, Churfl. Sächſ. Oberbauamtskaſſirer in Dresden, handelt im 13ten Briefe vom Platz Monte cavallo, und bey Gelegenheit von dem auffallenden Unterſchied des Geſchmacks in der Baukunſt; — von den daſelbſt errichteten zwey coloſſaliſchen Figuren, und hält die menſchlichen Figuren für ſchöner, als die Pferde; — vom päbſtlichen oder quirinaliſchen Pallaſt, deſſen Innern, und daran ſtoßenden Gärten. Der 14te Brief iſt voll architectoniſcher Lehren und Betrachtungen über die Werke der Baukunſt, mit beygefügten lehrreichen Lehren; — von der königl. Treppe im Vatican, und zum Schluß ein gerechter Tadel über die geiſtreichen Werke eines franzöſiſchen Desneuforge, Lafoſſe u. a. Im 15ten Briefe vom Campidoglio — der Auffahrt auf daſſelbe; — von coloſſaliſchen Figuren des Caſtor und Pollux — Trophäen des Marius — einer alten Meilenſäule — der Statue des K. M. Aurelius zu Pferde, welche die Italiäner loben, und die Franzoſen tadeln; nach dem hier beygefügten Urtheile des großen Mengs, entzückte ihn das Pferd, weil es einen gewiſſen Ausdruck des belebten an ſich hat, und Aurelius iſt hier als Kai-

ser, welcher mit einer gutherzigen Bewegung des Wohlwollens, die Rechte gegen sein Volk, als ein Zeichen des Friedens ausstreckt; — vom Pallast des Senatore; — vor der Statue das triumphirende Rom, der Nil und Tiberfluß; — von den Seitengebäuden dieses Pallastes, welche Michael Angelo Selbst, oder nach dessen Vorschriften, aufgeführet worden, unterrichtende Nachrichten; — zuletzt von der alten Kirche in ara coeli genannt. Im 16ten Briefe, vom Pallaste der Conservatoren, in dessen Hof die Statue der Göttin Roma, zwischen zwey gefangenen Königen zu sehen, und hierauf sehr kurz von allen übrigen daselbst befindlichen Alterthümern, mit untermischten Winckelmannischen Meynungen, und Anzeigen der daselbst befindlichen vorzüglichen Malereyen; — vom Capitolinischen Museum, — dem im Hof liegenden Marforio, und im untern Zimmer befindlichen Egyptischen Statuen aus der Villa Hadriani; — die sieben im obern Stockwerke befindlichen Zimmer übertreffen alles, was man von der Art sehen kann; — den darinnen sehenswürdigen Schatz von Alterthümern hat der Verfasser, vermuthlich weil schon sehr viele Beschreibungen davon vorhanden, recht kurz angezeiget. — Beym Schlusse ein paar Worte vom Triumphbogen des K. Sept. Severus, — einer schönen alten corinthischen Säule, und der Kirche, S. Martina e Luka benannt, worinnen die Hochzeit des großen Raphaels verwahret wird.

Magazin der Alterthümer, oder Abbildungen von den vornehmsten geschnittenen Steinen, Büsten, Statuen, Grouppen, erhabenen und vertieften Arbeiten, Gemälden, Vasen, und andern Gerätschaften; überhaupt von allen denjenigen Denkmalen, welche auf Künste und Wissenschaften eine Beziehung haben. Von Christian Friedrich Prange, der Weltweisheit und freyen Künste Magister. Dritter Heft, mit sechs Kupfertafeln. Halle, 1784. bey Hendel. 22 Seiten in Fol. — Vierter Heft, mit sechs Kupfertafeln. Halle. 1784. in Fol.

Der

Der dritte Heft enthält 27 Abbildungen von Köpfen und Brustbildern römischer Kaiser, berühmter griechischer Gelehrten, und der Niobe mit ihren drey Töchtern, und der vierte Heft 24 Abbildungen von alten Bildsäulen, in bloßem Umriß. Wir müssen bekennen, daß wir abermals mit dem Herausgeber und Zeichner nicht zufrieden seyn können, weil wir noch den Mangel der richtigen Abbildung, das ist, das wahre Bild der Gesichter, die gehörige Auswahl von wahren Antiken, und gelehrte mit Kunst-Anmerkungen vermischte Erläuterungen vermissen. Die Köpfe sollen meist aus dem Sandrart genommen seyn, in der ersten Ausgabe sehen sie anders aus, warum aber der Kaiser z. B. nicht lieber von Münzen? deren richtige Angabe der Aehnlichkeit wir überzeugt sind. Und warum fast alle Caricaturen? Wo hat man jemals Augusti Gesicht mit einem Schnurbarte, wie hier, gesehen, und warum ist das Bild der alten Niobe nicht von der Originalstatue, sondern von einer neuen guten Copie genommen? wobey der Verf. den Webb unrichtig angeführet hat. Er sollte schreiben Herr, H. H. F. oder H. Füeßli in dem Schreiben an den Uebersetzer des Hrn. Webbs Versuch über die Malerey. — Beym Anschauen des vierten Hefts wiederholen wir das schon Gesagte, und erinnern annoch, daß, da diese Statuen nicht nach den Originalen abgezeichnet werden konnten, der Verf. wenigstens dieselben nach getreuern Zeichnungen hätte corriren sollen, hier fehlt der ihnen gehörige Charakter, die rechte und wahre Idee des Stils und Geschmacks der Alten in der Sculptur, das ist das Correcte, der Ausdruck und die Grazie; Man betrachte z. B. nur die Bildsäule der Venus, Diana, und anderer Matronen, so wird man gleich sehen, daß die Proportionen monströs, denn da sie sollten 30 bis höchstens 32 Theile in der Länge haben, halten sie 40 und mehrere, welcher Fehler auch in der Breite, in der übel verstandenen Zusammenfügung der Schulter, Kleinheit der Köpfe, und der falschen Verhältnisse der Arme mit den Füßen sichtbar ist, zugeschweigen des nicht Ausgedruckten im Haarputz, der falschen Zeichnung und schlechten Form der Hände und Füße, der unordentlichen Angabe der Bekleidungen, an denen man weder den Schnitt, noch durch die Lage der Falten, was für Art Tuch u. dgl. es seyn soll, erkennen kann. — Daß also diese einfachen Umrisse hätten können deutlicher angegeben, und die Theile und Muskeln mit richtigerm Ausdruck an ihren gehörigen Oertern zu finden

ſeyn ſollten, wird ein jeder, mit nur etwas geübterm Auge, zugeben, und daher des Verf. Ungewißheit und Zaghaftigkeit, die einem blöden Anfänger in der Zeichenkunſt eigen ſind, mit uns nachnehmen.

Chriſtian Friedrich Prange, der Weltweisheit und freyen Künſte Magiſters, Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der Kunſt, welche durch ſeine zu Halle errichtete Zeichenſchule bey jedesmaliger Ausſtellung der Gemälde veranlaßt worden. Erſtes bis viertes Stück. Halle, 1782—1784. bey Hendel. 8½ Bogen in 8.

Das Unternehmen des Verf. auf der Univerſität Halle eine Zeichen- und Malerſchule anzulegen, iſt lobens- und deſſen Mühe und Sorgfalt belohnungswerth. Zur Aufmunterung und Verbeſſerung hielte es der Verf. für gut, jährlich eine öffentliche Ausſtellung und Aufweiſung derer von ſeinen Schülern gefertigten Arbeiten anzuordnen, bey deren Ankündigung derſelbe die hier angezeigten vier Abhandlungen herausgegeben hat. Das erſte Stück enthält deſſelben Gedanken über die Nothwendigkeit einer öffentlichen Zeichenſchule, und deren Einrichtung,— welche richtig und wahr ſind, und ſchon längſt in großen Reichen durch Errichtung der Kunſt-Akademien in Ausübung gebracht worden ſind. — Das zweyte Stück iſt mit der Unterſuchung der Frage angefüllt, ob das Reiſen eine nothwendige Eigenſchaft eines großen Künſtlers ſey? — Der Künſtler muß ohne erlangte Kenntniſſe nicht reiſen, und nur der ſchon durch Leſen der beſten Schriftſteller gebildete, und in der Kunſt geübte, kann mit Nutzen reiſen. Es haben ſich einige große Künſtler, ohne Rom geſehen zu haben, gebildet und berühmt gemacht, allein die Anzahl der Seher, Forſcher, Beurtheiler und Nachahmer des Alterthums übertrifft jene gar ſehr. Unſers Erachtens iſt das Reiſen dem Architekt am nothwendigſten, denn der Zeichner, Maler und Bildhauer kann ſeine Kenntniſſe ſchon in Deutſchland ſattſam erweitern, wenn er die koſtbaren Bildersammlungen benutzet, die beſten Abgüſſe von Antiken zeichnet, und die ſchönen alten Originale in der Königl. Preußiſchen, Churſächſiſchen u. a. m. ſtudiret. — Im dritten Stücke wird über den Geſchmack und die daraus

aus entstehenden Folgen in Beurtheilung der Kunstsachen gehandelt. — Geschmack, Gefühl und Urtheil sind die Haupteigenschaften, und nur der in der Kunst regelmäßig geübte kann richtig beurtheilen. — Im vierten Stücke wird der Unterschied und die Verbindung des mathematischen Zeichnens mit der Zeichenkunst aus freyer Hand näher bestimmt. — Des Verf. Absicht ist hier den Umfang der Zeichenkunst genau zu bestimmen, und zu dem, was die Grundlage derselben ist, die vornehmsten Regeln und mechanischen Vortheile anzugeben.

Am.

6. Romanen.

Wirkliche Begebenheiten und Reisen eines Weltmannes. Erster und zweyter Theil. Frankfurt, bey Garbe. 1784. 800 Seiten in 8.

Ein Roman im eigentlichsten Verstande des Worts, das heißt, eine Reise der unwahrscheinlichsten Begebenheiten von der Welt. Wir wollen den Lesern doch den Canevas des Gemäldes vorlegen.

v. Treuborn (denn so heißt der Held des Stücks) ist ein junger talentvoller, aber höchst eingebildeter Mann voll Selbstliebe und überspannter Ideen von Menschlichkeit, Freyheit und Independenz. Er verläßt sein Vaterland, worinn man ihn verkennt, und begiebt sich nach St— (Stade), wo man seinen Werth einsieht, und ihn zum Assessor bey der Regierung macht. Hier lernt er die Tochter eines Legationsraths B. ein Fräulein Malgen, kennen, die sich in ihn verliebt, er aber nur so halb in sie. Er bekömmt über einen Rechtshandel, den das ganze Collegium verkehrt, zum Theil mit bestochenen Augen, er aber allein von der rechten Seite ensieht, allerley Verdrüßlichkeiten, dankt ab, und geht nach H... (J [illegible] g). Hier hat man ihn schon lange in Dienste zu ziehen gesu [illegible]) er bekömmt sofort das Departement der auswärtig te, mit dem Titel eines Chargé d'affaires. Allein die [illegible] verfung eines Plans, den er zu [illegible]

dieſem Dialog nichts zu machen weiß, ſo gern ich mich auch ſonſt von einem Denker unterrichten und unterhalten laſſe. Es hat mir durchaus nicht glücken wollen, den Faden der Unterredung, wenn ich ihn auch bisweilen ergriffen hatte, ſo lange feſtzuhalten, daß ich mit unſern Philoſophen zum Ziel kommen konnte. Sie ſcheinen außerordentlich ſchnelle zu gehen, und ſchon bey der Folgerung zu ſeyn, wenn ich mich noch aufhielte, ihre Vorderſätze zu verſtehen; oder vielmehr ſie bleiben immer auf derſelbigen Stelle ſtehen, und halten ihr Herumdrehen um eben denſelbigen Punkt für ein Fortſchreiten, indem ſie den erſten den beſten identiſchen Satz, der ihnen einfällt, ſo lange kehren und wenden, preſſen und kneten, daß es zuletzt ihnen wenigſtens ſo vorkömmt, als wenn wirklich das Prädikat etwas mehreres, und anderes als das Subjekt, enthielt. Es wird ihnen daher nicht ſchwer, Argumente auf Argumente zu häufen, denn nichts ſcheint ſo unfruchtbar, keine Bemerkung iſt ſo unbedeutend, woraus ſie, vermöge ihrer ganz beſondern Dialektik, nicht die wichtigſten Folgerungen zu ziehen wüßten. Und bey jedem Argumente halten ſie ihren Gegner geſchlagen, und ſtimmen Siegeslieder an, wenn es mir ſcheint, daß ſie ihren Feind noch gar nicht geſehen, oder ſo weit von ihm ſtehen, daß ihr Geſchoß ihn nicht treffen kann. Ob nun dieſe Verſchiedenheit unſers Urtheils von der ebengedachten, in dieſem Dialog angebrachten Dialektik, oder von der Langſamkeit meines Begriffs herrühre, darüber mag das denkende Publikum Richter ſeyn. Gerne legte ich demſelben, um ihm dieſen Richterſpruch zu erleichtern, einen etwanigen Auszug aus den Akten vor, allein dies eben iſt mir ſo ſchwer, indem ich nicht weiß, wie ich es anfangen ſoll, dem Wendegang oder Kreis des Hrn. Brumbey zu folgen. Indeſſen will ich es verſuchen, und ſo gut machen, wie ich es kann.

Der Unterſchied der Tugend und des Laſters ſoll erwieſen werden, aber es wird nicht beſtimmt, was der Verf. unter Tugend und Laſter verſtehe, noch welchen Unterſchied er zwiſchen beyden behaupten wolle. Ohne alle ſolche, wie es ſcheint, nöthige Vorbereitung geht man ſogleich auf den Gegner, den Verf. der Sittenlehre für alle Menſchen ohne Unterſchied der Religion, los. Das erſte Argument, womit er angegriffen wird, iſt daher genommen, daß man, um den Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter aufzuheben, erſt darthun müſſe, daß auch der Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Irrthum, (wovon ebenfalls keine beſtimmten Begriffe angegeben werden) ungegründet

gründet sey, weil nämlich jene Folgen von diesen sind, und hier-
von will nun Herr Brumbey das Gegentheil beweisen, und
zwar aus dem von dem Gegner zugestandenen Satze, daß
Wahrheit und Irrthum nicht überall in allen menschlichen
Subjekten gleich sey; hieraus will er nämlich schließen, daß
Wahrheit und Irrthum auch objektiv genommen, verschieden
sind. „Denn sind sie," sagt er, „nicht gleich, so sind sie dann
„verschieden — auch die objektive Wahrheit ist von dem objek-
„tiven Irrthume nothwendig und wesentlich verschieden.
„Denn heterogene Theile sind in der ganzen Körperwelt ver-
„mischt. Das Uebergewicht hebt das Gleichgewicht auf. Ei-
„nes von beyden, (Wahrheit oder Irrthum) giebt den stär-
„kern Zusatz, und verschaffet dadurch dem einen oder dem an-
„dern Uebergewicht — darum eines von beyden paradoxen Ex-
„tremen: es giebt entweder für die Menschheit gar keine, oder
„lauter Wahrheit, wenn es kein drittes oder keine Vermi-
„schung geben soll. Es giebt Grade oder Beschaffenheiten der
„Wahrheit, und nach gleichen Verhältnissen auch des Irr-
„thums." Daß hiermit auch die Widerlegung der Nothwen-
digkeit zusammenhange, wird beyläufig in einer kleinen Digres-
sion folgendermaaßen gezeigt. „Wir handeln ja weniger frey,
„um desto weniger wir uns unsrer bewußt sind, denn auf un-
„serer Erkenntniß beruhet unsere Freyheit. Wenn wir den
„Einsichten der Wahrheit folgen, sind wir wahrhaftig frey.
„Hiernach hat jeder Mensch Freyheit, denn ein jeder erkennt
„doch wohl gewisse Wahrheiten. So wie der Mensch zu ver-
„mehrten erweiterten Erkenntnissen kömmt, nimmt nicht die
„Nothwendigkeit zu, man wird vielmehr freyer. Ferner wird
„man nicht nur freyer, sondern da der Gründe mehr, und
„so viele wahre sind, sind ihrer nun länger nicht wenigere,
„noch falsche. Das ist klar — und die wenigern sind dann
„ganz weg, in sofern das wenigere Wahre nichts anders ist,
„als das mehr oder weniger Falsche, Unrichtige, Unwahre, oder
„wie man es sonst nennen will. Da nun die Wahrheit an die
„Stelle des Irrthums tritt, verdrängt sie diesen nach den Gra-
„den dieses und jener, hebt ihn auf, wie die Tugend das La-
„ster." — Dies soll nun noch durch folgendes näher bestimmt
„werden. „Jede Verminderung der Wahrheit ist zugleich
„ihre Verfälschung. Sobald sie also in gewissem Grade Zu-
„satz erhält, so wird ihre Verminderung aufgehoben, denn
„diese ist nichts weiter, als ein unreiner Zusatz des Irrthums.
„Ist der verhältnißmäßige Grad der Verminderung vorbey, so

„höret

„höret auch die Verfälſchung auf, oder alle die fremdartigen „Theile, die ſich eingemiſcht hatten, ſind hinweg — mehr „wahre Gründe geben einen größern Grad von Wahrheit, „und vermehren zugleich ihr intenſives Gewicht. Sobald da„her mehr wirkliche Wahrheit iſt, fällt das weniger Wahre oder „Irrige weg. Was einmal Wahrheit iſt, bleibts ewig; was „es daher nicht iſt, muß nothwendig Irrthum ſeyn. Wo „mehr Wahrheit iſt, kann das weniger Wahre (Irrige) „nicht mehr ſeyn. — Beyſammen können ſie nicht ſeyn. Mehr „Licht kann nicht zugleich weniger helle, oder dunkel ſeyn, „wohl aber weniger Schatten oder Beraubung des Lichts, „oder wenn ich ſo ſagen darf, Nichtlicht, oder das, wo das „Licht nicht iſt. — Wo das nicht iſt, muß das Gegentheil d. i. „Finſterniß, ſeyn. Finſterniß iſt aber doch nothwendig ganz „etwas anderes als Licht: oder unſer Denken ſteht ſtille, folg„lich bleibt Irrthum ewig verſchieden von Wahrheit. — “ Von dieſen Syllogismen des Kriton behauptet Melitus, daß ſie ſich auf den Satz gründen: Ein Ding kann nicht zugleich ſeyn, und nicht ſeyn.

Lehrbuch einer ſyſtematiſchen Logik, zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen beſtimmt, von M. Carl Gottlieb Strauß, Profeſſor der Philoſophie in Danzig. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1783. 480 Seiten in 8.

Dieſes Lehrbuch enthält, nach des Verf. eigner Erklärung, das was er ſeinen Zuhörern beym Vortrage der Logik in die Feder zu dictiren pflegte. Da er fand, daß durch dieſe Methode viele Zeit unnützer Weiſe verſchwendet würde, und ſie nicht den erwarteten Nutzen leiſtete, ſo entſchloß er ſich, um ein ſolches Nachſchreiben unnöthig zu machen, ſeine Dictata ſeinen Zuhörern gedruckt in die Hände zu liefern. Er ſcheint alſo die ſchon von mehrern angeſtellte Bemerkung, daß man ſich von dem bey Vorleſungen ſo ſehr eingeriſſenen Nachſchreiben die großen Vortheile, die der angehende nach Wiſſenſchaft heißhungerige Student ſich davon verſpricht, nicht erwarten dürfe, gleichfalls gemacht zu haben. In der That ſcheint mir das eifrige Nachſchreiben bey Vorleſungen beynahe eben ſo widerſinnig und unzweckmäßig zu ſeyn, als wenn die Zuhörer

einer

einer Predigt jedes Wort ihrers Lehrers in die Feder zu fassen suchten; freylich würde die Unschicklichkeit hier, wo es nicht nur um Unterricht, sondern auch um Erbauung, zu thun ist, noch mehr auffallen; aber wenn man auch von der andern Seite bedenket, daß, wo nicht der einzige, doch der wichtigste Nutzen und Vorzug des mündlichen Unterrichts der Vorlesungen in den Vortheilen besteht, welche die sogenannte viva vox entweder wirklich hat, oder haben soll; so wird durch das eifrige Nachschreiben aller Eindruck, den viva vox etwa hat, ganz verhindert. Denn dem eifrigen Nachschreiber bleibt gar keine Aufmerksamkeit auf das, was der mündliche Vortrag eigentlich vor einem schriftlichen Unterrichte vorzügliches an Klarheit, Eindringlichkeit und Ueberredung hat, übrig, und aller Vortheil geht ihm also verloren. Er würde in der That eben den, und vielleicht noch grössern, Nutzen haben, wenn er seine Hefte aus irgend einem gut geschriebenen Buche abschriebe. Der Verf. hat also sehr wohlgethan, daß er auch unter seinen Zuhörern diesem Unwesen zu steuern, seine Vorlesungen abdrucken lassen, und ihnen einen Leitfaden gegeben, den sie nur festhalten dürfen, um seinen weitern Ausführungen und Erläuterungen folgen zu können. Jedoch hat dieses Lehrbuch nicht blos diesen eingeschränkten Nutzen, sondern es wird auch von andern Lehrern bey ihren Vorlesungen mit Vortheil gebraucht werden können, da es sich durch Deutlichkeit und gute Ordnung auszeichnet.

Nach einer für ein Compendium fast zu weitläuftigen Einleitung von der Philosophie überhaupt, und der Logik insonderheit, kömmt der Verf. im ersten Theil auf die Natur des menschlichen Verstandes. In Ansehung der Seele tritt er denen bey, welche die Immaterialität derselben im strengsten Sinn mit Ausschließung alles Körperlichen annehmen, womit es sich aber nicht allerdings zu vertragen scheint, daß er mehrere Grundkräfte derselben, und zwar noch eine mehr als gewöhnlich geschieht, nämlich außer der Erkenntniß- und Begehrungskraft, noch eine dritte, die er Selbstthätigkeit nennt, annimmt, die er von dem Willen ganz getrennt wissen will. Dann geht er zu den besondern Fähigkeiten des Verstandes über, und sucht über eine jede derselben das nöthige Licht auszubreiten. Bey der Materie der Sprache faßt er sich nur kurz, begnügt sich eine Erklärung davon zu geben, ohne sich in einige dahin einschlagende Erörterung z. B. vom Ursprunge der Sprache einzulassen. Die Lehre von den Begriffen, Urtheilen,

Sätzen,

Sätzen und Schlüssen handelt er dagegen mit möglicher Vollständigkeit ab, so daß nicht leicht Jemanden eine Art derselben vorkommen wird, wovon er nicht hier wenigstens eine bestimmende Erklärung findet. Daher sind diese Kapitel für denjenigen, der in einer solchen Terminologie nicht recht bewandert ist, vorzüglich brauchbar, und man wird sich derselben beym Nachschlagen eines unbekannten Kunstworts mit Nutzen bedienen können. Im zweyten oder praktischen Theile beschäftiget er sich Anfangs mit den Kennzeichen der Wahrheit und des Irrthums, und bringt die hiebey nöthigen Bemerkungen bey. Sehr umständlich giebt er hierauf eine Anweisung zum rechten Gebrauch des Verstandes bey den verschiedenen Arten der Erkenntniß der Wahrheit. Ganz besonders weitläuftig, und fast, wie es uns scheint, zu sehr, wird der V. in dem Kapitel vom Bücherlesen, wo er auch nicht die geringste dahin einschlagende Kleinigkeit übergeht. Den öffentlichen Disputationen legt er noch ziemlichen Werth bey, und behauptet, daß studirende Jünglinge einen wahren Nutzen davon haben; wer aber diese gelehrten Zweykämpfe etwas näher zu kennen Gelegenheit gehabt hat, wird ihm in diesem Urtheil schwerlich ganz beytreten.

Des Freyherrn Binder von Kriegelstein, K. K. wirklichen geheimen Raths und des h. Stephansordens Kommandörs, hinterlassene philosophische Schriften. Herausgegeben von August Veith von Schittlersberg. Erster und Zweyter Theil. Wien, in der Schönfeldischen Buchhandlung, 1783. in 8.

In einem Vorberichte giebt der Herr von Schittlersberg Nachricht, wie er zur Herausgabe dieser Schriften gekommen. Er war dem Verf. durch einen kleinen Aufsatz bekannt geworden, und gewann dessen Achtung und Vertrauen, daß er es ihm auftrug, diese seine philosophischen Ausarbeitungen, hin und wieder weiter ausgeführt, dem Publikum vorzulegen. Ihr Inhalt betrifft die wichtigsten Wahrheiten der Religion, vom Daseyn Gottes, seinen Eigenschaften, Werken u. s. w. der menschlichen Seele, ihrer Einfachheit und Unsterblich-

Nachdem der Verf. sich bemühet, diese Grundlehren

der

der natürlichen Religion im ersten Theile zu erweisen, zieht er daraus die Folge, daß es eine Religion gebe, daß uns aber hiebey eine göttliche Offenbarung zu Hülfe kommen müsse. Im zweyten Theile sucht er nun zu beweisen, daß diese göttliche Offenbarung, deren wir bedurften, keine andere sey und seyn könne, als die christliche.

Der Verf. hat bey der Ausführung seiner natürlichen Religion die Schriften unserer besten neuern Philosophen zu Rathe gezogen, insonderheit aber Reimarus natürliche Religion und Mendelsohns Phädon genutzet. Man sieht es, daß er diese Schriftsteller sehr gut verstanden, ihre Gedanken und Beweise richtig gefaßt, und in einem deutlichen Auszuge mit seinen eignen der Gesellschaft nicht unwürdigen Gedanken und Anmerkungen vermischt, in einer sehr guten und angemessenen Schreibart vorgetragen hat. Ich will davon aus dem Beweise für die Unsterblichkeit der Seelen eine Probe vorlegen.

Die Gewißheit des Satzes, daß unsre Seele unsterblich sey, hängt nach des Verf. Einsicht von dem Beweise ab, daß die denkende Kraft in uns kein zusammengesetztes, aus Theilen bestehendes Wesen sey, denn alsdann bliebe für sie keine andere Art des Unterganges mehr möglich, als die völlige Zernichtung, und da diese nur durch Allmacht gewirkt werden kann, so dürfe man nur zeigen, daß vermöge der der Gottheit zukommenden göttlichen Eigenschaften, eine solche Zernichtung von ihrer Allmacht nicht zu befürchten sey. Diesem zufolge sucht der Verf. zuerst zu beweisen, daß die Seele eine vom Körper verschiedene Substanz sey. Er leitet dies aus dem Bewußtseyn, oder aus dem Gefühl des Ich, welches nicht die Materie unsers Körpers, weder die Anzahl seiner Theile, noch die Art ihrer Verbindung und Zusammensetzung ausmache, denn wir wissen, daß der Körper, den wir itzt herumtragen, vor Zeiten nicht aus eben so vielen, noch aus eben denselbigen Theilen bestanden habe u. s. w. Der Recensent hat sich schon bey anderer Gelegenheit über diesen ihm nicht genugthuenden Beweisgrund erklärt, und findet also, da er hier nicht auf eine neue Art vorgetragen ist, überflüßig etwas dabey zu erinnern. Der Vers. sucht indessen diesen Beweisgrund noch auf eine doppelte Art zu bestätigen, nämlich erstlich durch die Bemerkung dieses Unterschiedes der äußern und innern Empfindung, daß wir bey einer Verletzung körperlicher Theile, die Theile des Leibes, den Ort, und die Gegend, wo es uns we-

he thut, anzugeben wissen; bey der zweyten aber, nu
unsre Seele durch irgend eine Kränkung, etwa die r,
letzt wird, nicht sagen können, daß der Unwille
letzung unsrer Ehre ein Spannen, ein Zwicken, v
an irgend einem Theile des Leibes sey. (Wenn u
ser Unwille zu einer beträchtlichen Höhe steigt, so kon
gleichen körperliche Empfindungen sehr leicht damit
seyn). Die Ursache dieses Unterschiedes soll offenbar
daß wenn der Schmerz vom Körper herrührt, die ve
Theile außer einander und räumlich verschieden sind, und
Seele folglich die Stelle der Verletzung angeben könne;
gen wenn die Ehre beleidigt worden, kein Theil des K
durch welchen diese Beleidigung der Seele mitgetheilt
könne, z. B. nicht das Ohr oder Auge verletzet werde.
müsse also ein Wesen in uns geben, welches von dem
verschieden sey. Diese Bemerkung scheint in der That
zu beweisen, als der obige Grundbeweis, zu dessen B
gung sie dienen soll. Für ein zweytes Merkmal des Un
des der Seele vom Körper, hält der Verf. auch die
Willkühr stehende Beachtung der Objekte, der
Eindrücke, die auf unsre Sinnen geschehen, n
nen. Denn wenn das Principium der Beachtung
Körper allein läge (oder körperlicher Natur wäre),
diese nach den Regeln der Bewegung, die allen Körpern
unveränderliches Gesetz sind, geschehen. Es müßte
die Gegenwirkung allemal der Wirkung gleich ist, die
lung desjenigen Objekts allemal die lebhafteste seyn,
auf den Körper den stärksten Eindruck macht. Da
nicht immer statt findet, so folgte daraus, daß das Pr
der Vorstellung nicht nach den Regeln der Bewegung
und eben so wenig der Körper selbst seyn könne. Hie
der Verf. beweisen, daß diese vom Körper unte
stanz nichts zusammengesetztes sey, folglich auch
perliches Wesen von feinerer Art und Structur.
er den Begriff der Ausdehnung, oder das räuml
ander seyn der Theile zu Hülfe, und zeigt auf
Weise, daß bey Körpern keine andere Veränderung
die veränderte Lage der Theile, oder durch die
selben möglich sey. Mit diesen Veränderungen
vergleicht er die sich in der Denkkraft ereignende Verän
um zu sehen, ob sie sich durch Bewegung erklären
nun findet er auf dem gewöhnlichen Wege die

zwischen den verschiedenen Wirkungen der Seele und der Bewegungskraft. „Wenn Denken," heißt es unter andern, „eine bloße Modification einer körperlichen Substanz wäre, wenn Gedanken etwas Aehnliches mit den Veränderungen der Körper hätten, und in einer bloßen Bewegung der Theile bestünden; so müßte der Gedanke meiner Gedanken — denn das Bewußtseyn ist nichts anders — eine Bewegung der Bewegung seyn. Doch was will dieses sagen? welchen Sinn können diese Worte haben? Hieße dieses nicht die Bewegung zu einem für sich bestehenden Wesen machen, welches sich wieder durch eine Bewegung bewegen läßt? wer kann einen solchen Unsinn ertragen? u. s. w." Das Resultat von diesem allen, daß sich das Denken nicht nach körperlichen Bewegungsgesetzen erklären und darauf zurück bringen läßt, ist unstreitig richtig. Ein zweyter Beweis wird von der Unthellbarkeit der Handlung des Denkens hergenommen, und auf die gewöhnliche Art geführt. Es versteht sich von selbst, daß auf die Einwendungen, die neuerlich Hr. Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft dagegen vorgebracht hat, keine Rücksicht genommen worden. In einem dritten Beweise wird dargethan, daß die Handlungen der Seele kein Resultat von der Zusammensetzung seyn können. Es ist eben derselbige, den Mendelsohn in seinem Phädon so ausführlich vorgetragen hat. Sollte dieser Beweis noch einigen Lesern des Phädon dunkel und ungenugthuend geschienen haben, so würden sie ihn hier in seiner Bündigkeit zwar ins Kurze gezogen, aber sehr deutlich vorgetragen finden. In einem vierten Beweise wird gezeigt, daß die Kraft zu denken einem jeden Bestandtheile der Seele (falls sie ein zusammengesetztes Wesen wäre) eigen seyn müßte, und da dieses nicht zugestanden werden kann, wofern man nicht so viele verschiedene Seelen annehmen will, als verschiedene Theile der zusammengesetzten Seele angenommen werden, so könne die Seele nichts Zusammengesetztes seyn.

Aus diesem allen wird nun die Folgerung gezogen, daß die Seele nicht durch Auflösung zu Grunde gehen, auch von den Kräften der Natur nicht vernichtet werden könne, sondern natürlicherweise unvergänglich sey. Auch hier folgt der Verf. dem jüdischen Philosophen, und beziehet sich, so wie dieser, auf das Gesetz der Stätigkeit. Ehe er nun zu dem Beweise schreitet, daß auch die Allmacht die menschliche Seele nicht vernichten werde, sucht er noch zu zeigen, daß die Fortdauer derselben nach diesem Leben keine los-

loſe Dauer, ſondern ein wahres Leben ſey. „Die Seele,“ ſagt der Verf., „iſt nichts anders, als die denkende vom Körper verſchiedene Kraft ſelbſt, ſie bleibt alſo nach der Zerſtörung des Körpers. Nun läßt ſich keine Kraft ohne Wirkung gedenken. Wirken gehört zu ihrem Weſen, und wenn ſie gleich oft ohne ſichtbaren Erfolg wirket, ſo geſchieht dieſes nur wegen auswärtiger Hinderniſſe, die den Erfolg hemmen, alſo muß auch die denkende Kraft ihre Thätigkeit fortſetzen.“ Der V. beleuchtet und beantwortet zwar die Einwendungen, die aus der Erfahrung wider dieſe beſtändige Wirkſamkeit der Seelen können gemacht werden; er nimmt aber, wie es mir ſcheint, nicht gehörige Rückſicht auf den Umſtand, daß wenn gleich die Wirkſamkeit der Seele, durch die Zerſtörung ihres Körpers zwar nicht ganz aufgehoben würde, ſelbige dennoch ſo geſchwächt oder geſchwächt werden könne, wie ſie im tiefſten Schlummer oder in einer Ohnmacht iſt; oder daß ſie vom Leibe getrennt, wieder in den Stand der Dunkelheit, worinn ſie vor und ſogleich nach der Geburt ſich befand, zurück ſinken könne. Auch wird dieſem Einwurfe durch den folgenden Beweis, daß Gott die Seele durch eine unmittelbare Anwendung ſeiner Allmacht nicht vernichten werde, nicht vorgebeugt oder ausgewichen. Denn wenn es ſich gleich, als ſeinen Eigenſchaften gemäß, dazu thun ließe, daß er nicht wunderbarer oder gewaltſamer Weiſe ſein eignes Werk zernichten, und die natürlich fortgehende Thätigkeit der menſchlichen Seele hemmen und unterdrücken werde, (welches bey dieſem Einwurf auch nicht vorausgeſetzt wird) ſo dürfte es ſich doch nicht eben ſo erweiſen laſſen, daß es auch ſeinen Eigenſchaften widerſtreite, wenn er den Dingen ihren natürlichen Lauf ließe, und die Seele nach dem Verluſt ihres Körpers in den natürlichen Zuſtand der Dunkelheit, worinn ſie vor der Geburt und ohne Körper war, und vielleicht immer ſeyn muß, wieder zurückfallen ließe. Uebrigens wird der Beweis ſelbſt, daß Gott die Seele nicht vernichten werde, nach Reimarus und Mendelſohn, aus den göttlichen Eigenſchaften der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit geführet.

Diſcours ſur la liberté par Mr. *Ehlers*, Prof. en Philoſophie dans l'Univerſité de Kiel. Traduit de l'allemand. Deſſau et Leipſic, chez les libraires des ſavans. 1783. 191 S. in 8.

Da

Da diese Uebersetzung von dem Herrn Prof. Ehlers selbst nachgesehen worden, und er in einer französischen Nachschrift erklärt, daß darinn sein Sinn völlig ausgedruckt sey, so ist es nicht nöthig, hier den Werth derselben zu beurtheilen. Nur von der ebengedachten Nachschrift muß ich etwas erwähnen. Hr. P. E. erklärt sich darinn über einige ihm bekannt gewordene Recensionen seiner Schrift von der Freyheit, beleuchtet einige darinn vorkommende Punkte, z. B. die von ihm angegebene Begriffe von Schuld, von Zurechnung und Strafe, die der helmstädtische Recensent darum verwerflich fand, weil Hr. Prof. Ehlers mit dem Worte Freyheit einen zu schwankenden allgemeinen Begriff verknüpft hätte. Meinem Bedünken nach rechtfertigt er sich desfalls hinlänglich, und zeigt, daß seine Begriffe von Schuld und Zurechnung mit dem Besondern von der moralischen Freyheit angegebenen Begriffe genau zusammenhängen, und also nicht anders ausfallen konnten, so lange diese stehen blieb, und daß der helmstädt. Recensent, um jene ihm anstößigen Begriffe von Schuld und Zurechnung umzustoßen, den Begriff der moralischen Freyheit hätte bestreiten müssen, welches er aber nicht gethan habe. Hiernächst giebt Hr. P. E. noch einige Erläuterungen über Strafen, über die Benennungen von tugendhaft und lasterhaft, glücklich und unglücklich, und zeigt sehr gut, daß auch in dem System des Determinismus zwischen Lasterhaft und Unglücklich ein Unterschied statt finde, und was dies für ein Unterschied sey.

Zuletzt erklärt Hr. Prof. E., wie er wünscht, daß sein Buch von Kennern möchte angesehen und beurtheilet werden. Die Forderungen, die er macht, sind ganz billig, und ich glaube dieselben bey der im 54sten Bande der Allg. d. Bibl. eingerückten Anzeige beobachtet zu haben. Ich habe das Buch mit aller der Aufmerksamkeit, die mir der Inhalt und der Name des Verfassers zu verdienen schien, durchgelesen, und demselben, wie ich glaube, die schuldige Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wenn ich sagte, daß mir in seiner Abhandlung keine ganz neue Auskunftmittel und mir bisher ganz unbekannte Aufklärungen vorgekommen, wodurch nun die in dieser so sehr durchgezankten Materie bisher immer noch einigen Denkern übrig gebliebene Schwierigkeiten und Dunkelheiten völlig gehoben und aufgekläret worden; so wollte ich damit keinesweges ihm das Verdienst abstreiten, den Begriff der

Freyheit vorzüglich gut auseinandergesetzt, und den Hauptumstand, der die feste Verbindung der Thätigkeitskraft mit dem jedesmaligen gegenwärtigen Ideensystem betrifft, (worinn jedoch alle Deterministen mit ihm übereinstimmen und übereinstimmen müssen) sehr deutlich auseinandergelegt und bemerken, und das Ganze auf eine ihm eigenthümliche sehr erleichternde und vortheilhafte Weise zusammengestellt zu haben. Nur in Absicht auf den zureichenden Grund, und die daraus auf diese Materie sich verbreitende Schwierigkeit glaubte ich nicht, eben diese Genauigkeit und Ausführlichkeit anzutreffen, wozu mich insonderheit die von mir angeführte Stelle verleitete. Denn zufolge derselben ließ der Verf. die größte Schwierigkeit, daß wenn die freyen Handlungen durch unser gegenwärtiges Ideensystem völlig bestimmt sind, dieselben nicht vom Menschen, sondern zuletzt von etwas außer ihm abhangen, nicht nur völlig unberührt, sondern schien auch die daraus sich ergebende Folgerung, daß der Mensch in Ansehung seiner Thätigkeit dem Fatum unterworfen sey, abzuleugnen. Nun gesteht der V. dies selbst in dem Zusatz zu, den ich itzt vor mir habe; aber in dem Buche selbst hatte er sich da, wo es der Ort war, bey der Untersuchung über den zureichenden Grund nicht deutlich erklärt, mir scheinen vielmehr seine Worte: „ich sehe ja, daß ich „mit meiner Glückseligkeit — nicht von einer Kette außer mir „liegender Kräfte, sondern von meinem eignen Ideengange „und dem ungehinderten Gebrauche meiner Kräfte abhange," das Gegentheil zu behaupten. Vermuthlich sind diese Aeußerungen auch die Ursache, daß der Verfasser einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religion, dieser rüstige Fatalist, den Hrn. Prof. Ehlers gar nicht für einen Deterministen erkennen will, sondern von ihm behauptet, daß er einen Mittelweg zwischen beyden Partheyen gehen wollen. Ich zwar war weit entfernt, vom Verf. so zu urtheilen, nur glaubte ich, daß sich kein Gegner durch diese Wendung würde abweisen lassen, und daß man also nur freymüthig gestehen müsse, daß wir doch zuletzt von etwas, das nicht wir selbst sind, in Ansehung unsrer freyen Handlungen abhangen, und daß man, um diese Gegner nicht zu befriedigen, (denn ich gestehe gern, daß der Knoten nur zerhauen, und nicht aufgelöset wird,) sondern nur abzuweisen, zeigen müsse, daß man nur zwischen Nothwendigkeit und Ohngefähr zu wählen habe, und diesem zum Raube werde, wenn man sich jener nicht unterwerfen will. So suchte ich diese Lücke auszufüllen, die

mir in Rückſicht auf dieſe Schwierigkeit in dieſem ſonſt ſchätzbaren Buche gelaſſen zu ſeyn ſchien.

Ich merke noch an, daß ſich in dieſem Zuſatz S. 172 in der unterſten Zeile ein Druckfehler findet, der ungeübten Leſern anſtößig ſeyn könnte; es ſteht nämlich der Ausdruck poſſible anſtatt impoſſible, ſo wie ſich auch in unſrer Recenſion A. d. Bibl. Band 54. S. 24. der Druckfehler findet: alles, was nicht in b c d. an deſſen ſtatt zu leſen iſt: alles, was in b e d iſt.

Sg.

Philoſophiſches Lehrbuch, oder Sprüche der Alten und Neuern, zur Erkenntniß der Weisheit und Klugheit für diejenigen, die ſie ſuchen, geſammlet. Königsberg, bey Hartung. 1783. in 8. 140 Seiten.

Ein anderes Titelblatt beſagt, daß dies nur der erſte Theil iſt, wodurch uns der Troſt benommen wird, daß dies Buch doch nur ein kleines Uebel ſey: denn zu dem Guten können wir es unmöglich zählen. Allerdings können Sammlungen ſolcher Sprüche, wie die Vorrede ſagt, Nutzen haben, nur müſſen ſie darnach gemacht ſeyn. Der Fächer, unter welche ſie geordnet ſind, finden wir 120, und dieſe umfaſſen allerdings die wichtigſten Gegenſtände der Sittenlehre; aber das Fachwort allein machts nicht aus. Wenn von den Sprüchen ſelbſt bey weitem der größte Theil unbeſtimmte, ſchwankende, Allgemeinſätze ſind, die in ihrem eigentlichen Zuſammenhange wohl beſtimmten Sinn hatten, durch Aushebung aber ihn verlohren haben; ſo begreift man leicht, daß wenig Nutzen daraus zu ziehen iſt. Man ſehe nur gleich die beyden erſten Ueberſchriften von der Weisheit überhaupt, und dem Unverſtande an; ſo wird man darunter zwar Gemeinplätze finden, welche von beyden den Werth erheben; ſehr wenig Sprüche aber, welche näher angeben, warum ſie ſolchen Werth haben, und worinn er beſteht.

Wz.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Andr. Ioh. Retzii, Phil. M. Prolegomena in Pharmacologiam regni vegetabilis, privatarum institutionum usui destinata. Lipsiae, in Bibliopolio Müllerіano. 1783.

Was ehedem holländische Pressen für deutsche Schriftsteller waren, das scheinen itzt die deutschen Pressen für schwedische Schriftsteller zu werden. Bleibt der Verlag beständig darum so ausgesucht, wie er noch ist, so ist dies für unsre Literatur Gewinn. Als Beweise davon nennen wir hier Retzii Observat. bot. das Linneische Supplementum Plant. und auch dieses kleine Werk zu einer vernünftigen Pharmacologie. Es ist zu Vorlesungen bestimmt, zu solchen angemessener, als ein anderes Buch, wozu der Lehrer wenig hinzuzusetzen bedarf, es müßte denn, wie es oft der Fall ist, eigene scheinbare Weisheit oder Tadel des Buches selbst seyn. Der Verf. tadelt mit Recht, in einer Materia medica die Arzneyen nach ihren Kräften aufzuführen, besser nach den Reichen, es bleiben dennoch unbekannte Sachen genug zurück. Im vegetabilischen Reiche nimmt er acht Principia effectiva an, das salinum essentiale, oleosum, gummosum, resinosum, glutinosum, amylaceum, causticum et materia colorans. Dem ohnerachtet kann wohl der Campher, das Wachs und das elastische Gummi, der Saft der Cecropiae peltatae *Linn. fexual. pl.* nicht zu allen diesen gerechnet werden. Dies alles ist gedrängt, gut und wohl ausgeführet.

Praktische Bemerkungen zur Forstwissenschaft, gesammlet und herausgegeben zum Unterrichte derer, so sich diesem Fache gewidmet haben. Erstes und zweytes Heft. Mit drey Kupfertafeln. Frankfurt, bey Varrentrapp, Sohn und Wenner. 1783. $4\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Gemü-

Gewidmet der Nachzucht unserer Forstbedienten, sie mögen sich nun zu den untern oder obern Stellen ihrer Wissenschaft brauchbar machen wollen — für jeden etwas zu seinem Zwecke in verschiedenen Heften verschiedener Materien. Dies ist so unser Urtheil bey Durchlesung dieser Bogen, deren Inhalt ist: Gränzenvermessung, Nivelliren, Austrocknen der Sümpfe, Faschinenbinden, von Waldbächen, von Flößbächen, von Flößteichen. Zur Probe wollen wir doch etwas Bemerkungswürdiges ausziehen. Es sey folgendes: „Oben aus dem Mittelpunkte der Gränzsteine sollte ein Weisungseinschnitt auf die rechts und links auslaufenden Linien eingehauen seyn, und sogar der Winkel so bemerket werden, daß man jederzeit finde, ob sie einwärts oder auswärts gehen müsse, aus deren Aufnahme allezeit eine förmliche Gränzkarte gezeichnet werden kann; „Das Instrument, womit dergleichen geschehen kann, darf eine simple Schrootwaage seyn.“ Weil aber in harten Böden die Pflöcke nicht gut eingeschlagen werden können, liefert der Verf. eine solche mit Kreuzfüßen und starken eisernen Schrauben versehene Schrootwaage, die man aller Orten gleich horizontal aufstellen kann. Sie soll auf Fig. V. abgebildet seyn, die aber zu unserer Beurtheilung fehlet. „Einen Sumpf auszutrocknen, giebt eine Wasserwaage den besten Fall an, den ein Bach oder Fluß in der Nähe aufnimmt; fehlt dieser, so werden viele kleine Graben gezogen.“ u. s. w.

Rm.

Der bewundernswürdige Taschenspieler, oder der geheimnißvolle Tausendkünstler, welcher lehret verschiedene Kunstücke und Geheimnisse. Von Johann Künstlich. Wien, bey Gerold. 1783. 14 Bogen in 8.

Enthält Kunststücke von ganz gewöhnlicher Art, worunter auch sehr viel einfältige und ganz falsche vorkommen.

Aw.

Beyträge zur Geschichte der Erfindungen. Von Johann Beckmann, ordentlichem Professor der

Oekonomie zu Göttingen. Viertes Stück. Leipzig, im Verlage Kummers. 1782. Von S. 450 bis 578, und 2½ Bogen Regiſter. Zweyten Bandes erſtes Stück. Leipz. 1784. 156 S. in 8.

Mit eben dem Fleiße, wie in den vorhergehenden, finden wir auch in dieſen beyden Stücken die Geſchichte der Erfindungen bearbeitet.

Zuerſt im vierten, dem ein Regiſter der angeführten Schriftſteller, und eins der merkwürdigſten Sachen über den erſten Band angehängt ſind, die Geſchichte des Sprachrohrs. Ganz gewiß iſt das Hörrohr, an deſſen einem Ende das Ohr angelegt werden muß, eher erfunden worden, als das Sprachrohr. Die Erfindung des eigentlichen Sprachrohrs gehört einem Engländer, Samuel Morland, der 1671 ſein account of the ſpeaking trumpet herausgab. Verbeſſerungen der Werkzeuge ſchlugen vor Caſſegrain ſchon 1672 im Journal des Sçavans, Sturm, auch Conyers, Haſe und andere. Zuletzt hat Lambert in den Memoires der Berliner Akademie die Theorie deſſelben unterſucht; und nach ſeinem Urtheile iſt die Figur eines abgekürzten Kegels, wo nicht die beſte, doch ſo gut, als jede andere, die man wählen könnte.

II. Siegellack. Die verſchiedenen bisher zum Siegeln gebrauchten Materialien, die Siegelerde der Alten, die in Antiquitätenſammlungen, da noch einige Siegel aus dieſer Erde vorhanden ſeyn ſollen, verdient genauer unterſucht zu werden, Siegelwachs u. ſ. f. Die älteſte Erwähnung des Siegellacks findet man in des *Garcia ab Orto* Aromatum et ſimplicium aliquot hiſtoriae, zuerſt 1563 gedruckt; und die älteſten Siegel dieſer Art im landgräflichen Archiv zu Kaſſel ſind von eben dieſem Jahre.

III. Roßkaſtanien. Der Nutzen des hohen ſchönen Baums iſt noch gering. Sein Holz iſt ſchlecht, und nicht einmal zur Feurung gut; ſeine häufigen Früchte nur Futter für Ziegen und Wild; die Türken glauben, ſeine Frucht ſey den keichenden Pferden eine Arzney. In der Mitte des 16ten Jahrh. kam er aus Konſtantinopel nach Europa, und ſpäter nach Frankreich, als zu uns; in Paris ſoll nach dem Tournefort ein Gärtner Bachelier den erſten Baum 1615 aus Saamen, den er aus der Levante erhalten, angepflanzt haben. Keine Spur von dem Baume in den Alten; auch in neuern Reiſebeſchrei-

ſchreibern der Levante fand der Verfaſſer deſſelben nicht gedacht. Freylich gehört dieſer Artikel, wie auch der neunte und eilfte, nur ſehr uneigentlich in eine Geſchichte der Erfindungen.

IV. Pantalcon. Man hat zwey Inſtrumente unter dieſem Namen; das eine aber heißt richtiger Fortepiano und Clavecin a marteau. Der eigentliche Pantaleon iſt gemeiner Abkunft, urſprünglich das Hackebrett, aber viermal ſo groß, und iſt durch die Erfindung eines großen Künſtlers das vollkommenſte Inſtrument geworden. Pantaleon Hebenſtreit, ein geſchickter Geiger und Klaviriſt zu Leipzig, erfand es vor 1697. Die bekannte ſtähliniſche Nachricht wird hier verſchiedentlich verbeſſert. Die Reliquien dieſes Pantaleons ließ ſich vor einigen Jahren Bourney zu Dresden von dem Organiſten Binder, Hebenſtreits Schüler, zeigen; er war über 9 Fuß lang, und faſt alle Saiten geſprungen, weil er nicht mehr für ein Hofinſtrument gehalten, und auf Koſten des Hofs unterhalten wird. Die Unterhaltung koſtete jährlich an 100 Thlr., weil es 185 Saiten hat.

V. Pflanzenabdrücke. Nachdem unſere Landsmänner, Ehret, Miller, und andere die vollkommenſten Abbildungen der Pflanzen, Kupferſtiche mit der ſchönſten Malerey geliefert haben, überſchmieren wir die getrockneten Pflanzen ſelbſt wieder mit Kienruß, und ſtellen eine Sammlung ſolcher Schattenriſſe (denn viel mehr ſind ſie doch nicht) neben jenen Kunſtwerken. Doch ſie ſind wohlfeil, und ſtellen das Anſehen der Pflanzen gut vor. Aber für eine neue Erfindung ſollte man ſie nicht halten; ſchon in den älteſten Kunſtbüchern findet man eine Anweiſung, ſolche Abdrücke zu machen. Die neuern botaniſchen Werke, die ſolche Abdrücke enthalten, und Anweiſungen zu ihrer Verfertigung.

VI. Taucherglocke. Die Geſchicklichkeit der Wilden im Untertauchen, und ältere Nachrichten von Täuchern. Vom Gebrauche der Täucherglocke findet man zuerſt im 16ten Jahrhundert Nachrichten. Aehnliche ältere Erfindungen. Edm. Halleys und des Schweden Triewalds Verbeſſerungen der Glocke.

VII. Von den Kamelen, wodurch ſchwer beladene Schiffe in die Höhe gehoben, und in den Pampus in der Südersee geführet werden, zuerſt die Beſchreibung. Für den Erfinder giebt Leupold einen holländiſchen Waſſerbaumeiſter,

Abra-

Kornel. Meyer an; aber er that nur einen ähnlichen Vorschlag, und der wahre Erfinder scheint ein amsterdamer Bürger, Bakker, zu seyn, um 1690. Auch Petersburg und Venedig haben itzt Kamele. Aber so vortheilhaft die Erfindung ist, so können doch große Kriegsschiffe bey der gewaltsamen Erhebung leicht Schaden leiden; in einem Schiffe wurden die Stückpforten so sehr verrückt, daß sie nicht mehr genau schlossen.

VIII. Das Seignettesalz erfand, und bereicherte sich dadurch ohne große Mühe der Apotheker zu Rochelle, der 1719 starb, Pierre Seignette, als er auflöslichen Weinstein machen wollte, und in der alten Meynung, es gebe nur Ein feuerbeständiges Alkali, Salz der Soda für Alkali des Weinsteins nahm. Die nachmaligen Untersuchungen der Bestandtheile dieses Salzes haben das vegetabilische und mineralische Alkali unterscheiden gelehrt.

IX. Kanarienvögel. Diese kleinen Virtuosen sind aus den kanarischen Inseln zu uns gekommen, und erst seit dem 15ten Jahrhunderte bekannt; daher bey den ältern Ornithologen nicht die geringste Nachricht von diesen Vögeln. Die erste Zeichnung beym Aldrovandi ist schlecht; eine bessere hat Olina in seiner Vccelliera, und diese haben Jonston und Willoughby nachstechen lassen. Die Erziehung und Anweisungen dazu. Der Handel mit diesen Vögeln, besonders der Tyroler zu Ymst, wovon man schon in des Verf. Beytr. zur Oekon. II. S. 195. Nachricht findet. Auch in Göttingen nimmt ein Bürger jährlich einige Kanarienvögel und abgerichtete Dompfaffen nach England, und kauft dafür allerley kleine Waaren ein. Das vornehmste Futter ist der Kanariensaamen, (Phalaris canariensis, aber wohl nicht des Dioskorides φάλαγξ, wie der Verf. zeigt, ital. Scaglivola) der aus den kanarischen Inseln über Spanien nach Europa gebracht worden. Itzt bauen ihn verschiedne Gegenden, und wird ein nicht unbeträchtlicher Handel damit getrieben. Auch in einigen Gegenden Deutschlandes ist er sogar einheimisch geworden, und säet sich auf den Wiesen selbst aus. Der Gebrauch könnte erweitert werden, indem der Saame ein gutes Mehl giebt; nur lassen die Körner sich nicht leicht enthülsen.

X. Die Verstärkungsflasche, die man auch in Deutschland noch gemeiniglich die Leydensche zu nennen pflegt, ist von einem Hrn. von Kleist, Dechanten des Domkapitels zu Kamin,

min, am 11ten October 1745, nicht von Cunäus in Leyden, erfunden worden.

XI. **Preiskuranten**, oder gedruckte Zettel, die in groſsen Handelsſtädten wöchentlich ein- oder zweymal ausgegeben werden, und die jedesmaligen Waarenpreiſse anzeigen, ſcheinen im Anfange des 17ten Jahrhunderts aufgekommen zu ſeyn; wenigſtens iſt die älteſte amſterdamer Verordnung hierüber, die auch des **Wechſelkurſes** gedenkt, vom 31ſten Jänner 1613. **Wechſelkurszettel**, die den Kurs auf ausländiſche Handelsplätze anzeigen, wurden in Hamburg zuerſt 1659 ausgegeben, und **Geldpreiszettel** 1687. Gegenwärtig ſind alle drey gemeiniglich nur Ein Zettel, worauf in Amſterdam, Hamburg u. a. O. auch die Aſſekuranzen auf abgehende und ankommende Schiffe angemerkt ſind.

Am Ende verſpricht der Verf. noch, die Zuſätze und Verbeſſerungen, die ihm von Freunden zu den im erſten Bande abgehandelten Gegenſtänden mitgetheilt worden, im folgenden zu nutzen.

Das erſte Stück des zweyten Bandes liefert zuerſt Nachrichten zur Geſchichte der **Getraidemühlen**. Die älteſte Art, das Getraide zu zermalmen, war das Stoßen im Mörſer. Im Heſiodiſchen Vers:

Ὅλμοιο μὲν πρῶτα τάμνειν, ὕπερον δὲ τρίβειν,

iſt wohl unſtreitig auch der Getraidemörſer zu verſtehen, wies auch Tzetzes nimmt: ὅλμος, ſchreibt er, ἡ ὑγρὰ, ἐν ᾗ κόκκοι καὶ ὕπερα τοιαῦτα οἱ γυναῖκες καταπίπτουσι. Mit der Zeit ſcheint man den Mörſer inwendig gereift, und die Keule unten eingekerbt zu haben; und ſo ward, nachdem man auch der Keule oben eine Kurbel gegeben, aus dem Mörſer eine Handmühle. Warum **Gesner** getadelt wird, weil er das Regiſter über die Scriptores rei ruſticae, ſehr gut und eigentlich, dünkt uns, Lexicon ruſticum genannt, (ein viel zu vornehmer Titel, ſagt der Verf.) ſehen wir nicht. Die einzige Abbildung einer alten Handmühle, die man findet, der philoſophiſchen Mühle des Chemikers, die Langelott erfunden, ähnlich, iſt vom Ant. Franz Gori in Memorie di varia erudizione della Societa colombaria Fiorentina II. S. 207. Auch die älteſten Roßmühlen ſcheinen eine Keule gehabt zu haben. Die Erfindung der **Waſſermühlen** gehört vermuthlich in die Zeiten des Mithridates, Julius Cäſars und Ciceros; doch verdrängten

drängten ſie auch im alten Rom nicht gleich die mühſeligen Hand- und Roßmühlen. Oeffentliche Waſſermühlen erſt unter Honorius und Arkadius um 398, und waren damals noch eine neue Anſtalt. Die Erfindung der Schiffmühlen, als Vitiges, K. der Oſtgothen, 536 den Beliſar in Rom belagerte. Zu Venedig hat man, wie auch anderswo, Mühlen, die ſich nach der Ebbe und Fluth richten, und von 6 Stunden zu 6 Stunden, die Richtung der Räder ändern; und dieſe waren, wie Fanetti aus Urkunden beweiſen, ſchon um 1044, oder doch 1078. Auch nach Anlegung der Waſſermühlen behielt man noch lange Hand- und Roßmühlen in Privathäuſern, am längſten in den Klöſtern. Windmühlen hatte das alte Rom noch keine; Pomponius Sabinus über den Virgil (der Verf. ſchreibt unrichtig S. 13 und 31. Sabina) behauptet es ohne Grund. Man hat behaupten wollen, daß ſie aus dem Orient durch die Kreuzzüge nach Europa gekommen; aber auch das iſt unwahrſcheinlich; noch ſind dieſe Mühlen im Orient ſelten. Schon von 1105 hat Mabillon in Annal. Benedict. ein Diplom bekannt gemacht, worinn einem Kloſter in Frankreich erlaubt wird, molendina ad ventum anzulegen. Als der Gebrauch in dieſem Jahrhunderte allgemeiner ward, verordnete Pabſt Cäleſtin III. in den Decretalen: De reditibus molendini ad ventum ſolvendae ſunt decimae. Die deutſchen Mühlen ſind älter, als die holländiſchen; Holländer ſelbſt behaupten, daß dieſe Art mit beweglichem Dache von einem Flandrer in der Mitte des 16ten Jahrh. erfunden worden. Die vortheilhafte Einrichtung, daß in der Mühle ſelbſt gebeutelt, oder das Mehl von den Kleyen geſchieden wird, iſt aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts, wie mans in alten Chroniken angemerkt findet. Daher iſt die Verfertigung des Beuteltuchs, das auch noch ſonſt vielfältig gebraucht wird, ein Gewerbe, das viele Menſchen nähret; aber das engliſche iſt ſteifer, glätter, läßt das Mehl beſſer hindurch, dahingegen das deutſche ſchlecht, oder gar nicht gelernt wird. Das beſte in Deutſchland iſt, was zu Harten bey Zittau verfertigt wird, und das kalwer Beuteltuch aus dem Würtenbergiſchen, wiewohl auch für ſolches oft ſchlechte ausländiſche Waare verkauft wird. Die monture économique, die ſeit einigen Jahren von den Franzoſen ſehr geprieſen worden, iſt nichts Neues; die Römer waren ſchon weit in dieſer Kunſt gekommen. Aber ſehr tief iſt in neuern Zeiten die Müller- und Bäckerkunſt in Italien geſunken; nur in Rom iſt

guter

gutes deutsches Brod, aber auch nur bey deutschen Bäckern zu haben, und alles Brod, was zu Venedig in den öffentlichen Backöfen, theils zum inländischen Verbrauch, theils für die Schiffe, theils auch selbst zum ausländischen Verkauf gebacken wird, ist die Arbeit deutscher Meister und Gesellen. Auch lange schon bucken Deutsche den Römern ihr Brod; schon im 15ten Jahrh. pflegte man in reichen Häusern nichts, als deutsches Brod, zu essen. In Deutschland ist die monture économique schon von undenklichen Zeiten her bekannt; Sebald (nicht Sebastian) Müller hat in seinem Berichte vom Brodbacken, Leipz. 1616. 4. eine deutliche Beschreibung davon gegeben. Batré, der die Deutschen wollte mahlen und backen lehren, fand die Lehrlinge geschickter, als seine zudringlichen Meister, und sagte, die Mühlsteine in Karlsruhe wären zu klein, (der Franzosen ihre aber sind zu groß) und die Beutelsiebe nicht so, wies itzt in Paris Mode sey, geordnet. Schon im 16ten Jahrhundert sind zuweilen Müller und Bäcker auf diese Weise zu mahlen verfallen; aber die Polizey hat sie von Zeit zu Zeit als schädlich und betrüglich, doch ohne genugsamen Grund, verboten. Die großen Vortheile dieser genauern Art zu mahlen, und die davon vorhandenen Schriften. Die Graupenmühlen, die nur die Körner enthülsen und abrunden, sind eine neuere deutsche Erfindung. Anfangs wurden die Graupen durch Stampfen bereitet, hernach gemahlen; und die gemahlenen, weil sie vollkommener abgerundet sind, unterscheidet man von den gestampften, durch den Namen Perlgraupen. Die Bauart der Graupenmühlen gemeiniglich hat man nur auf den Mehlmühlen einen Graupengang mit angebracht. Doch werden in Ulm die bekannten ulmer Graupen auf einer gemeinen Mühle gemahlen, nachdem man die Steine weit genug von einander entfernt hat. In Holland wurde die erste Graupenmühle um 1660 zu Saardam gebauet, und warf nur soviel ab, daß eine Familie sparsam davon leben konnte; im Anfange des itzigen Jahrhunderts waren daselbst 50 Perlgraupenmühlen, die ihre Eigenthümer reichlich nährten. Vom Mühlenregal. Kaiser Friedrich I. rechnet schon die Wassermühlen ausdrücklich zu den Regalien; doch an kleinen unschiffbaren Strömen durften die Eigenthümer der Ufer noch lange Mühlen bauen. Mit der Zeit aber dehnte die Habsucht der Regenten dieses Regal nicht nur über alle Ströme, sondern auch über die Luft- oder Windmühlen aus. Im J. 1341 behauptete schon der Bischof zu Utrecht, nemini vivente-

tium

tium in vento dominationis ſuae ius aliquod competere, niſi ſibi dumtaxat et eccleſiae ſuae Trajectenſi, und ertheilte daher einem Kloſter die Erlaubniß, eine Windmühle zu bauen, wo es wollte; und auf gleiche Weiſe ſchenkte der Pfalzgraf Albert 1394 der Stadt Harlem ventum molarium, d. i. die Erlaubniß, eine Windmühle anzulegen. Doch giebt es noch Länder, in welchen den Gutsherren das Recht Mühlen auf ihrem Boden zu bauen, noch nicht entwendet iſt, z. E. Mecklenburg. Die Bann- oder Zwangmühlen ſind ſchon aus dem eilften Jahrhundert. Itzt, ſagt der Verf., nachdem man alle erſinnliche Mittel wider die Betrügerey der Müller unzulänglich gefunden, wünſcht man die Abſchaffung der Zwangmühlen und die Vervielfältigung der freyen Mühlen.

II. Von der Bereitung des Spangrüns hat man ſonſt ſehr verſchiedene Meynungen gehabt; itzt, da ſie zuverläßig bekannt worden, weiß man, daß die künſtliche aerugo der Alten eben das war, nämlich ein durch weinartige Säure in einen grünen Roſt verwandelter Kupfer. Wo nicht alles, doch das meiſte Spangrün, wird heut zu Tage zu Montpellier gemacht, und zwar mit vortheilhaftern Handgriffen, als die Alten kannten. Schon im 15ten Jahrh. war es ein altes und einträgliches Gewerbe, iſt aber in neuern Zeiten gar ſehr gefallen. Denn die Ausländer haben Verſuche gemacht, das Kupfer durch eine wohlfeilere, auch mineraliſche Säure zernagen zu laſſen, von welchen manche ſo ziemlich gerathen ſind, als das von den Gebrüdern Gravenhorſt in Braunſchweig bereitete Grün, ſo daß man der franzöſiſchen Farbe zur Noth entbehren kann. Das deſtillirte Spangrün iſt nichts weiter, als ein durch eine neue Auflöſung in Eſſig gereinigtes und etwas kryſtalliſirtes Spangrün. Die Holländer haben dieſes Gewerbe bisher am ſtärkſten getrieben; nur in Grenoble kannten und trieben auch einige Bürger dieſe Kunſt; aber vor einigen Jahren ſind auch drey Fabriken dieſer Art zu Montpellier, und eine ſolche zu Paris angelegt worden. Der Name, glaubt der Verf., komme von den kupfernen Spänen, die man in Eſſig zernagen ließ.

III. Safran, der Alten Crocus, ward auch bey ihnen als Arzney und Gewürz, auch als Pigment genutzt. Was am meiſten von dem heutigen Geſchmacke abweicht, iſt die Verwendung deſſelben zu Wohlgerüchen. Auch zur Würzung der

Speiſen

Speiſen war der Gebrauch des Safrans bey den Alten, wie man aus dem Apicius ſieht, ſtark; und noch iſt er in manchen Ländern ſtärker, als die Aerzte billigen. Vermuthlich haben ihn die Araber zuerſt nach Spanien gebracht; wenigſtens iſt der Name arabiſch, oder vielmehr perſiſch, زعفران. Aus Spanien kam er vielleicht zuerſt nach Albigeois, und hernach in andere Gegenden von Frankreich. Wenn der Safransbau in Deutſchland angefangen, iſt ungewiß; aber gewiß falſch, daß dieſes im Oeſterreichiſchen erſt nach 1579 geſchehen ſey. Im 15ten und dem folgenden Jahrhunderte, als mit dem Safran ein ſtarker Handel getrieben ward, ward er auch mit allerley, zum Theil gefährlichen Sachen verfälſcht, wogegen ſcharfe Verbote gegeben wurden.

IV. Alaun. Dieſer Aufſatz iſt eine Ueberſetzung und weitere Ausführung der Abhandlung des Verf., die im Vol. I. Commentation. Societ. Scient. Goettingenſ. gedruckt iſt. Was die Griechen στυπτηρία, und die alten Römer alumen nannten, war gewiß nicht unſer Alaun, ſondern Vitriol, und zwar ſolcher, der ſich ſelbſt in Gruben bildet, oft nichts weiter, als eine vitrioliſche Erde. Wahre Alaunkryſtalle bilden ſich nur höchſt ſelten und ſparſam auf ſehr reichen alaunhaltigen Mineralien; aber Griechen und Römer kannten nur natürlichen Alaun. Die Oerter, woher die Alten ihren Alaun, oder vielmehr Vitriol erhielten; an manchen wurde nachher wirklich Alaun geſotten, und daher reden einige Geſchichtſchreiber des 15ten Jahrh. von den damals angelegten Alaunſiedereyen, als ob die Kunſt, dieſes Salz zu ſieden, nur wieder nach Europa zurückgebracht wäre. Der Name alumen, den der Verf. aus Aegypten zu ſeyn vermuthet, ſcheint uns doch vielmehr vom griechiſchen ἅλμη, das eine Salzbrühe oder Salſe bedeutet, zu kommen. Man lernte aber endlich auch die alten Alaunarten auslaugen, und das martialiſche Salz kryſtalliſiren; und dieſes bekam den neuen Namen Vitriol, der erſt im 11ten oder 12ten Jahrh. aufgekommen, (vielmehr erſt im 13ten; wenigſtens ſagt der Verf., daß er ihn zuerſt beym Albertus Magnus, der 1280 geſtorben iſt, gefunden habe) und durch die Aehnlichkeit der Vitriolkryſtalle mit Glas veranlaſſet worden. Noch von dem Gebrauche, der von dem alten Alaun gemacht worden, Gebäude wider Entzündung zu ſichern, welcher Einfall alſo nicht neu iſt; der Verf. glaubt, daß ein Anſtrich von einer ſtark geſättigten Vitriollauge das

Feuer etwas habe abhalten können. Unſer itzige Alaun, den beſonders ſeine höchſt vortheilhafte Anwendung in der Färberey empfiehlt, iſt wohl gewiß im Orient erfunden worden, und jünger, als das 12te Jahrhundert; Johann, der Sohn des Serapion, (beſſer Johann Serapio, ein arabiſcher Arzt um 1070) kannte noch keinen andern Alaun, als die unreinen Vitriole des Dioſkorides. Selbſt noch itzt haben die Orientaler in der Färbekunſt anſehnliche Vorzüge vor den Europäern, wie das Roth von Adrianopel, die Seidenzeuge und die Saffiane beweiſen. Den erſten Alaun verſchrieben die Italiener, nebſt andern Farbematerialien, aus dem Orient; nachher, als ſie einige türkiſche Alaunwerke pachteten, wurden ſie ſelbſt mit der Kunſt, Alaun zu ſieden, bekannt; endlich fanden ſie in ihrem Vaterlande alaunhaltige Mineralien, die ſie verſuchten und nutzten, und darauf fiel gar ſehr der Abſatz in der Türkey. Des Rocca di Soria, wo der Europäer, der den erſten Alaun in Italien bereitete, ſeine Kunſt ſoll erlernet haben, iſt gewiß nicht, wie wir auch ſchon vom Con. R. Büſching in den W. M. bemerkt fanden, Edeſſa, welche Stadt die Araber Arroſa الرها nennen, ſondern Arracka الرقة am Euphrat. Man ſ. Abulfedä Syrien S. 119. auch Meſopotamien im Büſchingiſchen Magazin IV. S. 240. und Büſchings Erdbeſchr. V. S. 261. der neueſten Ausgabe. Chypſilar S. 113, wo Bellon eine Alaunſiederey fand, iſt unſtreitig die Stadt in Thracien, die bey den Alten Cypſella hieß. Petrus de Caſtro hier, ein Sohn des berühmten paduaniſchen Rechtsgelehrten, Paulus de Caſtro, heißt S. 123 Johann de Caſtro. Das älteſte europäiſche Alaunwerk ſoll auf der Inſel Iſchia, und 1459 von einem genueſiſchen Kaufmanne, Bartholomeo Pernice, (Perdix im Botrone iſt wohl ohne Zweifel ein Druckfehler, und auch das Jahr, das der Verf. nach dieſem annimmt, 1465 unrichtig) ſeyn angelegt worden. Der Urſprung des Alaunwerks unweit Tolfa und Civita Vecchia im Kirchenſtaat, und der zu Volterra im Piſaniſchen. Der nachmalige päbſtliche Alleinhandel mit Alaun, und die Kunſtgriffe, welche die Päbſte anwendeten, im Beſitz deſſelben zu bleiben, obgleich ſie den Preis immer von Zeit zu Zeit ſteigerten. Aber die Menſchen wurden klüger, und ſahen die Eigennützigkeit der päbſtlichen Bullen ein. Das erſte europäiſche Alaunwerk außer Italien ward in Spanien zu Almacaron, unweit Carthagena, angelegt, wo

es noch mit ansehnlichem Gewinne arbeitet. Die ältesten in Deutschland sind eine zu Oberkaufungen in Hessen von 1554, ein anderes von 1558 zu Kommotau in Böhmen; und 1563 entstand ein Alaunwerk zu Niederlangenau in der Grafschaft Glaz, das aber wieder eingegangen ist. In England ward unter der Elisabet von Th. Chaloner zu Gisborough in Yorkshire eins angelegt, wozu er heimlich hatte Arbeiter von dem päbstlichen Alaunwerk kommen lassen; und in neuern Zeiten haben die Eigener der englischen Welle selbst die römischen gepachtet. Das erste schwedische zu Andrarum ist 1630 angelegt worden.

V. Die Geschichte der **Buchdruckerpresse** hat Herr **Breitkopf** in seiner Geschichte der Buchdruckerey zu liefern versprochen; der Verf. giebt hier nur Nachricht von einer neuen Verbesserung eines noch zu Gera lebenden Künstlers, **Joh. Gottfr. Freytags**, die, eben weil sie die Arbeit der Drucker gar sehr verringert und beschleunigt, und dadurch den Arbeitslohn heruntersetzt, noch wenig in Gebrauch gekommen ist. Die Freytagische Presse hat statt der Schraube und Schwengel bloß einen Tritt, den ein Kind von 13 Jahren ohne Nachtheil regieren kann, das Licht wird von oben nicht gehemmt, sie nimmt einen kleinern Raum ein, als die gewöhnlichen, und ist wegen ihrer Einfachheit sehr dauerhaft; kann auch ganz in einen Kasten gepackt, und in einer Viertelstunde an jedem Ort zum Gebrauche aufgestellt werden.

Mf.

Die deutschen Giftpflanzen zur Verhütung der tragischen Vorfälle in den Haushaltungen, nach ihren botanischen Kennzeichen nebst den Heilungsmitteln, von Johann Samuel Halle, Prof. des Königl. Preußischen Corps des Cadets zu Berlin. Mit 16 nach der Natur ausgemalten Kupfern. Der Tod in Töpfen! Berlin, 1784. bey Pauli.

Der etwas undeutsche Titel dieses deutschen Buchs schreckt etwas, bestimmter würde er heißen: Deutschlands giftige Pflanzen zu Verhütung unglücklicher Vorfälle in Haus-

haltungen — von J. S. Halle, Professor des Cadetten-Corps zu Berlin; mag jedoch ein jeder Verfasser die Wahl der Aufschrift selbst verantworten. Dies also bey Seite gesetzt, war dem Recens. eine solche Beschreibung nach dem, was Gmelin schon von den einheimischen giftigen Gewächsen Deutschlands und in der allgemeinen Geschichte der Pflanzengifte uns gesagt hat, etwas unerwartet, oder sie mußte vor dieser Vorzüge und viel Neues enthalten. Der Verf. hat es nach dem Vorberichte gut gemeynet, dies ist aber auch alles. Denn Recens. müßte sehr falsch collationiret haben, wenn er nicht Gmelins Ausdrücke u. s. w. in den Beschreibungen gelesen hätte, und doch ist in den Eintheilungen derselbe noch unrecht verstanden. So sollte Hr. Halle nicht handeln, und sich zum Plagiate herabwürdigen, wie er auch sonst schon gethan hat, es kann aber seyn; daß der Verf. zur Herausgabe seiner deutschen Giftpflanzen noch besondere Beweggründe gehabt hat, die wir nicht anzugeben wissen. Er hätte übrigens christlich mit den armen Käuferin verfahren sollen, denn wenn man dem lehrbegierigen Leser nichts Neues auftischet, und von nach der Natur ausgemalten Kupfern redet, die es doch wahrlich nicht sind, so verdienet dergleichen in unsern Zeiten um desto mehr Rüge, da der Schreibseligkeit und des Ausschreibens kein Ende ist. Die schwarze Nieswurz ist z. E. ganz falsch, und steht schon besser in der Blackwellschen Sammlung abgebildet. Vielleicht hilft indessen der Vorschlag, den man im Vorberichte lieset, zum guten Absatze des Werkleins etwas, „wenn man dasselbe als ein ehrwürdiges Circulare an die deutschen Kirchenthüren anschläge.“ Dazu wären Gmelins beyde Werke nützlicher.

Sz.

Abhandlungen der Hallischen naturforschenden Gesellschaft. Dessau und Leipzig. in 8. auf Kosten der Verlagskasse. Erster Band. Mit 2 Kupferpl. 1783. 27 Bogen stark.

Die Gesellschaft, deren Geschichte, Einrichtung, Gesetze, Absichten, und Mitglieder der Vorbericht dieses ersten Bandes meldet, hat ihr Daseyn der Betriebsamkeit, und dem Eifer des H. Löwe für die Naturgeschichte, so wie ihren guten Fortgang

der

der Unterstützung des Hrn. v. Leyser und mehrerer anderer würdiger Gelehrten zu danken, sie hat bereits eine nicht unbeträchtliche Bücher- und Naturaliensammlung angelegt. Dieser erste Band ihrer Arbeit enthält zwanzig Abhandlungen von verschiedenem Inhalte und Umfange, auch aus verschiedenen Theilen der Naturgeschichte, selbst in Landwirthschaft und Scheidekunst hat sich die Gesellschaft hier schon eingelassen, ob sie sich gleich, nach dem Vorberichte zu urtheilen, diese Zweige der Naturkunde erst in der Folge zu bearbeiten vorgenommen hatte. Den Anfang macht Hr. Weigel mit einem Beytrag zur Bestimmung der Schlangenarten S. 1—54. Sehr richtig; es seye gefehlt, wenn man sich bey Bestimmung der Arten allein auf die Zählung der Schilder und Schuppen verlasse, aber eben so sehr, wenn man sie mit Laurenti ganz verwerfe. Dann die Beschreibung von 84 Stücken, theils aus des Verf. eigener, theils aus der akademischen Sammlung zu Greifswalde, mit Synonymie, Bestimmung der totalen sowohl, als der Länge einzelner Theile, und der Anzahl der Schuppen und Schilder, und Beschreibung der Farbe, Zeichnung und der Giftzähne; Coluber, Aspis und Ammodytes seyen wahrscheinlich nur Spielarten der europäischen Viper, und Redi's Viper nur wegen des heissern Himmelsstrichs giftiger gewesen; Colub. Cherlea hat der Verf. in einer buschigen Gegend nahe bey Greifswalde angetroffen; so wie sich auch die europäische Viper häufig daselbst findet. Auch die gemeine Natter, welche da Saake oder Suäke heißt, und niemals Schaden thut, vornehmlich im Mist und unter faulen Bäumen häufig vorkömmt; auch die Blindschleiche, in Pommern Hartwurm, ist an Wällen, in Heiden und Gehölzen ziemlich gemein. Ebend. beschreibt eine neue, große, wahrscheinlich amerikanische Art der Natter mit Giftzähnen, (die der Verf. bey der Klapperschlange auch im untern Kiefer bemerkt haben will) und 189 Bauchschildern, und 64 Paaren Schwanzschuppen; der Verf. nennt sie die Zweifelhafte. Hr. Günther, etwas vom Luftelektrophor S. 63—68. Der Weberische Elektrophor seye auch zu Versuchen an Kranken vorzüglicher. Hr. Löwe liefert von S. 69—96 eine kurze Naturgeschichte von Weigelsdorf in Schlesien im Reichenbachischen Kreise am Riesengebirge gelegen; noch viele alte verfallene und mit Gesträuchen überwachsene Schächte; in Absicht der Pflanzen beruft sich der Verf. auf den Hrn. v. Mattuschka, doch hat er auch einige von ihm nicht bemerkte Gewächse, z. B. die horizonta-

le Flechte, die Wachholdergallerte, die Weide mit Rosmarinblättern, das europäische Roggengras wahrgenommen; die Haselhühner fange man da im Gebirge mit Schlingen unter Sträuchen von Wasserhollunder; das einblümige Wintergrün färbe roth; der Turkenbund werde durch eine besondere Art Blattkäfer sehr zernaget; unter den vierfüßigen Thieren der Schlesiel, der nur durch seine aschgraue Farbe vom Maulwurfe verschieden seyn soll, (darüber wäre wohl Erläuterung zu wünschen). Ein Verzeichniß einheimischer Vögel; die Spechte sollen in die besten noch so frischen Bäume tiefe Löcher graben, und dadurch den Forsten sehr schaden, (sonst glaube man, sie fressen das Ungeziefer, das die Bäume angreift). Ebend. liefert S. 121—136 vermischte Bemerkungen. Die Alpenjoncere auf den Sudeten; ihre saftige Beeren geben eine gute blaue Farbe. Auf dem Zobtenberge viele zugeworfene Schächte, auch neue, um vermeyntlichen Goldsand zu fördern; fast der ganze Berg bestehe aus einem schwarzen Stein, wie Basalt, aus welchem man vormals Gold gezogen haben soll; nahe an dem alten fürstl. Schlosse sieht man noch eine Grube, und ein Wasser, das von der Morgenseite des Berges nach einer Mühle hinabfließt, soll Goldsand führen, den man vor dem siebenjährigen Kriege tonnenweise nach Breslau gebracht habe. Die unfruchtbare Erdbeere berankt ganze Felsen; in einem Teiche der Herrschaft Muschen zwo Spielarten des gemeinen Karpfen, eine rosenroth und mit Farben spielende, und eine nackende. Ebend. physikalische und ökonomische Bemerkungen bey einer Reise auf die Schneekoppe. S. 141—186. Am Fuße der Bögenberge wilde Möhren, als ein sehr wucherndes Unkraut auf Saatfeldern; an den Zäunen in Dittmannsdorf die Spierstaude mit Weidenblättern wild. Sommerroggen wird fleißig gesäet, und soll so gut, als anderes Sommergetraide, gerathen. Die adersbachischen Felsensäulen in Böhmen scheinen dem Verf. ehmals ein ungetheiltes Felsengebirge ausgemacht zu haben; in Absicht der Pflanzen verweist der Verf. auch hier auf den Gr. v. Mattuschka; an sumpfigen Ufern des Bachs zwischen den Felsen fand er immerwährenden Lattich; am Fuße des Seifenbergs Lattich mit Eichenblättern, und pomeranzengelbes Habichtkraut, das da glühender Ofen, auch wohl Safran heißt; auf der Schneekoppe selbst Natterwurz und Mauerpfeffer; bey Freyburg bunter Marmor mit eingesprengtem Schwefelkies und weißem Gipsstein. Ebend. theilt S. 187—198 seine Bemerkungen auf einer Reise nach Schönbrunn, im Strehlischen

ſchen Kreiſe des Fürſtenthums Brieg mit; die Eichenwälder waren von der Proceſſionsraupe verheert; bey Schönbrunn und Krummendorf ein Kriſtallbruch, und naße dabey Felsart, und etwa tauſend Schritte davon der ihm in der innern Geſtalt gleichkommende bunte Pribyrner Marmor. Von Ihm ſind endlich noch die botaniſchen Bemerkungen S. 199—201. Etwas über die Zitteraſpe, und eine Spielart des Pickelherings mit fleiſchrothen Blumen und grünlichten Blumenblättchen. Hr. Volkelt ſucht die Vererzung des Goldes zu beweiſen. S. 99—110. Hr. Otto beſchreibt S. 111—120 den von den übrigen Arten des Strandläufers ſo ſehr abweichenden Steindreher, und beurtheilt die Erfahrungen anderer; er hat ihn auf der Inſel Rügen angetroffen; doch nur im Sommer. Fragment einer alchymiſtiſchen Unterhaltung mit einem katholiſchen Geiſtlichen S. 135—138. Wir ſehen nicht, wie dieſes Fragment hieher verirrt iſt; weder ſein Gegenſtand iſt den Abſichten der Geſellſchaft gemäß, noch verdiente es dieſe Stelle durch ſeinen Inhalt. Hr. Brackenhauſen S. 203—216 beobachtete, daß die Ausdünſtungen oder vielmehr der feine Staub der Proceſſionsraupen und ihrer Hüllen, beſonders bey zärtlichern Leuten, Entzündung und Aufſchwellen des Geſichts verurſachte; Goulardiſches Bleywaſſer half am beſten. Hr. Schaller beſchreibt mit vieler Genauigkeit S. 217—332 eine Menge neuer Inſekte, und berichtigt hin und wieder Beſchreibungen und Synonymien anderer, z. B. die Irrungen wegen des Goldkäfers, der damit verwandten Arten, und der bloßen Spielarten: Inſekten, die ſich in ihrem entwickelten Zuſtande ſehr ähnlich ſehen, ſind es oft in ihrem Raupenzuſtande durchaus nicht; daß zwey Inſekten in der Paarung mit einander angetroffen werden, beweiſe noch nicht, daß ſie von einer Art ſeyen. Der Unterſchied des Miſtkäfers von ſeinen verwandten Arten: Vom Erdkäfer vier neue Arten: 1) mit zehen Düpfelchen; 2) mit geſtumpften Hörnern; 3) der Zwerg; 4) mit einem Bande vom Bohrkäfer eine, (pulſator) die wie die Holzlaus pocht; vom Wollkäfer eine, die glänzende; vom Todtengräber außer dem Gleditſchiſchen, woraus der Verf. eine eigne Art macht, ſechs, aenea, glabra, quadrimaculata, collaris, carnaria und elongata; vom Schildkäfer zwo, faſtuoſa und margaritacea, vom Sonnenkäfer ſieben, margine punctata, undulata, trilineata, decemguttata minor, decemguttata major, biſeptem guttata, und humeralis; vom Blattkäfer vierzehen, violacea, varians, oli-

vacea, ſophiae, cruciata, ruſtica, ſternicornis, melanocephala, bucephala, phalerata, glaucocephala, biguttata, chortinia, und palliata; vom Rüſſelkäfer acht, ſturnus, caeruleocephalus, glyphicus, capricinus, plagiatus, cinereus, ſericeus, und albiroſtris, vom Bienenkäfer eine, quadrimaculatus; vom Bockkäfer ſieben, quadrioculatus, cinctiornis, M. nigrum ictericus, vulneratus, glaucopterus, und viridis; vom Holzkäfer fünf, ruſipes, octomaculata, humeralis, uſtulata und pumila; vom Halbkäfer eine, melanocephala; vom Leuchtkäfer eine, rubens; vom Wanzenkäfer zwo, caneſcens und coccinea; vom Springkäfer zwo, uſtulatus und giganteus; vom Prachtkäfer eine, calcarata; vom Schwimmkäfer ſechs, intricatus, impreſſo-punctatus, verſicolor, ruficollis, laminatus und emarginatus; vom Laufkäfer vier, niger, haienſis, punctulatus und triſtis; vom Mehlkäfer vier, piceus, ponatus, rufibarbis und dubius; vom Blumenkäfer eine, barbata, und vom Raubkäfer eine, cicindeloides. Die Sackträger würden beſſer Hüllenträger oder Hüllenſchlepper heißen; ſie finden ſich nicht bloß unter Schmetterlingen und Neurcyteren; der Verf. führt hier mehrere Arten des Blattkäfers an, bey welchen dieſe gleiche Eigenſchaft beobachtet worden iſt. Hr. Roth ſtellt an zwölf Pflanzen Beobachtungen an, die dem Linneiſchen Syſtem freylich nicht ſehr vortheilhaft ſind. Hr. Tode beſchreibt den alles an dumpfigen Orten befindliche Holzwerk ſo ſehr verwüſtenden Aderſchwamm (Merulius vaſtator), und liefert hier eine Zeichnung davon; noch erwähnt er einer andern Art dieſes Geſchlechts, die er an abgebrochenen und abgefallenen Baumzweigen gefunden hat, und mit dem Beynamen ſerpens bezeichnet. Auch Hr. v. Leyſer hat ihn ſchon vor mehr als dreyßig Jahren bemerket, und zeigt hier, daß der ausſätzige Schimmel den Grund dazu lege, und dieſer nachher in das Fäulungsmoos (Byſſus ſeptica) übergehe, welches mit dem Kellerſtaubmoos (Byſſus cellaris) nahe verwandt ſeye. Ebend. beſchreibt auch einige Gräſer aus der Gegend von Halle, die im Linneiſchen Pflanzenſyſtem nicht vorkommen, und verſpricht, dieſe Bemerkungen fortzuſetzen. Von Ihm iſt auch die Abhandl. über die Verſteinerungen. S. 333—346. Wahrheiten, die nicht oft genug geſagt werden können, wenn dieſer Theil der Naturgeſchichte nicht zur bloßen Tändeley heruntergewürdigt werden ſoll, ſind auch hier geſagt; mit welcher Behutſamkeit man aus ihrer Gegenwart Folgerungen ziehen müſſe;

ſie laſſen an einer allgemeinen Ueberſchwemmung nicht zweifeln: Eintheilung der Verſteinerungen; ausgefüllte Verſteinerungen weichen doch von den Steinkernen zu wenig ab; nur darinn, daß dieſe ihre Schaale verloren haben; verſteinte Hölzer würden wir nicht als das beſte Beyſpiel der Steinverwandlungen aufführen: Vorſchläge, die Verſteinerungen nach ihren Urbildern einzutheilen, ſind ſchon oft (damit wir nur einen erwähnen, ſchon längſt vom Hrn. Prof. Beckmann) gethan, und zum Theil ausgeführet worden; auch ſind von den ſo vielfältigen Abänderungen der bekannten Ammonshörner allerdings mehrere Urbilder auch in deutſchen und däniſchen Conchylienſammlungen; wir würden uns wundern, wenn der V. dieſes nicht wiſſen, oder noch daran zweifeln ſollte. Hr. Kahlert beſchreibt eine ſeltene Krankheit, die ſich im Sommer 1782 in der Gegend von Feldkirch an Pferden und anderm Vieh, ſelbſt an Menſchen, äußerte: es waren große Beulen, die oft ſchon am erſten oder zweyten Tage tödtlich wurden, und nach aller Vermuthung von dem Stiche eines Inſekts, wahrſcheinlich aus dem Geſchlechte der Schlupfweſpe, verurſacht wurde; Aufenthalt in finſtern Ställen, Räuchern mit Kampfer, und Beſtreichen (da, wo die Haut am dünnſten iſt) mit Baumöl, verwahrte wenigſtens das Vieh, und Ausſchneiden der Beulen, oder eine Haarſchnur mit Arzneymitteln eingerieben und durchgezogen, und geſäuertes Waſſer in Menge eingegoſſen, rettete daſſelbige. Hr. Thielisch erzählt einige Beobachtungen, nach welchen die Blätter des Eiſenhütchens den Ziegen in der Blüthzeit nicht mehr giftig ſind.

Ib.

9. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Thomas Philipp von der Hagen, Präſidenten des Ober-Conſiſtorii zu Berlin ꝛc. Beſchreibung der Stadt Freyenwalde, des daſigen Geſundbrunnens und Alaunwerks aus Urkunden und andern ſichern

Nachrichten zusammengetragen, m. K. Berlin, 1784. in 4. in der Pauliſchen Buchhandlung.

Der vornehme Hr. Verf. hielte ſich 1779, ſeiner Geſundheit wegen, zu Freyenwalde auf, und bey der Gelegenheit ſind von ihm dieſe Nachrichten aus daſigem Stadtarchiv ꝛc. geſammlet, und nachher zum allgemeinen Nutzen bekannt gemacht worden.

In dem erſten Abſchnitte wird eine ausführliche Nachricht von der Stadt mitgetheilt, vorläufig aber der Ober-Barnimmſche Kreis, worinn ſie liegt, mit vieler Genauigkeit beſchrieben. Er iſt zwiſchen 5 bis 6 Meilen breit, und eben ſo lang. Der vormalige Landrath des Kreiſes v. Strantz hat 1683 eine Charte davon ſtechen laſſen, die aber ſehr rar iſt. Durch die Fienou ließ der Churfürſt Johann Friedrich die Havel mit der Oder verbinden, und darinn 14 Schleuſen anlegen. In dem dreyßigjährigen Kriege ward alles völlig ruiniret, und der itzige König hat erſtlich 1743 die Fienou wieder aufgraben, und 17 Schleuſen darinn anlegen laſſen, welche ſehr nützliche Arbeit über 200,000 Rthlr. gekoſtet hat. S. 4. Der Kreis hat mittelmäßigen Acker, gute Fiſchereyen, anſehnliche Waldungen, und gute Viehzucht. Auch ſind darinnen einträgliche Kupfer- Meſſing- Stahl- und Drahtfabriken bey Neuſtadt-Eberswalde und Wrietzen, ingleichen treffliche Kalkbrüche.

Im ganzen Kreiſe ſind 4 immediat und 2 mediat Städte, 4 königl. Aemter, 90 Dörfer, wovon 36¼ königlich, und 53¾ adlich ſind, 29 Waſſer- und 23 Windmühlen, 10 Ziegelofen, 11 Theerofen, und überhaupt 2821 Feuerſtellen S. 5. Im J. 1779 waren darinnen zuſammen, außer den Oderbruch-Koloniſten, 17316 Seelen, mithin eine große Anzahl mehr, wie nach dem Cataſter vom J. 1624, obwohl man ſonſt allgemein behaupten will, daß damals die Mark Brandenburg ſtärker wie itzt bevölkert geweſen ſey, ſo aber überall irrig iſt.

Die Bruch-Colonien an der Oder ſind erſt nach geſchehener Verwallung des Oderſtrohms, womit 1746 der Anfang gemacht iſt, angelegt. Mit dem Bau der Etabliſſementsdörfer ward 1753 der Anfang gemacht. Dieſe Coloniſtendörfer haben eigentlich mit dem Kreiſe keine Verbindung, ſondern ſtehen über dem Bruchamte Wrietzen. Die Coloniſten beſitzen

ihre

ihre Güter als Erbzinnsgüter, und geben pro Morgen jährlich nach seiner Güte 16 ggr. bis 1 Rthlr. 8 ggr. Nach Verhältniß müssen sie auch etwas zur Erhaltung der Oberdämme beytragen, sind aber im übrigen von allen Landesabgaben und Diensten, auch von aller Werbung und Enrollirung völlig frey, mithin haben sie vor andern Unterthanen vieles voraus.

Dießeits der Oder sind angebauet — Neu Lewin, Neu Barnim, N. Trebbin, Burgwall, und N. Kietz, die zusammen 329 Feuerstellen, und nahe 1000 Seelen enthalten. Außer diesen königl. Dörfern sind noch 15 Dörfer und Vorwerker angelegt, die den adlichen Familien von Kamecke, Lestewitz, von Jena, Bardeleben, und Reichenberg gehören S. 9.

Jenseits der Oder sind 9 königl. Dörfe, so 362 Feuerstellen, und über 2200 Seelen begreifen. Noch sind daselbst 3 adliche Colonisten-Etablissements angeleget, S. 10.

Bey der Stadt Neustadt-Eberswalde ist angemerket, daß daselbst in der Nähe bereits im J. 1603 die Kupfer- und Blechhämmer angelegt sind, zwischen A. 1697 — 1700 das große Messingwerk bey dem Dorfe Hegermühle, und 1690 ein Eisen- und Drahthammer in der Heide. Alle diese Werke treibt der Finowfluß. Auch ist unter itziger Regierung 1743 eine Suhler-Kolonie von Messer- und Scheerenschmieden auch Stahlarbeitern auf dem Kirchenwerder angesetzet worden, die 100 Personen stark ist.

Die 4 königl. Aemter sind: 1) Biesenthal, wozu 5 Vorwerker und 14 Dörfer gehören; 2) Bruchamt Wrietzen, wozu 4 alte und 14 neue Kolonistendörfer gehören; 3) Rüdersdorf, wozu 2 Vorwerker, 1 Etablissem. und 10 Dörfer, und das Amt Freyenwalde. Darauf sind alle Dörfer des ganzen Kreises namhaft angegeben, und der gesammte Adel, so darinn angesessen ist, der sich auf 20 Geschlechter beläuft, S. 17. überdem besitzen auch einige bürgerliche Familien Güter daselbst. Die Stadt Freyenwalde ist S. 21 u. f. w. genau beschrieben. Sie hat wenig Ackerbau, aber gute Viehzucht, der Brunnen und das Alaunwerk giebt ihr viel Nahrung; auch ist hier die Hauptüberfahrt über die Oder nach der Neumark, S. 24. Das alte adliche Geschlecht von Uchtenhagen hat diesen Ort lange als ein Churfürstl. Lehn besessen. Der letzte des Geschlechts Hans von Uchtenhagen verkaufte 1604 die Stadt und seine gesammten Güter an den

Churf.

Churf. Johann Sigismund für 25500 Rthlr. und starb ohne Erben 1618. Es sind in der Stadt 211 Bürgerhäuser, und 1863 Einwohner mit Einschluß von 187 Juden, wovon doch jährlich die Accise im Durchschnitt 4300 Rthlr. beträgt.

Im zweyten Abschnitte ist von dem Gesundbrunnen und Bade eine sehr unterrichtende ausführliche Nachricht gegeben, S. 43. u. f. w. Es liegt eine kleine Viertelmeile von der Stadt in einem angenehmen Thäle, wohin eine gute Allee führet. Erstlich 1684 kam er in Ruf, nachdem der Churfürst durch den D. Albinus selbigen untersuchen lassen, und mit seiner Gemahlinn und Prinzen selbst das Wasser mit Nutzen im selbigen Jahre gebraucht hatte. Im folgenden Jahre war er wieder da, und über 1500 Menschen sollen damals schon den Brunnen besucht haben, S. 47, der Churf. ließ auch ein Gebäude aufführen. Sein Nachfolger K. Friedrich I. gebrauchte ihn auch, ließ noch 2 Gebäude zur Bequemlichkeit der Brunnengäste aufführen, und kam nachher noch etlichemal dahin. Nachher verminderte sich der Ruf, und also auch die Anzahl der Brunnengäste. Durch einen Zufall kam er wieder empor. Etliche Soldaten von der großen Grenadiergarde zu Potsdam, bekanntermaßen Lieblinge des vorigen Königs, erhielten daselbst ihre Gesundheit wieder, auch ein paar Generals, dieses war hinreichend, den König zu bewegen, in den Jahren 1735 und folgenden verschiedene Gebäude dort aufführen, und alles zur Bequemlichkeit einrichten zu lassen. Den Georgenbrunnen ließ der Kaufmann Wegely 1751 auf seine Kosten einrichten, der itzt vorzüglich zum Trinken gebraucht wird. Es sind auch noch andere Quellen da, und der itzige König ließ bey Vermehrung der Brunnen- und Badegäste seit dem Jahre 1766 noch mehr Gebäude anlegen, und durch ein weitläuftig Reglement sowohl zur Ordnung, als Gesundheit der Curgäste, alles aufs beste einrichten.

Nach einem genauen Verzeichnisse sind in den letzten zehn Jahren 2374 Brunnengäste da gewesen, und im J. 1779 239 Personen, wovon die Anzahl mit Pyrmont und Schwalbach freylich nicht in Vergleich kömmt. Allein es fehlt auch noch an vielen Sachen, sowohl zur Bequemlichkeit bey den Wohnungen ꝛc. als auch bey dem Essen, besonders wegen der Gemüse und deren Zubereitung, die S. 63 ohne Bedenken angezeigt sind.

Der

Der dritte Abschnitt giebt von dem mineralischen Gehalte dieses Wassers Unterricht. Der berühmte Schaarschmidt urtheilet davon dieses. Es sey ein feines, leichtes, und reines Wasser, so ein flüchtiges Wesen enthalte, wenig erdigte, noch weniger salzigte, desto mehr eisenhaltige Theile, die durch Verbindung mit der Schwefelsäure, den so genannten Eisenvitriol ausmachen, hiernächst einen Spiritum mineralem sulphuris volatilem. S. 72. Hoffmann rechnet ihn unter die Sauerwasser, Kränitz und Zückert unter die Martial- und Stahlwasser. Soviel hat man aus der Erfahrung, daß die spirituösen Theile dieses Wassers sich in die subtilsten Poros des Körpers einziehen, die Verstopfungen auflösen, die gallichten Feuchtigkeiten abführen, und den Tonum viscerum stärken ꝛc. S. 73. Das Wasser wird sowohl zum Trinken als Baden gebraucht, vormals ward es mehr getrunken, anitzt aber mehr zum Baden gebraucht. Wie dabey zu verfahren, findet man S. 74 u. f. w. hinreichenden Unterricht, ingleichen S. 85 von den Wirkungen des Wassers ꝛc.

Der vierte Abschnitt ist sehr interessant, und handelt von dem Alaunbergwerke bey Freyenwalde S. 91. u. f. w. so nur eine Viertelmeile von der Stadt in einem Thale liegt. Die Vermuthung, daß in den Bergen dieser Gegend Erz zu finden, hat zur Entdeckung Gelegenheit gegeben. Doch blieb es noch allemal bey Versuchen, bis Gottlieb Menzel, aus Schneeberg, sich zu Freyenwalde wohnhaft niederließ, und 1714 Steinbrüche und Eisensteine in den Bergen entdeckte, und darüber 1716 ein Privilegium erhielt. Im J. 1717 ward ein Eisenhammer angelegt, und darüber die von Krummensee und von Dörfflinger, die ihn angelegt, privilegiret. Bey weiterer Bearbeitung kam man auf eine schwarze, den Steinkohlen ähnliche Erde, oder Alauners, und auch hierüber erhielten sie ein Privilegium, betrieben aber die Sache schlecht, und endlich ward das ganze Alaunwerk 1728 von der Wittwe von Dörfflinger mit königl. Consens an das Züllichowsche Waisenhaus verschenket, S. 96. Weil aber die v. Krummensee nicht darinnen consentiret, so reclamirten sie das Alaunwerk 1735, nachdem gedachtes Waisenhaus selbiges mit vielen Kosten sehr verbessert hatte. Sie cedirten ihr Recht daran dem Potsdamschen großen Waisenhause gegen eine jährliche Pension von 1000 Rthlr. auf Lebenszeit, und das Züllichowsche Waisenhaus mußte solches 1738 abtreten,

gegen

gegen Erſtattung der Koſten, S. 97. Seit der Zeit iſt ſolches ſehr verbeſſert, daß gegenwärtig daraus geſammte königl. Länder ſowohl, als auch andere Provinzen, mit Alaun verſehen werden können. Im J. 1779 befanden ſich auf dem Alaunwerke 73 Seelen, worunter 14 Bergleute waren. Auch die Behandlung des Bergwerks iſt S. 99 u. f. w. genau beſchrieben. Anitzt werden jährlich 5 bis 6000 Centner Alaun verfertiget, und der Centner zu 9 Rthlr. verkauft, wobey nach Abzug der Koſten etliche 20,000 Rthlr gewonnen werden. Den Beſchluß machen einige ungedruckte Urkunden von dem ausgeſt. Geſchlechte von Uchtenhagen ꝛc. und 7 Kupfertafeln erläutern dieſes in aller Abſicht, vorzüglich zur Geographie der Mark ꝛc. ſehr nützliche Werk.

Archiviſche Nebenarbeiten und Nachrichten vermiſchten Inhalts mit Urkunden geliefert von Philipp Ernſt Spieß, Hochfürſtl. Brandenburg. Reg. Rath und vörderſten Geheimen Archivar zu Plaßenburg ꝛc. I. Theil. Halle, 1783. 4. bey Gebauer.

Der berühmte Hr. Verf. ſchreibt in der Vorrede ſeinen Hrn. Collegen eine verdiente Strafpredigt, wovon wir von Herzen wünſchen, daß ſie wenigſtens bey einem oder dem andern von guter Wirkung ſeyn möge. Er ſagt, o wie gerne ſetzt Recenſent es hieher — Ich wünſche, daß mancher träge Archivar durch dieſe archiviſche Nebenarbeiten in Bewegung geſetzt, und angereizet werden möge, das ihm anvertraute Archiv genauer durchzugehen, damit deſto mehr Licht und Aufklärung nach und nach in die Geſchichte gebracht werden möge, die wahrlich noch vieles Unrichtige begreift, und blos durch archiviſche Urkunden berichtiget werden kann. Dieſes ſetzt aber Kenntniſſe voraus, die leider mancher Archivar nicht hat, (Recenſ. ſetzt hinzu — und die er blos damit entſchuldiget, daß er gemeiniglich ſagt und vorſchützet, daß es gegen ſeine Pflicht ſey, das geringſte, wenn es auch noch ſo unſchädlich iſt, aus dem ihm anvertrauten Archiv bekannt zu machen). Man beſetzt die Archive ſelten mit Perſonen, die dazu erforderliche Eigenſchaften und Wiſſenſchaften beſitzen, ſondern iſt zufrieden, wenn ein Archivar ſein Archiv, ſo wie ein Küſter ſeine Sa-

kriſtey

kritsey behandelt. In Ländern, wo man so denkt, gehören also auch freylich nur Küsters Kenntnisse zu einem Archivar. — Ein Landesherr leidet dabey selbst den größten Schaden, denn wie können Ministers und Räthe wissen, was es in ältern Zeiten mit dieser oder jener Sache für eine Beschaffenheit gehabt. Wer ist im Stande, zu Behauptung derselben mehrere und bessere Subsidien herbey zu schaffen? Wer hat bequemere Gelegenheit, Entdeckungen, Ergänzungen, Verbesserungen zu liefern? besonders in Haus- und Geschlechtsangelegenheiten seines Herrn, als ein Archivar? — Möchte ich doch nicht tauben Ohren predigen — sagt dieser brave Mann, und wir wünschen es mit ihm, können auch die Versicherung geben, daß die Archive in keinem Lande besser, wie im Baireuthischen und Anspachischen, in Ordnung gebracht sind, woraus die Kenntniß und der Fleiß ihrer Archivare hervorleuchtet.

In diesem I. Theile sind 16 Abhandlungen von vermischtem, aber fast zusammen wichtigem Inhalte.

I. Der Reichsadler, durch Siegel erläutert. S. 1 bis 9. Der durch viel ungegründete Hypothesen bekannte Hr. Vetter wird hier zuerst klar widerlegt, und gezeigt, daß der zweyköpfigte Adler eigentlich nicht zwey Adler (wie derselbe behauptet, davon einer das Römische, der andere das Deutsche Reich bedeuten soll), sondern nur einen mit zwey Köpfen vorstelle. Vielmehr hat der Hr. Verf. klar dargethan, daß der zweyköpfigte Adler vor den Zeiten K. Sigismunds niemals von einem Kaiser auf Münzen oder Siegeln zum Zeichen der kaiserlichen Würde sey geführet worden. Man hat auch bisher geglaubt, der K. Albrecht I. habe zuerst einen einfachen Adler auf seinem Siegel geführt, der Verf. aber hat aus dem kaiserlichen Archiv zu Wien ein Siegel des K. Rudolphs I. an einer Urkunde vom J. 1277 in Kupfer stechen lassen, worauf der einfache Adler befindlich ist. Unstreitig ist es, daß K. Sigismund der erste, so einen zweyköpfigten Adler auf seinen Siegeln gebraucht hat, sobald er die kaiserliche Krone empfangen hat. Zuletzt ist Hr. Sonnleithner in Wien widerlegt, der von einem falschen Siegel des K. Karls IV. bey dem von Birken behaupten wollen, daß eben der Kaiser schon den zweyköpfigten Adler auf seinen Siegeln geführet habe.

II. Nachricht von Burggraf Friedrichs zu Nürnberg Landvogtey, und den Burggräfl. Nürnbergischen Lehen

Lehen im Elsaß. Abermals eine neue Entdeckung des Verfassers, wovon der noch so genau forschende Schöpflin nichts entdeckt hatte. Kaiser Karl IV. übertrug die Landvogtey dem Burggrafen Friedrich, der sie vom J. 1363 bis 1367 verwaltet hat. S. 12 u. f. w. sind die burggräflichen Lehne im Elsaß, die vor und nach der erhaltenen Landvogtey das burggräfliche Haus daselbst gehabt hat, diplomatisch nachgewiesen und erläutert. Sie heißen Schwarzach, Stollhofen, Stützheim, Königsbach und Selz, wo sie den Land- und Rheinzoll hatten. Alle diese neue Entdeckungen sind mit 31 ungedruckten archival. Urkunden bestärket.

III. Zuverläßige Nachricht von dem Versuch K. Karls V. und des Röm. Königs Ferdinands I. die Röm. Kaiserl. und Königl. Krone auf ihrem Hause zu befestigen und erblich zu machen. S. 41. Diese Absicht ist aus der weitläuftigen Instruction, die der Vicekanzler, D. Seld, zu Augspurg 1551 von dem Kaiser erhalten, und hier in extenso abgedruckt ist, deutlich zu ersehen, nach welcher derselbe darüber vorzüglich bey den beyden Churfürsten von Maynz und Cölln werben sollte. Der Kaiser sagt darinnen deutlich: daß sonst kein Fürst aus einem andern Hause in Deutschland vorhanden, außer dem Oesterreichischen Hause, der Macht genug hätte, dasselbe zu schützen, doch will er den Verdacht meiden, und protestiret dagegen sehr, als wenn er die Absicht hätte, das deutsche Reich erblich auf sein Haus zu bringen ꝛc. Ein sehr merkwürdiges Document.

IV. Etwas für Liebhaber der Naturgeschichte und Jägerey, S. 51. von gehörnten Haasen ꝛc.

V. Kurze Nachricht von einem in dem brandenburg. Amte Schwarzenbach am Walde von den ältesten Zeiten her eingeführten, und jährlich erhobenen herrschaftlichen Gefälle, Bubenhüner Geld genannt, S. 53. Diese Abgabe ist sonst ganz unbekannt in Deutschland. In diesem Amte müssen die Unterthanen für jeden Sohn, wenn dieser das zweytemal zum heil. Abendmahl geht, der Herrschaft jährlich 12 Kreuzer Fränk. Wehrung für eine sogenannte Bubenhenne bezahlen, und dieses so lange, bis sich derselbe verheyrathet, oder etwas von der Herrschaft zu Lehn nimmt. Auch inländische Kriegesdienste befreyen ihn davon,

davon, aber keine auswärtigen. Wahrſcheinlich rührt der erſte Urſprung dieſer Auflage von einer Leibeigenſchaft her, wovon es ein Ueberbleibſel iſt.

VI. Von der Leibeigenſchaft in dem Anſpachiſchen Kaſten- und Freiſchaimte Gerabrone oder Werdeck. S. 55. Dieſe hat die ganz beſondere Eigenſchaft, daß ſie ſich blos auf die Abſtammung von einer leibeigenen Mutter gründet. Ein freyer Vater zeuget daher mit einer leibeigenen Ehefrau lauter leibeigene Kinder, und im Gegentheil ein leibeigener Vater mit einer freyen Ehefrau lauter freye Kinder. Mit einem jeden Sohne ſtirbt die Leibeigenſchaft ab, die Töchter aber bleiben leibeigen, und pflanzen die Leibeigenſchaft auf ihre weiblichen Kinder beſtändig fort; bey den Kindern männlichen Geſchlechts aber erſtreckt ſich die Leibeigenſchaft nicht weiter, als auf ihre eigne Perſon, ſo, daß ein leibeigner Sohn, wenn er ſich an eine freye Weibsperſon verheyrathet, wiederum lauter freye Kinder zeugt. Allerdings iſt dieſe Gattung von Leibeigenſchaft ſehr merkwürdig, und man wird vielleicht kaum anderwärts ein ähnlich Beyſpiel finden, wenigſtens iſt dem Recenſ. ſo wenig in Mecklenburg, Pommern und in der Lauſitz, wo ſie noch nicht aufgehoben iſt, dergleichen bekannt, obwohl hier von der Schweiz angeführet iſt, daß auch daſelbſt ähnliche Spuren anzutreffen ſind, Natürlicherweiſe mußte ſie in der Verfaſſung nach und nach abnehmen, und wie der Hr. Verf. auch S. 57 verſichert, faſt gänzlich ceſſiren, indem eine freye Mannsperſon nicht leicht eine leibeigene Weibsperſon heyrathen würde, ſie müßte denn ſehr reich ſeyn, oder andere Urſachen dazu Gelegenheit geben. Die Freylaſſung und Abkaufung geſchahe gewöhnlich mit 2 Fl. für jeden böhmiſchen Groſchen, den er jährlich in die Leibſteuerkaſſe bezahlen mußte. Arme Leute machten ſich durch etliche Jahre mit herrſchaftlichen Frohndienſten frey, andern ward die Leibeigenſchaft auf Fürbitte aus Gnaden erlaſſen, wovon hier zwey Manumiſſionsſcheine abgedruckt ſind. Auch Vornehme waren zuweilen der Leibeigenſchaft unterworfen, wie der hier angeführte Abt Leonhard im Kloſter Zell unter Würzburg, ſo von einer leibeigenen Ehefrau erzeuget war, der ſich weigerte loßzukaufen, wie er darum 1618 gemahnet wurde, unter dem Vorwande, er ſey aus der Welt ins Kloſter gegangen. Allein es half ihm nicht, ohngeachtet ſich der Biſchof für ihn verwendete, vermuthlich hat er ſich ingeheim abgefunden, oder

man hat ihm die Freyheit aus Gnaden ertheilet. Der Kaſtner, Georg Junker, zu Wieſenbach, hat ſeine Freyheit mit einem koſtbaren Perlein und 4 Fuder alten Weinen 1667 erkauft, S. 58.

VII. Beyſpiele vom Aberglauben unſrer Vorältern, S. 60. Dieſes beweiſet unter andern ein Baireuthiſches Regierungsreſcript von 1654, worinn die Unterthanen zur Buße und Reue ermahnet werden, wegen der bevorſtehenden großen und gefährlichen Sonnenfinſterniß ꝛc.

VIII. Erörterung der Frage: Wie verhält ſich ein Vaſall in Anſehung der Ritterdienſte, wenn zwey ſeiner Lehnherren einander bekriegen? Mit Recht eifert der Hr. Verf. gegen den Enthuſiasmus, womit von die Römiſchen Rechte in Deutſchland eingeführet ſind, zeigt die üblen Folgen, ſo daraus entſtanden ſind. S ist die ſchöne Stelle, die aus den Beſchwerden, ſo die v ſtände in Baiern dem Herzoge Georg von Baiern i Reichen übergaben, ſehr merkwürdig, die wir auch hie u ſetzen, uns nicht entbrechen können. Die Urk. ſteht in *Sa Bibliotheca Götting. Tom I. p.* 281. — In iudicil tolerabilis error. Non enim eliguntur iudices more quo, *ſed multi iuris Romani profeſſores*, pauci tus nobiles atque provinciales, praecipue in ſu Bavaria vix unus aut duo nobiles in pretorio eli Cum ius municipale ſervandum ſit, et antique con dines pro legibus habende ſint, fit, ut multa his ria fiant, unde deceptiones, errores et turbe or *Illi enim iuris profeſſores noſtrum morem igno etiam ſi ſciant, illis noſtris conſuetudinibus quicquam tribuere volunt.* Schöner kann man den damaligen der Gerichtsverfaſſung nicht beſchreiben. Auch noch itz den ſehr oft longobardiſche Lehrſätze in deutſchen Lehnſ aus Mangel genugſamer Kenntniß aller deutſcher Leh che, aufgeſtellt, und damit viel Verwirrung, ſelbſt in höchſten Reichsgerichten und andern, angerichtet. könnte zu des Hrn. Verf. angeführten Beyſpielen ve dene Beyſpiele anführen, wenn es der Raum te. Wichtig iſt hier die Anmerkung in dem ange den Worten — dann es iſt *Lundig* (mithin heit) im Reich, ſo einer Lehen hat von

die mit einander zu Kriegen komen, *bestelt er ygkthen Hern sein Dienst, und sitzt mit seinem Leib still.*« Sonst haben die Lehnrechtslehrer den Fall nach *II. F.* 28 entschieden, wo der älteste Lehnherr die Ritterdienste allein erhielte, und der jüngere leer ausgieng, oder aber sie behaupteten, daß der Vasall in dem Falle gar keinem zu dienen schuldig sey. Die Unbilligkeit beyder Meynungen leuchtet jedem in die Augen, indem der Lehnherr in jedem Falle von seinen Vasallen die Dienste mit Recht fordern kann. Auch bey dieser Gelegenheit ermuntert der Hr. Verf. die Archivarien dergleichen in ihren Archiven aufzusuchen, und zum Nutzen der Rechtsgelehrten und selbst der Gerichte bekannt zu machen. Hierinn wird sie die gewöhnliche Entschuldigung, daß es gegen ihre Pflicht sey, nicht rechtfertigen, weil ihr Herr dabey nichts verlieren kann, noch in Processe zu kommen Gefahr läuft.

IX. Nachricht von einem kostbaren Kleinod, Eingehürn (Einhorn) genannt, welches das Hochfürstl. Haus Brandenburg ehehin besessen hat.

X. Gründliche Nachricht von der Evangelischen Union, besonders von dem im J. 1608 zu Anhausen gehaltenen ersten Unionstage. S. 72. Diese Nachricht gehöret unter die wichtigsten historischen Inhalts in dem I. Th. Sie füllt eine Lücke in unsrer Deutschen Reichshistorie aus, die bisher, wo nicht offen, doch unrichtig angegeben ist. Wenigstens ist dadurch widerlegt, daß so wenig Ulm, noch Schwäbischhall, wie man bisher geglaubt, der Ort war, wo die Evangelische Union im J. 1608 geschlossen ist. Ahausen, ein ansehnliches Dorf, im Fürstenthum Anspach, nahe an der Stadt Wassertrudingen, wo vormals eine berühmte Benediktiner Abtey war, ist der Ort, wo die zur Evangelischen Union zusammengetretenen Stände die erste Zusammenkunft gehalten haben. Den Unionsreceß hat Sattler zuerst im VI. Th. der Würtenberg. Geschichte bekannt gemacht. Die angehäuften Beschwerden der Evangelischen Stände gaben vorzüglich Anlaß dazu, und Churpfalz betrieb vorzüglich diese Zusammenkunft. Außer den Gesandten waren 6 Fürstl. Personen dabey gegenwärtig, worunter die beyden Marggrafen von Anspach und Bareuth, der Herzog von Würtenberg, und der Markgraf von Baaden. Am 4ten May 1608 kam die Union zu stande, und gleich darauf sind gesammte Acten

zu Heidelberg auf Pergament ausgefertiget, und jedem Interessenten ein von dem Churfürsten von der Pfalz unterschriebenes Exemplar ebenfalls zur Unterschrift zugesandt worden. Dieser ist also der wahre erste Unionstag der Evangelischen Stände, der bisher gänzlich unbekannt gewesen ist. Der Hr. Verf. hat hier nochmals die Unions-Notel sowohl, als auch ein mit vieler Mühe verfertigtes Verzeichniß aller die Evangelische Union betreffenden Urkunden abdrucken lassen, denen er noch ein Verzeichniß sämmtlicher Unionsverwandten beygefüget hat. Das erste Verzeichniß der Unionsurkunden ist ein sehr wichtiger und brauchbarer Beytrag zur Geschichte der damaligen Zeit, eines der wichtigsten Stücke, die im historischen Fache hier geliefert sind, wovon freylich noch viele ungedruckt, die aber schon gedruckt, sind nachgewiesen. Man sieht daraus, wie sehr die Evangelischen Stände sich damals angelegen seyn lassen, sich gegen die Zudringlichkeiten der Gegenpartey zu schützen.

XI. Von der Gesellschaft mit dem Rüdenband, S. 101. Diese Gesellschaft, deren es in jenen Zeiten gar viele gab, ist bisher noch ganz unbekannt gewesen. Zwo Urkunden in dem Plassenburg. Archive geben davon etwas Nachricht. Nach selbigen war Herzog Ludewig von Schlesien und Herr zu Brieg, als oberster Hauptmann der Gesellschaft, der seinen Schwager, Markgrafen Johann von Brandenburg (den Alchymisten) in die Gesellschaft aufnahm, und ihn bevollmächtigte, daß er in den Ländern Baiern, Schwaben und Franken noch mehr Mitglieder aufnehmen, und ihnen diesen Orden zu tragen verleihen möge, unter der Bedingung, daß jeder jährlich das zu gebende Schock böhmischer Groschen an eine Marienkirche, von itzt an zur Marienkirche zu Langenzeen (ein ehemaliges Kloster im Fürstenth. Anspach) bey Strafe der Ausstoßung, abgeben solle. Die beyden Urkunden sind von den Jahren 1420 und 1425. Vielleicht gab dieser Orden nachher 1443 Gelegenheit zu dem Schwanen-Orden unsrer Lieben Frauen auf dem Berge bey der Stadt Altbrandenburg.

XII. Erklärung des Worts *Debitor*, so in alten Urkunden zuweilen im ungewöhnlichen Verstande vorkömmt. Man lernt daraus, daß dieses Wort bald *active*, bald *passive*, vormals gebraucht ist.

XIII.

XIII. **Von Datum und Actum in Urkunden,** S. 108. Unstreitig ist ein Unterschied der Zeit zwischen Datum und Actum in den Urkunden vorhanden, wenn gleich Hr. D. Anton in seiner *Diss. de Dato diplomatum Reg. et Imperat.* das Gegentheil darthun will. Hr. Spieß behauptet das Gegentheil mit Recht, und zeiget besonders solches auch aus dem Grunde, daß zuweilen in einem Tage eine sehr große Anzahl Urkunden datiret sind, die unmöglich alle zugleich an dem Tage niedergeschrieben und auch ausgefertiget sind. Hr. Spieß ist der Meynung, daß sowohl Datum als Actum in einerley Verstande dahin anzunehmen sind, daß dadurch eher die Zeit und der Ort einer geschehenen, als allemal sogleich niedergeschriebenen Sache angezeigt werde. Recens. glaubt, daß durch Actum, so gemeiniglich in Urkunden voran geht, die Zeit und der Ort, wo die Sache verhandelt und decerniret oder resolviret worden, angezeiget ist, und Datum den Ort und die Zeit, wo die Urkunde wirklich ausgefertiget worden, bedeute, wenigstens wird diese Erklärung auf den größten Theil der Urkunden passen. Daß nicht zuweilen und vielleicht öfters Urkunden zu gleicher Zeit resolviret und auch sogleich ausgefertiget sind, wird kein Kenner leugnen, je nachdem die Kanzeley weniger oder mehr zu thun hatte. Die Urkunden, worinn das Actum an einem unterschiedenen Orte, und das Datum wieder an einem andern Orte angegeben ist, leiden so, ganz und gar keinen Zweifel, daß ein großer Zwischenraum zwischen beyden Handlungen gewesen ist.

XIV. **Von dem Rechte über Leben und Tod, welches die Römischen Könige und Kaiser über die Juden ausgeübet haben, wie auch von den ehemaligen Abgaben, welche die Juden in die Kaiserliche Kammer haben liefern müssen.** S. 113. Der Hr. Verf. glaubt, daß das Verhältniß der Juden gegen einen Römischen König oder Kaiser in einer der Römischen ähnlichen Knechtschaft bestanden, mithin dieselben dem Kaiser nicht allein mit ihrem Haab und Gut, sondern auch mit Leib und Leben, unterworfen und eigen gewesen sind. Einige Urkunden des Plassenburgischen Archivs geben ihm hierzu alle Vermuthung, worunter besonders **die Befreyungsbriefe der Kaiser von den Judenschulden** gehören, die in den Beylagen mitgetheilet sind. Ein Beweis, wie weit öfters die Kaiser die Ungerechtigkeiten getrieben haben. Man findet schon Spuren von diesem Rechte aus dem IX. Jahrhunderte, und wahrscheinlich

ſtammt es ſchon von K. Karls des Großen Zeiten her. Der Ausdruck — Kaiſerl. Kammer-Knechte giebt ſchon ihre Leibeigenſchaft zu erkennen, wie Recenſent ſicher glaubt. Wie aber die Kaiſer anfiengen, nach und nach auch den Reichsſtänden gewiſſe Rechte über die Juden abzutreten, ſo verlor ſich immer mehr ihre Gewalt über ſie, und ihre vorher ſehr wichtigen Einkünfte ſchmolzen ſehr zuſammen. (Schon der Markgraf Ludewig der ältere von Brandenburg nennt die Juden in ſeiner Mark in verſchiedenen Urkunden, die der Kanzler) Ludewig im *VII. Tomo Reliquiar.* edirt hat — *Camere noſtre ſervos* —). Am Schluſſe handelt der Hr. Verf. von den Abgaben der Juden an die Kaiſer ſehr ausführlich, nämlich 1) von dem dritten Pfennig, ſo eine ſehr ſtarke aber außerordentliche Steuer, war in Nothfällen, man nennet ſie auch die Kronſteuer, aber irrig verwechſelt man ſie mit dem güldenen Opferpfennig; 2) von dem zehenden Pfennig, der wahrſcheinlich von dem Handlungswucher gegeben iſt, und ſchon unter den Karolingern üblich war; 3) die gewöhnliche Judenſteuer; 4) der güldene Opferpfennig, ſo eine beſtändige Auflage war, die von jedem Juden, männlichen oder weiblichen Geſchlechts, auf Weihnachten an den Kaiſer entrichtet werden mußte, und in einem Rheiniſchen Gulden beſtand. Außer dieſen mußten ſie auch den Kaiſerl. Hofämtern jährlich etwas geben, auch Pergamenthäute in die Kanzeley liefern ꝛc. Alle dieſe kaiſerl. Judeneinkünfte ſind wahrſcheinlich mit dem XVIIten Jahrhunderte verlohren gegangen. Bey dieſer vortrefflichen Abhandlung ſind IX. ſchätzbare Beylagen aus dem Plaſſenb. Archive.

XV. Beweis, daß Burggraf Conrad zu Nürnberg ein Bruder der beyden Burggrafen Johann und Albrecht, mit ſeinem ältern Bruder Johann wirklich regierender Herr im Burggrafthum Nürnberg geweſen iſt. S. 129. Vier beygefügte Urkunden erweiſen hinreichend den Satz. Den Beſchluß macht eine ſehr ſchätzbare Sammlung ungedruckter Urkunden, die mit wichtigen Anmerkungen erläutert ſind, wovon die älteſte vom K. Arnulff von A. 895 aus dem Eychſtädtſchen Archive iſt. Hiernächſt verſchiedene wichtige Ungarſche Urkunden, die mit dem J. 1181 anfangen, und andere mehr. Mit dem größten Verlangen ſehen wir der weitern Fortſetzung dieſer Archiviſchen Nebenarbeiten entgegen, und wünſchen daher dem Hrn. Verfaſſer Geſundheit und Muße.

Pfälzi-

Pfälzische historische Nachrichten aus neuern Schriften. I. und II. Probe. Mannheim, bey Löffler. 1783. in 8.

Der Hr. Prof. Büttinghausen zu Heidelberg, dem wir schon in vorhergehenden Jahren dergleichen kleine Sammlungen und Beyträge zur Pfälzischen Geschichte zu danken haben, hat hier aufs neue angefangen, aus neuern Schriften Beyträge dazu zu liefern. Er wünschet zu diesem Vorhaben mehr Liebhaber, die gleichfalls mit ihm sich zu dieser Arbeit vereinigten ꝛc.

I. Probe von 3 Bogen, so XVI. kleine Aufsätze und Nachrichten enthält. Anfänglich etliche Auszüge aus der Brittannischen Biographie, Pfälzische Gelehrte ꝛc. betreffend, und über Lessings Beyträge einige richtige Anmerkungen wegen der Pfälzischen Socinianer S. 9. Kurze Nachricht von dem Pfalzgrafen Friedrich, der eine geraume Zeit Statthalter und *Promarchio* von Bareuth war S. 14. Auszüge aus etlichen histor. Dissertationen und andern Sammlungen, Büttinghausen Beyträge, worinn des unglücklichen Johannes Sylvani Umstände erläutert werden S. 21 u. f. w. S. 34 sind aus dem *Museo Turicensi Vol. I.* Briefe des Hachenbergs angeführt, und dabey angezeigt, daß Hr. Mieg zu Heidelberg viele Hachenbergische noch ungedruckte Briefe besitzt, die auch bekannt gemacht werden sollen. Zuletzt eine Nachricht von zween berühmten Medailleurs, mit Namen Wächter aus Frankenthal gebürtig. S. 41.

II. Probe. Aus dem Litterar. Museo I. und II. Bande, zur Erläuterung Pfälzischer Geschichte gehörig. Eben dergleichen aus Hummels neuen Bibliothek I. II. und III. Bande, und zumal zur gelehrten Geschichte der Pfälzer S. 57 u. f. w. Unter solchen ist S. 62 ein Catalogus von griechischen Handschriften der Churfürstl. Bibliothek zu München, erwähnet, der zu Ingolstadt 1602 gedruckt ist. Eine ausführliche Nachricht ist S. 3 u. f. w. im III. Bande des Hummels befindlich. Aus *Rieggeri Analectis Academ. Friburgensis* und aus seinen *Amoenitatibus liter. Friburg.* werden auch manche merkwürdige Pfälzische Nachrichten nachgewiesen S. 68 u. f. w. dergleichen aus M. Denis Buchdruckergeschichte von Wien, und aus dessen Einleitung in die Bücherkunde, Pfälzische Gelehrte betreffend S. 73 ꝛc.

Noch folgen aus andern Sammlungen einige Nachweisungen, wo sich von Pfälzischen Gelehrten etwas findet. Recensent hält dieses alles brauchbar, glaubt aber doch, daß der Dienst und die Absicht noch brauchbarer seyn würde, wenn aus diesen vielen Sammlungen die weitläuftigen Specialnachrichten etwas ausführlicher extrahiret würden, und die kürzern von einiger Erheblichkeit ganz abgedruckt würden, so hätte man nicht nöthig, alle die Sammlungen aufzusuchen oder anzuschaffen, und sparte auch die Mühe, die Nachricht mühsam zu suchen ꝛc. Die Auszüge müssen so beschaffen seyn, daß man weiter nicht nöthig hätte, das Buch nachzusehen, und dafern es in einzelnen Briefen ꝛc. besteht, müssen sie ganz inseriret werden, so würde der Nutzen von diesen neuen Pfälzischen historischen Nachrichten weit stärker seyn.

Daniel Heinrich Herings, Ober-Consist. Raths und Hofpredigers ꝛc. Verbesserungen und Zusätze zur historischen Nachricht von dem ersten Anfange der evangelisch-reformirten Kirche in Brandenburg und Preußen. Halle, bey Curts Wittwe. 1783. in 8.

Wir halten es für die Käufer allemal besser, wenn ein Schriftsteller zu seinem bereits edirten Werke wichtige Zusätze und Verbesserungen findet, daß er solche besonders unter dieser Rubrik gleich nachher drucken läßt, als daß er eine vermehrte und verbesserte Ausgabe (wie es leider mit der Büschingschen Geographie geht) veranstaltet, weil der Käufer der ersten Ausgabe dadurch betrogen ist, und sich entweder das Werk noch einmal anschaffen, oder die Verbesserungen entbehren muß.

In dem Vorberichte giebt Hr. Hering auch noch einen Zusatz zum Ursprunge der Reformirten Schule zu Cölln an der Spree, nämlich, daß der damalige Vice-Kanzler, Daniel Matthiä ꝛc. durch eine Vorstellung von der Nothwendigkeit derselben unter dem 30sten März 1616 an den Churfürsten die erste Veranlassung zu derselben gegeben, sie ist aber doch erst 1618 zu Stande gekommen.

Wir wollen von den Zusätzen einige wichtige ausziehen. Zur S. 7 sind einige Anecdoten von der harten Gesinnung des Churfürsten Johann Georgs gegen die Reformirten angeführt,

geführt, worunter auch diese, daß der Churfürst zu einem vornehmen Herrn gesagt haben soll — wenn er wüßte, daß seine Theologen zu Frankfurt an der Oder calvinisch werden würden, so wollte er, daß das Collegium und die Universität in vollem Feuer stünde. — Er war auch am meisten beschäfftiget, daß eine Armee von 25000 Mann nach Frankreich gesandt wurde, unter den Befehlen des Burggrafen Fabian von Dohna, um den Heinrich von Navarra und die Reformirten in Frankreich zu unterstützen. S. 11. Zu den Reversen, die der Churfürst Johann Sigismund der Religion wegen ausgestellet, (zur S. 14) ist hier derjenige angeführt, den die Neumärkischen Stände unter dem 11ten Jul. 1611 erhalten. S. 12.

Der wichtige Revers, den der Churfürst unter dem 6ten Febr. 1615 den Altmärkischen Landständen der reformirten Religion halber ausgestellet, hat Gercken im *VII. Tom. Cod. dipl. p.* 90. aus dem Original bekannt gemacht, und er ist in diesen Zusätzen S. 55 nochmals abgedruckt.

Von dem Haß der Churfürstin Anna gegen die Reformirten ist S. 19 ein wichtiges Beyspiel angeführet. Wie der Statthalter Markgraf Johann Georg 1614 im Januar zurückkam, befahl er in Abwesenheit des Churfürsten dem reformirten Prediger Füssel in der Domkirche zu predigen. Die Churfürstin gieng mit ihren Hofdamen in den Dom, in Meynung, daß ein lutherscher Prediger die Predigt halten würde. Wie sie aber das Gegentheil hört, so schickt sie ihren Hofmarschall in die Sacristey, und läßt dem Füssel die Predigt verbieten. Dieser schützt den Befehl des Statthalters vor, allein der Marschall antwortet, daß es die Churfürstin wüßte, und er sollte von der Kanzel bleiben. Indessen bringt der Secretär des Markgrafen (der Markgraf mochte schon den Vorfall wissen) ihm nochmals den Befehl zu predigen. Wie er auf die Kanzel stieg, gieng die Churfürstin mit ihren Hofdamen zur Kirche hinaus. — Auch hat sie die lutherschen Prediger in Berlin angestiftet, allezeit scharf gegen die Reformirten zu predigen, worunter ihr Hofprediger Müller sich sehr hervorgethan. S. 20. Auf der S. 22 findet man auch eine erhebliche Nachricht von der 3. Prinzessin (des Churfürsten Johann Sigismunds) Katharina, Gemalin des Siebenbürgischen Fürsten Bethlehem Gabor, die zuletzt 1632 katholisch ward, und 1638 sich an den gleichfalls kathol. gewordenen Herzog Franz Carl von Sachsen-Lauenburg vermählte. S. 24.

Auffallend ist die Nachricht S. 32 von des Philippi Nicolai Catechismus, worinn die Frage: — Ob die Calviniſten den Teufel anbeten? mit Ja beantwortet ist, und zwar mit diesen Worten: — Das bekenne ich von Grund meines Herzens, und sage es für eine gewisse Wahrheit; will mich derowegen dem Hrn. Luther nicht widersetzen, sondern nehm es für ein gewisses Zeugniß an, was er von diesen Rottengeistern in seinem kurzen Bekenntniß vom Abendmahl schreibt, daß sie haben eingetauffelte, durchgetauffelte, und überteuffelte Herzen — " Der Calviniſten Gott ist darinn auch sehr fein mit einem Brüllochsen verglichen. Durch dieses elende Buch erwarb sich der Verf. Nicolai so viele Achtung, daß er zum Hauptpastor nach Hamburg 1608 berufen, und sein Buch vielmals aufgelegt, auch in fremde Sprachen übersetzt worden. So war die Denkungsart der damaligen Zeit, und so weit gieng der Religionshaß zwischen Lutheraner und Reformirte.

S. 37 eine gute Nachricht von dem höchst seltenen Buche — Initia reformationis Marchicae — 1615 gedruckt.

S. 78 ist angeführt, daß der Churprinz Georg Wilhelm gerne gesehen, daß der Dordrechtsche Synodus auch von Churfürstl. Theologen besucht worden, und daß er dieserwegen an den Kanzler Pruckmann geschrieben, und darinn den Bewegungsgrund angeführt — daß leichtlich nachtheilige Urtheile, wenn es nicht geschähe, über des Churfürstens Aufrichtigkeit bey Annehmung der Reformirten Religion dadurch veranlaßt werden könnten. — In der Antwort sagen die Churfürstl. Räthe — Es könne dem Churfürsten zwar keiner ins Herz sehen, um zu wissen, was ihn bewogen, sich zu derselben zu bekennen, aber das müßten sie zeugen, daß derselbe sehr hoch und theuer auf sich genommen, daß er blos aus eignem Triebe des Gewissens, und dasselbe zu stillen, solches gethan hätte — und solchem Berichte wollten sie, als des Churfürsten treue Diener, trauen, und das Uebrige fahren lassen. — "

S. 81 findet man eine gute Nachricht von der Fürstenschule zu Joachimsthal, von ihrer ersten Entstehung und Einrichtung. Sie ist vom Churfürsten Joachim Friedrich fundiret, und am 24sten August 1607 mit vielen Solennitäten eingeweihet. Sein Nachfolger, Johann Sigismund, hat sie hernach verbessert, und an der Schule viel Gefallen gehabt. Ueberhaupt sind hier viel gute Nachrichten von diesem löbli-

löblichen Institut mitgetheilet. Unter dem Churfürsten Georg Wilhelm gieng der Flor der Schule durch Krieg und Pest zu Grunde, S. 88. bis der Churfürst Friedrich Wilhelm sie in Berlin wiederherstellte.

Noch sind zuletzt von der Reformirten Gemeine zu Cüstrin und Frankfurt in vorigen Zeiten auch erhebliche Ergänzungen angebracht, und überhaupt diese Beyträge zu des Hrn. Verf. Historischen Nachricht von dem ersten Anfange der Evangelisch reformirten Kirche in Brandenburg und Preußen sehr nützlich und nothwendig gemacht ꝛc.

Hk.

Ephemerischer Almanach der neuern Zeiten für die Liebhaber der Geschichte, besonders für Jünglinge. Frf. und Leipz. 1782. 8.

Ein guter Einfall, für jeden Tag im Jahre einen oder mehrere merkwürdige Leute, oder des Andenkens werthe Thaten, aufzustellen. Bey der Jugend kann man diese Leute und Thaten zum Leitfaden der Gespräche des Tages brauchen, kann ihnen die Merkwürdigkeiten des Landes und Orts, wo der Mann gebohren ward, erzählen; und wie viel liegt nicht in dem Leben und in den Handlungen eines solchen Mannes, das für die Jugend lehrreich und unterhaltend ist, wenn der Lehrer die Kunst versteht, es dazu zu machen. Warum hat man auch in den Kalendern für den gemeinen Mann nicht längst die unbedeutenden Namen mit andern vertauscht, die sich um das Vaterland, oder um die Menschheit überhaupt verdient gemacht haben? Geschähe dies, so könnte ein solcher Kalender mit Nutzen in den Trivialschulen gebraucht werden, wenn für den Schulmeister eine solche Beschreibung dieser Personen gemacht würde, wie in diesem Almanach geschehen ist, versteht sich mit Weglassung alles dessen, was außer seiner Sphäre ist.

Was den gegenwärtigen Almanach betrifft: so schränkt er sich, wie auch der Titel anzeiget, blos auf die neuern Zeiten ein. Einige darinn vorkommende Personen hätten vielleicht mit andern wichtigern vertauscht werden können; und bey Manchen hätte mehr der Zusammenhang gezeigt werden können, den sie mit wichtigen Welt- oder Staats- oder andern

dern die Menschheit interessirenden Begebenheiten gehabt haben. Im Ganzen ist aber doch dieser Almanach so gerathen, daß er verdient, in den Händen der Jugendlehrer zu seyn.

Hz.

Matthiae Dannenmayeri, Theol. Doctoris, Canonici Horbensis, et Historiae Ecclesiast. in Academia Albertina Prof. P. O. Institutiones Historiae Ecclesiasticae N. T. *Periodus I.* A Christo nato usque ad Constantinum M. Friburgi Brisgoviae, apud A. Wagnerum et Fil. 1783. 188 S. in gr. 8.

Der Verf. hatte sich sonst, nebst andern Römischkathol. Theologen, beym Vortrage der Christlichen Kirchenhistorie, des bekannten Handbuchs von dem Italiänischen Augustiner Berti bedient. Da er aber fand, daß es zum heutigen akademischen Gebrauche nicht mehr recht dienlich sey, schrieb er schon im J. 1778. um die Mängel desselben einigermaaßen zu ergänzen, eine Introductionem in Historiam Ecclesiae Christianae universam, die uns nicht zu Gesichte gekommen ist. Jetzt hält er es für das Beste, selbst ein Lehrbuch dieser Geschichte aufzusetzen: und wir müssen gestehen, daß seine Arbeit der Bertischen allerdings vorzuziehen sey; so weit sich nämlich noch ein Urtheil darüber fällen läßt.

Er ist der erste R. Kathol. Schriftsteller, der die unter den Protestanten immer mehr beliebte Methode, die Chr. Kirchengeschichte nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Perioden, abzuhandeln, in einem Compendium derselben zum Grunde legt. Die erste Periode, welche in diesem Theile vorkömmt, wird in folgenden Abtheilungen beschrieben: de statu terrarum orbis civili, (in den ersten drey Jahrhunderten,) de fundatione, propagatione et fatis Ecclesiae Christ. — de regimine ecclesiast. et Pontificibus Rom. — de scriptoribus ecclesiast. et doctrina Ecclesiae. — de ritibus ecclesiasticis, moribus Christianor. et disciplina Ecclesiae. — de haeresibus, schismatibus, et controversiis ad religionem pertinentibus — de Conciliis — Appendix de habitu Ecclesiae ad Civitatem.

Man

Man sieht leicht, daß der Abtheilungen weniger seyn könnten, und daß sie in einer natürlichern Ordnung stehen sollten. Die Geschichte der Kirchenversammlungen wird am schicklichsten in die Beschreibung der Streitigkeiten und Ketzereyen, wegen welcher sie meistentheils gehalten worden sind, eingeflochten. Der Anhang gehört in den Abschnitt von der Kirchenverfassung. Die Nachricht von der Lehre der christlichen Kirche sollte nicht erst im 4ten Abschnitte stehen: und es sollte überhaupt ein Abriß von der Lehre Christi und der Apostel vorangehen. Sonst hat der Verf. mit ziemlich guter Wahl, und großentheils richtig, auch in einer erträglichen Schreibart erzählt, die Quellen der Nachrichten sehr oft angeführt, neuere Schriftsteller, und zwar ohne Unterschied, Röm. Kath. und Protestanten, fleißig genützt und genannt, (einen der letztern, dem er auch nicht wenig schuldig ist, hat er doch nirgends genannt,) sich neuerer Untersuchungen, Zweifel u. dgl. m. geschickt bedienet, und eine ganz gemäßigte, gegen Fabeln vorsichtige Denkungsart geäußert.

Da der Verfasser der erste R. Kathol. Deutsche ist, von dem wir ein leidliches Compendium der christl. Kirchenhistorie gesehen haben, (denn *Ferdin. Stoegeri* Introductionem in Hist. Eccles. N. T. ad usum suorum auditorum, Vindob. 1776. die in unsrer Bibliothek, Anh. zum 25—36sten B. 5te Abth. S. 2726 gerühmt worden, ist dem Recensenten nicht zu Gesichte gekommen; die aus derselben aber am gedachten Orte angeführten Stellen hat er als beynahe wörtliche Uebersetzungen aus Schröckhs Einleitung in die christl. K. Gesch. befunden;) so erwarteten wir freylich keinen sehr hohen Grad der Aufklärung und der Freymüthigkeit in seinem Buche. Es ist vielmehr billig, mit demjenigen, was er geleistet hat, einstweilen zufrieden zu seyn. Allein eben weil wir ihn auf einem so guten Wege finden, wollen wir einige Erinnerungen beyfügen, die ihm entweder bey einer neuen Auflage dieses Theils, oder bey der Fortsetzung zur Beherzigung dienlich seyn möchten.

Zu einem akademischen Lehrbuche möchte wohl die Ausführlichkeit des gegenwärtigen zu groß seyn. Wenn der Verf. in gleichem Verhältnisse fortfahren will, so werden für die übrigen Perioden drey weit stärkere Bände, als dieser erste ist, nothwendig seyn. Das konnte aber leicht vermieden werden, wenn die Kaisergeschichte auf den ersten 10 S. die zum Theil so ungewisse oder unbeträchtliche Geschichte der Römischen Bi-

schöfe,

ſchöſe, S. 46—64. u. dgl. m. abgekürzt worden wären. Andere Materien hingegen ſind für den Umfang, den dieſe Periode einnimmt, zu ſeicht abgehandelt, wie z. B. S. 65. die Geſchichte des Canons des N. Teſt.

An mehrern Stellen hat es der Verf. gar zu deutlich merken laſſen, zu welcher Kirche er gehöre, und an Statt in der Perſon eines Geſchichtſchreibers zu reden, ſich vielmehr als ein Dogmatiſt oder Polemiker ausgedrückt. Eben in der vorhergenannten Stelle vom Canon, heißt es von den Büchern des N. T. divinam originem ſine ulla haeſitatione cum *Concilio Tridentino* iisdem aſſerimus. (Concil. Trid. Seſſ. IV.) Was ſoll aber hier dieſe Kirchenverſammlung, wo es lediglich darauf ankam, hiſtoriſch zu zeigen, was die Kirche der erſten drey Jahrhunderte über jene Bücher gedacht, und warum ſie ſo gedacht habe?

Daher ſind auch öfters die Behauptungen zwar ſehr entſcheidend; aber entweder ohne alle hiſtoriſche Gründe, mit Verweiſung auf Schriften von neuern Canoniſten, u. ſ. w. oder kaum mit flüchtiger Anführung eines unzulänglichen Grundes. Daß es ſchon in dieſer Periode Patriarchen unter den Chriſten gegeben habe, wenn gleich dieſer Name ſelbſt noch nicht üblich geweſen ſey, perſuaſiſſimum nobis eſt, ſagt der Verf. S. 42, bringt aber gar nichts zum Beweiſe bey. Nach ihm (S. 44. 45) war es nothwendig, daß die Biſchöfe eben eine ſolche poteſtatem legislatoriam, iudiciariam et coercitivam, wie die Apoſtel hatten, bekamen: und dieſe inconcuſſa veritas ſoll vom Fallwein in principiis Iuris Eccleſiaſt. bewieſen worden ſeyn. Warum ſind denn nicht gleich hier die Beweiſe aus den Schriften der Apoſtel und Zeugniſſen oder Handlungen der gleich folgenden Zeit angegeben? Petrus ſoll ſeinen Primatum in Eccleſia nach Act. I, 15. auch C. XV. ausgeübt haben; und doch iſt in beyden Stellen keine Spur davon. (S. 45) Auf der folgenden Seite wird es zwar ein Irrthum genannt, wenn den Päpſten poteſtas monarchica, oder privilegium inerrantiae zugeſchrieben wird; aber doch conſtanti ac perpetua traditione docemur, Romano Epiſcopo Primatum ſemper et convenientiſſime annexum fuiſſe; welches die Röm. Kathol. Theologen bewieſen haben ſollen.

Daß Petrus Biſchof von Rom geweſen ſey, ſoll nach S. 47. auf dem ausdrücklichen Zeugniſſe der Alten beruhen; wobey Mamachi in Origg. et Antiqq. Eccleſ. ingleichen

Gegn.

Gazzaniga in praelect. Theol. angeführet werden. Aber wenn jene Stellen ſelbſt beygebracht worden wären: ſo hätten die Leſer geſehen, daß auch Paulus von den Alten Biſchof der Röm. Gemeine genannt werde, und daß folglich keiner von beyden eigentlicher Biſchof daſelbſt geweſen ſey.

Wiederum beruft ſich der Verf. S. 175. zum Beweiſe, daß eine Kirchenverſammlung ein conventus perſonarum eccleſiaſticarum ad negotia Eccleſiae, collatis ſuffragiis definienda, legitime convocatus, ſey, und daß alſo ſchon die Apoſtel Concilia gehalten hätten, auf Fallweins vorhergenanntes Buch. Aber daß nicht bloß die Proteſtanten, wie Hr. D. glaubt, ſondern auch der Sprachgebrauch der alten Kirche, jenem Begriffe zuwider ſey, iſt unbemerkt geblieben.

Noch zwey Worte von dem Anhange. Hier wird behauptet, die Gewalt der Kirche ſey ganz geiſtlich; die Fürſten hätten zwar von Gott kein ius in ſacra bekommen; könnten aber doch einige allgemeine Sorge für Religion und Gottesdienſt tragen, um das zeitliche Beſte des Staats zu befördern; übrigens ſey ihre Gewalt, und die Gewalt der Kirche jede in ihrer Art die höchſte, ſo daß keine von der andern auf irgend eine Art abhänge. So billig der Verf. denkt und ſchreibt, ſo fürchten wir doch, daß dieſe Unabhängigkeit der kirchlichen Gewalt von der Geiſtlichkeit ſehr gemißbraucht werden könne.

Ez.

Verſuch über die erſte Geſtalt und Bevölkerung Tyrols. Von Karl Michaeler, Profeſſor der allgemeinen Geſchichte auf der K. K. Univerſität in Innsbruck ꝛc. ꝛc. (itzt Kuſtos der akademiſchen Bibliothek zu Wien). Erſter Theil. Eine phyſikaliſch-hiſtoriſch-geographiſche Schrift. Wien, gedruckt mit Sonnleithneriſchen Schriften. 1783. 13 Bogen in kl. 8.

Träumereyen, oder — wenn man lieber will — Hypotheſen in Menge! Alle laufen auf die Behauptung hinaus, daß Tyrol ehedem unter Waſſer geſtanden habe, und nach und nach zu feſtem Lande geworden ſey. Der Verfaſſer macht dies wahr-

wahrſcheinlich genug, und beſchreibt es ſo, als wenn er zugeſehen hätte. Nur derjenige, der an Ort und Stelle iſt, kann prüfen, wie weit ſeine Angaben, woraus er Folgerungen zieht, richtig ſind. Er miſcht ganz ungeheure hiſtoriſch-phyſiſche Phantaſeyen ein; z. B. von den Cimbern (S. 32): „Von auseinanderliegenden Steinſtücken dort aufgethürmete, zu zween Mann hohe Pyramiden, die auf einem gleichſam von Natur dazu angelegten Vorſchuſſe des Berges nächſt am Gipfel ſtanden, führten mich auf die Vermuthung, ob ſich dieſe Denkzeichen, die freylich indeſſen öfters erneuert worden, auch einſt noch höher geweſen ſeyn konnten, nicht etwa vormals zuerſt vom Beyſpiele der Cimbern da ſie mehrere Alpengebürge in ganzen Schwadronen, und mithin glaub ich nicht nur die noriſchen durchſchwärmeten, ihren Anfang genommen haben: worauf mittlerzeit an manchen Orten mehrere, ſoviel mir aber bekannt iſt, meiſtens nur kleinere Steinhaufen von müſſigen Hirten mögen nachgemacht worden ſeyn. Gleich auf den erſten Anblick ſtutzte ich über dieſen unerwarteten Gegenſtand, davon ich zuvor nie was gehört hatte, und die Cimbern rückten in meinen Kopf ein.“ Leider! Wäre Hr. Michaeler mit mehr hiſtoriſcher Kritik ausgerüſtet, ſo würden ſie draußen geblieben ſeyn. Es iſt faſt unbegreiflich, wie lang und ſeltſam er über dieſen, aus der Luft gegriffenen, Einfall fortfaſeln konnte. Um zu beweiſen, daß Cimbern in Tirol waren, beruft er ſich auf die unhiſtoriſchen Spätlinge, Seneka und Florus. Die abgeſchriebene Stelle ſey zugleich eine Probe von der Gewalt, die dieſer Autor über den Stil ausübet! An Druckfehlern iſt ein reicher Vorrath vorhanden. Nicht alle ſind hinten angezeigt; ſonſt würde auch Profeſſor Römer zu Braunſchweig in Remer verwandelt worden ſeyn. Hofrath Heyne in Göttingen hat Guthrie's allgemeine Weltgeſchichte nicht überſetzt, ſondern M. Gellius in Leipzig; Hr. Heyne hat ſie nur durchgeſehen, und Anmerkungen dazu gemacht.

Ueber Schleſiens älteſte Geſchichte und Bewohner. Breslau, bey W. G. Korn. 1783. 2½ Bogen in gr. 8.

Hier erſcheint ein wackerer, geübter Forſcher, der mit gebürziger Unbefangenheit, und ohne die mindeſte Hypotheſenſucht, ältere

ältere Völkergeschichte aufzuhelfen sucht. Da er sich auf seinen Versuch über die Schlesische Geschichte vom J. Chr. 1163 bis 1740 beruft; so hat er sich uns dadurch verrathen. Es ist nämlich Hr. Friedrich Wilhelm Pachaly, Königl. Preußischer Generalfiskal in Schlesien, zu Breslau. Die von ihm gelieferte kleine Schrift, die einige Abänderungen und weitere Ausführung seiner dort geäußerten Meynung über jene Materie enthält, will ganz gelesen seyn, und ist nicht wohl eines Auszuges fähig.

Of.

Vorlesungen über die Statistik. Von Johann Friedrich le Bret. Erster Theil. Italiänische Staaten, Venedig. Stutgart, bey Metzler. 1783. 1 Alph. 2 Bogen in 8.

Von des Verfassers vieljährigen Vertraulichkeit mit der Venetianischen Staatsverfassung, die nicht blos auf gedruckte und handschriftliche Nachrichten, sondern auch auf Autopsie gegründet ist, läßt sich, ohne weitere Recensentenversicherung, eine richtigere und gründlichere Statistik von Venedig erwarten, als von irgend einem andern deutschen Gelehrten. Vermuthlich hat er auch aus dieser Ursache mit diesem Staate den Anfang des Abdrucks seiner Vorlesungen machen lassen. Man ist ihm dafür wirklich vielen Dank schuldig. Wie aber der Hr. Kanzler le Bret nach diesem Zuschnitte die ganze Statistik Europens, ich will nicht sagen, in einem halben, sondern ganzen Jahre, seinen Zuhörern vortragen könne, ist uns unbegreiflich. Denn wenn er ihnen auch nicht mehr erzählte, als hier gedruckt steht; so kann er, deucht uns, doch nicht mit allen Staaten fertig werden, wenn er sie nach dem Verhältniß, wie den Venetianischen, behandelt: aber das ist ihm noch nicht einmal genug: sondern er hält, wie wir aus der Vorrede sehen, Vorlesungen über diese Vorlesungen, als über einen Text. Nun wollen wir zwar nicht leugnen, daß sich manche Materien noch weiter erörtern lassen: allein, ist dies zweckmäßig, und jungen Leuten heilsam? werden sie nicht über die maaßen lang aufgehalten? Ueberdies steht schon in diesen Vorlesungen so manches, das Anfänger entbehren können, auch manches, das ihnen Langeweile verursachen muß! L

dieſen Betrachtungen alſo weggeſehen, beſtätigen wir unſer, im Eingang gefälltes Urtheil, und wünſchen, daß Hr. le Vert die übrigen Europäiſchen Staaten auf eben dieſem Fuße behandeln möge. Auszug geben wir nicht, ſondern verſichern nur überhaupt, daß man ſchwerlich nach irgend einer Materie vergebens ſuchen, noch unbefriedigt von dannen gehen werde. Auch die erſten vier Vorleſungen, worinn der Begriff, die Beſchaffenheit und Eintheilung der Staatskunde entwickelt und erläutert worden, ſind brauchbar und lehrreich. Der ganze Theil beſteht aus zwanzig Vorleſungen.

Nk.

Hrn. Iwan Lepechin — — Tagebuch der Reiſe durch verſchiedene Provinzen des Ruſſiſchen Reichs im J. 1771. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von M. C. H. Haſe — — Dritter Theil. Altenburg, Richteriſche Buchhandlung. 1783. 234 S. und 8 Bogen Kupfer in 4.

Nach einem langen Zwiſchenraume erſcheint endlich der dritte Theil: die Ueberſetzungen der beyden erſten kamen ſchon 1774 und 1775 heraus. An der Verzögerung haben der Ueberſetzer und Verleger keine Schuld; das ruſſiſche Original verließ erſt 1781 zu St. Petersburg die Preſſe, vermuthlich, weil der Verf. ſo lange Zeit mit der Berichtigung ſeines Tagebuchs zugebracht hat, welches etwas befremdend iſt.

In Beziehung auf das Urtheil über die beyden erſten Theile (Allg. d. Bibl. B. XXVI. S. 563. und B. XXXI. S. 530 u. f.) kann ſich Rec. füglich nur auf eine kurze Anzeige des gegenwärtigen dritten einſchränken, als welcher mit der Beſchreibung von Tjumen anfängt, und die Reiſe von dort, längſt dem Fluſſe Tura, über Werchoturie, Solikamſk, und Uſtjug bis nach Archangel, in ſich begreift. Die Stadt Tjumen nennt der Verf. die allererſte in Sibirien; vermuthlich hat er die allererſte ruſſiſche gemeynt, denn ſchon S. 2 führt er ſelbſt dort eine weit ältere tatariſche an. Die Zahl der bemittelten Kaufleute in Uſtjug ſetzt er S. 181 auf 1956; hierüber mag ſich Niemand wundern, wenn man ſich nur erinnert, was ſchon an andern Orten über die ruſſiſchen Kaufleute von uns iſt

bemerkt

bemerkt worden. Von Archangel liefert er S. 200 u. f. eine Beschreibung, eine kurze Geschichte, und eine Anzeige der dazu gehörenden Provinzen und Kreise, (die aber neuerlich, wie das ganze russische Reich, bekanntermaaßen manche neue Einrichtung erhalten haben;) wobey S. 201 eine Nachricht von den Divinaischen Annalisten vorkömmt. Den Beschluß macht ein Anhang S. 218, darinn etliche sonderbare Seeprodukte, Thiere und Gewächse, welche die von der norwegischen Küste kommenden Schiffe mitbringen, als der Steinfuchs, der kleine Lerchenfalke u. a. m. beschrieben, auch in Kupfer vorgestellt werden.

Sehr reichhaltig ist dieser Theil wohl nicht: das Namenverzeichniß der im demidowschen Garten zu Solikamsk bemerkten Gewächse, sonderlich der ausländischen, nimmt viel Raum ein, von S. 83 bis 117, und fast eben soviel die Uebersetzungen und Wörter aus der Sirjanischen Sprache von S. 148 bis 161. Inzwischen sind auch brauchbare Anmerkungen und unterhaltende Beschreibungen eingestreuet, z. B. von den Wogulitschen S. 15 u. f. vom Erwerb der Leute am uralschen Bergrücken durch Cedernüsse S. 61; über den Ursprung des Namens Poluschka, der kleinsten russischen Scheidemünze, welcher vormals ein halbes Haasenfell, dem geringsten Werth im Handel, angezeigt hat. S. 178. Witzeleyen, Unerheblichkeiten, auch unnütze weitläuftige Ausschweifungen z. B. S. 23 bis 27, kömmen hier, wie in den beyden ersten Theilen, vor. Die Brauchbarkeit der Vorschläge, als wegen des sinesischen Handels S. 12, und wegen der Branntweinbrennereyen S. 40, läßt sich nur durch genaue Lokalkenntniß bestimmen; aber was S. 29 u. a. O. von Aerzten, Anweisungen für Kranke, und Unterweisung der dasigen Priester in der Arzneywissenschaft, gesagt wird, ist ein Wunsch, welcher in diesem Jahrhundert gewiß unerfüllt bleibt: ein unwissender, der Völlerey ergebener Priester wird immer ein elender Arzt seyn; und ein Volk, welches nicht lesen kann, braucht keine gedruckte Anweisung.

Sonderbar ist es, daß der Verf. S. 7 Leute über dem Gebirge her anführt, ohne sich nach ihrem Ursprunge, oder nach der Bedeutung dieses Ausdrucks, erkundigt zu haben; daher war er außer Stand, dem Uebersetzer, der ihn darum befragte, eine Belehrung zu ertheilen. — Letzterer hat einige Anmerkungen hinzugefügt, die nicht alle von gleicher [illegible]tig-

keit, doch überhaupt ganz gut sind. Daß er der Stimme der Kritik Gehör gegeben, und die Erinnerung (Allg. d. Bibl. B. XXXI. S. 533) auf dem Titel genutzt hat, gereicht ihm zum Ruhm. Auch ist es gut, daß er die alten vom Großfürsten Jaroslaw gegebenen russischen Rechte, die man schon aus andern Schriften kennt, ganz weggelassen hat; worüber er S. 211 Rechenschaft giebt.

Kr.

Liefländische Jahrbücher. Vierter Theil. Von 1711 bis 1761, von F. K. Gadebusch — —. Erster Abschn. von 1711 bis 1730. Riga, Hartknoch. 1783. 461 S. in gr. 8.

Unaufhaltbar fährt der Verf. fort, aus seinen Dorpatischen Rathsprotokollen die uninteressantesten Bürgervorfälle zu erzählen, und einige ganz fremde, höchstens bloß zur russischen Geschichte gehörende, Nachrichten einzumischen. Kein Wunder, daß der auf dem Titel angegebene kurze Zeitraum, welcher an merkwürdigen liefländischen Nachrichten sichtbarlich arm ist, einen ganzen Band anfüllt, der aber auch einem Chaos gleicht, bey welchem selbst die geübteste Recensentengeduld ermüdet.

Km.

Die Schlacht bey Sempach. Von G. H. Wyß, d. G. W. Zürich, bey Füßli. 1783.

Der Verfasser hat keine der Eigenschaften, die zu einem Geschichtschreiber erfordert werden. Ehe er also sein Vorhaben, eine vollständige Schweizergeschichte auszuarbeiten, ins Werk setzt, wird er besser thun, wenn er sich aufrichtig prüft, ob er auch die Kräfte hat, sich dieser Arbeit mit glücklichem Erfolg zu unterziehen.

Leonhard Meisters, öffentlichen Lehrers bey der Kunstschule in Zürich, Hauptscenen der Helvetischen Geschichte, nach der Zeitordnung gereihet. Erster

ster Theil. Zürich, bey Orell, Geßner, und Komp. 1784.

Der Verfasser weiß den Leser sowohl durch die Wahl der Materien, als durch die leichte und fließende Art zu erzählen, die ihm eigen ist, auf eine angenehme, und interessante Weise zu unterhalten. Nur sind die drey ersten Abschnitte voll Nachläßigkeiten, und die Citationen und Allegationen bald auf eine seltsame Art gehäuft, bald fehlen sie da, wo man sie am ersten wünschte. Uebrigens wird jeder Liebhaber der helvetischen Geschichte diesen schätzbaren Auszug, worinn das Merkwürdigste, wodurch sie sich auszeichnet, auf eine lichtvolle und angenehme Art vorgetragen wird, mit lebhaftem Vergnügen lesen.

Sonnerats Reisen nach Ostindien und China. Zweyter Theil. Aus dem Französischen übersetzt. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Komp. 1783.

Auch dieser zweyte Theil der Reisen Sonnerats enthält interessante Nachrichten und Bemerkungen, die das, was schon mehrere Einsichtsvolle Länderkundige über die Chineser besonders bemerkt haben, bestätigen. Der Verf. redet von dem grausamen Despotismus in China, von der Habsucht der Obrigkeiten, von der Unwissenheit der Chineser, und dem elenden Zustande der Wissenschaften in China. Die Baumzucht, Markunst, und andere Künste sind besonders in einem schlechten Zustande. Ueber Pegu bringt er ebenfalls viel lesenswerthe Beobachtungen bey. Einige Kriminalgesetze in diesem Lande sind auffallend. Z. B. Auf alle Beleidigungen, die ein Mensch dem andern anthun kann, sind Geldstrafen gesetzt. Die Ehebrecherinnen werden zu öffentlichen Huren gemacht. Gesetze, die auch, wie der Verf. bemerkt, im alten Rom eingeführt waren. In Streithändeln, die Beleidigungen betreffen, wird die Wasserprobe, durch die sonst bey christlichen Völkern Hexen probirt wurden, vorgenommen. Die Peguaner leben unter einem harten Despotismus, und sind dabey ein äußerst stolzes Volk. Der Verf. beschreibt ferner Madagaskar. Die Einwohner dieser Insel werden in drey Klassen abgetheilt. Die Einwoh-

ner der ersten Klasse stammen von einigen alten Autoren her. Sie können sowohl auf Baumrinden schreiben, als auf die Blätter der Ravenala mit dem Griffel, wie die Indier, und werden als Gelehrte verehrt. Sie scheinen eine Art von Priestern, oder doch das auf Madagaskar zu seyn, was in Indien die Brammen, auch schreiben sie sich einen besondern Ursprung wie diese zu, und wollen aus dem Meer entsprungen seyn. Die Madagassen erkennen zwey Grundwesen, deren das eine gut, das andere bös ist; das erste heißen sie Jahar, (Allmächtiger) das andere Tangar. Sie opfern beyden. Die Madagassen glauben, daß die Menschen (einige doch wohl) nach dem Tode böse Geister werden. Auch ist eine Spur von der Lehre der Metempsychose bey ihnen anzutreffen. Diese Nachrichten sind zu dunkel und unbestimmt. Die Orkalien des finstern Jahrhunderts sind in Madagaskar in großem Ansehen. Sie haben eine Wasserprobe, eine Feuerprobe, und eine Tanginprobe, (ein Gift, das der Angeklagte trinken muß, wo sein Verbrechen zweifelhaft ist.) Im Innern von Madagaskar soll eine Art weißer und kleiner Menschen, die nur bey der Nacht ihre Geschäfte vornehmen, wohnen. Der Verf. selbst hat so ein Mädchen gesehen. Verf. zweifelt nicht, daß es Albinos sind, von denen schon viele Schriftsteller geredet haben; obwohl der Verf. mit Recht dergleichen Menschen für Mißgeburt, und die Sage, daß sie ein Volk ausmachen, für falsch hält. Auf der Insel Fzame fand Hr. S. überall Spuren von vulkanischen Verwüstungen, und unter andern den Schlund eines erloschenen Vulkans. Von Malaka berichtet der Verf. einige Volkssagen, die nicht angeführt zu werden verdienten, z. B. daß darauf Menschen wohnen, deren Füße eine entgegengesetzte Stellung mit den unsrigen haben. Es giebt viele Vulkanen auf den Molucken und Philippen. Auf diese Beschreibung der Länder und Einwohner von China, und den angränzenden kleinen Ländern, folgt eine weitläuftigere Beschreibung ihrer Naturprodukte, so dem Verf. bemerkenswerth geschienen haben, mit den nöthigen Kupfertafeln.

Gz.

Beobachtungen über verschiedene Gegenstände auf einer Reise im Sommer 1783, nach Pirmont, Braunschweig, Lauchstädt, Leipzig, Dresden, Töplitz, Berlin,

Berlin, Potsdam, Deſſau und Bremen. In Briefen von einem Churhannöveriſchen Bedienten. Hannover, zum Vortheil des für die Armen errichteten Werkhauſes. 1784.

Oft kann man ſchon aus dem Motto eines Buches dem Geiſteskinde eines Schriftſtellers gar richtig die Nativität ſtellen. So auch hier.

Wer könnte das Epigraph aus Holbergs geſchwätzigem Barbier: „Ich reißte auch einmal von Hadersleben nach Kiel," auf das Titelblatt einer Reiſebeſchreibung ſetzen, und den Leſer vom Geſchmacke nur einen Augenblick noch im Ungewißheit laſſen, welch Geſchwätz er zu erwarten habe?

Der Churhannöveriſche Bediente erzählt denn auch wirklich mit dem einſeitigſten Blick und in der trockenſten Manier von der Welt, wie er reißte, was er ſah, wie er aß, wie er trank, wie er ſchlief, wie man ihn ehrte, und insbeſondere wie jämmerlich er zu ſpaßen verſtand.

Die Beſchreibung der Gegenden und Kunſtwerke iſt höchſt froſtig, mit poetiſchem Pomp überladen, ohne irgend eine Spur wahrer Empfindung. Oft iſt man geneigt zu glauben, daß er Situationen und Reden einſchob, um einige aufgerafſte und abgenutzte Einfälle oder Gemeinwörter wieder anzubringen.

Damit kein Zweig der ausgebreiteten Fähigkeiten des Reiſenden dem Publikum vorenthalten würde, iſt am Ende auch ein von ihm für die Meyenberger Curgäſte verfertigtes Kirchengebet eingerückt.

Abgeſchmackte Deklamationen, als z. B. bey Gelegenheit des Morgenbrodtes der Philanthropiſten, ſchaal ausgeführte Antitheſen, und Witzeleyen, die nur in höchſt geiſtleeren, niedrig geſtimmten Zirkeln ihr Glück machen können, findet man auf jeder Seite.

Verſchiedene Raiſonnements über die Preußiſche Juſtiz-Reform möchten von einigem Werth ſeyn, wenn nicht hier, wie durch das ganze Buch, beynahe jener Doppelgeiſt durchleuchtete, in welchem ein Biſchof einſt dem Könige von Frankreich antwortete: „Heute habe ich Ew. Maj. bewieſen, es ſey ein Gott, morgen will ich beweiſen, es ſey keiner.

Mg.

Verſuch chriſtlicher Jahrbücher, oder ausführliche Tabellen über die Kirchenhiſtorie, von D. Johann Salomo Semler. Erſter Theil, bis aufs Jahr 900. Halle, in der Hemmerdiſchen Buchhandlung. 1783. 1 Alph. ½ Bogen in med. 8.

Daß ein Buch, worinn man eine deutliche Ueberſicht der Kirchengeſchichte, nach der Zeitfolge hat, wenn es von einem Manne, der mit den Sachen von Grund aus bekannt iſt, herrühret, und die übrigen erforderlichen Eigenſchaften eines gut und ordentlich geſchriebenen Buches hat, nicht allein zu Vorleſungen ſehr bequem, ſondern auch für Jedermann zum Nachſchlagen ſehr nützlich und lehrreich ſeyn müßte, wird wohl kein Sachkündiger leugnen. Herr Semler hatte ſchon in ſeinen ſelectis capitibus Hiſtoriae eccleſiaſticae hinter jedem Jahrhundert, zur geſchwinden Ueberſicht ſolche chronologiſche Tabellen angehängt; ähnliche, aber weit ausführlichere und vollſtändigere ſind es, welche der Herr D. hier deutſch liefert. Er ſcheint auch kaum einmal jene dabey zum Grunde gelegt zu haben, indem er ſehr häufig von ihnen abweicht. Der Anfang der gemeinen Zeitrechnung wird hierinn das fünfte Jahr nach Chriſti Geburt geſetzt; Auguſts Tod in das Jahr 14, die Taufe Chriſti in das Jahr 29, und ſeine Hinrichtung in das Jahr 33. Außer den eigentlich kirchlichen Begebenheiten breiten ſich dieſe Tabellen auch mit ziemlicher Vollſtändigkeit über die politiſchen und litterariſchen aus. Selbſt ſolche merkwürdige Staatsbegebenheiten werden mitgenommen, die auf die Religionsbegebenheiten keinen nähern Einfluß und Beziehung hatten, aber eben dadurch, weil ſie ſo ſehr bekannt ſind, gewiſſermaßen zur Grundlage des Synchroniſmus dienen, und die Periode jeder Begebenheiten dem Gedächtniß einprägen helfen. Wir haben uns gefreuet, den Hrn. D. Semler wieder auf ſeiner guten Laufbahn zu ſehen, wo er Meiſter iſt, und gewiß unendlich größern Nutzen ſtiften kann, als durch Polemik.

Pm.

Paul

Paul von Stetten des jüngern Lebensbeschreibungen, zur Erweckung und Unterhaltung bürgerlicher Tugend. Zweyte Sammlung. Augsburg, bey Stage. 1782. 1 Alph. 2 B. 8.

Herr v. St. fährt fort, durch seine nützliche Biographieen sich um die Geschichte seiner Vaterstadt Augsburg und berühmter Augsburger verdient zu machen. Seine dermaligen Helden sind 1) Heinrich Portner, der bis auf die Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebte, und nach Verwaltung der höchsten Ehrenämter sich durch strafbare Unternehmungen, wodurch er seinen zerrütteten Vermögensumständen aufhelfen wollte, die Verbannung aus der Stadt zuzog, und seine letzten Tage kümmerlich als Bauernsachwalter zubrachte. 2) Sebastian Ilsung aus einer eignen hinterlassenen Nachricht dieses edlen und mannhaften Bürgers. Anziehend ist insonderheit der Auszug, welchen uns der Verf. aus seiner Beschreibung einer Wallfahrt nach den heil. Oertern in Spanien mittheilet, welche Ilsung am Montage nach dem Palmsonntage 1446 zu Pferde, in Begleitung eines Dollmetschers, angetreten, und dient zum Beweis der großen Unwissenheit und Leichtgläubigkeit, worinn damals selbst vornehme Deutsche versunken lagen. Von seiner Geschicklichkeit, fremde Namen zu verdeutschen, nur zwey lustige Proben! Das berühmte Kloster Nuestra Sennora di Monserrate tauft er Münsterroth, Capo finis terrä, den finstern Stern, mit dem Zusatz: Zu Latein heißts affinius terra, und zu teutsch am end des Erdreichs. 3) Marx Walter, ein nervigter Renner und Stecher aus der zweyten Hälfte des 15ten Jahrhunderts. 4) Matthäus Lang, der berüchtigte Kardinal und Erzbischof zu Salzburg, Kaiser Maximilian des ersten Günstling, und ein heftiger Gegner der Reformation. Die Lebensbeschreibung dieses weltklugen, unternehmenden, hochmüthigen und wollästigen Mannes ist die längste, aber auch reichhaltigste in diesem Bande. 5) Johannes Baumgartner, ein Schwiegersohn Georg Fuggers, der als Gelehrter, Soldat, Kauf- und Staatsmann sich hervorgethan, und bey den Kaisern Maximilian I. und Karl V. in großen Gnaden gestanden. In dieser Biographie macht der Verf. lehrreiche Anmerkungen über die verunglückte Erziehung der hoffnungsvollen Söhne dieses reichen Mannes, welche von ihren frühen Reisen nach

Italien und Frankreich, und von ihren Besuchen fürstlicher Höfe eine für sie selbst und ihre Mitbürger verderbliche Neigung zur Ueppigkeit und zum Wohlleben nach Hause brachten, und ihren Lauf auf eine betrübte Weise endigten. 6) Bartolme Welser. In dieser Biographie findet man eine umständliche Nachricht von der unglücklichen Expedition, welche er und die übrigen reichen Welser nach der ihnen vom Kaiser Karl V. verpfändeten Landschaft Venezuela veranstaltet hatten, und deren Raynal und Robertson erwähnen. Die deutschen Waghälse, welche sie im J. 1528 dahin gesendet, besonders ihr erster Anführer, Ambrosius Dalfinger von Ulm, übertrafen noch, wo möglich, die Spanier an Goldgurst und Grausamkeit, und alle die herrlichen Aussichten, welche mit dem Besitz von Venezuela verbunden waren, giengen in wenigen Jahren für die Welser verloren. Der große Kaufmann Bartolme hatte übrigens einen edlen Charakter, gab seinen Kindern eine vortreffliche Erziehung, (nach ganz andern Grundsätzen, als Johannes Baumgartner) setzte in seinem Testament den Armen ein ansehnliches Legat aus, Kirchen und Klöstern aber vermachte er nichts. 7) D. Georg Sigmund Seld, der berühmte und verdienstvolle Reichsvicekanzler unter Karl dem fünften, und nachher auch unter Ferdinand dem ersten, der Sohn eines geschickten und angesehenen Goldschmidts zu Augsburg. Er bezeigte bey verschiedenen Gelegenheiten Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter, die Fugger, und Vaterlandsliebe. 8) Jakob Hörbrot. Dieser zur Zeit des Schmalkaldischen Bundes in so großem Ansehen und in den ersten Würden der Stadt gestandene Mann, wird hier mit ziemlich schwarzen Farben geschildert; auch scheinen Eitelkeit und Herrschsucht nach der Biographie Hauptingredienzien in seinem Charakter gewesen zu seyn. Allein große Fähigkeiten und einnehmende liebenswürdige Eigenschaften müssen doch einem Manne von seiner Herkunft (er war der Sohn eines Kürschners) einen so großen und fortdauernden Einfluß auf Rath und Bürgerschaft verschaffet haben, welcher allein durch kaiserliche Machthandlungen unterdrückt werden konnte. Rec. kann hierüber keine Untersuchungen anstellen, überläßt es aber der näheren Nachforschung des Verfassers, ob nicht theils der Haß der Geschlechter gegen diesen vielvermögenden Demagogen, theils der noch bey dessen Leben bereits ausgebrochene Verfolgungsgeist gegen Zwingli's Lehre vom heil. Abendmahl, welcher er beygepflichtet, vieles auf die nachtheiligen Gemälde mitgewirkt habe, welche

che die Chronikſchreiber des ſechzehnten Jahrhunderts von ihm hinterlaſſen haben. Zu Neuburg, wohin er nach dem Verluſt ſeines Vermögens geflüchtet war, verſagte die Geiſtlichkeit dem Zwinglianer das Abendmahl auf ſeinem Todesbette, und blos die Verwendung des Landvogts bey dem Statthalter konnte es bewirken, daß ſein Leichnam nicht an einem ſchändlichen Orte eingeſcharret, ſondern in einen Winkel des Gottesackers gelegt wurde, wohin man ſonſt Uebelthäter zu legen pflegte. So handelten damals Proteſtanten gegen Proteſtanten!!

9) Paul Hektor Mair, Rathsdiener, Stadtkaſſier und Bauwart im ſechzehnten Jahrhundert — ein Mann von Kenntniſſen, von großem Fleiße, vieler Geſchicklichkeit und Pünktlichkeit in ſeinen Geſchäfften, deſſen anfangs rechtſchaffene Geſinnungen bey einer üppigen Lebensart aber zuletzt ſo ſehr erloſchen waren, daß er am Ende ſeine mannigfaltigen achtzehn Jahre lang getriebenen Veruntreuungen am Galgen büßen mußte. Warnend und lehrreich für junge Leute, beſonders für angehende Kaſſenbediente, iſt ſein Leben und die Geſchichte ſeiner allmählich geſtiegenen Untreue beſchrieben. 10) Chriſtoph Ehem, Churpfälziſcher Kanzler, ein gelehrter, rechtſchaffener Mann. Nebſt andern Dienſten, welche er ſeinen Herren, dem Churfürſt Friedrich dem Dritten, und dem Adminiſtrator, Prinz Kaßmir, leiſtete, war er ihr vornehmſtes Werkzeug, die reformirte Religion auf der Univerſität zu Heidelberg und in den Pfälziſchen Kirchen, wie auch allerley löbliche Anordnungen in Kirchen und Schulen einzuführen, wobey er denn freylich allerhand Urtheile über ſich ergehen laſſen mußte.

Herr v. St. gedenket in der Vorrede ſeiner Neigung, einige Lebensbeſchreibungen aus dem gegenwärtigen Jahrhundert herauszugeben, aber er fühlt dabey eine gewiſſe leicht zu begreifende Schüchternheit. Sie werden dem Publikum gewiß willkommen ſeyn, ſo bald er es wagen wird, damit hervorzutreten. Wir wollten den würdigen Mann noch wohl ermuntern, auch auf ſeine Zeitgenoſſen ſeine Aufmerkſamkeit zu richten, und darunter ausſtechende Charaktere und Lebensläufe ſine ira et ſtudio, wie wir es ihm zutrauen, zu beſchreiben, und ſolche wenigſtens in ſeinem Schreibepult der Augsburgiſchen Nachkommenſchaft als ein koſtbares Vermächtniß zu hinterlaſſen. Nun noch der Wunſch, oder vielmehr die Wiederholung des in dieſer Bibliothek ſchon geſchehenen Wunſches, daß mehrere gute Köpfe ſtatt des Schreibens

der unzählichen Romanen das biographische Feld zur Erweckung edler vaterländischer Gesinnungen bearbeiten möchten!

Db.

Beyträge zur Beschreibung von Schlesien. Ersten Bandes 5tes Stück, so die Beschreibung des Fürstenthums Brieg beschließt. Zweyten Bandes 1 und 2tes Stück. Brieg, bey Tramp. 1783. zusammen 15 Bogen in 8.

Im Fürstenthum Brieg leben in 52 Quadratmeilen 91295 Einwohner, und kommen folglich auf eine Quadratmeile gegen 1800 Menschen. Nach einer wohlgeschriebenen Geschichte der Herzoge von Brieg, die aber nur mit dem Aussterben des letzten Herzogs, Georg Wilhelms, 1675 zu kurz abbricht, folgt eine Nachricht von den im Fürstenthum Brieg üblichen Rechten bey Erbfällen, und dann die Beschreibung des Briegschen Kreises insbesondere. Man fängt auch an Wein zu bauen, und gewinnt jährlich gegen 5000 Fuder Heu, die aber doch zu den 3683 Pferden, 1300 Ochsen, 7600 Kühen, und 37800 Schafen, die der Kreis enthalten soll, bey weitem nicht hinreichend wären. Die Zahl der Einwohner ist über 18000, und ist seit 1756 mit jedem Jahre gewachsen. Die Geschichte der Stadt ist Geschichte der Religionsdruckungen unter Oestreichischer Regierung, und ihres zunehmenden Flores unter der Preußischen. Nach den Bränden von 1775 und 76 gab der König 90000 Thaler zu Erbauung einer bessern Straße: sie wird durch 200 Laternen erleuchtet. Das Gymnasium hat außer dem Rector (Scheller) drey Professoren, 6 Collegen, und dermalen 103 Studirende, auch verschiedene Stipendien. In dem dasigen Zuchthause werden jährlich gegen 1000 Stück Cattun verfertiget. Es sind 558 Privathäuser, und 4747 Einwohner (darunter 140 Juden). Auch werden da buntgestreifte Leinwande (gegen 7000 Thlr.) seidner Flor, Geraische Zeuge, gegen 8000 Paar Strümpfe und 1400 Stück Tücher verfertiget. Auf die dasigen Viehmärkte werden jährlich bey 4000 Pferden und 18000 St. Ochsen getrieben. In dem Kreise liegen 23 größtentheils stark bewohnte Dörfer.

Der

Des II. Bandes 1stes Stück enthält eine Beschreibung des (zum Fürstenthum Oppeln gehörigen) Falkenbergischen Kreises, mit einem saubern Kärtchen. Er enthält, außer der Stadt Falkenberg, dem Grafen von Praschma gehörig, und der Stadt Schürgast, dem Grafen von Schak gehörig, 60 größtentheils gräfliche und adeliche Dörfer, und zusammen 12100 Menschen in 7 Quadratmeilen.

Das zweyte Stück liefert eine Beschreibung der freyen Standesherrschaft Pleß. Sie ist dem Herausgeber von einem Einwohner derselben zugeschickt worden; er will aber, weil er einmal angefangen hat, Oberschlesien nach Kreisen zu beschreiben, die übrigen zum Kreis gehörigen Stücke, die Minderherrschaft Loslau und Odernberg, nebst der Uebersicht des ganzen Kreises, im folgenden Stücke nachholen. Die St. H. Pleß enthält 24 Quadratmeilen, gehörte anfangs den plessischen Herzogen zu Oppeln, dann dem Fürsten zu Ratibor, kam 1484 an Herzog Casimir zu Teschen, der sie an den Freyherrn Turzo von Bethlem, und dieser wieder 1548 an den Bischof Balthasar von Breslau, aus dem Hause Promnitz verkaufte, der daraus ein Familien-Fideicommiß errichtete. Der letzte Graf Erdmann von Promnitz fand den Herzog Ferdinand zu Braunschweig, wegen der vom König in Preußen auf die Grafschaft Pleß nach dem Abgange des Gr. Promnitzischen Mannsstamms erhaltenen Anwartschaft, durch ein beträchtliches Solutionsquantum ab, und überließ es, nach einem vom König 1748 erhaltenen Allodialbrief, 1765 durch eine donationem inter vivos, an seinen Neveu, den Fürsten Friedr. Erdmann zu Cöthen, welche Donation 1767 vom Könige confirmirt, und die Herrschaft von Cöthen in Besitz genommen wurde. Der Einwohner sind 19927, welches freylich für den oben angegebenen Flächeninhalt eine geringe Zahl ist; allein Wald und Teiche machen einen großen Theil des Landes aus. Die Fürstl. Cammergüter in der Herrschaft bestehen aus 55 Dörfern, 21 Vorwerken, 10 Schäfereyen, welche alle in vier Aemter vertheilet sind, (schade, daß der Verf. nicht auch ihren Ertrag angiebt) welche sehr ansehnliche Teiche, 2 Hohöfen, eine Glasfabrike, eine Wachsbleiche, Eisenwerke, Steinkohlen und Torf, 95000 Quadratmorgen Waldungen enthalten, (180 Quadratruthen ist wohl ein Druckfehler) und von einer fürstl. Cammer verwaltet werden. Die Stadt Pleß hat in 250 Feuerstellen 1842 Einwohner, und unter denselben 120 Tuchmacher, deren Tücher nach Polen und Rußland gehen.

gehen. Die Königl. Aemter in dem Orte ſind das Kreisſteueramt, der Commiſſarius loci, das Accis- und Zollamt, (doch hat die Standesherrſchaft die Mauthe,) Salzamt und Poſtamt. Unter der itzigen Herrſchaft ſind ſchon 600 fremde Perſonen ins Land gezogen. Außer der Hauptſtadt Pleß und den oben angeführten Cammergütern, enthält die Herrſchaft noch drey Städtchen, Nicolai, Berun und Wiſlowitz, und 36 Dörfer und Güter der Pleßniſchen Stände.

Der Verf. dieſer Blätter ſoll, nach öffentlichen Nachrichten, Hr. Zimmermann, Calculator bey der Kriegs- und Domänenkammer in Breslau, ſeyn.

Ag.

Herrn Johann von Horneks Bemerkungen über die öſterreichiſche Staatsökonomie. Ganz umgearbeitet und mit Anmerkungen verſehen von Benedikt Franz Hermann —— Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1784. 14 Bogen in 8.

Horneks bekannte Schrift: „Oeſterreich über Alles, wenn es nur will“ u. ſ. w. gefiel noch immer wegen der Richtigkeit der meiſten darinn behaupteten Sätze und vorgeſchriebenen Regeln, und wegen der biedern Sprache, die den ächten Patrioten verräth. Die Weitſchweifigkeit und Unreinheit der Schreibart hielt man dem Verfaſſer gern zu Gute, wenn man ſich in ſein Zeitalter dachte. Itzt hat man dieſe Nachſicht nicht mehr nöthig. Durch Hrn. H. rühmlichen Fleiß iſt das merkwürdige Buch von allen Auswüchſen und Barbarismen gereiniget, ohne daß im Weſentlichen das Mindeſte verloren gegangen wäre; und durch die hinzugefügten ſehr ſchätzbaren Anmerkungen iſt es um Vieles für die gegenwärtige Zeiten brauchbarer geworden. Wer ſich, wie Recenſent gethan hat, die Mühe geben will, die itzige Ausgabe mit der im Jahre 1750 zu Frankfurt und Leipzig erſchienenen, zu vergleichen, wird bald finden, daß Hr. H. Grund hatte, ſie eine ganz umgearbeitete zu nennen. Die in der eben erwähnten Ausgabe befindlichen Anhänge ſind, da ſie nicht weſentlich zum Horneckſchen Traktate gehören, hier billig weggelaſſen, ob-

gleich

gleich übrigens ihre Brauchbarkeit ihnen nicht abgeſprochen werden kann.

Um.

Nordiſche Miſcellaneen, von Auguſt Wilhelm Hupel. Siebentes Stück. Riga, bey Hartknoch. 1783. 268 S. und 2 Kupfertafeln in 8.

Außer der verbeſſerten liefländiſchen Landtagsordnung und der liefländiſchen Adelsmatrikel, welche letztere zwar ſchon im dritten Theile des Büſchingiſchen Magazins, aber nicht ſo vollſtändig und genau, wie hier, gedruckt iſt, enthält dieſes Stück folgende kürzere Aufſätze: 1) Die Thronbeſteigung der Kaiſerin Eliſabeth im Jahre 1741, vom Hrn. Probſt Baumann zu Wenden mitgetheilt, und wahrſcheinlich von einem Augenzeugen verfaſſet, hie und da von dem Herausgeber mit erläuternden oder berichtigenden Anmerkungen begleitet. Die meiſten und vornehmſten der hier erzählten Umſtände waren bereits aus andern gleichzeitigen Nachrichten bekannt. 2) Auszug aus einer Relation des ehemaligen Regenten Ernſt Johann, Herzogs von Kurland, wegen der Succeſſion nach dem Ableben der Kaiſerin Anna Iwanowna. Da der Ht. Herausgeber das Büſchingiſche Magazin benutzet und in dieſen Miſcellaneen mehrmals angeführet hat, ſo befremdete es uns ein wenig, als wir S. 150 laſen: „daß er, (dieſer Aufſatz) ſchon irgendwo gedruckt ſey, vermuthe ich nicht.“ Dieſe, ebenfalls vom Hrn. Baumann mitgetheilte Relation ſteht ja wörtlich in franzöſiſcher Sprache unter dem Titel: Motifs de la disgrace d'Erneſt-Jean de Biron, Duc de Courlande, im 9ten Theil des Büſchingiſchen Magazins S. 381—398, war auch ſchon vorher in den Reflexions critiques ſur divers ſujets etc. Mons 1757 gedruckt. Inzwiſchen iſt ihr abermaliger Abdruck in ſo fern nicht ganz überflüßig, da jene beyden Bücher nur die Ueberſetzung davon liefern, hier aber der Aufſatz in der Originalſprache, wiewohl, welches uns nicht lieb iſt, im Auszuge, erſcheinet. Wir erinnern bey dieſer Veranlaſſung, daß der Feldmarſchall Münnich, der hier zum Haupturheber der Revolution gemacht wird, durch welche der damalige Regent Biron geſtürzt wurde, nichts mehr als das Werkzeug war, ob er gleich ſelbſt dies nicht glaubte, ſondern für ſich zu handeln

meynte,

meynte, da er in der That nur gegängelt wurde. Der eigentliche Urheber dieſer Staatsveränderung, der zuerſt den Plan dazu entwarf, und zur Ausführung deſſelben den Feldmarſchall auf eine ſo feine Art, daß dieſer ſelbſt es nicht merkte, brauchte, war ein ganz anderer Mann. Es iſt indeß nicht zu verwundern, daß man hiervon ſowohl in dieſem Berichte, als in allen übrigen bisher gedruckten Nachrichten, nichts antrifft. Biron argwohnete gar nicht, daß der Schlag urſprünglich daher käme, woher er wirklich kam, Münnichen fiel es nicht ein, daß er am Leitſeil eines andern gieng, und der Künſtler ſelbſt hatte gute Gründe, hinter der Tapete zu bleiben, und ließ Münnichen gern beym Publikum auch die Ehre der Erfindung, ſo wie der Ruhm der Ausführung ihm mit Recht gebührte. Wie ſollte alſo dieſer Umſtand unter die Leute kommen? Daher das Stillſchweigen hierüber bey Manſtein ꝛc. ꝛc. Der Recenſent weiß den Namen und Stand des eigentlichen Urhebers jener Revolution zuverläßig, findet aber keinen Beruf, ihn hier zu nennen. Uebrigens iſt dieſer Bironſche Bericht nicht durchaus wahr; einige Auftritte ſind darinnen zum Vortheil ſeines Verfaſſers verdrehet, wie das ganz natürlich war. — 3) Ueber das Forſtweſen in Liefland und Ehſtland. Ein gut genug geſchriebener Aufſatz, welcher beweiſet, wie unforſtmäßig und überhaupt unverantwortlich in Lief- und Ehſtland mit den Waldungen verfahren wird, und wie höchſtnöthig gleichwohl die Abſtellung ſolcher Mißbräuche wäre, wozu gute Anweiſungen gegeben werden, deren Befolgung ſehr zu wünſchen iſt. Die hierzu gehörige Kupfertafel ſtellet Grundriſſe verſchiedener dort auf dem Lande üblicher Bauerwohnungen und anderer Gebäude vor, deren der Verfaſſer in ſeiner Abhandlung erwähnt hatte. In einigen Gegenden des eigentlichen Rußlandes trieb man vor noch nicht gar langer Zeit mit den Holzungen eine eben ſo unſinnige Wirthſchaft, als worüber hier, in Rückſicht auf Lief- und Ehſtland, geklaget wird; und es iſt eben nicht wahrſcheinlich, daß es da auch itzt viel beſſer zugehe. Unter der Rubrik: Kurze Nachrichten, Anekdoten, Sagen und Anfragen findet man endlich in gegenwärtigem Stück nachſtehende Artikel: 1) Nachricht von einigen königl. ſchwediſchen Erklärungen der Kirchenordnung. Sie mag für manche Liefländer und Ehſtländer noch wohl intereſſant ſeyn. 2) Vermiſchte Anzeigen und Anekdoten. Betreffen Peter den Erſten, die Kaiſerinnen Anna und Katharina I., die tolerante Geſin-

nung

nung der russischen Geistlichkeit, die Ehrfurcht der gemeinen Russen gegen die geheiligten Bilder, und sind nicht von sonderlicher Erheblichkeit. Daß der Beichtvater der Kaiserin im Jahre 1782 allen in Petersburg befindlichen lutherischen, reformirten und katholischen Geistlichen, nebst den sämmtlichen Petersburgischen Bischöfen und einigen Archimandriten ein Mittagsmahl gegeben hat, und dabey alles ganz freundschaftlich zugegangen ist, scheint uns eben nicht ein so großer und merkwürdiger Beweis von der toleranten Gesinnung der russischen Geistlichkeit zu seyn, als hier geglaubt wird. Die ehrwürdigen Herren würden ja durch Disputiren das Gastgebot sich nicht verleidet haben. 3) Beytrag zur kurländischen Adelsmatrikel. Ist ein Supplement zu der im 3ten Stück dieser Miscellaneen mitgetheilten kurländ. Adelsmatrikel. 4) Der Prediger Amtsgehülfen in Schweden. In diesem Reiche stehen manchmal bey einer einzigen Kirche vier, bisweilen gar fünf Prediger im Amte. 5) Vom Branntweinshandel in Rußland. Gutentheils längst bekannte Sachen. 6) Nachricht von den ehemaligen liefländischen Hauptmannschaften oder Starosteyen; vom Hrn. Subrector Brotze zu Riga. Es wird gezeigt, daß Liefland unter der Polnischen Beherrschung in Starosteyen eingetheilet gewesen ist, und daß es auch drey liefländische Palatinate oder Wojwodschaften gegeben habe. 7) Anmerkungen über eine neuerlich vorgebrachte, den rigischen Handel und die Düna betreffende Behauptung; auch vom Hrn. Brotze. Sie zeigen die Unrichtigkeit eines im 6ten Stück des historischen Portefeuille vom Jahre 1782 stehenden Vorgebens in Ansehung dieser Materie. 8) Anfrage wegen des bisherigen Branntweinbrennens in Lief- und Ehstland. 9) Auszug aus einem — Briefe. Betrifft die im 3ten Stücke der Nordischen Miscellaneen gelieferten Gedichte eines liefländischen Fräuleins, von welchem ein Ehstländer drey in Musik gesetzt hat. Diese Compositionen werden hier, in Kupfer gestochen, oder, wie es fast scheint, in Notendruck, mitgetheilt.

R.

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

M. T. Ciceronis de officiis libri tres, ad ſolam priſcorum exemplarium fidem recenſuit, adiectisque *Ioh. Michaelis Heuſingeri*, et ſuis adnotationibus explicationes edſturus erat *Iacob. Frideric. Heuſinger*. Brunsvigae, in Orphanotrophaei ducalis Bibliopolio. 1783. gr. 8. 812 Seiten ohne Vorrede und Regiſter.

Eine mit ungemeinem Fleiße veranſtaltete, ſehr genaue, dem Gelehrten ſowohl als Jünglinge brauchbare, die vorhergehenden weit übertreffende Ausgabe. Dies zeigt theils die Geſchichte ihrer Entſtehung; theils der Augenſchein ſelbſt. Joh. Michael Heuſinger kündigte 1749 eine neue Ausgabe von Ciceros Pflichten an, wozu ſchon alles bereit war, als er zum Jahre darauf ſtarb. Vom Jahre 1754 an übernahm Jacob Friedr. Heuſinger die Sache, gieng die hinterlaſſenen Schriften durch, verglich mehrere Handſchriften, alte Ausgaben und andere Hülfsmittel, ſo daß eine ganz neue Bearbeitung daraus erwuchs. Aber als auch dieſe faſt vollendet war, ſtarb er 1778. Nun übernahm ſein Sohn die Ausgabe, verfertigte die noch fehlenden Regiſter, die Beſchreibung und Anzeige der gebrauchten Handſchriften, Ausgaben und anderer Hülfsmittel, in der Vorrede. Joh. Mich. Heuſingers Abſicht gieng dahin, die Leſeart möglichſt zu berichtigen, zugleich aber Anfängern zu Liebe erklärende Anmerkungen anzufügen, worinn er, nach des Herausgebers Urtheile bisweilen ein wenig zu weit gegangen iſt, und zu bekannte Sachen erkläret hat, die aber damals noch nicht ſo ſehr verbreitet waren. Wir ſetzen hinzu, auch itzt noch nicht überall überflüßig ſind, weil ſie bey dem weniger allgemein werdenden Studium der lat. Sprache, manchem Anfänger dienen können. Jac. Friedr. Heuſinger fand bey der Erklärung das meiſte gethan, wandte daher ſeinen größten Fleiß auf kritiſche Berichtigung des Textes, doch ſo, daß er offenbare Schreibfehler der Handſchriften übergieng. Ueberzeugt, daß aus der Analogie manche ſtreitige Lesarten müſſen beſtimmt werden, ſuchte er ſich in Ciceros Manier ganz hinein

hinein zu studieren, und untersuchte daher mit eisernem Fleiße auch anderer dessen Bücher nach Handschriften, so daß er über verschiedene derselben einen ansehnlichen Vorrath von erheblichen Bemerkungen hinterließ. Joh. Mich. Heusinger hatte bey seiner Arbeit gebraucht eine Gothaer Handschrift aus dem 15ten Jahrh. zwar, aber doch in vielen Stücken den besten gleich; und eine Weimarsche, sehr junge, doch nicht ganz zu verwerfende; nebst den von Cockmann herausgegebenen Varianten aus zehn Oxforder Handschriften. An alten Ausgaben hat er verglichen vier Venetianische, von 1470, 1484, 1506, und 1554; eine Leipziger von 1500; eine Strasburger von 1510; eine Aldinische von 1561; und die des Franz. Fabric. von 1581; an neuern die Gruterische, Grävische und Gronovsche, nebst den von Pearce, Olivet, und Facciolati. Endlich hätte er zu gleichem Behufe die von Putsch herausgegebenen alten Grammatiker, den Servius, Ambrosius, Lactantius, und Vincentius von Beauvais durchgesucht. Weit ansehnlicher sind Jac. Friedr. Heusingers Hülfsmittel; an Handschriften nämlich fünf Wolfenbüttelsche, die erste von 1300, die andere von 1200, beyde unter die besten zu zählen; die dritte von 1469, aus einer ältern und bessern gemacht, doch nicht durchgängig von gleichem Werthe; die vierte aus dem 15ten Jahrh. von gleichem Werthe, wie die vorhergehende; die fünfte älter als die vierte, aber jünger als die dritte, unter allen die geringste; ferner, einen Codex eines alten Scholiasten über Cicero aus dem 12ten Jahrh., welcher sehr oft des Asconius Worte selbst anführet. An alten Ausgaben sind verglichen, eine Maynzische von 1465, verschieden von der des folgenden Jahres, obgleich auch von Ernesti für einerley damit gehalten; eine ohne Jahr und Drucker, vermuthlich zwischen 1470 und 1480; eine Venetianische von 1498; eine Leipziger von 1507; eine spätere ebendaselbst von 1513; eine Lyoner von 1527; eine Hervagische von 1534; Viktorianische von 1537; Camerarische von 1540; Gryphische von demselben Jahre; Anemonesianische von 1541; Aldinische von 1561; Langische von 1563; Lambinische von 1566; Wolfische von 1569; Fabricische von 1581; Saganische von 1582; und Gothofredische von 1596. Den Non. Marcellus hat er von neuem mit zwo Handschriften verglichen; überdem noch die Excerpte des Beda, Johann von Salisbury, und die Excerpte Johanns von Eyb, zu Hülfe genommen. Man sieht hieraus, mit welcher Sorgfalt die besten Hülfsmittel gebraucht sind, eine

aber vermiſſen wir, die Vertheilung der Ausgaben in ihre Claſſen, und ihre ſich darauf gründende Beurtheilung, dank man wiſſe, welcher Handſchrift jede folge, und wie viel Hauptverſchiedenheiten der Handſchriften es gebt. Wahrſcheinlich hat die Geſundheit, worüber er klagt, den Herausgeber gehindert, auch dies hinzuzuſetzen.

Nach ſolchen Hülfsmitteln war es wohl nicht anders möglich, als daß nicht manches vom ſel. Erneſti nicht Bemerkte aufſtoßen, und deſſen Leſeart nicht manchmal verwerflich ſcheinen ſollte. Mit rühmlicher Beſcheidenheit erklärt ſich darüber der Herausgeber ſo: ſein Vater habe beklagt, daß Erneſti zu willkührlich und diktatoriſch verfahren ſey, theils ohne hinlängliche Autorität der Handſchriften manches geändert, theils nach ſeinen Begriffen von Ciceros Schreibart vieles eingerichtet habe, vornehmlich in der conſecutione temporum, und den von Conjunktionen regirten modis. Von dem allen führt der Herausgeber aus ſeines Vaters Papieren eine Menge Beyſpiele an, worinn durch beſſere Autoritäten gezeigt wird, daß Cicero und die Alten ſich nicht an die von Erneſti angenommenen Grundſätze überall gebunden haben. Ein doppeltes Regiſter macht die Ausgabe noch brauchbarer, deren erſtes alle in den Anmerkungen erklärte Sachen und Worte, nebſt den gewöhnlich von den Abſchreibern verwechſelten Worten; das andere diejenigen Stellen der Alten enthält, welche in den Anmerkungen verbeſſert oder erläutert ſind. Es ſollte noch ein drittes über Ciceros Worte ſelbſt hinzu kommen, worinn denn auch wahrſcheinlich die Hauptmaterien wären enthalten geweſen; aber der Verleger wollte es nicht; worinn er unſers Erachtens ökonomiſch wohl, allein nicht zum Vortheile der Litteratur, handelte. Denn da weder den Hauptſtücken, noch den Büchern der Inhalt vorgeſetzt iſt: ſo wäre dies zum Wiederfinden ſehr brauchbar geweſen.

Nun zum Werke ſelbſt, und zwar zuerſt von den Verbeſſerungen. Cap. 1. hielt Erneſti die Worte ad meum utilitatem für matt und unächt; dagegen wird bemerkt, ad bezeichne hier mehr den Erfolg, als die Abſicht, ſey alſo ein Grund zur Nachahmung mehr; auch haben es die meiſten Handſchriften. Ebendaſ. wird ſtatt des bisherigen idem tibi cenſeo faciendum id geleſen, theils nach mehreren Handſchriften, theils nach andern Beyſpielen. Vt videmus, ebendaſ. hielt Erneſti gegen die Beſcheidenheit, und wollte deshalb ändern; hier

wird

wird der Zweifel dadurch gehoben, daß man ut videmus aliis verſtehen müſſe. Die Worte: de rebus ipſis utere tuo iudicio, nihil enim impedio, werden ebendaſ. in Parentheſe geſetzt, und orationem autem latinam profecto legendis noſtris officiis pleniorem, als Fortſetzung des Anfangs der Periode angeſehen; ſed und autem haben dieſe Bedeutung mehrmals; daß es alſo ſo viel iſt, als ſtünde da, ſed tamen noſtra legens orationem latinam profecto efficies pleniorem. Ein Anſtoß wird dadurch gehoben, aber noch nicht aller; denn mit der vorhergehenden hängt dieſe Periode nicht aufs beſte zuſammen, zudem ſcheint das quidem der vorhergehenden ſich auf einen, nach der gewöhnlichen Eintheilung fehlenden Gegenſatz zu beziehen. Wie wenn man den Unterſchied beyder Perioden aufhöbe? ſo etwa: Quam ob rem diſces tu quidem a principe huius aetatis philoſophorum, et diſces quamdiu voles, tamdiu autem velle debebis, quoad te, quantum proficias non poenitebit: ſed tamen noſtra legens, non multum a Peripateticis diſſidentia, quoniam utique et Socratici et Platonici eſſe volumus, de rebus ipſis utere tuo iudicio, nihil enim impedio, orationem autem latinam profecto legendis noſtris officiis pleniorem. Cicero empfiehlt ſeinem Sohne die Leſung ſeiner Schriften, vornehmlich der gegenwärtigen. Um aber nicht das Anſehen zu haben, als zöge er ſich deſſen Lehrer, dem Cratipp, vor, und dadurch ſeinem Sohne gegen ihn Gleichgültigkeit einzuflößen, auch wohl Cratipp, falls er es erführe, ſelbſt nicht zu beleidigen, ſetzt er hinzu, in Anſehung der Sachen wolle er ihm nichts vorſchreiben, noch von der Seite ihm das Buch empfehlen; aber in Anſehung des Styls könne er ihm großen Nutzen davon verſprechen. Du wirſt alſo zwar von dem vornehmſten Weltweiſen itziger Zeit lernen, und ſo lange lernen, als du willſt, wollen aber wirſt du ſo lange müſſen, als du mit deinem Fortſchreiten wirſt zufrieden ſeyn; aber doch wirſt du bey Leſung meiner Schriften, die ſich von den Peripatetiſchen Lehren nicht ſehr entfernen, weil ich durchaus auch Sokratiker und Platoniker ſeyn will, in Anſehung der Sachen zwar deinem Urtheile folgen, denn daran hindere ich dich nicht; jedoch deinen lateiniſchen Ausdruck durch Leſung meiner Schriften ganz gewiß bereichern. So ſcheint alles gut zu harmoniren. Noch macht hier das gewöhnliche vtrique Schwierigkeit; es wird auf Cratipp und Cicero, oder auf die Akademiker und Peripatetiker gezogen. Allein, dann wären ja er und Cratipp einerley Mey-

nung; er ſagt aber doch, von den Peripatetikern gienge er nicht ſehr ab; und ein Grund zur Empfehlung ſeiner Schriften iſt, daß er dies nicht thut, alſo dem Crauyo nicht ſehr widerſpricht. Sollte daher nicht die hier angeführte Leſeart einiger Handſchriften, lutique, Vorzug verdienen? Ein Abſchreiber, der die nicht ſehr gewöhnliche Bedeutung davon nicht verſtand, ſetzte dafür utrique. Statt des Erneſtiſchen ornateque wird hier ebendaſ. nach Uebereinſtimmung aller Handſchriften ornate geleſen. Eben ſo für magnopere, magno opere, für qui illos fere aequarunt; qui illis nach den meiſten Autoritäten; für laboraret, elaboraret nach der älteſten und beſten Gothaer Handſchrift. Schon aus dieſer Probe eines einzigen Kapitels erhellet zur Genüge, wie viel durch dieſe Ausgabe die Richtigkeit des Ciceronianiſchen Textes gewonnen hat; daher wir mehreres anzuführen, überflüßig achten. Ein Wunſch bleibt dabey noch dem Kritiker übrig, daß nämlich die kritiſchen Bemerkungen von den erklärenden, beſſerer Ueberſicht halber, möchten getrennet, und mit ſtrengſter Genauigkeit verfaſſet ſeyn; das iſt, nicht daß alle Varianten ohne Unterſchied aufgezeichnet: ſondern, daß da, wo eine Leſeart ſtreitig iſt, oder Anſtoß verurſacht, die Autoritäten für jede angeführt, und zwar nicht blos der Zahl nach angeführt waren, ſondern die wichtigſten zuerſt, und ſo der Reihe nach die übrigen. Dann ließe ſich mit einem Blicke der ſtatus quaeſtionis überſehen; da man jetzt bey den von den Herausgebern gebilligten Leſearten zwar das pro, aber nicht allemal das contra genau erfährt; und die Bemerkungen über eine Leſeart in verſchiedene Anmerkungen zerſtreuet ſind; z. B. bey de officiis, idem tibi cenſeo faciendum; wo auch die Autoritäten für die gewöhnliche Leſeart fehlen; ſo ſteht auch bey utique blos Gothan. cum nonnullis aliis. Als dieſe Ausgabe unternommen wurde, behandelte man die Kritik noch mehr willkührlich, als nach feſten Grundſätzen, auch waren der guten Beyſpiele noch wenige, daher dies allerdings Entſchuldigung verdienet.

Auch die erklärenden Anmerkungen ſind vortrefflich, ſie enthalten, was ein Jüngling zu wiſſen braucht und verlangt, der dies Buch für ſich durchleſen will, in gehöriger Kürze, und ohne verſchwenderiſchen Aufwand von Gelehrſamkeit, welcher junge Leute mehr von ihrer Benutzung abſchreckt, als dazu anreizet. Doch könnte bey einigen mehr Kürze und Präciſion ſtatt haben, z. B. Cap. I. abundare praeceptis, non ſolum abunde audire praecepta philoſophiae, ſed etiam frequenter et

et quotidie quasi exemplum aliquod vivendi in aliis intueri. Abundare praeceptis non est eruditum esse, sed copia praeceptorum circumfluere. Letzteres allein reicht hin, und stimmt überdem mit dem vorhergehenden, dem Zusammenhange nicht so angemessenen, nicht überein. Ebendas. wird aliquantum erklärt durch multum, welche Bedeutung es an sich nicht haben kann. Wir würden lieber sagen, aus Bescheidenheit gebrauche es Cicero für multum; um jungen Leuten nicht unrichtige Vorstellungen mitzutheilen. Auch hätte die Anmerkung zu tenuisset; si in philosophiae studio permanere, ac totum se ei tradere voluisset, nec vitae genus mutasset. — Non igitur oblivionem Demostheni exprobrat, sed mutationem in vitae instituto factam significat, sich kürzer fassen lassen. Oft reicht ein einziges Wort hin, den Jüngling auf den rechten Weg zu leiten, und bey erklärenden Anmerkungen muß der Geduld sowohl, als des Papiers, nach Möglichkeit geschonet werden; auch muß man jungen Leuten das Vergnügen lassen, etwas selbst hinzu zu denken.

M. T. Ciceronis drey Bücher von den besten Gesetzen, aus dem Latein. übersetzt, und mit einigen Anmerkungen, auch einer Abhandlung von den Fecialen des alten Roms, herausgegeben von Joh. Mich. Heinze. Dessau und Leipzig, auf Kosten der Verlagskasse, und zu finden in der Buchhandl. der Gelehrten. 1783. in 8. 228 Seiten, die Zueignungsschrift abgerechnet.

In der Zueignung an Hrn. Prof. Carl Arnold Schmid in Braunschweig werden Uebersetzungen der Alten dadurch vornehmlich gerechtfertiget, daß ihren Nutzen auch Erfahrung bewiesen habe, indem bey Wiederaufiebung der Wissenschaften die größten Männer Griechen übersetzten, und dadurch das Studium griechischer Sprache beförderten; auch gebe es ja so viel Ungelehrte, die mit den Alten näher bekannt zu seyn wünschten; der Verfall lateinischer Sprachkunde habe ganz andere Ursachen in der Abschaffung ihres Gebrauchs, bey akademischen Vorlesungen vorzüglich. Allerdings läßt sich dafür

manches anführen; die Erfahrung wird lehren, wer am richtigſten geſchloſſen hat; und bloße Raiſonnements werden der Mode ſchwerlich Einhalt thun. Gegenwärtige Arbeit gehört nicht zu den ganz ſchlechten, aber auch nicht zu den vorzüglich guten. Es fehlt zu ſehr an Geſchmeidigkeit der Sprache, an genauer Darſtellung der Urſchrift, der Verf. ſchiebt ein, läßt weg, und formt die Perioden um, wie es ihm gutdünkt. Nur ein Paar Beyſpiele gleich aus dem Anfange: ſi manet illa quercus, wenn die berühmte Eiche noch ſteht; das iſt Paraphraſe. Agricola iſt durch Gärtner gegeben, aber Eichen, wovon doch hier zunächſt die Rede iſt, pflanzt doch nicht der Gärtner. Der Satz: quercus huic loco non deerit, quae Mariana dicatur, eaque, ut ait Scaevola de fratris mei Mario, caneſcet ſeclis innumerabilibus, iſt ſo gegeben: es kann dieſer Stelle nie an einem Baume gebrechen, welcher des Marius Eiche heißt. Ja man wird eben das von ihm ſagen, was Scävola von meines Bruders Marius, er leb und graut auf gränzenloſe Zeiten. Theils haben Einſchiebſel hier zu viel Weitſchweifigkeit hineingebracht, theils iſt auch der Sinn nicht genau ausgedrückt, caneſcet ſoll auf die Eiche, nicht den Marius gehen, und theils kömmt durch zu wörtliche Ueberſetzung des non deerit in den deutſchen Ausdruck Dunkelheit. Auf folgende Art etwa ließe ſich doch alles bequemer übertragen: an dieſer Stelle wird immer eine Eiche ſtehen, welche man die Marianiſche nennen wird, und ſie wird, wie Scävola vom Marius meines Bruders ſagt, zahlloſe Jahrhunderte hindurch altern. In der gleich folgenden Periode hat der Verf., weil ihm eine ſeltnere Bedeutung von niſi nicht einfiel, eine unrechte Wendung genommen. Aber hat nur dein Athen einen Oelbaum unſterblich erhalten können? — Und wenn Ulyß beym Homer erzählt, er habe zu Athen einen hohen noch jungen Palmbaum geſehen: ſo zeigen die Einwohner denſelben noch heutiges Tages, vieler andern Sachen zu geſchweigen, deren Gedächtniß ſich an manchen Orten länger erhält, als ſie ſelbſt natürlicherweiſe beſtehen können. Cicero ſagt: niſi forte Athenae tuae ſempiternam in arce oleam tenere potuerunt; aut, quod Homericus Vlyſſes Deli se proceram et teneram palmam vidiſſe dixit, hodie monſtrant eandem, multaque alia multis locis diutius commemoratione manent, quam natura ſtare potuerunt. Das würde ſo lauten müſſen: hat doch dein Athen einen Oelbaum auf der Feſtung unvergänglich erhalten können; und weil Ulyß beym

beym Homer sagt, er habe zu Delos einen hohen noch jungen Palmbaum gesehen, zeigt man den noch itzt; bleiben doch auch manche andere u. s. w. Die Abhandlung von den Fetialen ist vom [illegible]. Superintendenten Stuz 1757 zu Ilfeld geschrieben und [illegible] Geßners Vorrede gedruckt, und verdiente allerdings wiederholte Bekanntmachung.

Horaz, lateinisch und deutsch, mit Anmerkungen für junge Leute, von Jac. Friedr. Schmidt. Dritter Theil, enthaltend die beyden letzten Bücher der Oden, Gotha, bey Ettinger. 1783. in 8. 476 Seiten.

Die Vortrefflichkeit dieser Arbeit im Ganzen ist zur Genüge bekannt, und bedarf daher keines neuen Lobes. Zum Behuf einer neuen Ausgabe wollen wir einiges anmerken, worinn uns der deutsche Ausdruck und die Anmerkungen nicht ganz passend scheinen, und zwar nur über die zwote Ode. V. 3 wird vitreo ponto durch Krystallenfluth gegeben; allein das Meer dürfen wir wohl nicht so nennen, weil wir bey dem Krystall schon von unsern Dichtern gewohnt sind, nicht blos Durchsichtigkeit, sondern vornehmlich ungefärbte Durchsichtigkeit zu denken. Vermuthlich dachte auch Horaz dabey an die grüne Farbe. Die Anmerkung hierzu, sagt der Dichter, nimmt keine besondere Rücksicht auf die Helligkeit des Meeres, er lockt nur unserer Einbildungskraft einen Blick auf das Meer ab, wegen des Herabsturzes auf dasselbe. Dann aber schiene das Beywort überflüßig; und man will eben wissen, warum dieser Seitenblick da seyn mußte. Also wohl befriedigender so: Das Meer allein ist zu abstrakt, der Dichter muß einen Zug für die Einbildungskraft hinzu setzen, dies fühlt man, sobald man sich ponto ohne Epitheton denkt. V. 19 werden die signa so ausgedrückt, welchem Dichtergeschenke hundert Säulen nicht gleichen. Horaz drückt sich doch bestimmter aus, und bey Säulen denkt nicht leicht ein deutscher Leser an Bildsäulen, mithin wird der Satz dunkel. V. 21 hat die Braut das Beywort flebilis verloren, wodurch das Gemälde am Colorit geschwächt wird. V. 22 ist animum durch Kampflust gegeben, wobey man wieder an die vorhergehenden Athleten erinnert wird, die hier doch nicht mehr vorkommen; Muth

wäre wohl passender, zudem scheint es nicht schicklich, Kriegern Kampflust zuzuschreiben, sie würden dadurch mehr streitsüchtig, als tapfer, vorgestellt werden. V. 23 ist wohl educit in altra durch in den Himmel versetzt, nicht glücklich übertragen. Das Ganze lautet so: oder Klag' um einen der Braut geraubten Jüngling, dessen goldene Sitten, Stärke und Kampflust er dem Orkus entreißt, und in den Himmel versetzet. Bey uns denkt man unter Versetzung der goldenen Sitten in den Himmel nicht leicht an Entreißung der Vergessenheit, Unsterblichmachung. V. 33 wird maiore poeta plectro durch stärkerer Saitenbändiger weder nach dem Original, noch auch nach unserm Sprachgebrauche gegeben. Bändigen hat etwas für einen Sänger zu hartes, und ein Saitenbändiger für einen, der ein Instrument spielt, dürfte etwas dunkel seyn; eher wäre es einer, der es stimmt. Beyserver sagt die Anmerkung: die Autoren brauchen es mehrmals vom Wasser, ob es gleich in der Bedeutung vom Feuer glühen, sieden, öfter vorkommt. Im Sieden ist ja auch der Begriff vom Wasser; wir gebrauchen so es also vom Wasser?

Ueber das Studium des Homers in niedern und höhern Schulen. Leipzig, bey Crusius. 1783. in 8. 348 Seiten ohne die Vorrede.

Am Schlusse der Vorrede unterschreibt sich der Verf. Andreas Heinrich Schott. Ueber seine Absicht erklärt er sich so: Der Gegenstand dieser Schrift ist, dem Leser einen kurzen, und doch, so viel möglich, vollständigen Abriß der homerischen Literatur zu geben — einige Punkte festzusetzen, worauf er seine ganze Aufmerksamkeit richten muß — ihm den großen Abstand des homerischen Zeitalters von dem der spätern Griechen, und dem unsrigen fühlbar zu machen — wie weit die Autorität und Brauchbarkeit der alten und neuen Kritiker gehe, wie weit wir gekommen sind, wie viel uns noch fehle, und mit welchen Schwierigkeiten das Studium des Homers verbunden seye. Vorläufig bemerken wir hier, daß in der sonst guten Schreibart Sprachunrichtigkeiten mit unterlaufen, wovon schon hier an des Homers, Kritikern, seye, Beyspiele vorkommen; im Werke schreibt der Verf. durchgehends weißt, statt weiß; anderer Versehen nicht zu gedenken. Das Werk zerfällt in drey Abschnitte, in deren ersterem bewiesen wird, daß man

das

das griechiſche Studium mit dem Homer anfangen ſolle. Griechen und Römer fiengen ihren Unterricht mit dem Homer an, welches für die Bildung des Geſchmacks von gröſtem Nutzen war, zudem auch noch die Folge hat, daß man die ſpätern Schriftſteller, als Nachahmer des Homers, beſſer verſtehen wird, mithin auch von uns nachgeahmt zu werden verdienet. Zudem iſt Homer nach Zeitalter, Sprache, und Inhalt ſeiner Gedichte der ſchicklichſte Schriftſteller für die Jugend. Nach vorausgeſchickten Anfangsgründen der Sprache müßte, wegen gröſſerer Mannichfaltigkeit des Inhalts, mit der Odyſſee der Anfang gemacht werden. Dieſe Gründe kann Rec. durch eine Erfahrung beſtätigen; nachdem er einmal angefangen hatte, mit einigen jungen Leuten den Homer zu leſen, gewannen ſie ihn ſo lieb, daß ſie von keinem andern Schriftſteller hören wollten; auch machte ihnen die Wortfügung bey weitem nicht ſo viel Schwierigkeit, als bey Proſaiſten. Dennoch würden wir nicht unmittelbar mit dem Homer, ſondern vorher mit einigen äſopiſchen Fabeln anheben, um jungen Leuten erſt einigen Begriff von der proſaiſchen Sprache beyzubringen, als ohne deren Vergleichung mit der poetiſchen, ſich dieſe nicht überall gehörig verſtehen und empfinden läßt. Zudem gewinnt man, durch Vergleichung beyder, den Vortheil, die Jugend zugleich in beyden üben zu können. Dieſer Abſchnitt gehört, alles ſtrenge erwogen, nicht zum eigentlichen Zwecke des Werkes.

Im andern tritt der Verf. dieſem näher. Er ſagt davon in der Vorrede, der zweyte und dritte Abſchnitt enthalten mehr Grundriſſe, als völlige Ausführung, und ſind Ankündigung eines gröſſern Werkes, wovon ich in der Anfrage an das Publikum Nachricht gebe. Dieſer zufolge ſoll das Werk den Titel führen: Abhandlungen über den Homer, und in drey Abſchnitte zerfallen, deren erſterer hiſtoriſch, der andere kritiſch, und der dritte litterariſch iſt, und ſollte, einige Fächer ausgenommen, eine Quinteſſenz der homeriſchen Litteratur ſeyn. Dies iſt noch zu unbeſtimmt; will der Verf. blos Vorſchriften geben, wie der Lehrer bey Leſung des Homers verfahren müſſe? oder eine Einleitung in das Studium des Homer, das iſt, einen Inbegriff aller Vorkenntniſſe, um Homer auf die beſte Art zu leſen? Im erſten Falle giebt er blos die Methode an; im andern aber muß alles entwickelt werden, was man zu Leſung des Dichters mitbringen ſoll. Dies bitten wir den Verf. bey Ausarbeitung des Werks genau zu beſtimmen; in dieſem

Auszuge

Auszuge wird von einem ins andere übergegangen, welches Dunkelheiten und Verwirrungen mit ſich führet. Der Verf. beantwortet in dieſem Abſchnitte die Frage, wie ſoll man den Homer in niedern Schulen leſen? Der Lehrer ſoll den richtigen Wortverſtand darlegen, einige Schönheiten, die beſonders in die Augen fallen, von fern zeigen, den Dichter mehr aus ſich ſelbſt, als aus den Kritikern, erklären, die Dialekte und grammatiſche Auflöſung der Worte dahinten laſſen, von Sitten, Geographie, nur beybringen, was zum Verſtande durchaus nöthig iſt, und bey der Mythologie ſich der geſuchten allegoriſchen Erklärungen enthalten. Alles vortrefflich, nur in Anſehung der Analyſe und Dialekte können wir nicht ganz beyſtimmen. Ohne jene laſſen ſich doch die Worte im Lexiko nicht wohl nachſchlagen, und ohne dieſe wird einerley Wort für mehrere gehalten; dazu kömmt, daß der Lehrling, ohne das ungewöhnliche mit dem gewöhnlichen zu vergleichen, ſeine Elemente der Sprache nicht anbringen, mithin ſich vom Sinne keine Rechenſchaft geben kann. Er wird auf Autorität des Lehrers zwar einigen Sinn im Dichter finden, aber nur tappend, nicht gründlich, nicht deutlich, mithin auch in dem Bau der Sprache keine Einſicht erlangen, und auf andere Schriftſteller hieraus nichts anzuwenden vermögen. Alſo etwas von dieſen ſcheinet doch wohl beygebracht werden zu müſſen, ſoviel als hinreicht, daß ſich der Schüler ſelbſt weiter helfen kann, mit Vermeidung aller übergroßen Subtilität, und Verweilung bey jedem Buchſtaben. An die Accente kehre man ſich bey der Ausſprache nicht, ſie ſind nicht beſtimmt, den Dichter darnach zu deklamiren; man ſetze die lateiniſchen Verſionen bey Seite, und laſſe ins Deutſche überſetzen; (beydes hat Rec. auch immer gethan); man ſetze an deren Stelle die neuerlich herausgekommenen deutſchen Ueberſetzungen Bodmers, Sellbergs, Voſſens, doch ohne ihnen blind zu folgen. Dies würden wir eben nicht rathen, die Schüler würden ſich dadurch gewöhnen, ohne eigenes Forſchen die Ueberſetzung nachzubeten; einer ſolchen Brücke bedienen ſie ſich, wie Rec. aus Erfahrung weiß, nur gar zu gern. Am beſten ſind Ausgaben ohne alle Ueberſetzung. Das Etymologiſiren verwirft der Verf. mit Recht, nur da, wo ein Wort offenbar zuſammengeſetzt iſt, und man die Elemente nebſt deren Bedeutung kennt, kann es Nutzen haben, das übrige iſt doch nur Muthmaßung. Auch bey den grammatiſchen Figuren, Schönheiten in einzelnen Sylben, in ordine temporum, in der ſogenannten conſtructione

Der,

Sev, halte man ſich eben nicht auf. Nach Schönheiten hier zu jagen, würden wir auch nicht rathen, aber nicht genau zuſammenhängende Reden, dergleichen im Homer mehrere vorkommen, und die den Sinn ſtören, müſſen doch bemerkt werden. So dürften auch die Ellipſen nicht übergangen werden, weil ſie zur gründlichen Einſicht in die Richtigkeit der Conſtruktion nothwendig ſind, damit nicht etwa der Schüler glaube, die griechiſche, oder homeriſche Sprache ſey durchaus ohne Regel. Bey der Proſodie und den poetiſchen Freyheiten der Worte verweile man nicht; das erſte geſtehen wir gern zu, die Schüler ſollen ja noch nicht griechiſch dichten, oder Kritik unterſuchen lernen; aber das letztere können wir nicht einräumen, zur Erklärung eines Wortes iſt doch nöthig zu ſagen, wie es in der Sprache eigentlich lauten muß; Anführung der mancherley Benennungen dieſer Veränderungen bey den Grammatikern halten wir mit dem Verf. entbehrlich. Obgleich Homers Partikeln keine Flickwörter ſind: ſo läßt ſich doch nicht allemal ihr Gehalt übertragen, und daher iſt unnütze Subtilität in der Jagd darauf zu vermeiden. In wie fern Homer gewiſſe, den Schall der Gegenſtände nachahmende Wörter ſelbſt gemacht, oder vorgefunden habe, läßt ſich itzt nicht mehr genau beſtimmen, mithin iſt am beſten, auf dieſe Art Schönheiten nicht zu ſehr auszugehen; genug, wenn das Wort ſchön iſt, ob es Homer erfunden, dahin geſtellt. Ueberhaupt iſts auch nicht für angehende Schüler, eines Dichters Genie genau abzumeſſen, wenn ſie nur erſt die Schönheiten des Gedichts fühlen. Auch in Abſicht der ſchildernden Ausdrücke Homers haben die Grammatiker es übertrieben, und manche gefunden, wo ſie nicht geſucht werden müſſen. Da, wo die Sache an ſich klar iſt, müſſen ſie allerdings bemerkt werden. In Anſehung der Dialekte behauptet der Verf. unſers Bedünkens mit Recht gegen Wood, daß zu Homers Zeiten ſchon Dialekte geweſen ſind, deren ſich der Dichter auch wirklich bedient hat; dies zeigt die Uebereinſtimmung aller Sprachen (auch die Wilden in Amerika, deren Sprachen doch noch nicht ſehr cultivirt ſind, haben verſchiedene Mundarten). Aber wie konnte Homer ſie alle gebrauchen? bey uns wäre es doch dem Dichter, vornehmlich dem epiſchen, nicht vergönnt, mehrere Mundarten in einander zu miſchen. Zu Homers Zeiten waren die Dialekte noch nicht ſo ſehr abgeſondert, das beſtändige Hin- und Herwandern der Griechen brachte eine Miſchung hervor, wozu auch der zehnjährige trojaniſche Krieg vielleicht vieles beytrug. Dieſe Unterſuchung

ſuchung gehört nun wohl eigentlich in eine homeriſche Einleitung, nicht zur Methode, ihn zu leſen. Am Ende ſcheint uns der Verf. wieder zurückzunehmen, was er vorher gegeben hatte; denn waren die Dialekte damals gemiſcht: ſo waren ſie ja nicht mehr Dialekte, dieſe Miſchung machte nun die gemeine Mundart aus; gerade wie in den Gränzarten, wo hoch- und plattdeutſch vermiſcht wird, dieſe Miſchung Mundart iſt. Das Leere mancher homeriſchen Beywörter, z. B. ἐυρὺς ἀνὴρ, wird mit dem Zeitalter richtig entſchuldigt; das iſt aber, wie der Verf. zu glauben ſcheint, noch keine Rechtfertigung, ſie bleiben uns dennoch matt, mithin nicht ohne Fehler. Homer ſoll ja auch nicht ganz ohne Fehler ſeyn. Andere Beywörter, als ἄμυμων, δῖος ἀχιλλεύς, bezeichnen nicht im allgemeinen vortrefflich, ſondern in Rückſicht auf die damals am meiſten geſchätzten Vorzüge; noch andere bezeichnen bloße Ehrentitel, wie ποτνια θεὰ, ἑκάεργος ἀπόλλων, ſie ſind nicht bloße müßige Flickwörter, wie einige gewollt haben, ſondern hatten allerdings ihre Kraft; die ſie für uns freylich verloren haben. Wir ſetzen hinzu, daß in der erhabenen Poeſie Nomina Propria ohne Beywörter ein ſehr mageres Anſehen haben. Dieſe Nahmen nennt der Verf. beſtändig nomina patronymica, welches ſie, der eigentlichen Bedeutung nach, doch nicht ſind; nur die vom Vater oder Großvater u. ſ. w. hergenommenen ſind es. Homers Wiederholungen werden damit gerechtfertigt, daß damals die Gedichte blos gehört wurden, mithin dadurch dem Gedächtniſſe aufgeholfen wurde. Könnte man aber nicht auch ſagen, daß das Ohr an Abwechſelung noch nicht ſo gewohnt, weil die Dichtkunſt noch nicht ſo weit getrieben war? Dis alles iſt nur Entſchuldigung, wodurch die Sachen ſelbſt nicht Schönheiten werden, vielweniger nachahmungswürdig; der Verf. ſcheint hier immer Rechtfertigung im Sinne zu haben. Auch iſt dies alles nicht in den rechten Geſichtspunkt geſtellt, die Frage iſt eigentlich, wie ſich der Lehrer bey dieſen am Homer getadelten Fehlern zu verhalten habe?

Der dritte Abſchnitt beantwortet die Frage: Wie ſoll man den Homer in höhern Schulen leſen? eigentlicher, der Anmerkung zufolge, wie ſollen Jünglinge den Homer für ſich ſtudiren? Zuerſt ein Abriß der homeriſchen Literatur, worinn kurz erzählet wird, wie die Alten ihn behandelten, in Ausgaben, Erklärungen, äſthetiſchen Beurtheilungen, und welche vorzügliche Handſchriften ſich vorfinden; dann, wie ſein Stu-

dium

bium unter den Neuern aufgelebt und getrieben wurde; darauf von den Citationen der Alten in den Ausgaben. Der Verf. mißbilligt mit Recht den Gelehrsamkeitsprunk in unsern Ausgaben, und will nicht, daß man bey den merkwürdigsten Stellen, daß sie schön sind, durch Autoritäten erhärte. Doch dünken uns darum nicht alle Autoritaten verwerflich; vornehmlich wenn sie so gebraucht werden, daß man untersuche, ob auch wir noch das nämliche darinn finden, und warum unser und der Alten Urtheil oft nicht zusammenstimmen. Die Parallelenmacherey, in Erklärung homerischer Schönheiten, verwirft der Verf. gleichfalls; und hat auch hierinn meistens Recht. Sie gehört eigentlich in die Aesthetik, wo das Genie und der Werth verschiedener Dichter soll abgemessen werden, nicht so sehr aber in der Erklärung und Entwickelung der Schönheiten eines einzigen. Dies ist doch wohl nicht alles für den selbstlesenden Jüngling; in Rücksicht dessen wäre es genug, die Fehler der Alten und Neuern bey der Erklärung zu rügen, um seinem Auge feste Richtung zu geben. Näher geht ihn das folgende an, wo gezeigt wird, um den Dichter recht zu lesen, müsse man sich in sein Zeitalter versetzen, nebst den hiermit verknüpften Schwierigkeiten, und der Art, dahin zu gelangen. Folgende Methode, den Homer mit Jünglingen zu lesen, schlägt der Verf. vor; von des Dichters Leben und Schriften sage man nichts, auch die testimonia lasse man weg, dafür gebe man einen kurzen Abriß vom ältesten Zustande Griechenlandes, und dem Zeitalter des Dichters. Von seinem Leben wissen wir fast nichts mit Zuverlässigkeit, auch sein Zeitalter läßt sich nicht genau bestimmen. (Herodots Angabe verdient aber doch wohl noch den meisten Glauben, und so haben wir doch eine ziemlich genaue Bestimmung.) Die Aechtheit seiner Schriften muß hiebey untersucht werden, auch ob vor ihm andere Dichter waren, und er von Aegyptern und andern Nationen etwas entlehnet hat. Seine historischen, genealogischen, und geographischen Kenntnisse müssen bestimmt werden; von den Sitten, Künsten und Wissenschaften zu Homers Zeiten wird eine kurze Schilderung entworfen; in Ansehung der homerischen Mythologie tritt der Verf. in den meisten Stücken Hrn. Hofr. Heyne bey, und erklärt die Meynerischen Einwürfe für kraftlos. Wie man Homers Sprache, Dichtkunst; und sein Heldengedicht überhaupt zu betrachten habe; von seiner Charakteristik und Beredsamkeit, seinen Gedanken, Beschreibungen und Bildern, und zuletzt seinem Originalgenie.

ginalgenie. Was der Verf. in dieſer Methode vorſchlägt und zuſammendrängt, als Reſultate bisheriger Unterſuchungen angiebt, wünſchen wir recht ſehr weiter ausgeführt zu ſehen. Vornehmlich wird es darauf ankommen, alles unter die beſten Geſichtspunkte, und in den beſten Zuſammenhang zu bringen, damit Wiederhohlungen und Ueberſpringungen vermieden werden.

Caii Criſpi Salluſtii, quae exſtant, item epiſtolae de republica ordinanda. Declamatio in Ciceronem, et Pſeudo-Ciceronis in Salluſtium, ex recenſione Cortii. Norimbergae, ex officina Riegeliana. 1783. 356 S. in 12.

Dieſe Ausgaben erhalten ſich in ihrer Wohlfeilheit und Richtigkeit, hie und da iſt ein Buchſtab umgekehrt. Nun fangen die Lettern an ſtumpf zu werden; die Buchſtaben fließen mehrmals in einander, und hie und da ſind einige gar nicht ausgedruckt. Anfängern, welchen ſie doch beſtimmt ſind, macht dies oft viel Kreuz.

Uz.

Ulrich Zwingli erklärende und erbauende Anmerkungen über des Evangeliſten Matthäus Lebensgeſchichte Jeſu bis zum Anfange der leztern Leiden, überſezt von C. D. Küſter, Conſiſtorialrath — in Magdeburg. Halle, bey Curts Wittwe. 1783. 2 Alph. 2 Bogen in 8.

Zuvor findet man einige Karakterzüge, welche in einem etwas gekünſtelten Stil geſchrieben ſind, nebſt der Jahrtafel vom Leben Zwingels, welche leſenswerth ſind, und die beſcheidene unpartheyiſche Denkungsart des V. beweiſen.

Als ein Denkmal des abgeänderten öffentlichen Vortrags, und zum der nähern Bekanntſchaft willen mit dieſem großen Manne, verdiente dieſe Erklärung immer überſezt zu werden.

U.

Die

zwölf kleinen Propheten. Aufs neue aus dem Hebräiſchen überſetzt, und mit kurzen Anmerkungen für unſtudierte Leſer begleitet, von M. Joh. Karl Volborth, Prediger zu St. Nicolai in Göttingen. Göttingen, bey V. Boßiegel. 1783. 174 Seiten in 8.

Unter den zwölf kleinen Propheten dürfte wohl die meiſten Schwierigkeiten in der Erklärung Hoſeas haben. Wir nehmen daher auch, da wir unſern Leſern Proben dieſer neuen Ueberſetzung, die der Verf. für ſeine Zuhörer, daß ſie einen Leitfaden darzu hätten, verſichert geſchrieben zu haben, vorlegen ſollen, zuerſt einige aus dieſem Dichter.

Kap. I, 2. „Erſte Rede Gottes an den Hoſea: Jehova ſprach zu dem Hoſea: Gehe hin, und heyrathe eine ehemalige Hure, und zeuge mit ihr Hurenkinder; denn das Land wird, vom Herrn verlaſſend, Hurerey treiben.“ Wir billigen es, daß der Ueberſ. זנונים ילדי las, und nicht die unehelichen Kinder, welche die Hure ſchon hatte, verſtand; denn Nimm die Hurenkinder, iſt ſoviel, als zeug die Kinder mit der Hure, wie es auch der alte lateiniſche Ueberſetzer durch fac tibi filios fornicationum ausdrückt; aber die Ueberſetzung iſt zu ſehr, wie überhaupt, Paraphraſe, und wir würden geſetzt haben: Das erſte Wort, das der Herr zum Hoſea ſprach, war: Geh hin, nimm dir eine Hure, und zeuge Hurenkinder; denn das Land treibt Hurerey, und wendet ſich vom Herrn ab. V. 6. „Darauf wurde Gomer wieder neue ſchwanger, und gebar eine Tochter. Und Gott ſprach zum Propheten: Nenne ſie Lo-ruchama; denn ich will mich des Reiches Iſrael nicht wieder ſo erbarmen, daß ich ihnen ihre Uebertretungen vergebe.“ Nicht übel, und wie Trellius, ut ullo pacto condonem eis. Aber wir denken doch, daß Luther richtiger gedollmetſchet, ſondern ich will ſie wegwerfen. So der Syrer und Araber.

Kap. II, 3. f. „Sagt zu euren Brüdern, daß ſie mein Volk ſind, und zu euren Schweſtern, daß ſie Erbarmung finden ſollen. Macht es mit eurer Mutter aus, ſtreitet mit ihr darüber, daß ſie nicht mehr meine Frau iſt, und ich folglich nicht mehr ihr Mann bin; daß ſie die Hurenküſſe unterlaſſe,

und keine ehebrecherische Bezastungen mehr erdulde." Wegen des כחזה würden wir die Lesart der LXX, לְאֲחוֹתֵכֶם und לַאֲחוֹתְכֶם, vorgezogen, und die ganze Stelle übersetzt haben: Saget zu eurem Bruder, er sey mein Volk, und zu eurer Schwester, sie habe Barmherzigkeit erlangt. Aber streitet mit eurer Mutter, streitet mit ihr; denn sie ist mein Weib nicht, und ich bin ihr Mann nicht, daß sie ihre Hurerey von ihrem Angesichte wegthue, und ihre Unkeuschheit von ihren Brüsten. V. 7. für ושקוי hat der Uebers. Salbe, wie kein Alter übersetzt; wir verstehen Getränk; und vielleicht sollte man ושקוי lesen, wie eine kennikottische Handschrift, und die Vulgata, et potum meum. In folgendem Verse wissen wir ונדרה את נדרה nicht befriedigend zu erklären; denn die Worte sagen nicht, was Hr. D. Dathe hat, et sepimento obiecto faciam, ut exitus non inveniat; und wir wissen auch nicht, mit welchem Grunde unser Uebers. „mit Steinen den verbotenen Gang versperren," gesetzt hat. Die richtige Lesart ist, soviel wir sehen können, וגדרתי את ארחתיה, die sich in den LXX, dem Syrer und Araber findet: Darum will ich ihren Weg mit Dornen verzäunen, und ihre Pfade vermauern, daß sie ihren Steig nicht finden soll. V. 11. „Ich will also zu seiner Zeit mein Getraide und meinen Most wiederfordern, will mir meine Wolle und meine Leinwand wieder verschaffen, daß sie nicht einmal ihre Blöße soll bedecken können." Wir halten hier לכמה für richtig, und so müßte es heißen: Darum will ich kommen, und mein Korn wiederfordern zu seiner Zeit, und meinen Most zur bestimmten Zeit, und will ihr nehmen meine Wolle und meine Leinwand, damit sie ihre Blöße bedeckt. V. 17. „Zum Eingange des gehofften Landes." Vielleicht besser, ihr die Hoffnung zu öffnen, ad ingressum spei, ut inde bene sperare incipiat. V. 21 ff. „Dann will ich mich mit dir auf beständig verloben, mich, so wie ich dir itzt verheiße, mit Gnade und Barmherzigkeit mit dir vereinigen. Und will dich mir als eine Beständige verbinden, die du forthin den Herrn lieben wirst. Und zu der Zeit, spricht der Herr, will ich wieder dem Himmel hinreichendes Wasser ertheilen, welches er auf die Erde ausschütten soll. Und die Erde wird wieder Getraide, Most und Oel geben; und dies wird für Jisreel hinlänglich seyn. Und ich will es wieder im Lande pflanzen, mich

der

der Erbarmungslosen erbarmen, und zu dem, der nicht mehr mein Volk war, sagen: Du bist mein Volk, und er wird mich seinen Gott nennen.“ Der Sinn ist gröstentheils gut und richtig ausgedrückt; aber genau nach den Worten müßte es heißen: Auf ewig will ich mich mit dir verloben, mich verloben mit dir durch Gerechtigkeit und Gericht, durch Gnade und Erbarmen. Ich will mich verloben mit dir durch Treue; und du sollst erkennen, daß ich der Herr bin. Und alsdann, spricht der Herr, will ich erhören; ich will den Himmel erhören, und dieser soll die Erde erhören. Und die Erde soll Korn, Most und Oel erhören, und die sollen Jisreel erhören. Und ich will sie mir im Lande pflanzen, und mich erbarmen über die, welche keine Erbarmung fand, und zu dem, der nicht mein Volk war, sagen, du bist mein Volk, und er wird sagen, du bist mein Gott.

Kap. III, 4. „Denn viele Tage werden die Israeliten zubringen, ohne einen König oder Fürsten, ohne Opfer und Bildsäule, ohne priesterlichen Schmuck und Götzen unter sich zu haben.“ Alle alte Uebersetzer, außer dem Chaldäer, wie schon Houbigant angemerkt, lasen מטה ואין für מצבה ואין. Denn eine lange Zeit werden die Kinder Israels ohne einen König oder Fürsten, ohne Opfer und Altar, ohne Priesterthum und Orakel seyn.

Kap. IV, 4. „Bey dem allen tritt Niemand auf, und strafet das sündige Volk, welches denen an Strafbarkeit gleichet, welche sich gegen die Priester auflehnen.“ עמך כמריבי כהן ist, nach unserm Urtheile, richtig übersetzt, und die Anmerkung sagt, es werde hierdurch ein hoher Grad der Widerspenstigkeit und Halsstarrigkeit angedeutet. Die Worte heißen: Doch Niemand strafet, Niemand schilt; denn mein Volk ist gleich denen, die mit Priestern streiten. V. 6. „Mein Volk kömmt um durch den Mangel der wahren Religion: Du, Priester, hast meine Erkänntniß verachtet, ich will dich wieder verachten, daß du nicht mehr mein Priester seyn sollst; du hast das Gesetz deines Gottes vergessen, ich will deiner Kinder wieder vergessen.“ Mehr wörtlich und genauer nach dem Sinne: Mein Volk geht zu Grunde, weil es ohne Erkänntniß ist. Weil du die

Tochter Israels, בבת בת ישראל, wie die LXX und der Araber hatten. Vorhin V. 11. für „Saamens Bewohner gehen nicht heraus,“ das keinen Sinn giebt, hätte der Ueberſ. nach Hrn. Prof. Schröders Obſerv. ad Orig. Hebr. p. 165 Bemerkung, die Einwohnerin Zaanans, oder Zaanans Bewohner werden nicht entkommen, ſalvi non evadent, ſetzen ſollen.

Kap. II, 1. „Wehe denen, welche böſe Anſchläge ausdenken, und auf ihren Betten Böſes thun, dergleichen bey früher Morgendämmerung verrichten, weil ſie die Macht dazu haben!“ Der Sinn ſcheint uns nicht recht gefaßt zu ſeyn, wo auch die Anmerkung ſagt: „Die Morgenländer liegen ſo auf Betten, wie wir auf Stühlen ſitzen.“ Denn unſtreitig wird das Nachtlager verſtanden. Aber gut iſt כי יש לאל ידם gedollmetſchet, wo Hr. R. Michaelis hat, wenn ihn nur die ſtarke Hand hebt; denn Schultens Animadverſ. in Iob. XVI, 21. hat ſchon erinnert, daß dieſes יש das arabiſche لاي ſey, wie Sur. III, 152. لاي الله تحشرون

Die ganze Stelle müßte, nach unſrer Einſicht, alſo zu deutſcht ſeyn: Wehe euch, die ihr trachtet Schaden zu thun, und euch Böſes vornehmet auf eurem Lager, damit ihr es, wenn der Morgen anbricht, ins Werk richtet, weil ihr die Macht habt! V. 3. Nicht, „denn es iſt böſe Zeit,“ ſondern, denn es wird eine böſe Zeit, eine Zeit des Unglücks, ſeyn. V. 4. „Zu der Zeit werdet ihr zum Sprichwort werden, und man wird einen Klaggeſang ſingen: Es iſt aus, wird man ſagen, wir ſind zu Grunde gerichtet! Meines Volks Erbtheil kommt an einen Andern! Keiner iſt da, der uns wieder in unſere Länder ſetzte, darein man ſich getheilt hat!“ Völlig, wie Hr. D. Dathe, der mit einigen Alten, nach welchen aber noch mehr mußte geändert werden, אין für איך lieſt, und nec eſt, qui ſuſcipiat reddere nobis agros noſtros diviſos, überſetzt. Uns dünkt, der maſorethiſche Text könne beybehalten, und überſetzt werden: Es iſt aus mit uns, wird man ſprechen, wir ſind gänzlich zu Grunde gerichtet! Das Erbtheil meines Volks kriegt einen neuen Herrn! Wie nimmt man mir das Meine! Theilt man unſre Aecker aus, um ſie wieder zu geben! Auch im 7ten

Vers,

Verſe, den wir nicht abſchreiben wollen, folgt der Ueberſ. Hr. D. Dathen. Wir überſetzen nach dem Maſorethiſchen: O du Volk, welches das Haus Jakobs genannt wird, iſt denn des Herrn Geiſt itzt verkürzet? Oder ſind das ſeine Werke? Sind nicht ſonſt meine Worte gütig gegen den, der aufrichtig wandelt? V. 10. Verunreinigt iſt dieſes Land, und befindet ſich in ſehr kränklichen Umſtänden.“ Vielleicht iſt חֻרַם zu leſen, wie die Vulgata überſetzt, und hernach Folgendes der Sinn: Weil das Land unrein worden, ſoll es durch ein gewaltiges Verderben zu Grund gerichtet werden. So auch Caſtalio, quoniam polluta eſt, vaſtabitur, idque vaſtatione dira. V. 12 wundern wir uns, daß der Ueberſ. Hrn. D. Dathen in der Lesart וְאֵשׁ, die auch uns unſtreitig die wahre zu ſeyn bedünkt, nicht folgte.

Kap. III, 3. „Ihr eſſet das Fleiſch meines Volks, und ziehet ihnen die Haut ab; ihr zerſtücket auch ihre Knochen, ihr macht es zurecht, wie für einen Topf, und wie Fleiſch in einem Keſſel.“ כְּמוֹ, ὡς κρέασιν ὡς ἀξύστῳ, wie die LXX dollmetſchen, war auch hier die beſſere Lesart, der der Ueberſ. hätte folgen und ſetzen ſollen; ihr zerlegt ſie, wie Fleiſch, das man in den Keſſel oder Topf wirft. V. 6. „Eben deswegen ſoll ſie um ihrer Geſichte willen Nacht überfallen, und Finſterniß ſie um ihrer Wahrſagerey willen bedecken.“ Die Grundworte ſagen eigentlich: Darum ſollen ſie Nacht haben, und kein Geſicht, und Finſterniß ſtatt der Weiſſagung. Im folgenden Verſe, „ihr ganzes Kinn ſollen ſie verhüllen, weil der Herr ihre Ausſprüche nicht erfüllt,“ hieße wohl beſſer, ihr ganzes Geſicht, oder doch, ihren ganzen Mund ſollen ſie verhüllen, weil von dem Herrn ihnen keine Antwort kömmt. V. 10. „Die ihr Zion durch Blutſchulden, und Jeruſalem durch Ungerechtigkeit erbauet.“ Richtig lieſt der Ueberſ. mit den Alten בְּנֵי für בְּנֹת denn wir glauben nicht, daß die ganze Nation hier im Singular angeredet werde. Wir hätten geſetzt, die ihr Zion von Blut, und Jeruſalem von Ungerechtigkeit aufbauet. V. 11 f. „Ihre Häupter richten durch Beſtechung, ihre Prieſter lehren aus Gewinnſucht, und ihre Propheten wahrſagen um Geld, und doch ſtützen ſie ſich auf Jehova, und ſprechen: Wohnt der Herr nicht unter uns? Das

Böſe wird uns nicht treffen. Deswegen ſoll um eurentwillen Zion wie ein Acker geflüget werden, von Jeruſalem ſollen die Trümmern übrig bleiben, und der Tempelberg wird zur hohen Waldung werden." Wir hätten beyde Verſe ſo überſetzt: Ihre Häupter richten um Geſchenke, ihre Prieſter lehren um Lohn, ihre Propheten wahrſagen um Geld, und ſtützen ſich dabey auf den Herrn, und ſprechen: Wohnet nicht der Herr unter uns? Ueber uns wird kein Unglück kommen. Darum um eurentwillen ſoll Zion wie ein Acker bepflügt, Jeruſalem zu Steinhaufen, und der Berg des Tempels zu einer waldigen Höhe werden.

Hiob, aus dem hebräiſchen Original neu überſetzt, und mit erklärenden Anmerkungen verſehen zum allgemeinen Gebrauche, von M. Chriſtian David Keßler, Diakonus in Owen an der Teck. Nebſt einer Vorrede von D. Chriſtoph Friedrich Sartorius, Kanzler der Univerſität zu Tübingen. Tübingen, bey J. F. Heerbrandt. 1784. 494 S. in 8.

Als eine Probe dieſer neuen Ueberſetzung, wollen wir das ganze 31ſte Kapitel, das wir kürzlich auch aus der Moldenhawerſchen unſern Leſern vorlegten, hieher ſetzen; doch nicht mit den Anmerkungen, die unter dem Texte ſtehen, die uns zu vielen Raum nehmen würden. Die Worte ſind Hiobs.

„Ich hätte einen Bund gemacht mit meinen Augen!
Und was ſollte ich nach Mädchen ſehen?
Denn wie groß iſt der Antheil an Gott, von oben,
Und das Erbtheil des Allmächtigen, aus der Höhe?
Iſt nicht das Verderben dem Verkehrten,
Und Verſtoßung den Uebelthätern beſtimmt?
Siehet Er nicht meine Wege?
Und zählet alle meine Schritte?

Bin ich mit dem Unrecht gegangen,
Und eilete mein Fuß zum Betrug:

(Er

(Er wäge mich auf der Wage der Gerechtigkeit!
Da wird Gott meine Redlichkeit erkennen.)
Wendete sich mein Fuß vom Wege,
Folgte mein Herz meinen Augen,
Blieb etwas an meinen Händen kleben:
So solle ich säen, und ein Andrer es essen,
Und meine Pflanzen sollen ausgerottet werden.

Hat sich mein Herz durch eines andern Frau reizen lassen,
Habe ich vor der Thür meines Freundes gelauret:
So solle meine Frau als Sklavin einem Fremden mahlen,
Und von Andern zur Unzucht mißbraucht werden.
Denn dies wäre Blutschande gewesen,
Ein Verbrechen, das für die Richter gehöret!
Ja das ist ein Feuer, das bis in den Abgrund brennet,
Das mein ganzes Einkommen von der Wurzel aus verzehret hätte.

Habe ich das Recht meines Knechts und meiner Magd verachtet,
Wenn sie Klage gegen mich hatten: —
Aber was will ich thun, wenn Gott auftreten wird,
Und wenn Er untersuchet, was will ich ihm antworten?
Hat nicht, der mich im Mutterleibe machte, auch ihn gemacht?
Und ihn ausgebildet in einerley Leibe?

Versagte ich den Armen, wornach sie sich sehnten?
Und marterte ich die Augen der Wittwe?
Aß ich meinen Bissen allein,
Und aß nicht der Waise davon?
Denn von meiner Kindheit an wuchs dieser bey mir auf, wie beym Vater;
Und vom Mutterleibe an leitete ich jene.
Sah ich Jemand, der aus Mangel der Kleider hätte umkommen können,
Und den Dürftigen ohne Decke:
Segneten mich nicht seine Lenden,
Und erwärmte sich nicht ein solcher von meiner Schafschur:
Hab ich meine Hand gegen den Waisen ausgereckt,

Wenn ich auch der Hülfe im Gericht versichert war:
So falle meine Schulter von der Achsel ab,
Und mein Arm werde zerbrochen vom Anfang des Rohrs an.
Denn die Furcht vor Gottes Rache war in mir,
Aus Scheu vor seiner Hoheit konnte ich nichts dergleichen wagen.

Hab ich auf Gold mein Vertrauen gesetzt,
Und zum gelben Metall gesprochen: Du, meine Zuversicht!
Freuete ich mich, daß mein Vermögen groß wurde,
Und meine Hand viel gefunden hatte:
Sah ich das Licht an, da es hell glänzte,
Und den Mond, da er prächtig lief;
Und wurde im Verborgenen mein Herz verführet,
Ihm Küsse zuzuwerfen: —
Auch das ist ein Verbrechen, das für den Richter gehöret;
Denn ich hätte Gott in der Höhe verläugnet.

Freuete ich mich über dem Unglück meines Feindes?
Machte ich mich auf, wenn ihn das Uebel getroffen?
So gar erlaubte ich meinem Gaumen nicht, zu sündigen,
Daß er das Leben desselben verwünscht hätte.
Sagten nicht meine Hausleute: O daß wir von seinem Fleische hätten!
Wir wollten uns nicht satt essen!

Der Fremdling durfte nicht draußen übernachten;
Meine Thüren öffnete ich dem Wandrer.
Wenn ich, nach Art der Menschen, meine Sünde verhehlet,
Und meine Schuld in meinem Busen verborgen habe: —
Denn ich scheuete jene große Menge:
Die Verachtung der Nationen schreckte mich!
Ich würde still geblieben, und nicht vor die Thür herausgegangen seyn.

Hätte ich doch einen Verhörer!
Hier ist mein Siegel; der Allmächtige antworte mir!
Und mein Gegner setze eine Schrift auf!
Gewiß, diese wollte ich auf meinen Schultern tragen,

Und

Und mir, als Ehrenkränze, umbinden.
Alle meine Schritte wollte ich ihm frey bekennen;
Und ihn als einen Führer mir in die Nähe bringen.

Schreyet mein Land gegen mich,
Weinen seine Furchen mit einander:
Habe ich seine Früchte ohne Geld gegessen,
Und die Besitzer desselben ums Leben gebracht:
So wachsen mir Dornen für Waizen,
Und Disteln für Gerste!

Hier hörte Hiob auf zu reden.“

Wir würden hier vieles zu verbessern haben, wenn wir alles nach unserm Sinne ändern wollten; und die Beylage, worinn der Verf. in der Vorrede versichert, die Gründe seiner Erklärung angezeigt und ausgeführt zu haben, haben wir nicht mit erhalten, und sie wird also vermuthlich auch nicht mehr herauskommen. Gleich im Anfange, „nach keinem Götzenstein zu blicken,“ übersetzt Hr. Prof. Moldenhawer, vielleicht nach dem Arabischen باطل; aber wir könnens nicht billigen. Mit meinen Augen hätt' ich einen Bund gemacht, nicht nach Jungfrauen zu blicken; denn was für ein Theil hätt' ich oben bey Gott, und was für ein Erbe beym Allmächtigen in der Höhe? würden wir, fast wie Hr. Prof. Hufnagel, gesetzt haben. כבו hätten wir nach dem Chaldäer, wie Moldenhawer, durch Untergang übersetzt. Nicht, „Bin ich mit dem Unrecht gegangen;“ so redet kein Deutscher, sondern, wandelte ich auf Wegen des Unrechts. Und das Folgende wie viel schöner und poetischer hats Hr. Moldenhawer übersetzt! V. 11. Denn das wäre Bubenstück; Laster, das sich der Verworfenste erlaubt. Denn das ist ein Feuer, das bis zum Abgrund wütet, und alles Gewächs mit der Wurzel verzehrt. V. 16. Und ließ schmachten die Augen der Wittwe. V. 18. Der von Jugend auf mit mir aufwuchs, wie beym Vater; und die (die Wittwe) ich leitete von meiner Mutter Leibe an. Aber die Worte gestatten es nicht recht, und uns gefällt hier sehr die Lesart der Vulgata: Denn von zarter Kindheit an wuchs das Mitleid mit mir auf, und kam mit mir

aus

aus Mutterleibe. *) V. 19. Konnt ich ſehen den Elenden ohne Gewand, ohne Decke den Dürftigen; dankten mir nicht ſeine Hüften, und ward er nicht erwärmt von der Wolle meiner Schafe. V. 22. So falle von der Achſel die Schulter, und zerſchmettre mir in dem Arme das Bein. Et brachium meum cum ſuis oſſibus conſringatur, dollmetſcht ſehr gut die Vulgata. V. 29. Und frohlockte ich, wenn ihn Unglück traf. V. 31. hat der Ueberſ. den Sinn der Worte, nach unſerm Urtheil, wohl gefaßt, aber nicht deutlich ausgedrückt. O hätten wir nur von ſeinem Fleiſche! klagten meine Hausgenoſſen; wir würden nie ſatt werden! Oder wie Hr. Prof. Moldenhawer nach dem Sinne: „Ha dürften wir! uns wird der Rache Labſal nicht! das klagten meine Hausgenoſſen.“ Quamvis mei contubernales illius carnem inſatiabiliter exoptarent, i. e. eum perdere ac devorare arderent, erklärt es Caſtalio. בי אשורך חמון לבח V. 34. verſteht der Ueberſ. von der am jüngſten Tage verſammleten Menge des menſchlichen Geſchlechts; dieſe ſcheue Hiob. Beſſer überſetzt man, unſers Erachtens: Verhehlt' ich nach Menſchenart meinen Frevel, und barg im Buſen meine Miſſethat, weil ich mich fürchtete vor der großen Menge, (quod turbae frequentiam reformidarem, wie Caſtalio dollmetſcht) und ſcheuete den Hohn der Geſchlechter, ſo daß ich ſtille ſchwieg, und nicht zur Thür hinausgieng. Das Folgende wiſſen wir nicht beſſer, als es vom Hrn. Prof. Moldenhawer geſchehen iſt, zu verdeutſchen, und wir verweiſen dahin unſre Leſer.

*) Eine ähnliche Figur iſt beym Lucian, Dial. Deor. VII. 2. p. 221. wo er vom Merkur ſagt: πρὸς ὀξύτητα ἐστὶ, καθάπερ ἐν τῇ ὑβρεῖ ἐμπλήσειας τὴν πλησίον.

Mo.

11. Deutſche Sprachlehre.

Magazin für die Deutſche Sprache. Von Johann Chriſtoph Adelung. Erſtes und zweytes Stück. Leipzig, 1782. jedes 10 Bogen in 8.

Was die Leſer in dieſer Schrift vom Hrn. A. zu gewarten haben, ſagt er ihnen gleich in der Vorrede, nämlich 1) Abhandlungen über die Geſchichte, Richtigkeit und Reinigkeit der Sprache, welche den vornehmſten Inhalt ausmachen ſollen, und 2) Recenſionen, womit er aber ſparſamer ſeyn will, weil ohnehin des Recenſirens in unſern Zeiten ſchon genug iſt. Die Abhandlungen des erſten Stückes ſind folgende: 1) Was iſt Hochdeutſch? 2) Von der Nieder-Hochdeutſchen Mundart, und von Oberſächſiſchen Sprachfehlern. S. 32. 3) Von dem Participio der Deutſchen. S. 41. 4) Grundgeſetz der deutſchen Orthographie. S. 59. 5) Auch etwas von der deutſchen Literatur. 6) Anekdote von D. Johann Schilter. Hr. A. fürchtet, daß er es, durch die erſte und fünfte mit unſern deutſchen Provinzen, gleich im Anfange völlig verderben werde, und man hat ihm auch ſchon verſchiedentlich widerſprochen. Beſonders hat Hr. Rüdiger in dem 2ten St. des neueſten Zuwachſ. ꝛc. die Meynung, als ob das Hochdeutſche, keine aus den übrigen Mundarten ausgehobene Sprache, ſondern die Mundart der ſüdlichen Kurſächſiſchen Lande ſey, ſehr gründlich widerleget. Auch gegen die dritte Abhandlung hat der Hr. Gr. v. F—n. in der Berl. Monathsſchrift ſehr wichtige Einwendungen vorgetragen, und gezeiget, daß die Participial-Conſtruction in unſerer Sprache nicht ſo ſehr zu verwerfen ſey, als Hr. A. behaupten will, ſondern in manchen Fällen Nachdruck und Schönheit mit ſich führe.

Die recenſirten Bücher ſind: 1) *Michaelis* Tabulae parallelae antiquiſſimarum dialectorum. 2) Popowitſch: Probe eines deutſchen Wörterbuchs. 3) Meiners Philoſophiſche Sprachlehre. 4) *Oberlin*: Gemma Bonerii.

In dem zweyten Stücke iſt die erſte Abhandlung: Beweis der fortſchreitenden Cultur des menſchlichen Geiſtes,

ſtes, aus Vergleichung der älteren Sprachen mit den neuern, wo unter andern gezeiget wird, daß die Stellung und Folge der Wörter im Deutſchen, der Natur gemäß, und es unrecht ſey, den Caſum Verbi an das Ende der Rede zu ſetzen, wie die franzöſiſche Sprache es thut: Ich habe geſehen den Mann. 3) Von dem hochdeutſchen ſ. Hier wird von dem Gebrauche dieſes Buchſtabens dasjenige nachgeholet, was H. A. in ſeiner Sprachlehre nicht umſtändlich genug ausgeführet hat. Die 3) handelt von der Literatur der deutſchen Mundarten, und zeiget bey einer jeden die Fortſchritte derſelben. In der 4) von veralteten Wörtern, wird ein Unterſchied gemacht, zwiſchen ſolchen, welche ſchlechterdings ohne Bedingung veraltet, und ſolchen, welche es unter einer gewiſſen Bedingung ſind, und zugleich beſtimmt, welche Wörter zu der erſten oder zweyten Gattung gehören. Die 5) von den deutſchen Monathsnamen, vertheidiget den Gebrauch der römiſchen Benennungen gegen dasjenige, was im Deutſchen Muſeum, Jan. 1781 geſagt worden, daß man nämlich die deutſchen wieder gangbar zu machen ſuchen ſolle, aus dem Grunde, weil dieſe ein wunderbares Gemiſch von Naturerſcheinungen, kirchlichen Angelegenheiten, moraliſchen Wirkungen und häuslichen Beſchäfftigungen enthalten, da hingegen jene, die römiſchen, uns fremd ſind, und wir ſie völlig als eigene Namen anſehen. Dieſer Grund aber ſcheint uns keine hinlängliche Stärke zu haben. Die 6) ſoll beweiſen, daß der Sprachgebrauch mehr gilt, als Analogie und Regeln. Hr. A. giebt ſich hier viel Mühe, die geſchärfte Ausſprache der Wörter vierte, vierzig, viertel, wahrlich zu rechtfertigen, und erkläret ſogar S. 99 einen allgemeinen Sprachgebrauch für ein Unding. Wir glauben aber, daß er auch hierinn Widerſpruch finden werde, denn ſeine Gründe ſind nicht ſo beſchaffen, daß ſie die Sache unumſtößlich beweiſen. Die 7) enthält einen Zuſatz zu der erſten und fünften Abhandlung des vorigen Stücks.

Recenſirt ſind: 1) Schwans Dictionnaire allem. et françois. 2) Moritz, deutſche Sprachlehre für die Damen. 3) Gereimte Ueberſetzung der deutſchen Bibel aus dem 13ten Jahrhundert, herausgegeben vom D. Schütz. 4) Eyrings deutſche Sprichwörter.

Eg.

Neueſter

Neueſter Zuwachs der teutſchen, fremden, und allgemeinen Sprachkunde, in eigenen Aufſätzen, Bücheranzeigen und Nachrichten von J. C. C. Rüdiger. Zweytes Stück. Leipzig, 1783. 236 Seiten in 8.

Ueber das Verhältniß der hochdeutſchen Sprache und oberſächſiſchen Mundart iſt ſchon viel geſtritten, und der Verf. bemühet ſich hier, dieſe Sache in ein mehreres Licht zu ſetzen, und das Verhältniß des Hochdeutſchen und Oberſächſiſchen genau zu beſtimmen. Daß die hochdeutſche Sprache diejenige ſey, welche ſich in den drey letzten Jahrhunderten zur feinen Bücherſprache ausgebildet hat, darinn kömmt man überein; aber in der genauen Beſtimmung des Begriffs und des Gegenſatzes von dem Hochdeutſchen iſt man verſchieden. Er ſagt S. 5. die Meynung, nach welcher das Hochdeutſche ſeinen Grundſtoff und Urſprung von gar keiner Mundart beſonders hat, ſondern vielmehr ein gewählter Ausſchuß des Beſten von allen iſt, und die Mundarten, alle davon verſchieden, insgeſammt aber der Gegenſatz der hochdeutſchen Sprache ſind, ſcheine den Vorzug zu verdienen, und da H. Adelung dieſe Meynung von der Auswahl des Hochdeutſchen aus allen Mundarten beſtreitet und zu widerlegen ſucht, ſo eröffnet H. R. p. 8 ff. ſeine Gedanken darüber, und nimmt daher Anlaß, allen Widerſpruch und Anſtoß über die Natur des Hochdeutſchen und ſein Verhältniß zum Oberſächſiſchen zu heben. Er ſucht deswegen zuerſt S. 15 ff. den Unterſchied zwiſchen Sprache und Mundart feſtzuſetzen, welchen er nicht nach den Graden der Aehnlichkeit und Verſchiedenheit, ſondern nach der allgemeinen Schrift- und Bücherſprache beſtimmt. Dieſes bringt ihn hernach näher auf die Hauptfrage, von der Natur des Hochdeutſchen S. 23 ff. wo er behauptet, daß dieſes nicht die Oberſächſiſche oder Meißniſche Mundart, ſondern aus allen Mundarten zuſammengefloſſen ſey, welches er mit vieler Deutlichkeit und Gründlichkeit darthut, und zugleich dasjenige, was Hr. Adelung hierüber geſagt hat, verbeſſert und berichtiget. S. 53 ff. wird bemerket, daß das Oberſächſiſche die Sprache einer Provinz iſt, und daher, nach den allgemeinen Grundſätzen, keine Schriftſprache, ſondern nur eine Mundart ſeyn kann, und vieles Hochdeutſch iſt, was nicht Oberſächſiſch,

ſiſch, hergegen vieles Oberſächſiſch, was nicht Hochdeutſch iſt. Dieſes zeiget der Verfaſſer erſtlich durch Aufſtellung eines Idiotikons von S. 61 bis 133, wobey er aber ſelbſt erinnert, „er wolle nicht behaupten, daß die Fehler, welche er „aufführet, in Oberſachſen oder Meißen allgemein ſind;“ zweytens durch grammatiſche Bemerkungen, über die Eigenheiten der Oberſächſiſchen Mundart. Bey der Ausſprache bemerket er, daß ſie oft von dem reinen Hochdeutſchen abweicht. B und P, D und T, G und K verwechſelt, Kleeder für Kleider, Schwewel für Schwefel ſagt, u. dgl. m. und ſogar oft das gedehnte o in ou oder au verwandelt, Saun ſtatt Sohn. Der Recenſent hat ſelbſt vor kurzem einen Prediger aus dem ſüdlichen Sachſen gehört, welcher faſt allezeit Kepett für Gebeth, Religiaun für Religion, Erdbewaunner für Erdbewohner und dergl. der Herr Jeiſus für Jeſus ſagte. Eine Ausſprache, welche nothwendig guten hochdeutſchen Ohren höchſt unangenehm ſeyn muß. Wir hätten gern noch eins und das andere aus dieſer, in der That gründlich und ſehr gut ausgearbeiteten, Abhandlung unſern Leſern vorgelegt, wenn wir nicht gefürchtet hätten, daß es zu weitläuftig ſeyn würde, wir wollen aber dieſelbe allen Liebhabern unſerer Sprache empfehlen.

Bücheranzeigen und Nachrichten wollte Hr. M. nach der Anlage und dem erſten Stücke dieſer Schrift, aus dem ganzen Umfange der Sprachkunde, mit der möglichſten Vollſtändigkeit und zureichender Ausführlichkeit liefern, aber er ſiehet ſich genöthiget, ſeinen Plan zu ändern, und führet S. 141 die Urſachen an.

Von der 145 bis 172ſten S. beantwortet er den Tadel einiger Recenſ. mit derjenigen Billigkeit und Mäßigung, welche unter Gelehrten allezeit anſtändig iſt. S. 172 ff. zeigt er die Bücher an, welche ſeit Kurzem in der vaterländiſchen Sprachkunde herausgekommen ſind, und zuletzt S. 213 die neueren Bücher in der fremden Sprachkunde.

T.

Beiträge zu einer feſten, in allen ähnlichen Wörtern und Redensarten ſich treu bleibenden, erleichterten deutſchen neuern Ortographi der Buchſtaben,

ſtaben, Silben und Interpunktation. Von Heinrich Elias Gottlob Schwabe. Hildburghauſen, 1783. 5 Bogen in 8.

n ſollte glauben, daß die Verbeſſerungsſucht in der Rechtung endlich einmal bey uns aufhören würde, nachdem ſo gründlich erwieſen hat, daß alle vorgeſchlagene Verungen mehr Schaden als Nutzen ſtiften, und unſere bisgebräuchliche Rechtſchreibung nicht nur wirklich auf guten ründen beruhet, ſondern auch vor allen, welche man an ihre Stelle hat einführen wollen, noch immer wichtige Vorzüge ehält. Mehrentheils wollen ſolche, welche noch gar keine ründliche Sprachkenntniß beſitzen, doch alt bey Rechtſchreiung zu Rittern werden, und dieſes müſſen wir auch von dem Verfaſſer urtheilen. Er ſagt nichts, als was ſchon oft geſagt nd oft beantwortet iſt. Er ſcheint auch weder Hn. Adelungs, andere neuere Schriften über die Rechtſchreibung zu kenda er in der Vorrede, Gottſcheds Sprachkunſt; Pätera Zugabe zum 22ſten §. ſeiner Anleitung zur juriſtiſchen Praxis, von der Orthographie und Richtigkeit der Sprache; Celemanns Rezeln der deutſchen Orthographie; Klopſtocks Gelehrten Republik, und Heinatzens deutſche Sprachlehre, is ihr noch für die beſten Bücher hält, woraus deutſche Orhographie, nach angeblichen Grundſätzen, erlernt werden önnte. Wir wollen ihm daher nur wohlmeynend rathen, ich erſt mehrere Sprachkenntniß anzuſchaffen, und dann hofen wir, daß er von der Verbeſſerungsſucht geheilet werden, nd ſeine ganze Ortographi zurücknehmen werde.

phabetiſches Verzeichniß gleichlautender Wörter, zur geſchwinden und leichten Erlernung des Rechtſchreibens, der Jugend zum Beſtens zuſammengetragen. Von Gottlob Traugott Micke. Regensburg, 1783. 6½ Bogen in 8.

er Verfaſſer glaubt, durch dieſes Verzeichniß der Jugend ny eine leichte Art die Rechtſchreibung beyzubringen. Es iſt ber beynahe eben das, was Gottſched in ſeiner Sprachkunſt geben hat, und hat auch eben den Fehler, daß manche Wör-

ter zuſammengebracht, und als gleichlautend angeſehen werden, welche doch wirklich einen ſehr verſchiedenen Laut haben, und nach der richtigen Ausſprache ſogleich hinlänglich unterſchieden werden können. Z. B. der Bart, und die Bahre. Die Fahne und die Pfanne. Das Feuer und die Feile. Klimmen und glimmen. Ein Schwager und ein Schwacher u. a. m. Vielleicht möchte es der Jugend mehr ſchaden, als nutzen, wenn man ihr dergleichen Wörter als gleichlautend vorſtellet.

Tz.

12. Erziehungsſchriften.

Der Lehrmeiſter, oder ein allgemeines Syſtem der Erziehung, worinn die erſten Grundſätze einer feinen Gelehrſamkeit vorgetragen werden. Aus dem Engliſchen überſetzt. In XII Abtheilungen, mit nützlichen Kupfern. Zweyter und letzter Band. Dritte durchgängig verbeſſerte und vermehrte Auflage. Von J. M. Schröckh und J. J. Ebert, Profeſſoren zu Wittenberg. Leipzig, bey Gottlob Heinſius, 1783. 3 Alph. 11 Bogen in gr. 8.

Die Geſchichte dieſes Werks, das, wie ſo viele andere Werke der Ausländer, deutſcher Fleiß der Vollkommenheit näher bringen mußte, der eben ſo leicht ein ähnliches, vielleicht beſſeres Werk hätte ſelbſt liefern können, als er es überſetzen und ausbeſſern muß, haben wir bey Ankündigung des erſten Bandes erzählt. Dieſer zweyte Band nun enthält die ſechs übrigen Abtheilungen des Ganzen: 1) die Vernunftlehre, S. 1—260. 2) Die Naturlehre und Naturgeſchichte, S. 263—458. 3) Die Sittenlehre, S. 461—740. 4) Von der Kaufmannſchaft und Handlung, S. 743—1140. 5) Von den Geſetzen und der Regierung, S. 1143—1194. 6) Von dem menſchlichen Leben und den Sitten, S. 1197—1268. Wenn der Werth eines Werks wenigſtens

nigstens von der Güte des größten Theils abhänge, so können wir dieses Buch füglich als sehr gut und brauchbar empfehlen. Und das ist nicht etwa eine Recensentenformel, um kurz und gut von der Recension eines starken Werks loszukommen, sondern die Folge der eignen mühsamen Durchsicht des ganzen Buches. Die Vernunftlehre ist eben so, wie sie nach unserm Urtheile in einem Lehrbuche für junge Leute seyn soll; sie weicht, ohne eben blos das Alte zu wiederholen, nicht so sehr von der Sprache und Ordnung der gewöhnlichen Logik ab, wie die meisten neuern Logikenschreiber, vielleicht mehr aus Stolz und Neuerungssucht, als aus einem Ueberfluß neuer Begriffe, thun. Plan, Inhalt und Terminologie ändern, und dadurch junge Leute, die darüber hören sollen, in eine unselige Verwirrung stürzen, daß sie nun selbst nicht wissen, was sie aus der Logik machen, und ob sie die alte oder neue Logik vergessen sollen. Die Naturlehre und Naturgeschichte ist gleichfalls deutlich, faßlich, und nach ihrer Absicht vollständig. Das Original enthält blos Naturgeschichten. Hr. Prof. E. aber hat, wie billig, die nöthigsten Lehren der Naturlehre vorausgeschickt, und auch die N. G. berichtigt und vermehrt. Und dahin beziehen sich denn auch die vier eben nicht sehr gewählten Kupfertafeln. Mit der Sittenlehre sind wir am wenigsten zufrieden. Man verkennt an ihr nicht den brittischen Scharfsinn und Beobachtungsgeist; sie kann auch wohl den praktischen Philosophen von Metier auf manche neue Spuhr führen: aber für junge Leute ist sie sicher unbrauchbar und zu schwer; selbst geübte Denker werden Mühe haben, sich in des Verf. System hineinzudenken. Sie ist auch überdem viel zu weitläuftig. Der Rec. würde sich, nach der Vorrede, mit den Herausgebern in dem nämlichen Falle befunden haben, er würde sie gleichfalls entweder ganz weggeworfen, oder ganz behalten haben: denn wo man nach Plan, Ordnung und System nicht mit dem V. harmoniren kann, läßt sich nicht gut an einzelnen Stellen flicken. Die Abtheilung von der Handlung ist, nach Vorausschickung einiger kaufmännischen Begriffe, blos Handlungsgeschichte aller Zeiten, Völker und deutschen Provinzen. Sie ist vom Hrn. Prof. Schr. da das Original sich fast ganz allein auf den englischen Handel einschränkte, neu ausgearbeitet worden; er giebt die dabey gebrauchten Quellen, wie es wahren Gelehrten so sehr anständig ist, offenherzig an. Er verdienet dafür Dank: doch können wir uns selbst nicht sagen, warum denn eben eine Handlungsgeschichte in dem Lehrmeister

Platz haben mußte; und wenn sie nöthig war, warum nicht auch ein Entwurf der Handlungswissenschaft und der nicht minder nöthigen Technologie? Die Politik will eben nicht viel sagen; und die letzte Abtheilung hätte ohne Schaden gar wegbleiben können.

Zf.

Adelheit und Theodore, oder Briefe über die Erziehung. In drey Theilen. Aus dem Französischen der Frau Gräfin von Genlis, übersetzt von Peter Adolph Winkop, mit einer Vorrede und berichtigenden und erläuternden Anmerkungen vom Hrn. Rath Campe. Erster Theil. Gera, bey Beckmann, 1783. 422 Seiten in 8. ohne 18 Seiten Vorrede.

Die Verfasserin dieser L**e läßt Adelheids und Theodors Aeltern, Herrn und Frau von Almane, von Paris nach Languedok ziehen, um auf ihrem daſigen Landguthe einen Erziehungsplan für ihre beyden sechs- und siebenjährigen Kinder auszuführen. Dieser erste Theil beginnt also mit der Entfernung von Paris, und endigt sich mit der Rückkehr zur Hauptstadt nach fünftehalbjähriger Abwesenheit. Entfernung sollte dazu dienen, Sohn und Tochter den Gefahren des Lasters zu entziehen, ihnen Geschmack an einfachen Vergnügungen beyzubringen, und von ihnen alles abzuwenden, was nur irgend Begriffe von Höhe und Pracht in ihnen hätte erzeugen können. Die Aeltern sind selbst Erzieher, jedoch bedienen sie sich des Beystandes zweyer Personen von beyden Geschlechtern. Man sieht hier, wie sie sich beschäftigen, den Kindern nöthige Kenntnisse in Schreib- und Rechenkunst, in Erdbeschreibung, Geschichte, Naturhistorie ꝛc. spielend beyzubringen, und besonders ihnen Tugenden und gute Gesinnungen einzuflößen, und zur Fertigkeit zu machen.

Der moralische Theil ist ohne Zweifel der interessanteste und brauchbarste, indem Spielmethode beym Unterrichte in Wissenschaften weniger Glück in Deutschland zu machen scheint, zumal da es ein gar seltener Fall ist, hunderttausend Thaler Einkünfte zu besitzen, um im Stande zu seyn, alles auszuführen,

führen, was man nur wünschen mag. Dies ist nun freylich sehr das Mahlzeichen des Romans. Indessen muß man gestehen, daß die Verfasserin Kenntniß der Welt und des gemeinen Lebens genug erlangt hat, um den Ton so herunter zu stimmen, daß man keine Harmonie fremder Weisen zu hören glaubt.

Ich bin aber daneben weit entfernt, alle wissenschaftlichen und sittlichen Grundsätze der Verf. durchaus zu billigen. Ich habe einige sehr schädlich, und andere unausführbar gefunden. Denn unter andern läßt die V. (S. 22—23) Miß Bridget aus England kommen, um der Tochter, als sie 6 Monat alt ist, englische Sprache beyzubringen, ohne die nachtheiligen Wirkungen für Muttersprache zu erwägen, welche die letztere allemal leiden muß, wenn fremde Sprachen angefangen werden, ehe jene bis zur Festigkeit und Vollkommenheit ausgebildet worden. S. 219 rühmt die V. von der Familie von Valmont als Verdienst, daß man ihr keine Mißheyrathen vorwerfen könne, und als Beweis, daß ihre Vorfahren noblement dachten, welches recht gut durch adlich übersetzt worden, weil das Wort edel dadurch entehrt worden seyn würde. Welcher Werth kann für persönliches Verdienst übrig bleiben, wenn man ihn im ungeerbten sucht?

Bey dem allen haben Schriften dieser Art immer unendliche Vorzüge vor gewöhnlichen Romanen, worinn nur Leidenschaften erwachsener Personen ihr Spiel treiben, und die Einbildungskraft der Leser verführen, ohne ihren Verstand und ihr Herz zu bessern, obgleich auch von letzterm Fehler die vorliegende Schrift nicht ganz frey ist, wohin die romanhafte Erzählung von Cecilien gehört.

In der Vorrede wird darum auf den Gesichtspunkt hingewiesen, worinn man sich stellen muß, um die Schrift mit Nutzen zu lesen. Die Anmerkungen aber sind nur sehr wenige; auch sind sie nicht von sonderlicher Bedeutung, bis auf das Gespräch über Wahrheit und Lüge, welches S. 37—42 aus den Hamburgschen Adreßkomtoirnachrichten wieder abgedruckt worden.

Was den Werth der Uebersetzung betrifft, kann ich über ihre Getreuheit nicht urtheilen, weil ich sie mit dem Original nicht verglichen habe. Aber die Schreibart ist ungezwungen und fließend bis auf wenige Perioden, welche durch Verwerfung der Haupt- und Nebenwörter holpericht und unförmlich geworden sind. Einzelne Ausdrücke indessen müssen hier

angezeigt werden. S. 221. 310. 370. ff. findet man ein gnädiger Herr, gnädige Frau, gnädiges Fräulein, Ausdrücke, zu deſſen Gebrauch ſich die edlere franzöſiſche Sprache bis itzt nicht herabgelaſſen hat. In der That, der Ueberſetzer bewies wenig Achtung für die Ehre der deutſchen Sprache, indem er ſich Niedrigkeiten erlaubte, wozu das Original ihm kein Recht gab.

S. 43 und 321 hat er ſich des unedlen Worts ſchmollen bedient. Am häufigſten kommen Sprachfehler vor, welche ſich billig Niemand vorwerfen laſſen ſollte, der fürs Publikum ſchreibt, da es ſchon ſchlimm genug iſt, daß wir in unſerer Sprache des Umgangs noch immer ſoviel Unrichtigkeit antreffen und dulden müſſen. Es iſt wirklich kein geringes Unglück, daß ſo viele unſrer Skribenten dergleichen Ausſtellungen als Kleinigkeiten anzuſehen pflegen, ohne zu bedenken, daß ſie nur deſto tadelnswerther ſeyn würden, wenn es nur Kleinigkeiten ſeyn ſollten.

S. 29. 175 und anderswo heißt es: ich verſichere Ihnen, anſtatt Sie.

S. 69. 133. 144. 171. 175. 300 vor ihre Puppe, vor meinem Vater, Achtung vor Ihnen, Hochachtung vor Ihr, vor die Erziehung, anſtatt für (mit dem Accuſativ.)

S. 386 für Erſtaunen, anſtatt vor.

S. 228. 338. 375. 380. 381. rüfte ich aus, anſtatt rief.

S. 256. während dieſem Wahnſinn, anſtatt während dieſes.

S. 295. Antheil an den, anſtatt an dem.

S. 396. laſſen ſie ihr (ſie) bemerken.

Däucht und dünkt iſt bald mit mir, bald mit mich zuſammengeſetzt, da däucht nur immer mir, und dünkt nur mich bey ſich führen ſollte.

So lieſt man auch bey koſtet bald mir, bald mich.

Man findet unzähligemal das, wo das Relativum was oder welches ſtehen ſollte u. ſ. w.

Die beygefügten engliſchen Schriftſtellen ſind ſehr fehlerhaft abgedruckt. Es ſcheint, daß ſie unrichtig abgeſchrieben geweſen ſind.

Z.

Verſuch über die anſchauende Erkenntniß. Ein Beitrag zur Theorie des Unterrichts, von Ph. J. Lieberkühn, Lehrer an der Neuruppinſchen Schule. Züllichau — Frommann — 1782.

„Dieſe Schrift, ſagt die Vorrede, enthält einen Verſuch, einige wichtige Lehren der Pſychologie auf die Theorie des Unterrichts anzuwenden. Aus dieſem Geſichtspunkte muß man ſie betrachten, wenn man den Plan und die Behandlungsart des Verfaſſers richtig beurtheilen, und den Antheil von Verdienſt, den er dadurch zu erwerben wünſcht, gründlich ſchätzen will. Er hat nicht ſowohl die Seelenlehre mit neuen Bemerkungen bereichern, als vielmehr manche ſchon längſt entdeckte Wahrheiten dieſer Wiſſenſchaft auf die Pädagogik noch beſtimmter übertragen wollen.“ — Ich muß noch einige Gedanken aus der leſenswürdigen Vorrede herſetzen. „Die Pſychologie iſt eine große, reichhaltige Quelle, aus der ſich Leben und Fruchtbarkeit über die wichtigſten Theile der menſchlichen Erkenntniß ergießt. — Man kann ſie als das innigſte Band anſehen, das die Pädagogik, die Moral, die Vernunftlehre, die ſchönen Künſte, die Geſetzgebung, und ſelbſt die Religion, mit einander verbindet. — Dieſe ſind alle nur Zweige einer erhabnen Wiſſenſchaft, für die wir noch keinen Namen haben, der Wiſſenſchaft, die die allgemeinſten Gründe der Veredlung und Beglückſeligung des menſchlichen Geſchlechts enthielte. — Die Pädagogik kann vielleicht unter allen am wenigſten des Einfluſſes der Seelenlehre entbehren. — Jedoch die Ernte iſt groß und der Schnitter ſind wenig. — Indeſſen könnte doch die Theorie der Erziehung bald eine höhere Vollkommenheit erreichen, wenn man die jungen Erzieher anleitete, ſich ſelbſt ſchärfer und heller zu beobachten; wenn ſie ſich gewöhnten, überall auf die Wirkung ihrer Behandlungsart in den Seelen der Zöglinge aufmerkſamer zu ſeyn; wenn ein erfahrner Pädagoge einige nützliche Regeln und Geſichtspunkte der Beobachtung angäbe; wenn man uns noch beſtimmter aus den äußern Erſcheinungen die innern Zuſtände beurtheilen lehrte; wenn wir uns einzelne Theile der Seelenkenntniß, ſogar einzelne Vermögen, Triebe und Zuſtände, wenigſtens Vorzugsweiſe zur Beobachtung auswählten; wenn wir fleißiger die wichtigſten pſychologiſchen Schriften ſtudirten; und endlich wenn mehr Einigkeit und Mittheilung unter den Erziehern wäre! —

Warum ahmen wir nicht unſern Kunſtverwandten, den Aerzten, ſorgfältiger nach? — Die Pädagogik hat das Unglück, daß jedermann ihre Geheimniſſe leicht zu entdecken und bald auszuüben glaubt, wenn er ſich nur einigermaßen fühlt. — Das Selbſtgefühl weniger Pädagogen iſt ſo helle, daß ſie in ſich ſelbſt genug wahrnehmen könnten; wir ſind ferner gar nicht fähig, gewiſſe Seelenzuſtände in uns ſelbſt zu beobachten, die unendliche Verſchiedenheit der menſchlichen Seele erfordert ſchlechterdings, daß wir viele Individuen lange und ſorgfältig beobachten; und endlich können wir Erwachſenen uns von hundert Erſcheinungen in den Empfindungen, Neigungen, Denkarten der Kinder unmittelbar keine Begriffe machen. — Der Pädagoge muß wiſſen, welche Art der Erkenntniß er vorzüglich bey der Jugend zu befördern hat, wenn er ſeine Zwecke glücklich erreichen will; er darf es nicht verkennen, was die Wahrheit für eine veränderte Geſtalt annimmt, wenn ſie unmittelbar und anſchauend, oder wenn ſie mittelbar und ſymboliſch erkannt wird. Er muß beſtimmt wiſſen, wie weit und wohin eigentlich die Wirkungen der einen ſowohl als der andern Erkenntnißart gehen, welche Gegenſtände ſich auf die eine oder die andere Weiſe darſtellen laſſen, und durch welche Mittel er ſie am ſchicklichſten befördern kann.“ Dieſe letzte Betrachtung hat eigentlich Herrn L. zu dem gegenwärtigen Verſuch veranlaßt, welchen näher zu kennen, der Leſer durch das bisher Angeführte gewiß begierig geworden ſeyn wird.

Die Einleitung fängt mit der Betrachtung an, „wie viel der Menſch in der Körper- und Geiſterwelt entdeckt habe, wie groß, wie dauerhaft ſchon itzt die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts ſeyn müßte, wenn die Maſſe von moraliſchen Begriffen, die wir ſchon itzt beſitzen, eben ſo glücklich, und eben ſo weiſe benutzt worden wäre, als die Entdeckungen des menſchlichen Verſtandes in der Körperwelt. Aber es liege am Tage, daß die ſittliche Vollkommenheit des menſchlichen Geſchlechts noch nicht im richtigen Verhältniß mit ſeiner Aufklärung ſtehe, daß die Maſſe von moraliſchen, religiöſen und pſychologiſchen Begriffen, die das glückliche Genie und der unermüdete Fleiß edler Wahrheitsforſcher uns erworben habe, noch nicht genug im Umtrieb unter den Menſchen ſey. — Ein wichtiges Hinderniß, warum die Erkenntniß moraliſcher Wahrheiten nicht größern Einfluß auf die Glückſeligkeit der Menſchen habe, liege darinn, daß dieſe Wahrheiten ſelten anſchauend genug in ihren Seelen gedacht werden.

Nur

Nur das Anschauen des Wahren könne Empfindungen erwecken, und aus diesen allein können Handlungen entstehen. Man verfahre bey der Mittheilung moralischer Kenntnisse gewöhnlich ohne Einsicht in die Natur der menschlichen Seele; der Unterricht in diesen Wahrheiten sey häufig nichts, als ein leerer Wörterkram. — Man sehe unsere gewöhnlichen Fibeln und Lesebücher an. — Es gehöre zu den traurigsten Denkmälern eines unerleuchteten Religionseifers, daß man den Glauben an Gott und seine Gebote nie früh, nie biblisch genug den Kindern einzuflößen glaube; und von dem falschen Gesichtspunkt, aus dem die meisten Menschen ihr Lebelang die Religion ansehen, von der verkehrten Behandlungsart alles dessen, was religiöse Empfindungen erwecken soll, endlich von der matten, zweydeutigen Wirkung, die es eben dadurch mache, leitet der Herr Verfasser (und ich mit ihm) einen großen Theil des sittlichen Elendes unter den Menschen her. Mit dem Uebel, das aus dem ersten Lesen jener unverdaulichen Elemente schon entstehe, vereinige sich dann ein zweytes nicht minder fürchterliches: das unaufhörliche unzweckmäßige Sprechen über Religion und Tugend.“

Wie wahr ist Alles, was ich bisher angeführet habe, und was nun noch von den Mängeln des Unterrichts auf Schulen und Akademien folgt. Dank dir, edler Mann! daß du dies mit einer Freymüthigkeit, mit einer Wärme sagst, die aus dem Herzen kömmt, und aus Herz dringt. Wenn nur diejenigen Herzen hätten, die das Ding ändern könnten und sollten, o es müßte bald anders werden! — Doch ich muß mich von der lesenswürdigen Einleitung, die mir Stoff zu tausend angenehmen und unangenehmen Gedanken giebt, losreissen, um den übrigen eben so lesenswerthen Inhalt des Buchs anzuzeigen.

Der erste Abschnitt handelt von der Natur und den Arten der anschauenden Erkenntniß. — Die anschauende Erkenntniß nährt und stärkt eigentlich die Denkkraft. Sie ist der Stoff und die Grundlage aller unserer Geistesarbeiten. — Unterschied des Erkennens und Empfindens. 1) Beym Empfinden nimmt die Seele mehr ihren innern Zustand und seine Veränderungen wahr, als die Ursachen derselben; beym Erkennen hingegen beschäftigt sie sich mehr mit den Objekten, die auf sie einwirken, oder wenn dies ihre eignen innern Bestimmungen, oder auch abstrakte Ideenreihen sind: so betrachtet sie

ſie doch als etwas außer ſich befindliches. 2) Beym Empfinden fühlt ſich die Seele leidend, ſie überläßt ſich den Eindrücken ihrer Gegenſtände, und wird von ihnen unwillkührlich modifizirt. Unterſchied des Empfindens und Fühlens. Aus dem Empfinden erzeugt ſich das Anſchauen, und aus dieſem, bey fortgeſetzter Aufmerkſamkeit, das Denken oder das abſtrakte Erkennen vermittelſt der Zeichen. — Beym Fühlen nimmt die Seele nur das Subjektive wahr; beym Empfinden ſchon etwas von dem Objektiven; beym Anſchauen beſchäftiget ſie ſich zwar nicht ganz mit dem Gegenſtande, aber doch überwiegend; beym Denken endlich entwickelt ſie blos das Objektive, und verliert das Subjektive ganz aus dem Geſicht. Alles iſt hier mit unmerklichen Graden und Abwechslungen verknüpft. Freylich ſtimmt der Sprachgebrauch nicht mit dieſen Entwickelungen der Sache überein, allein es wäre zu wünſchen, daß man ihn hier mehr als irgendwo fixirte, wenn er nicht ferner alle Unterſuchungen über die Natur des Empfindens und Denkens erſchweren ſoll. — Hier folgen leſenswerthe Anmerkungen über den Sprachgebrauch in Abſicht auf dieſe Wörter. — Der Ausdruck: anſchauende Erkenntniß, läßt ſich noch ertragen, ob er gleich nicht richtig iſt, aber anſchauender (ſtatt anſchaulicher) Begriff iſt ein ſo ſprachwidriger Ausdruck, daß ſich der Hr. Verf. nicht verſtattet hat, ihn geradehin zu brauchen.

Dies war das Allgemeine, was ſich bey allem Anſchauen betrachten läßt. Nun redet der Hr. V. weiter von den beſondern Arten der anſchaulichen Vorſtellungen, und in der dritten Abtheilung dieſes Abſchnitts giebt er eine genauere Entwickelung des Eigenthümlichen, was ſich bey der anſchauenden und ſymboliſchen Erkenntniß aus ihrer Vergleichung wahrnehmen läßt. Hier giebt es beſonders folgende Unterſchiede: 1) Das Anſchauen gewährt unſerm Geiſte individuellere, konkretere Begriffe; das ſymboliſche Erkennen hingegen lauter Abſtraktionen. 2) Die ſymboliſchen Begriffe ſind reiner, als die anſchaulichen. 3) Die anſchauende Erkenntniß hat noch das Eigenthümliche, daß ſie verworren oder vielmehr undeutlich iſt; die ſymboliſche hingegen gewährt Deutlichkeit. 4) Die Vorſtellungen, die uns die anſchauende Erkenntniß gewährt, kann man als ein koexiſtentes Ganze anſehen; die Vorſtellungen der ſymboliſchen Erkenntniß hingegen ſind etwas Succeſſives. 5) Je anſchauender

der die Erkenntniß, desto stärker, je symbolischer, desto schwächer ist ihr Einfluß auf den Willen.

Zweyter Abschnitt. Von dem Werthe der anschauenden Erkenntniß. 1) Allgemeine Betrachtungen über die Vollkommenheit der Erkenntniß. Diese Vollkommenheit ist entweder eine absolute, wenn man die Erkenntniß für sich, ohne Beziehung auf die Natur des erkennenden Subjekts betrachtet; oder eine relative. — Die Glückseligkeit endlicher Geister besteht nicht wesentlich und absolut in dem Erkennen, sondern eigentlich besteht sie in der Summe von angenehmen Empfindungen, die in ihnen aus mannigfaltigen Quellen zusammenfließen. Hiebey eine lesenswürdige Anwendung in einer Note auf die Sittenlehre. Man könnte vielleicht das höchste Grundgesetz der Sittenlehre, das die meisten neuen Weltweisen durch das: vervollkommne dich selbst, ausdrücken, in der That noch wahrer, wenigstens noch interessanter für den Menschen, so angeben: strebe nach der höchsten Glückseligkeit, der deine gesammte Natur empfänglich ist. Ich, der Recensent, habe mir schon längst die Freyheit genommen, es so auszudrücken, weil es, so ausgedrückt, uns, wie Herr L. hinzusetzt, in einen richtigern und fruchtbarern Gesichtspunkt stellt, und uns sogar noch unmittelbarer zur Erfüllung unserer Pflicht und zum Dienst der Tugend verbindet. — Aristoteles setzt die höchste Glückseligkeit in die contemplative Thätigkeit; aber es ist ihm und andern Philosophen, wie H. L. anmerkt, begegnet, daß sie ihre Lieblingsquelle von Glückseligkeit zu der allgemeinen Quelle derselben für die menschliche Natur machten. 2) Anwendung der vorigen Betrachtung auf das Anschauen und symbolische Denken. Das Erkennen hat unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß auf unsere Glückseligkeit; es macht uns entweder geschickter zum Empfinden, oder tüchtiger zum Ausüben.

Doch ich muß mich von dem angenehmen Geschäffte losreißen, Hrn. L. Gedanken noch ferner meinen Lesern mitzutheilen. Ich setze also blos noch den Inhalt des dritten Abschnitts her, der von den Quellen und Hülfsmitteln der anschauenden Erkenntniß handelt. I. Von der unmittelbaren Empfindung, als der Urquelle aller anschauenden Erkenntniß. II. Von der Mitwirkung der Fantasie zur Veranschaulichung der Begriffe. III. Von den sichtbaren Abbildungen, als Hülfsmitteln

mitteln des Anſchauens. IV. Von der Sprache, als einem Mittel zur Erweckung anſchaulicher Begriffe. 1) Von der Natur der Sprache überhaupt. 2) Von dem Gange der Seele bey dem Gebrauche der Sprache. a) Von der Mitwirkung der Seele bey dem Gebrauche der Sprache. b) Vergleichung der verſchiedenen einfachen Beſtandtheile der Sprache, um daraus die Schwierigkeiten zu beſtimmen, die die menſchliche Vernunft, inſonderheit der bezeichneten Begriffe wegen, dabey zu überwinden hat. 3) Die Sprache, als ein Mittel zur Erweckung anſchaulicher Begriffe betrachtet. a) Von der Veranſchaulichung ſinnlicher Gegenſtände vermittelſt der Worte. b) Von der Veranſchaulichung der Begriffe, die wir urſprünglich aus dem Selbſtgefühl erhalten, vermittelſt der Worte. c) Von der Anſchaulichkeit allgemeiner Begriffe, in ſo fern ſie durch wörtlichen Unterricht befördert werden. — Ueber alles dieſes ſagt Hr. L. ſo viel Durchgedachtes, macht ſo viel treffende Anwendung davon auf Erziehung und Unterricht, und Schriften, die zum Behuf von beyden geſchrieben ſind, daß ein Pädagoge dieſe Materien nirgends beſſer ſtudiren kann, als bey ihm. Wenn wir doch nun bald den praktiſchen Theil erhielten, wo Hr. L. das Gebiet des Anſchauens und ſeine Vereinigung mit der Deutlichkeit der Erkenntniß, inſonderheit bey dem Unterricht der Jugend, noch genauer und vollſtändiger zu behandeln verſpricht!

Hz.

13. Wiener Schriften.

Denkmal des Edelmuths der Bürger Wiens bey der Ueberſchwemmung im Monat März 1784. in das Archiv der Menſchheit niedergelegt von L. A. H. Wien, Schmid. 55 Seiten 8.

Die Summe der geſammelten Beyträge war 4220 Fl. 30 Kreuzer, welche dem unter der Aufſicht des Hrn. Grafen von Buquoi, und unter K. K. Bewilligung errichteten Armeninſtitute ſind zugeſtellet worden. Laut S. 50 iſt nur nöthig befunden, in den Vorſtädten von Wien 1597 Fl. auszutheilen,

das

das übrige soll auf dem Lande vertheilt werden. Es ist sehr nützlich, solche wohlthätige Anstalten bekannter zu machen, damit der geringe Funken von Theilnehmung an der Noth elender Mitmenschen, der in den Gemüthern der Reichen und Wollüstigen viel eher erstickt wird, als bey denjenigen, die nur gerade ihr Auskommen haben, ein wenig angefacht werde. Der Edelmuth der Bürger Wiens, welche zu dieser menschenfreundlichen Absicht freywillig beygetragen haben, ist sehr zu loben, und zur Nachahmung anzuempfehlen. Ist es aber nicht zum Erstaunen, daß in einer Stadt, wo nach einer neuesten Berechnung (s. de Luca Staatsanzeigen 2ter Heft S. 176) 254,181 Einwohner seyn sollen, in einer so üppigen Stadt, wo so viel auf Schmausen und Pracht gewendet wird, die freywillige Kollekte für so offenbar nothleidende Mitbürger nur 4220 Fl. beträgt. Wie würde das Wiener Publikum nicht seufzen, wenn es hieße: Stuwer hat im letzten Monate für seine Feuerwerke im Prater nur 4220 Fl. eingenommen. Da würde es heißen: Der Mann wird nicht unterstützt, er wird ruinirt werden. Und ob so viele Einwohner ganzer Vorstädte durch Ueberschwemmung ruinirt worden, daran denken noch so viele reiche Wollüstlinge nicht, und geben unbesorgt ihr Geld fürs Feuerwerk, für die Thierhetze, und für die Redoute aus. Es ist rührend, in diesem speciellen Verzeichnisse zu lesen, wie mancher edelmüthige Bediente oder arme Handwerksmann 20 Kreuzer brachte, daß ein P. Dominikaner 1 Fl. gab, daß die Kunstverwandten in der v. Schönfeldschen Buchdruckerey, von dem sauer erworbenen Lohn ihrer Arbeit, 3 Fl. zusammenbrachten u. s. w. Diese Züge, so klein sie scheinen, sind wahrer Edelmuth mit Rechte zu nennen, aber was soll man von den vielen reichen Kapitalisten in Wien, die man in diesem Verzeichnisse nicht findet, sagen? Möchten sie doch wenigstens bey einer andern Gelegenheit aus Scham mehr thun!

Bnz.

Die Kirche und der Staat, ihre beyderseitige Pflicht, Macht und Grenzen. Von Franz Rudolph von Großing, vormals K. K. Hofsekretair. Berlin, (aber

(aber nicht in Berlin gedruckt) 1784. gr. 8. 240 Seiten.

In der Vorrede ſagt der Verfaſſer, ſein Buch ſolle in der Religion zur Aufklärung dienen, und um den Leſern Vertrauen gegen dieſe Aufklärung zu erwecken, verſichert er, daß ihm kein theologiſch Buch vorgelegt werden ſolle, das er nicht geleſen habe, (iſt gewiß Windbeuteley, denn der theologiſchen Bücher ſind Legion) ſo wie er auch ein Mitglied aller Religionen geweſen. (das iſt nun eben kein ſonderlicher Ruhm) Das Reſultat ſeiner Religionsbetrachtungen ſetzt er in dieſen drey Stücken: 1) Alle Menſchen haben im Grunde nur Eine Religion. 2) Unter allen Religionen iſt die chriſtliche die vernünftigſte. 3) Vor jetzt iſt die wahre chriſtliche Religion ganz aus der Welt verdrängt. (So?) Zugleich thut er einen Ausfall auf die Philoſophen, die von einem Stande der Natur reden, da doch jeder Menſch ſogleich in eine bürgerliche Geſellſchaft eintritt. (Geſetzt auch, ſo ein Naturſtand iſt wirklich nicht vorhanden, weiß denn der Verfaſſer nicht, daß der Deutlichkeit wegen ſolche Unterſcheidungen ihren unverkennbaren Nutzen haben?)

Erſtes Kapitel: **Vom Urſprunge der geiſtlichen Macht.** Dem Prieſterſtande, ſagt er, gehört gar keine Macht, denn eine ſolche müßte ſich auf ein göttliches oder menſchliches Recht gründen. Die Aufberufung auf die jüdiſche Verfaſſung iſt eitel, weil ſelbige aufgehört hat. Geiſtliche Macht iſt alſo Aberglauben oder Dummheit. Nun geht der Verf. über alle Grenzen hinweg, indem er den Prieſterſtand für völlig unnütz erklärt. Jeder, ſagt er, muß ſein eigener Prediger ſeyn. Höret nun die Geiſtlichkeit ſelbſt auf, ſo hat ihre Macht auch ein Ende. (Richtig!) Gott erlaubt jedem zu glauben, was er will, aber die Prieſter ſetzen ſich über Gott. (Der Verf. hat ſein Augenmerk beſonders auf die römiſchkatholiſche Kirche, gegen welche er einen heftigen Eifer blicken läßt.) In der Beſchreibung der Vorzüglichkeit der Religion gedenket er, daß nur ein einziger Glaubensartikel Statt habe, nämlich, daß Chriſtus wahrer Gott ſey, ſobald man hiemit fertig geworden, finde ſich alles von ſelbſt. Die Unſterblichkeit der Seele ſey ein Hauptartikel, und für ihn die einzige Tröſterin, da ein muthwilliger Räuberſchwarm ihm Ehre, Haab und Gut genommen. (So viel wir gehört haben,

nicht

nicht ganz ohne seine Schuld). Zweytes Kapitel: Von den Gegenständen der geistlichen Macht. Jede Kraft habe ihren Wirkungskreis. Die mechanischen Kräfte könne man auch berechnen, die Seelenkräfte aber nicht. So sey der Unterschied zwischen der geistlichen und weltlichen Macht. Eine und dieselbe Handlung könne für die geistliche Macht löblich, für die weltliche sträflich seyn. (Wunderliche Begriffe.) Die geistliche Macht beziehe sich auf den Willen, die weltliche auf die That. (Wer kann dabey was Vernünftiges denken? Eine geistliche Macht soll ja gar nicht statt haben.) Drittes Kapitel: Vom Ursprunge der weltlichen Macht. Die Stärke physikalischer Macht könne nie moralische Folgen hervorbringen. (Unverdaut und ohne Nachdenken gesagt) Uebermacht verpflichte keinen Menschen. Mithin komme alle Societät vom Vertrage her. Die Verpflichtung des Fürsten und Unterthanen ziele zum gemeinsamen Glück. Alle wesentliche Macht gehöre dem Staatskörper, dem der einzelne Mensch das Privatrecht der Natur übertragen hat. (Kurz vorher lachte ja der Verf. über den Begriff vom Rechte der Natur!) Aendert das Menschengeschlecht den Vertrag der Obergewalt, so fällt sie in ihr Nichts. Fort also mit dem Gedanken, als sey die Gewalt des Fürsten von Gott. Nirgends habe Gott sie befohlen, lediglich eine Wirkung des freyen Willens. Der Befehl des Christenthums: Gehorchet der Obrigkeit, setze Verträge voraus. (Wenn die menschliche Glückseligkeit eine Absicht Gottes ist: so muß auch die obrigkeitliche Verbindung sein Wille seyn, ohne welche die Glückseligkeit nicht bestehen kann. Obrigkeit ist nicht gerade Monarchie. Die Verträge können stillschweigende seyn.) Viertes Kapitel: Von der wahren Beschaffenheit der weltlichen Macht. Die Fürstenmacht ist das Resultat von dem vereinigten Willen jedes Bürgers im Staate. Fünftes Kapitel: Schlußfolgen. Die Fürstenmacht ist frey, unabhängig, untheilbar, überall gleich, unveräußerlich. Ein Staat, wo viele das Ruder führen, ist Unmöglichkeit. In den vereinigten Niederlanden herrscht der Großvenstonär unumschränkter, als der größte Monarch. (Ungereimtes Zeug). Einer steckt immer unter der Decke. Amerika muß sich einen König wählen, sonst ist es ein Luftbild. (Das wird es Hrn. Grossings eingeschränkter Einsicht zu Gefallen gewiß nicht thun, und wohl mehr als Luftbild bleiben.) Der Fürst kann die ihm anvertraute Macht, ohne Einwilligung der Nation, an keinen

andern abtreten, denn der Fürſt iſt ein Verwalter des Staats. Kriegesſieg giebt dem Sieger kein Recht über den Ueberwundenen. Die Verträge nach dem Siege dienen zum Beweiſe, daß der Krieg nicht geendet, ſondern ſeine Geſtalt verändert worden. Vertrag zwiſchen Sieger und Ueberwundenen iſt der Natur nach widerſprechend. (Unverdaute Idee) Aus Zwang können keine gerechten Anſprüche entſtehen. Das ganze aufgeklärte Jahrhundert jauchzet Amerika Beyfall zu, und richtet das Mordbeil wider Deſpotengewalt. (Nun! und kurz vorher ſollte ſich Amerika einen König wählen?) Kein Fürſt kann ſeinen Nachfolger ernennen, ohne Einwilligung des Volks. (Wieder zu allgemein. Das Volk kann dem Fürſten die Macht gegeben haben, per tacitum conſenſum, ſich den Nachfolger zu wählen.) Sechſtes Kapitel: Vom Einfluſſe der Geiſtlichen in die weltliche Macht. Vor dem achten Jahrhundert war keine geiſtliche Macht, ſie entſtand aus Reichthum der Geiſtlichen. Man glaubte, die Sünden könnten mit Landgütern abgebüßet werden. (Dies iſt der wichtigſte Grund der geiſtlichen Macht.) Das Seelenheil wurde nach dem Sündentarif mit Gelde erkauft. Die Fürſten mußten nach Proportion ihres Ranges nur um ſo viel mehr bezahlen, das nahm der Pabſt hin, und wurde ein großer Fürſt. Seitdem überſchreiten die katholiſche und proteſtantiſche Geiſtlichkeit alle Schranken. (Die proteſtantiſche? wie kann das der Verfaſſer ſagen, wenn er proteſtantiſche Länder kennet?) Die Geiſtlichen unter Juden, und Türken, und Heiden zeichnen ſich durch Herrſchſucht aus. Siebentes Kapitel: Grenzen der weltlichen Macht. Die Staatslehre iſt unter allen Thorheiten die größte. (unbeſtimmte kahle Tirade). Eine Kette von Lügen und Irrthum, welche von Tyrannen und Schmeichlerwitz erſonnen. Der Höfling ſagt: dem Fürſten iſt alles erlaubt; der Schmeichler macht ihn zum Statthalter Gottes. Ein tugendhafter Fürſt, der ſich mehr um Menſchen, als um Hunde und Pferde bekümmert, iſt ein Wunderding. Der Großherzog von Toskana beſitzt alle Tugenden, die bey den übrigen Fürſten nur einzeln ſind. (Wie kann das der Verfaſſer beſtimmen, wenn er nicht alle Fürſten und den Großherzog genau kennt? Der Kaiſer iſt ja auch ein lebender Fürſt.) Des Fürſten erſtes Staatsgeſetz iſt: ſey vernünftig. Jede Handlung, die nicht aufs gemeine Beſte abzielt, thut der Fürſt als bloßer Menſch und Privatmann, und die verpflichtet zum Gehorſam nicht, weil ſie nicht

nach

nach dem Willen des Staats erfolgt, als welcher nur gemeinschaftliche Glückseligkeit verlangt. Jeder Fürst stellt also eine gedoppelte Person vor im Staate, die Eine als Fürst, die Andere als Bürger. (So redet der Verf. immer in Uebertreibungen, und weiß am Ende nicht, was er will. Wer soll es beurtheilen, ob des Fürsten Handlung zum gemeinen Besten dienet? quot capita, tot sensus. Ist der Fürst nicht auch ein Mensch?) Der Fürst kann seine untheilbare Macht nicht an die Geistlichen abtreten. Thut er es, so hat ers als Privatmann gethan, und der Thronfolger kann es aufheben. (Richtig.) Achtes Kapitel: Von den Freyheiten geistlicher Güter. Sind zweyerley Arten. A) im Betreff ihres Vermögens; B) in Absicht ihrer Personen. Bey den Katholiken ist der geistliche Stand der reichste, bey den Protestanten der ärmste, aber auch tugendhafteste. (Widerspruch mit dem 6ten Kap.) Hier soll nur von Katholiken die Rede seyn. Die Güter der Kirche taugen nicht, die Geistlichen erhalten davon nur Hunde, Huren und Pferde. Die Geistlichen machen den 35sten Theil, und sind so reich, wie alle andere Theile zusammen. Das Vermögen besitzen sie nicht als Geistliche, sondern als Bürger, daher ist es wider die Gleichheit im Staate, wenn sie keine Abgaben entrichten. Der Fürst muß solche Freyheiten zernichten, wenn er nicht aufhören will, Fürst zu seyn. (Wieder mit gewöhnlicher Uebertreibung gesagt). Neuntes Kapitel: Von den Freyheiten geistlicher Personen. Anständiger Unterhalt und Bequemlichkeit soll ihnen verschafft werden, aber nicht eigene Gesetze, Richter, und Gerichtsstühle. Bischöfe, Päbstlicher Gesandter, Pabst haben Räubergewalt. Zehntes Kapitel: Von den Konkordaten. Lächerliche Spitzfindigkeit des neuen Italiens am päbstlichen Hof. Der Hof heißt curia; die Minister, Kardinäle; die Kanzeleyen, Datarien; die Verträge mit den Fürsten, Konkordaten. Letztere sind null und nichtig, indem sie dem Staatsvertrage widersprechen, nach welchem die Fürstenmacht untheilbar ist. Der Pabst, als Geistlicher, hat nur Eine Stimme. (Gut gesagt.) Elftes Kapitel: Von den Zufluchtsörtern. Die Sicherheit war die Absicht, warum sich der Naturmensch in die bürgerliche Gesellschaft begab. Wer die Sicherheit verletzt, verletzt den Staatsvertrag, dessen Beobachtung die Fürstengewalt bewirken muß. Hört der Staatsvertrag auf, so hört auch Fürst und Bürger auf. Zufluchtsörter sind solche, wo die Gesetze schweigen, weil der, der sie

übertreten hat, dort in Sicherheit ist. Durch sie hört der Staat und alle bürgerliche Verbindung auf. Der Staat verliert die Freyheit, die da am größten ist, wo das Böse mit Vernunft bestraft wird. Kirchen und Klöster sollen Zufluchtsörter für den unschuldig Verfolgten seyn, doch alles unabhängig von geistlicher Macht. Zwölftes Kapitel: Vom Ehestande. Die Ehe ist ein blos bürgerlicher Kontrakt. Jeder ist zur Ehe verbunden. Dem Manne ist es erlaubt, mehrere Weiber zu nehmen; die Frau aber soll sich mit Einem Manne behelfen. (Versteht sich nach dem Naturrechte. Wenigstens so positiv hätte Hr. Gr. nicht sprechen, sondern diese wichtige Materie untersuchen sollen.) Die Enthaltsamkeit der Geistlichen ist die Ursache ihres frühen Todes. (So? Viele sind doch eben so enthaltsam nicht.) Die altestamentische Religion begünstigt die Vielweiberey, und nur der Schlendrian bürgerlicher Gesetze verbietet sie. (Nicht die Religion im Orient, sondern die bürgerliche Verfassung, begünstigte sie.) Die Geburtslisten beweisen, daß sich die Töchter zu den Söhnen verhalten wie 3 zu 1, daher viele unverheyrathet bleiben müssen, und das ist die Ursache des Kindermords. (Wie kann Hr. Gr. so etwas behaupten wider den offenbaren Augenschein aller Geburtslisten in Europa. Wie 3 zu 1?) Die Heyrathen zwischen Bruder und Schwester sind nicht allein erlaubt, sondern auch die glücklichsten und vergnügtesten. (Hat er Beyspiele davon?) Dreyzehntes Kapitel: Vom Cölibat. Der Cölibat ist der Kirche und dem Staate nachtheilig. Der Kirche, indem er die schändlichsten Laster erzeugt; dem Staate, indem er die Bevölkerung hemmt. Vierzehntes Kapitel: Von der Klostergeistlichkeit. Taugt ganz und gar zur Landesglückseligkeit nichts. Funfzehntes Kapitel: Von Eidschwüren. Sind erlaubt, und gehören für die weltliche Obrigkeit. Sechzehntes Kapitel: Von den geistlichen Pfründen. Gehören unter die Direktion des Fürsten, durch ihre Einziehung wird das Land glücklicher, — und die Religion geläuterter. (Hm! Die Religion durch Einziehung der Pfründen läutern, ist ein seltsamer Begriff.) Siebenzehntes Kapitel: Vom Kirchenbanne. Ein unmächtiges Gespenst, das vormals großen Lerm gemacht. Achtzehntes Kapitel: Von verbotenen Büchern. Kein Buch, das wider die Religion geschrieben ist, darf verbothen werden, denn es schränkt den Nahrungsstand des Bürgers ein, und hemmt das Nachdenken. Auch darf keine Schrift verbothen werden, die wider

wider den Staat iſt, weil jeder Bürger das Recht hat, zu reden und zu ſchreiben, was er für andere nützlich hält. Die Pasquille ſind Wundärzte der Menſchheit. (kahle Tirade.) Neunzehntes Kapitel: Kirche und Staat. Beyde Mächte ſollen in der engſten Verbindung, und die geiſtliche der weltlichen untergeordnet ſeyn. (Es ſollte ja vorher gar keine geiſtliche Macht geben.) Eine Klaſſe Menſchen ohne Religion giebt den beſten Staat. (Wie? Was?) Unter allen Religionen iſt die chriſtliche die vortheilhafteſte für den Staat. Beſchluß: Kirchenmacht beruhet auf Gott, Fürſtenmacht bey dem Volke. Kirche beziehet ſich auf die künftige Glückſeligkeit, und Staat auf die gegenwärtige. (Eine ganz unvernünftige Kontradiſtinction). Staat kann ohne Religion, und Religion ohne Staat beſtehen. — Unſere Leſer ſehen wohl, daß es dem Verfaſſer nicht ganz an Einſicht fehlt. Schade, daß er das meiſte roh, unverdaut, unbearbeitet hingeworfen; und Schade, daß Unmuth und Zorn ſo oft der ruhigen Ueberlegung einen Querſtrich macht, wovon er die Urſache in der Abhandlung von der Toleranz näher zu entwickeln vermeynt; obgleich dabey jeder Leſer denken wird: Audiatur, et altera pars.

Franz Rudolph von Großings, vormals K. K. Hofſekretairs, Pabſtengeſchichte im Gründriß. Göttingen und Offenbach, bey Vandenhöks Wittwe, und Weiß und Brede. 1784. 332 Seiten in 8.

Der Verfaſſer ſpürt den Grund des Pabſtthums in den erſten chriſtlichen Zeiten mit Beleſenheit in bekannten Schriften, und mit einiger Einſicht auf; zeigt, wie allmälig durch Anſehen und Reichthum die päbſtliche Würde erwachſen, und wie ſie gemißbraucht worden. Die neuen Aufſchlüſſe, deren ſich der Verf. in der Vorrede rühmt, finden wir zwar ganz und gar nicht, aber auch keinen wichtigen Verſtoß gegen die Geſchichte. Die Kunſt zu erzählen verſteht der Verf. nicht, daher dieſe Schrift, die ſich faſt auf lauter Geſchichte beziehet, am unangenehmſten zu leſen iſt. Wer die Schandthaten der Päbſte, und ihre angerichtete Verwickelung recht ſyſtematiſch leſen will, der findet ſie hier. Bey der Gelegenheit, da der Vor-

fall mit Pabſt Gregor VII. erwähnt wird, wie er Kaiſer Heinrichen IV. in den Bann gethan, und die Unterthanen vom Eide der Treue losgeſprochen, ſagt der Verf. in einer Anmerkung, die chriſtliche Religion zähle es nicht zu ihren Verdienſten, daß ſie Empörungen unterdrückt, und der Staatsverfaſſung nützlich wird. Der Dummheit der damaligen Zeiten ſey es zuzumeſſen, daß der Pabſt ſo viel vermochte. Nun macht er die Anwendung auf die vor drey Jahren aufgegebene Preisfrage der Berliner Akademie: Ob es beſſer ſey, das Volk in der Religion aufzuklären, oder in Dummheit zu laſſen, und meynt, ſo eine Frage ſollte man in den gegenwärtigen Zeiten nicht ſuchen. (Des Verf. Urtheile ſind oben abgeſchöpft, auch zuweilen höchſt unbillig. Die Preisfrage der Akademie lautete nicht ſo. Die Frage, s'il faut tromper le peuple, mußte allerdings in unſern Zeiten aufgeworfen werden, wo man auf die Rechte der Menſchheit immer aufmerkſamer zu werden anfängt. Dieſe Frage iſt übrigens von ſehr weitem Umfange, und iſt noch lange nicht hinlänglich beantwortet. Es giebt Fälle, die ſehr delikat ſind, und wohl verdienen, daß weiſe Philoſophen darüber nachdenken. Unſer Verf. aber decidirt nur bloß. Der Verfaſſer hat dem Gange, den die Denkungsart des Volks in der Religion nimmt, gewiß noch nicht nachgedacht.) Am Schluſſe giebt er Pius VI. den Rath, das Andenken ſo vieler Uebelthaten, die durch Mönche geſchahen, dadurch der Welt aus dem Geſichte zu rücken, daß er alle Orden abſchafft, und des Kaiſers Exempel ſich zur einigen Richtſchnur ſtellt. (Eine Pabſtengeſchichte zu ſchreiben, und ſo einen Rath zu geben! So etwas ſoll auffallen, iſt aber leere Deklamation.)

Allgemeines Toleranz- und Religionsſyſtem für alle Staaten und Völker in der Welt. Von Franz Rudolph von Großing, vormals K. K. Hofſekretair. Leipzig. 1784. 216 Seiten in 8.

Unter den Schriften des Verf. iſt dieſe wohl unſtreitig die wichtigſte. Wir wüßten nicht, daß jemand dies Objekt in der Art abgehandelt hätte, gleichwohl iſt es für die Menſchheit wichtig und intereſſant. Voll warmen Gefühls, das nur nicht ſelten in Deklamation ausbricht, beleuchtet der Verf. nicht al-

lein

lein überhaupt dieſe Materie, ſondern auch beſonders die von Zeit zu Zeit herausgekommenen Kaiſerlichen Verordnungen, und zeigt, wie der Kanzleygeiſt in Wien die preiswürdigſten Abſichten des Kaiſers durch manche Klauſeln und Bedingungen erſchwert, und das reine Licht der Toleranz verdunkelt habe. Möchte das Buch den Nutzen ſchaffen, wozu es hoffentlich geſchrieben iſt; möchte es aber auch niemand mißbrauchen, welches eben ſo leicht möglich iſt!

Ein ſo wichtiges, bedenkliches Buch darf nicht obenhin angezeigt werden, wir wollen alſo einen getreuen Auszug liefern. In der Vorrede ſagt der Verfaſſer, er habe vormals zum Vergnügen geſchrieben, da ſey ihm nichts daran gelegen geweſen, wenn ſeine Schriften nachgedruckt worden, wie denn ſein freymüthiger Briefwechſel über den Bayerſchen Succeſſionskrieg 19mal in Jahr und Tag nachgedruckt worden. (Iſt wohl ein wenig Prahlerey, übrigens werden im Kriege oft ſehr unbedeutende Scharteken viel geleſen. Dieſe iſt bey allen 19 Auflagen uns unbekannt geblieben, und itzt gewiß allenthalben vergeſſen.) Nun aber, da das Bücherſchreiben ſein einziger Nahrungszweig geworden, wolle er jeden Nachdrucker als einen Galgendieb bey ſeiner Obrigkeit anklagen, und ſollte dieſe nicht drauf anbeiſſen wollen, ſo würde er die Mitdiebin nach dem Naturrechte behandeln, und ſeine Vertheidigung ſolle ſo ſchrecklich als unerwartet ſeyn. (Der Verf. iſt ein Thor. Was will er denn den Nachdruckern thun? So ins Gelag hinein muß man nicht ſchwatzen. Uebrigens ſoll das Bücherſchreiben nicht Nahrungszweig werden; ſonſt wird der Verfaſſer vielerley in den Tag hineinſchreiben, wozu er ſchon eine tüchtige Anlage hat.)

Gleich Anfangs behauptet er, die Religion Jeſu ſey zwar eine Religion der Vernunft und Billigkeit, aber ſie ſey nirgends anzutreffen, ſo wenig als der Sonneſtaat des Plato, oder Morus Utopien. Mit dem Stifter ſey ſie erloſchen, und ſchon die erſten Apoſtel hätten durch unnütze Zänkereyen von Beſchneidung, Gemeinſchaft mit den Heiden ꝛc. den Grund zum Untergange gelegt. Als Konſtantin ſich taufen ließ, gieng es ſchon mit den Sekten und ihrem gegenſeitigen Haſſe los, ſo hat die vielköpfige Schlange Fanatismus die Religion entſtellt. Von ſich ſelbſt ſagt der Verfaſſer, er ſey von Geburt ein römiſchkatholiſcher Chriſt, aus Ueberzeugung ein Chriſt ohne Beynamen; laſſe ſich weder römiſch, noch augsburgiſch, noch Ge-

ker, noch Jansenist nennen; lese Bahrdts Schriften, wenn ihm Lust ankomme, einen Roman zu lesen, sey bey allen Religionen ins Speisebuch (speisen heißt in Oesterreich das heil. Abendmahl geben) geschrieben, und die nächste Kirche sey immer seine Pfarrkirche. (Das kann der Verf. zwar thun; aber andern nicht zur Nachahmung aufdringen, so wie vieles andere, was er thut.) Huß und Luther hätten zuerst der Furie entgegen gearbeitet, und der Religion eine bessere Wendung gegeben, indessen könne Rom und China mehr gute Fürsten und Unterthanen aufweisen, als die ganze Christenheit. (Unsere Leser werden sich zur Hebung des Widerspruchs in des Verfassers Urtheilen über die christliche Religion, einmal für allemal anmerken, daß er selbige in Rücksicht auf ihren Stifter, und wie sie aus dessen Händen gekommen, ausnehmend lobt, in der nachfolgenden Gestalt aber nicht genug herabwürdigen kann, und dann kommen immer seine gewohnten Uebertreibungen, welche durch seine seichte Einsicht in die Geschichte vermehrt werden. Der Verf. würde weit mehr Nutzen stiften, wenn ers nicht so oft übertriebe, und geradezu deciderte. Aber freylich, alsdenn möchte das Schreiben für ihn nicht Nahrungszweig seyn können.) Die ruhmwürdigsten Beyspiele der Toleranz, sagt er, hat uns Joseph und Friedrich gegeben, es ist aber doch zwischen der Toleranz in den Preuß. Staaten, und der in Pensylvanien, noch ein großer Unterschied, (und eben so ein großer ist wieder zwischen der Pensylvanischen und der Großingschen.) Um seine Meynung hierinn recht eindrücklich zu machen, will er sie nicht systematisch vortragen, sondern das Bild der Toleranz in den kaiserlichen Staaten sich zum Objekt machen, daran das Lobenswürdige loben, das Tadelnswürdige freymüthig tadeln, um so mehr, da itzt die Menschheit sein Landesherr sey, von der man keine Verweise zu befürchten, der man vielmehr alles Gute zutrauen könne. Die Circulare, die selbst in den kaiserl. Staaten selten geworden, sind mit abgedruckt. Bey dem Ersten, das im elften Monathe der kaiserl. Regierung erschien, bemerkt der Verfasser den seltsamen Styl des Konzipienten, der freylich dem deutschen Kanzleystil keine Ehre macht. Sonst wurden solche Verordnungen mit allem Kanzleygepränge, und der Unterschrift eines Hofrathes, der die Woche hat, *) ausgefertigt, diesmal

*) Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß bey den öffentlichen K. K. Edikten, welche sämmtlich, (sie betreffen Justiz

diesmal aber wollte sich kein Hofrath unterschreiben, weil man sich furchte, der Pöbel werde denjenigen als den Rathgeber ansehen, der seinen Namen unterschrieben. Die böhmischösterreichsche Hofkanzeley that bey dem Kaiser allerley Vorstellungen, der Hofrathswitz erschöpfte sich ganz, der Kaiser aber wurde nicht irre gemacht. In der Anmerkung zur Verordnung sagt der Verf. 1) Ein Toleranzedikt muß allgemein bekannt seyn. 2) Die Religion ist des Menschen natürliches Eigenthum, wenn der Dieb die Freyheit derselben geraubt hat, muß der Landesherr sie wiedergeben. Heide und Christe beten im Grunde eben denselben Gott an, daher die Römer die Götzenbilder der Völker, die sie unterjocht hatten, in ihre Tempel trugen, und sie, wie ihre eigene Götter, verehrten. Die Verfolgung, die die Christen von den Römern erdulden mußten, zogen sie sich mit ihrer Bekehrungssucht zu. (Daran ist mehr wahr, als mancher glaubt. Die Kirchengeschichte sollte auch in dieser Absicht aufs neue studirt werden. Sie verdient eine gänzliche Umformung.) Auch die türkischen Verfolgungen haben die Christen mit verschuldet. (Doch weniger, als unter den Römern.) Nichts aber ist toller, als wenn der Christ den Christen verfolgt. Man behauptet, der Glaube sey Gottes Gnade, und doch hasset man den, der diese Gnade nicht hat. Von sich sagt der Verfasser, er sey bald Heide, bald Jude, bald Türke, bald Christ gewesen. Von den Religionsmeynungen urtheilt er gesund. Um so kurz als möglich zu recensiren, wollen wir die Worte der kaiserlichen Verordnungen, bey welchen der Verf. die erheblichsten Anmerkungen macht, wiederholen, und die Anmerkung darunter setzen. „Allergnädigste Toleranz: ist ein unbedeutender Ausdruck, indem die Toleranz nicht Gnade, sondern „strenge Gerechtigkeit ist. Der Gewissenszwang ist schädlich: Löblich, wenn die Fürsten die Gründe ihres Betragens den Unterthanen vorlegen, weil, Das ist unser Wille, „das freye Menschenherz nothwendig empören muß. Gewissenszwang. Ein Unding, indem sich das Gewissen „schlechterdings nicht erzwingen läßt. Toleranz ist ein Ge-

oder Finanz) bey der Böhmisch-Oesterreichischen Hofkanzley in Wien ausgefertigt werden, nicht derjenige Hofrath unterschreibt, der Konzipient des Edikts ist, sondern es sind jede Woche zween Hofräthe zum Unterschreiben bestellt. Diese sonderbare Einrichtung ist anderwärts wenig bekannt.

„ſetz der Natur, wodurch jeder vernünftige Menſch verpflich„tet iſt, ſeinen Mitmenſchen in der vollkommenſten Religions„freyheit ungeſtört zu laſſen. (Vortrefflich und ſehr richtig „geſagt.) Religionsfreyheit: Die Eigenſchaft der menſch„lichen Seele, Kraft welcher der Menſch von Natur aus be„rechtiget iſt, Gott ſo zu dienen, wie er glaubt, daß es Gott am „gefälligſten ſey.“ (Der Verf. hat hier innerliche und äuſſerliche Religionsfreyheit vermiſcht. Die innere, als Eigenſchaft der Seele kann niemand beſchränken.)

Von den Glaubensartikeln redet der Verf. vernünftig, und ſchließt die Zänkereyen darüber von aller Beziehung auf Gottſeligkeit aus. Die Vortheile der Toleranz in Abſicht der Bevölkerung werden deutlich gezeigt, und Montesquieu, der das Gegentheil behauptet, daß nämlich der Fürſt, der nur Eine Religion in ſeinem Lande antrifft, auch allen andern den Eingang verſperren müſſe, wird widerlegt, und gezeigt, daß er bey ſeiner Schreiberey die Baſtille vor Augen gehabt. In allen Ländern giebt es Baſtillen, die des Autors Feder in Zucht halten, das, ſagt der Verfaſſer, iſt auch oft ſein Fall geweſen. „Es ſollen den augsburgſchen und helvetiſchen Reli„gionsverwandten, dann, den nicht unirten Griechen, „das Privatexercitium der Religion geſtattet werden. „Warum nicht allen Menſchen? Verdienen nicht Deiſten „eben dieſe Rechte, die der Menſchheit eigen ſind? (Ueberaus „richtig.) Privatexercitium. Kömmt in keinem Wörterbu„che vor. Iſt der Gottesdienſt einer Parthey unſchädlich, „warum ſoll er nicht öffentlich gehandhabet werden, zumal da „jedes Unterſcheidungszeichen den Religionshaß nährt. Ein „ungetreuer Koncipient! Der römiſchkatholiſchen Reli„gion ſoll aber das öffentliche Exercitium bleiben. Al„lenthalben glaubt man, daß in einem Staate eine herrſchen„de Religion ſeyn müſſe. Narrenspoſſen! Warum nicht „auch eine herrſchende Philoſophie, und herrſchende Arzney„kunſt? Einer Religion den Vorzug vor der andern öffent„lich zu geben, iſt immer eine Quelle von Intoleranz. (Sehr „richtig.) Die tugendhafte iſt die beſte.“ (In der Anwendung iſt dies eben der Streit.) „Aller Orten, wo es nach „der Zahl der Menſchen, und ihren Facultäten thun„lich iſt. Tauſende haben nicht mehr Recht, als ein Einzi„ger. Wehe dem Staate, wo die Fakultäten des Bürgers „der Maasſtab der Gerechtigkeit ſind! Dieſe Einrichtung „giebt zu Chikanen Stoff. (Wie auch in allen K. K. Provin-

zen

gen die Erfahrung leider! genugsam zeigt. Man sehe nur Schlözers Staatsanzeigen nach.) „Insbesondere be„willigen S. Majestät. Der Koncipient läßt den Monar„chen unrecht reden. Soll heißen: S. Majestät finden „sich verpflichtet, fremden Religionsverwandten, zur „Sicherheit, folgende Maasregeln zu bestimmen ꝛc. ꝛc. „Den akatholischen Unterthanen, wo hundert Familien „existiren. Wie kann man mit Recht 2 bis 3 Familien das „versagen, was man 100 einräumet? Man darf sich Luft„häuser bauen wo man will, aber zu Bethäusern bedarf es „einer eigentlichen Erlaubniß! (Vortrefflich gesagt.) Doch „sollen die Akatholischen, bey der schwersten Verant„wortung, nicht hindern, daß ein katholischer Geistli„cher geholt werde. Stoff zu den bittersten Chikanen, „Sachen, deren bloßes Andenken die Gemüther erbittern kann, „sollten mit Stillschweigen übergangen werden. Wo ein Pro„testant starb, da streueten die Katholiken das Gerücht aus, „er habe am Ende seinen Irrthum erkannt, und sich bekehren „wollen, sey aber von den Protestanten gehindert. (leider nur „allzuwahr!) Das Bethhaus soll keine Glocken, keine „Thürme, keinen öffentlichen Eingang haben. Findet „schlechten Beyfall bey Menschenfreunden. Alle Unterschei„dungszeichen in Religionssachen sind beleidigend. Entweder „gar keine, oder eine vollkommene Toleranz.“ (Hier übertreibt der Verf. wieder. Der Gedrückte nimmt gern auch eine geringe Erleichterung an. Aber wahr ist es, daß eine Toleranz, die durch solche Klauseln eingeschränkt ist, auf so unrichtigen Grundsätzen beruhet, nicht eine wahre Toleranz ist. Konvenienz ist sie kaum allenfalls.) „Sonst aber soll „ihnen frey stehen, wie, und von welchen Materialien „sie es bauen wollen. Wunderlich! Von Papier bauet „man die Kirchen nicht. Liegt in den Materialien auch ein „Vorzug? Ja wohl, denn in einer berühmten ungrischen „Stadt schleifte man die Kirche der Reformirten, und unter„sagte ihnen, jemals eine wieder zu bauen. Warum das? „Ey, weil sie die Kirche von Backsteinen aufgebauet hat„ten, da es doch nur eine hölzerne seyn sollte.“ (Traurig genug ist es, daß solche Geschichte wirklich wahr ist.) „Es bleibt den Protestanten unbenommen, ihre eigene „Schulmeister zu haben. Wird ihnen um so schwerer „werden, da sie zu den österreichischen Normalschulen schon „beytreten müssen. Die Schulen sollten von streitigen Reli-

„gionspunkten gar nichts berühren, es ſollte nur Eine allge„meine Staatsſchule für Chriſten, Juden, Türken ſeyn, darinn „Tugend und Frömmigkeit gelehret würde, das käme der To„leranz zu Nutz.“ (Gewiß iſt es nur allzuſehr, daß, wenn man den Proteſtanten nicht die Einrichtung ihrer Schulen, ohne alle Einſchränkung, ganz überlaſſen, wenn man ſie vollends unter die elende Normalmethode zwingen, und katholiſchen Aufſehern untergeben will, ſo iſts innerhalb 50 Jahren ganz mit der Proteſtantiſchen Religion in den K. K. Erblanden geſchehen. Dies weiß auch die liſtige ächtkatholiſche Brüderſchaft wohl, welche iht ſchon öffentlich ſagt, daß man durch die Toleranz die Proteſtanten katholiſch machen ſoll.) „Sie ſollen ihre Paſtoren ſelbſt „wählen und dotiren. Die Katholiken behaupten mit Hän„den und Füßen, daß die Unterhaltung ihrer Geiſtlichen eine „Pflicht des Staats iſt. Warum gilt das vom Proteſtanten „nicht auch, der auch dem Staate Steuer und Gaben „entrichten muß! Die *iura ſtolae* bleiben dem *parocho* „*ordinario*. Dieſe iura ſind überhaupt eine ungerechte Sache, „gedoppelt ungerecht, wenn ſie dem gegeben werden müſſen, „der ſie nicht verdient hat. Bey einem katholiſchen Va„ter ſollen alle Kinder in der herrſchenden Religion „erzogen werden, welches ein Prärogativum iſt. Eine „des Prärogativ! Wie viel Gewaltthätigkeit haben verwitwete Mütter zu erwarten, da das Geſetz den Kinderraub erlaubt, wodurch das heiligſte Band des Kindes mit ſeiner „Mutter zerriſſen wird! (leider nur allzuwahr!) Wo hingegen der Vater ein Proteſtant, und die Mutter ka„tholiſch iſt, folgen die Kinder dem Geſchlecht. Welche Ungleichheit! der Vater iſt das Haupt der Familie, auf „ihn kam es an, ſich zu verheyrathen, er giebt dem Staate „neue Bürger ꝛc. Akatholiſche können zum Güterankauf, Meiſterrechten, akademiſchen Würden *diſpenſando* zugelaſſen werden. Was hat die Religion für „Gemeinſchaft mit bürgerlichen Dingen? Was für Gemeinſchaft mit Fähigkeit und Geſchick? Macht es den Präſidenten beſſer, wenn er täglich dreymal die Meſſe hört, und ein „hochgeborner Dummkopf iſt? *diſpenſando*. das heißt: „Niemals.“ (Wieder Uebertreibung! Wir haben ſchon Beyſpiele der Diſpenſation. Aber ſehr wahr iſt es, daß billig zu einem ſolchen Rechte keine Diſpenſation nöthig wäre, und daß dergleichen Klauſeln ſchwere Mittel ſind, ſobald ſich einmal

bey

bey den Großen die Gesinnungen ändern, alle Toleranz ganz unkräftig zu machen.) „Eine Erfindung des Kanzleygeistes, „der des Monarchen Absicht untergräbt. Dispens ist für Unfähige. Die Eidesformeln sollen ihrer Religion gemäß seyn. Man wollte ehemals die Protestanten mit Gewalt zum Schwören bey der Gottesgebärerin und allen „Heiligen zwingen, ihr eigner Eid aber sollte ungültig seyn. „Der Verfasser lacht, und will bey Jupiter, Juno, Mars, „und dem Olympus schwören, wenn der Gegner damit zufrieden ist.“ (Recensent lacht nicht; die Sache ist gar zu ernsthaft.) „Es soll ohne Rücksicht auf Religion bey „Dienstvergebungen allein auf den moralischen Lebenswandel gesehen werden. Wozu also der Dispens? „Im Fall sich aber bey Dispensationen Anstände, wegen welcher selbige abzuschlagen erachtet würden, ergeben sollten. Labyrinth, aus welchem Theseus mit allem „Zwirn der Welt keinen Ausgang finden wird.“ (Sehr wahr ist es, daß durch solche unbestimmte Bestimmungen mit der einen Hand gegeben wird, was man mit der andern nimmt. Wenn man nun vollends den katholischen Bekehrungs- und Ausbreitungsgeist bedenkt!) „Ist hiervon jedesmal „die Anzeige, *una cum motivis* an die Regierung, und „von ihr nach Hofe, zur Einholung der höchsten Entschließung, zu erstatten. Also von Pontius zu Pilatus. „Viel Glück auf die Reise! Die Stelle, die die Anstände ersonnen hat, soll die Anzeige machen, und zwar mit den Beweggründen. — Supplikant mag eiligst nach Hause gehen. „Wo es um das *ius incolatus* des höhern Standes zu „thun ist, da ist die Dispensation, nach vorläufig vernommener Landesstelle, von dieser böhmischösterreichschen Hof-Kanzeley zu ertheilen. Wollte Gott, „der Großsultan ließe sein Toleranzsystem ergehen, wozu die „Zeitungsschreiber Hoffnung machen, dann könnte man ohne „Scheu reden, itzt muß man die Protestanten nur bedauren.“ (Ist doch wieder zu übertrieben. Sehr viel Wahres ist darinn, aber eine genaue Entwickelung aller Umstände gehörte hieher, welche die Wichtigkeit der Sache wohl verdienet.) „Ehemals wußten sie es, daß sie von Staatswürden ausgeschlossen „blieben, und da erwarben sie sich mit Handlung und Industrie ihren Reichthum, unterdeß daß der arme katholische Höfling Hartes Brodt fraß. Nun werden sie ihren Fesseln ent-

„gegen-

„gegenlaufen, um Hofdienſte anhalten, die die Hauptquelle der „Armuth, der Sklaverey, und des Elendes ſind.“

Hier kömmt nun der Verfaſſer auf die lange Geſchichte ſeines Falles, ſeiner Entſetzung und Verweiſung, welches alles er unter dem Namen Roſenheim von ſich ſelbſt erzählt, und ſchildert ſeine Bedrückung mit ſchwarzen Farben, wobey er, in Ueberzeugung ſeiner Unſchuld, ſehr bitter wird. Man habe ſich, ſetzt er hinzu, an gewiſſen Orten über die Geſchichte des Müllers Arnold ſehr luſtig gemacht, ohne den Spruch zu bedenken: Was ſiehest du den Splitter in deines Nächſten Auge ꝛc. Ein junger Hofmann, ein alter Bettler, der elendeſte Hund auf der Straße iſt beneidenswürdiger, als der erſte Hofminiſter. (Das traurige Schickſal dieſes Mannes mag die Entſchuldigung ſeiner Heftigkeit ſeyn. Uebrigens iſt res ſacra miſer. Sonſt wollten wir hier erzählen, was uns von des Verf. Geſchichte bekannt iſt. Es iſt wahr, er hat wohl Unrecht erlitten, aber er iſt auch gar ſehr Schuld daran. Er ſtellt ſeine Geſchichte halb als einen Roman vor, mit allen Umſtänden ausgeſchmückt. Aber den andern Theil müßte man auch hören.) „Welch ein ſo anders jedermann zur „Wiſſenſchaft erinnert wird. Verſteht ſich, wenns nicht „widerrufen wird. Wo aber wirklich Grund zum Widerrufen „eines Urtheils iſt, da verräth es ein übles Herz und ſchwachen „Kopf, wenn man nicht widerruft. Es iſt rühmlicher zu ſa„gen, man habe gefehlt, als den Fehler beſchönigen. Groß „ſeyn wollen, und klein handeln.“ (Wir führten das an, um des Verfaſſers Art zu zeigen, aber es iſt dieſe Anmerkung offenbar zu bitter.)

Als der Anfragen zu viel bey dem Kaiſer erglengen, erfolgte nach 2 Monathen das zweyte Circular, welches auch abgedruckt iſt. Hieraus merken wir nur an, daß der Verf. es für Verläumdung erklärt, wenn das Circular erwähnt, die Proteſtanten hätten ihre Freyheit gemißbraucht. (In der That, wenn es geſchehen wäre, hätten die beglaubten Thatſachen müſſen bekannt gemacht werden.) er wolle Anekdoten genug machen, wenn es ihm nur erlaubt wäre. Schlözer habe deren viele in den Staatsanzeigen freymüthig erwähnt, aber Schlözer ſey auch Profeſſor in Göttingen. „Daß „ſich die Proteſtanten nirgends aufſuchen ſollen, nennt „der Verf. den grimmigſten Deſpotiſmus.“ (Hart iſt es freylich,

freylich, und nicht wahrer Toleranz gemäß; aber warum braucht der Verf. gehässige Worte?) „Daß ihr Glaube und „Gewissen frey seyn soll,“ nennt er einen empörenden Ausdruck, nach seiner gewöhnlichen Uebertreibung. — „Du „willst mir meinen Glauben frey stellen, der du mit mir in „der Glaubensungewißheit schwebest, wer hat dir irgend Macht „über meinen Glauben eingeräumt? In den Wirthshäu„sern sollen sich die Protestanten alles Religionsge„sprächs und aller Verachtung enthalten. Die schönsten „Verordnungen Josephs hat der schlaue Kanzeleygeist verun„staltet. — Ist der Landesfürst ein Tyrann, gut — ich „kann mich damit trösten, daß ihn die Vorsicht der Mensch„heit zur Geissel aufgestellt. Aber — ist der Schuhputzer des „Fürsten ein Tyrann, so ist die Plage unerträglich. Der „Weltfreund kennet keinen Monarchen, der der Tyranney „mehr feind wäre, als Joseph, und doch sind in keinem Staa„te mehr Tyrannen, als im Oesterreichschen. Die katholi„schen Unterthanen sollen ihren irrenden Brüdern alle „Gewogenheit erweisen. Irrende Brüder! Aber, warum „irren sie doch, meine Herren? Ist es ihnen denn unbekannt, „daß der Weg nach Rom gerade ins Himmelreich führe? Alle „andere Wege führen grade zur Hölle hin. Wegen Ein„schleppung protestantischer Bücher bleibt es bey den „Censurregeln. Einschleppung! Die katholischen Bü„cher werden eingeführt, die protestantischen eingeschleppt.“ (Eine Kleinigkeit ists um solches Wort, aber man sieht den gehässigen Geist des Koncipienten.) „Censurregeln! Kann „die empörende Tyranney Regeln haben? Vom Titus „schreibt jeder gut, vom Nero jeder schlecht.“ (Uebertrieben, aber wahr ists, daß die unbestimmten Censurregeln noch immer zur Bedrückung Gelegenheit geben.)

Das dritte und letzte Circular schränkt die Toleranz ziemlich wieder ein. Der Verf. macht eine menschenfreundliche Parodie darauf, und behauptet, das werde doch endlich noch Josephs Sprache seyn.

Nur noch ein Paar Worte über diese auffallende Schrift. Daß Privatbeleidigung, erduldete vermeintliche Ungerechtigkeit des Verfassers Feder geführt, und sie in bittere Galle getaucht habe, das sieht jeder prüfende Leser ein, und erhält dadurch die Verbindlichkeit, die heiße Brühe ablaufen zu lassen, um Wahrheit zu finden. Mag doch das Schicksal der Protestan-

ten

ten immer noch traurig seyn, heimliche Quälereyen und Seufzen noch häufig statt haben, denn der ächte Geist des Katholicismus läßt freylich von Verfolgung nicht ab: so ists doch auch unleugbar, daß mehr Gutes geschafft wird, als der Verf. zugestatten will. Die öffentlichen Nachrichten von Etablirung vieler protestantischen Gemeinden, und Gründung ihres freyen Gottesdienstes, obgleich derselben gegen das große Land noch sehr wenig sind, sind doch dankenswerth. Dergleichen Vergünstigungen, zumal sie dem ganz verwahrlosten Pöbel und der Geistlichkeit unerträglich gehäßig sind, gehen auch ihren successiven Schritt. Hätte der Verf. das bey der österreichischen Toleranz, wie es billig ist, bedacht! Es ist nicht so, wie es seyn sollte; die angenommenen Principien der Toleranz sind nicht die richtigen Principien, und es ist noch vielen Bedrückungen Platz gelassen. Das ist wahr. Aber es war schlimmer, und könnte noch viel schlimmer seyn. Wir wollen also zufrieden seyn, daß wenigstens etwas geschieht. Wenn wirs auch nicht rügen wollten, daß es allem schuldigen Respect zuwider, mit landesfürstlichen Verordnungen so zu hausiren, wie ein Schulmeister mit seines Lehrlings Stümperwerk, welches der Achtung, die wir der Person und Verordnung des Fürsten schuldig sind, gerade hin entgegen läuft, so hätte doch der Verf. so billig seyn, und bedenken sollen, daß ein in Aberglauben so tief versunkener Staat nicht so leicht und geschwind zu verbessern sey, wie mans in der Studirstube und im Kopfe entwirft. Sicherlich hat das, was er in seinen Randglossen sagt, mancher kaiserliche erleuchtete Rath auch eingesehen, und ganz wider seine Neigung und Wünsche dem geistlichen und weltlichen Pöbel noch manches eingeräumt, was nur erst bey künftigen Generationen abgeschafft werden kann.

Vt quimus, aiunt, quando ut volumus, non licet.

Indessen, wenn man die ungerechte Bitterkeit des Verfassers abrechnet, so ist doch seine Freymüthigkeit sehr zu loben. Es ist nicht zu leugnen, daß er oft sehr treffende Bemerkungen macht, und daß sein Buch nicht wenig beytragen kann, das österreichische Toleranzwesen, wovon so viel Widersprechendes in die Welt geschrieben wird, auf seinen wahren Werth zu würdigen. Der Verf. würde noch mehr Nutzen gestiftet haben, wenn er kaltblütiger geschrieben, und mehr sich auf Thatsachen gestützt hätte. Es ist auch zu hoffen, seine Freymüthigkeit werde Aufmerksamkeit auf manche Mißbräuche erwecken.

Beson-

Besonders ist zu wünschen, daß man die ächten Principien der Toleranz näher entwickele, welche bisher durch die ungeheuren Begriffe einer herrschenden, einer allgemeinen, einer alleinseligmachenden Kirche, nur allzusehr verdunkelt und verdrehet worden sind.

Was ist von Ehedispensen zu halten? Von Eibel. Nichts mehreres, als was Religion, Recht, Nutzen, Klugheit und Pflicht fordert. Wien, bey Edl. von Kurzbeck. 1782. 9 Bogen in 8.

So eine Schrift wiegt tausend andere Wiener Brochüren auf. Obgleich des Verf. Schreibart etwas schwerfällig, zuweilen dunkel ist: so liest man ihn doch mit großem Vergnügen, weil seine Urtheile auf Billigkeit und Wahrheit gegründet sind. Die schwankenden Begriffe von Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Ehe in katholischen Ländern; (wovon sich auch unser Verfasser noch nicht ganz losmachen kann oder will) der abscheuliche Mißbrauch, den der römische Hof bisher von diesen unbestimmten Ideen gemacht, und für Ehedispensen soviel Gelder, von manchem Armen einen beträchtlichen Theil seines ganzen Vermögens, auf eine schändliche Weise an sich gezogen; der Schaden, den die Bevölkerung durch diese Procednren im Staate erlitten, mögen den Verf. vorzüglich zu dieser Schrift geleitet haben, die zur wahren Aufklärung der hieher gehörigen Begriffe vieles beytragen wird.

Erste Abtheilung, von dem, was in Rücksicht auf die Ehehinderniſſe in den Rechten gegründet ist.

1) In dem natürlichen Privatrechte.

Hier ist nur das eine Ehehinderniß, was überhaupt dem Wesen des Vertrages und der ehelichen Gesellschaft entgegen läuft. Die bloße Vernunft findet schwer die Ehe unter Blutsverwandten zu verbieten. (In gerader Linie der Blutsfreundschaft findet die Vernunft an dem ungleichen Alter wes eine erhebliche Einwendung.) Dem Manne ist nicht ve rthen, mehrere Weiber zu nehmen. Auch ist der Vertrag, u derseitiger Einwilligung, auflöslich.

2) Im

a) Im natürlichen Staatsrechte.

Nach der, dem Regenten zustehenden höchsten Gewalt, den Willen der Unterthanen, in allen, nicht von Gott schon festgesetzten Dingen, zu bestimmen, *) kann er aus Staatsursachen, die eine gute Einrichtung und gemeinnütziges Verhältniß unter den Klassen der Bürger fordern, Eheverträge verbieten, oder ihnen nicht alle bürgerliche Rechte genießen lassen. Gott, der Urheber des natürlichen Staatsrechts, nimmt kein Gelübd, Juramente, Einverständniß an, wodurch wir zur Nichterfüllung der dem Staate schuldigen Pflicht verbunden würden. Regenten können den Ort der Bekanntmachung der Ehen, durch wen, und wie, nach Willkür verordnen. Auswärts müssen keine Urtheile über Dinge im Staate eingeholet werden, noch weniger darf vom Vermögen des Staats ein fremder Urtheilssprecher gelohnt werden. Aus Staatsursachen muß auf die Unzertrennlichkeit der Ehe gehalten werden. Richter, die selbst verehlicht sind, und die Beschwerden der Ehe kennen, auch Wissenschaft und Klugheit haben, werden ohne kostbare Konsistorialprozesse, und klausulirende Reskripte, den Hausfrieden, die Liebeserneurung, und eheliche Pflichten bey den Unterthanen zu erhalten wissen.

b) Im geoffenbarten göttlichen Gesetze.

Die Ehe ist zum Sakrament erhoben, glaubt der katholische Jurist, mit Unterwürfigkeit des Verstandes, und verehret in Glaubenssachen die unfehlbare katholische Kirche, und Tradition. **) Das Sakrament entzieht aber dem Landesfürsten nicht die Gewalt über den bürgerlichen Kontrakt, sondern dasselbe ist eine hinzukommende Gnade Gottes,

(wel-

*) Der traurige Grundsatz der obedientia passiva ist fast den alten Staatsrechtslehrern tief eingewurzelt. Wie kann ein Mann, der über die Rechte der Menschheit nachgedacht hat, dem Regenten ein Recht zugestehen, den Willen der Unterthanen in allem zu bestimmen? Wohin führt dieses?

**) So muß ein Sibyl noch reden! Aber was bedeuten diese Worte! Sie verkehren alles natürliche Recht, sie geben der Kirche ein Recht zu, das sie, sobald sie nur einmal wieder Macht bekömmt, (und das wird, wenn nicht sehr vorsichtig verfahren wird, nur allzubald geschehen) recht wird zu gebrauchen wissen. O Pabstthum! Pabstthum! wie viel Böses hast du gestiftet!

(welche unphilosophische verdrehte Begriffe!) bey denen, die sich der kirchlichen Ordnung unterwerfen. (ohe!) Nach der Religion soll nur Ein Mann, und Eine Frau ihre Ehe führen. Sie soll unzertrennlich seyn. Die beständige Praxis der christlichen Kirche hat, nach Moses Gesetzen, die Ehe zwischen Blutsverwandten, und zwischen Vater- und Mutter-Schwestern verboten.

4) Im römischen, oder gemeinen bürgerlichen Rechte.

Die römischen Gesetze geben viele hundert Beyspiele der von Landesfürsten in Bestimmung, Einschränkung und Auflösung der Ehehindernisse, vermöge ihrer Majestätsrechte ausgeübten Gewalt. Dies wird weitläuftig erwiesen.

5) In den fränkischen und andern alten deutschen Gesetzen.

Die gothischen Könige haben sich die Bestimmung der, den Eheverträgen entgegenstehenden Hindernisse, und die Dispensen hierüber, vorbehalten.

6) In den Kirchengesetzen der ersten Jahrhunderte, in deren Zurückführung die im mittlern Zeitalter eingeführte Kirchenzucht den Landesfürsten nicht hindern kann.

Daß die Ehe durch die heilige Weihen ungültig gemacht werde, ist kein göttliches, sondern ein menschliches (Mönche-) Gesetz. Nach den ältesten Kirchengesetzen haben nur die von Gott und dem Fürsten gemachten Ehehindernisse gültig. Alle nachfolgende Macht der Geistlichen ist eine delegirte Macht, oder beziehet sich lediglich auf das Sakrament. (Warum nicht gerade herausgesagt? Es giebt nur Eine Macht, welche in der Natur der menschlichen Gesellschaft gegründet ist. Alle geistliche Macht ist ein Unding, welches mehr oder weniger der menschlichen Gesellschaft schädlich wird.)

Zweyte Abtheilung, von dem Nutzen, der sich ohne alle Hindernisse ergäbe, wenn die Ehehindernisse durch landesfürstliche Macht bestimmt und eingeschränkt würden.

1) In Ansehung der Religion. Die Geistlichkeit würde vor dem Verdacht des Eigennutzes verwahret bleiben. Als zwey Spanier Pius V. 15000 Dukaten für einen Dispens anbothen, antwortete dieser: Seiten, nicht ohne erhebliche Ursache, und ohne Vergeltung, muß dispensirt werden. (So würde Pius VI. nicht reden.) Die Klagen katholischer Autoren, über die nach Rom gehenden Dispensgelder, sind schaudervoll. 2) In Ansehung einzelner Familien. Diese werden oft eines Vortheils für ihr Haus beraubt, wenn sie keinen Dispens erhalten können, oder mit Geld- und Zeitverlust ihn außer Landes suchen müssen. 3) In Ansehung des Staats. Eben sind die Pflanzschule des geistlichen Wesens, alle auswärtige Entkräftung muß aufgehoben werden, welche zugleich auch die landesfürstliche Macht stört. 4) Bey dem Vorrathe der Hülfsmittel gegen alle Hindernisse. Bürger und Beamte sind nicht mehr den Vorurtheilen geneigt.

Dritte Abtheilung, von den Pflichten, die Ausübung dieser landesfürstlichen Macht zu befördern.

1) Pflicht des Regenten. 2) Pflicht der Bischöfe. Bekommen ihre Edikte, und sollen nicht mehr den Eid zu Gunsten des Pabsts schwören. 3) Pflicht der übrigen Klerisey. 4) Pflicht des ganzen Volks. Alles dis ist ganz richtig. Nur ists traurig genug, daß es jetzt noch bewiesen werden, weil alle Begriffe so sehr verwirrt werden.

Meine Gedanken über die unsichtbare Leibeigenschaft des Königreichs Böhmen. Eine patriotische Abhandlung von Friedrich, Freyherrn von der Trenk. K. K. Major. Wien und Prag, bey Edl. von Schönfeldt. 1782. 3½ Bogen in 8.

In der Vorrede sagt der Verf., daß seine Schriften ehemals in Deutschland sehr gesucht worden, (wovon wir nun eben nichts wissen) in Wien aber wären sie angefeindet und confiscirt worden, obgleich darinn nichts anders gesagt sey wider die Geistlichkeit, als was itzt die Censurfreyheit erhält. Klos

[illegible] alle drey Monathe ein Band von 25 Bogen ans Licht
[illegible]n. Der erste solle aus Fabeln und Erzählungen be
[illegible]n. [illegible]hmen, sagt er, ist ein Land der Sklaverey und
[illegible] [illegible] des Unterthans, daher er Müßiggang und Klo
[illegible] liebt und ehrt. Der Adel dient nur alsdenn dem
[illegible] [illegible] wenn der Mangel ihn dazu zwingt, und die Geist
[illegible]en es ihm zu erlauben geruhet, sonst wird der Junker lie
[illegible]ein mechanischer Kirchentrabant. Der Arme, nicht prote
[illegible], wird nicht aus Patriotismus, sondern aus Verzweifel
[illegible], Offizier. Der Bauer verkauft die letzte Kuh, um als
[illegible]aßnegotiant [illegible] [illegible]chen, daher die itzige Aufklä
[illegible] [illegible] [illegible] und bey dieser Generation
[illegible] [illegible] [illegible] nichts zu hoffen steht. Die
[illegible]andlung der Unterthanen ist bisher barbarisch gewesen.
entkräfteter Bauer, der seit 6 Monathen kein Fleisch ge
[illegible]n, erhält, wenn er einen Augenblick Erholung sucht, so
[illegible]el (wenn dort die Prügel so gewöhnlich sind) so ists zu
[illegible]er, daß man daselbst auch die Deisten damit bekehren
[illegible] vom Pater Wirthschafter, mit einem dicken Ochsen
[illegible]anze. Durch die vom Monarchen abgeschaffte erbliche
[illegible]verey ist noch nicht viel erhalten, denn die Herrschaften
dadurch zwar ärmer, aber nicht großmüthiger, und
Bauer nicht arbeitsamer, geworden, indem er zu dumm
seine Freyheit zu nützen. (Dies mag wohl eine große
[illegible]rheit seyn. Die bloße Aufhebung der Leibeigenschaft macht
[illegible]cht aus). Wenn ihn niemand mehr zur Arbeit prügeln
bringt er die Zeit mit schlafen zu. Die Geistlichkeit
[illegible]rt durch die Aufklärung am meisten. Der Kluge bringt
ger Opfer, der Tugendhafte will keinen Ablaß haben, nur
Lasterhafte und Dumme will gute Werke aus dem
chenschatze einhandeln, daher ist die Geistlichkeit der
klärung feind. Die häufig einfallenden Feyertage schrän
die Arbeit ein, das Tagelohn besteht aus 7 Kreuzern.
Weiber sitzen an den Märkten und Landstraßen mit Ro
kränzen. Der Böhme isset dreymal soviel wie ein
länder; drey Böhmen thun nicht das, was Ein
länder thut. An den abgeschafften Festen läuft das
[illegible] eben so gut zur Kirche, weil ihm der Priester im Beichte
[illegible]l das eingeschärft hat, was er auf der Kanzel nicht sa
darf.

Luxus des Adels und Schwelgerey der Klöster, und daß
Pöbel weißes Brodt essen will, zerstören die Eingeweide

des Staats, der ſich nicht eher erholen wird, als bis Böhmen aufhört, des Kuttenträgers Gefängniß, Grube des menſchlichen Verſtandes, und der Thron der römiſchen Politik, die Peitſche der Geſetzeſamkeit, das Fegfeuer der Bauern, der Tummelplatz der Soldaten, und das Paradies der Verwalter zu ſeyn. (Manches mag wahr ſeyn, aber die Uebertreibung iſt auch ſichtbar.)

Fundata benigni tolerantialis decreti ſequela, regi apoſtolico, et regno hungariae inclyto, dicata ab anonymo, fideli tamen regis ſubdito etc. Peſtini, litteris Eitzenbergerianis. 1783. 1 Bogen in 8.

Mitte mihi, et ſi fors muſarum exuli ſapientiam de coelis ſanctis tuis, (thut dem Stümper auch wahrlich Noth!) ut mecum laboret, ut calamus meus operetur ea, (barbariſch!) quae Dei et Caeſaris, regni et proximi ſunt, ut opus meum (1 Bogen Makulatur) anonymi nomen iuxtus ſit teſtis, me non quaerere gratiam coram oculis regis (dafür iſt ohnehin gebeten!) manebo in grabato meo ſopore depreſſus, et recogitabo dies praeteritos cet. (am allervernünftigſten!) deflevi in amaritudine vulnera *ſanctae orthodoxae religionis* per tolerantiale decretum cet. (ſieht dem Tropfen ähnlich,) ſed triſtitia verſa eſt in gaudium cet. (und woher?) weil die Proteſtanten den Zöllnern gleich ſind, die Buße thun, der Ehebrecherin, die Jeſus mit ſanften Worten entläßt. (Der weiß uns doch noch eine Ehre anzuthun!) Ehemals ſanguis contra ſanguinem tremebat, itzt aber fällt das alles weg, und gleichwohl iſt die Toleranz nicht etwa ein neues Aufbringen, was dem Landesherrn zur Laſt fallen müßte, nein, ſchon immer gebothen, itzt aber zur Vollkommenheit gediehen. Prae gaudio deficit anima mea in optanda unione cet. (ah ſatue, iam ſat eſt!)

Anonymi iurisperiti examen opuſculi peſtienſis inſcripti: Fundata benigni tolerantialis decreti ſequela etc. 1782. 2 Bogen in 8.

Mit

Mit groſſer angemaßter Ueberlegenheit und Ueberweisheit wird hier das vorhergehende armſelige Ding von einem rechten Logikaſter und Konſequenzmacher widerlegt. Man kann beyde nicht ohne Mitleiden leſen, den erſten nicht, um ſeiner Schwäche, den zweyten um ſeines Dünkels willen. Vom Titel jener Schrift ſagt er, er ſey Diktatormäßig; der Anfang enthuſiaſtiſch; der Fortgang verrathe einen Legulejen, der zwar von ſich behaupte, er ſey ein Katholik, aber durch die Art ſeines Vortrags erwieſen habe, daß er ein wahrer Proteſtant ſey. Bey näherer Erkundigung habe man auch ſchon den Namen und die Beſchaffenheit des Proteſtanten ausgekundſchaftet. (Dergleichen Erkundigungen müſſen alſo den Katholiken noch am Herzen liegen!) Nachdem er ſeinen Gegner als einen ſchlechten Menſchen (das heißt Proteſtant) herabgewürdiget, greift er deſſen Urtheil an, daß Gott nur auf das Innere des Menſchen ſehe, und ſchreyet: at: ubi terrarum, ubi gentium ſumus, domine autor? ſi Deus externa non iudicat, quomodo phariſaeum propter hypocriſin damnavit? tali pacto gubernationem eius negas? Die Schuld der Verwüſtungen, worüber jener bey Gelegenheit der Intoleranz geſeufzet hatte, ſchiebt dieſer auf Luthers Empörung. Qui fuere illi, qui duce Thoma Münzero per omnem Sueviam, Franconiam, Lotharingiam etc. igne et ferro graſſati ſunt, ut ferme 150000 hominum abſumſerint? quis belli ruſtici autor? quinam iniere foedus Schmalkaldicum? etc. Er unterſcheidet chriſtliche und bürgerliche Toleranz. Die erſte billige die heil. Schrift, was aber von ihr gelte, könne auf die zwote nicht angewandt werden. Er wirft ſeinem Gegner vor, daß er alle Menſchen zu lieben gelehret habe, nicht blos die Katholiken, daraus macht er die Sprache des Freygeiſtes, der Heiden und Türken zur Seligkeit beſtimmen wolle, und drohet mit Königl. Strafdekreten. Wenn aber auch ſein Gegner nur von Chriſten habe reden wollen, ſo ſey darinn weder der Sinn der Katholiken, noch Proteſtanten getroffen, weil beyde nur Einen Herrn, Einen Glauben bekennen, nur jede Parthey rühme ſich, daß ſie dieſen einigen Herrn und Glauben beſitze. Was er noch zum Behuf der herrſchenden Kirche, und Schmälerung der proteſtantiſchen Rechte ſagt, verräth den Mann, der würdig iſt, Beyſitzer am Inquiſitionsgerichte zu werden. Das iſt der Geiſt der allſeligmachenden Kirche, der nur itzt nicht in Flammen ausbrechen darf, aber unter der

Asche lodert. Es ist wohl nöthig, die Protestanten, welche sich mit allerhand süßen Einbildungen laben, auf die Gesinnungen in solchen Schriftchen aufmerksam zu machen. Es giebt in katholischen Ländern noch weit mehr, die nach solchen Gesinnungen handeln. Der Schriftsteller ist bey weitem die kleinere Anzahl.

Glaubensbekenntniß und Lehre der achtdenkenden Katholiken. Den Herren, Aberglauben und Mißbräuche Vertheidigern: Merz, Weißenbach, Joß, Faß, Mazzioli, Pochlin, Uhazzi ꝛc. gewidmet von Johann Friedrich Koch. Wien, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Bey Hartl. 1784. kl. 8. 61 Seiten.

Vermuthlich wirds mehrern ehrlichen Leuten so wie dem Recensenten gehen, der dieses Schriftchen begierig durchsuchte, um irgend ein Produkt katholischer Erleuchtung darinn zu finden, sich aber merklich betrogen sahe, als er nur einige Seiten durchblättert hatte. Die Vorrede, die von glückseligen Zeiten der Aufklärung und Religionsfreyheit schwätzt, scheint warmen Sonnenschein anzuzeigen, aber der erste Paragraph ergießt ihn schon mit eiskaltem Wasser, in welchem der Verf. schlechthin den Kirchenrath, (Concilium) wohlhergebrachtermaßen, zum katholischen Glaubensprincip macht, und diese Weisheit im 8ten Lehrsatze noch einmal einschärft. (Wieder nicht bedacht, daß die Versammlungen aus Menschen bestanden, und zwar nicht selten aus sehr unwissenden Menschen, die bald nachher ihre Lehrsätze änderten und aufriefen. Alles nach menschlicher Art und Weise.) Eben so unphilosophisch ist der 4te Lehrsatz, daß keine Folge, ob sie gleich noch so gewiß und klar aus einem Glaubenssatze fließt, einen katholischen Glaubensartikel ausmachen dürfe. (distinguatur! also die Logik der Glaubensartikel.) In der Lehre vom heiligen Abendmahl, sagt er, ist es kein Glaubenssatz, daß das Brodt und der Wein durch die Konsekration zernichtet werden, so wie es kein Glaubenssatz ist, daß Brodt und Wein durch die Konsekration nicht zernichtet werden. (Hat man je die Begriffe gräulicher verwirrt?) Gleichwohl behauptet er die Vernichtung eben dadurch, daß er die Substanz des Brodtes in den Leib, und die

Sub-

Substanz des Weins in das Blut Christi sich verwandeln läßt, denn wo Leib geworden ist, kann nicht mehr Brodt seyn, und wo Blut ist, findet kein Wein statt. Die Erklärungen der Anbetung des Altarsakraments durch den verhüllten Christus, und der Messe, durch ein unblutiges Opfer, welches auch den Abgestorbenen nützlich und heilsam werde, sind nach dem gewöhnlichen katholischen Stempel. Auch das Fegfeuer ist ächtkatholisch nicht vergessen, aus welchem die Fürbitte der Heiligen, und fleißige Behandlung des Altarsakraments heraushelfen. (Der Verfasser behauptet vorher, daß alle Glaubenslehren in der Bibel deutlich müssen gegründet seyn. Wie möchte er sich doch wohl behelfen wollen, wenn er hievon eine Anwendung aufs Fegfeuer machen sollte!) Bey der Anrufung der Heiligen muß ihm nicht wohl zu Muthe seyn, weil er, bey ermangelnder Glaubensgewißheit, die moralische Gewißheit hinlänglich hält. (Vielleicht sagte ihm sein Gewissen, daß alle diese heiligen Leute, die noch dazu mehrentheils die dummsten Tröpfe, die absurdesten Schwärmer waren, auch in der Ewigkeit noch Menschen von eingeschränktem Wissen sind, die von den Bitten und Wünschen der Lebendigen, bey aufgehobner Post und Extrapost, grade wohl gar nichts wissen.) Von den Bischöfen behauptet der Verf., ihre Macht sey unmittelbar von Gott. (Hier ist das rechte Stichblatt der Hierarchie. Staat im Staate. Ihre Lehre ist von Gott, solls wenigstens seyn. Macht aber, wenn ja ein Priester Macht haben muß, ist von dem, dem alle Macht im Staats allein gehöret.) Aus alle dem erkennen unsere Leser, daß es in den Köpfen solcher Katholiken selbst, die sich auszeichnen wollen, noch wenig heller worden.

Herr Koch rechnet sein Büchlein doch gewiß zu den Schriften, die seine Kirche zur Religionsvereinigung gethan hat! Denn er ist ja der Sekretair der ächtdenkenden katholischen Bruderschaft in Wien, welche alle Protestanten mit ihrer Bruderliebe nach und nach katholisch machen will. (Man sehe die Allg. d. Bibl. LI. B. 2s St.) Wie gefällt nun unserm protestantischen Leser das, ächtkatholische Glaubensbekenntniß, das ihnen Hr. Koch (alias Geusau) vorhält? Wollen sie wieder zu dem Wust von Menschensatzungen und Aberglauben zurückkehren, woraus sie Luthers Reformation mit Mühe riß? Wollen sie alle nachfolgende Erörterungen von Religionswahrheiten verlieren; soll

alles, was auch in unſern Zeiten Semler, Grieſsbach, Teller, Spalding, und andere groſse Männer zum Beſten der Menſchheit und der Religion gearbeitet haben, verlohren ſeyn, und wollen wir lieber vom Concilium, vom Fegfeuer, Transſubſtantiation und Heiligen diſſeriren, und uns unter das göttliche Anſehen der Biſchöfe, die mit ſechs Pferden fahren, und 10,000 bis 12,000 Fl. Einkünfte haben, ſchmiegen? Wollten wir unſere Aufklärung darinn ſetzen, daſs wir keine Gelder nach Rom ſchicken, aber doch unſere Biſchöfe in Rom beſtätigen laſſen, daſs wir auf die Mönche ſchimpfen, und von Weltgeiſtlichen und Jeſuiten ferner unſern geſunden Verſtand beherrſchen laſſen. So viel Aufklärung hat die ächtkatholiſche Brüderſchaft in Wien, und eben ſo viel Aufklärung will ſie uns zukommen laſſen, wenn wir uns mit ihr vereinigen wollen. Sollen wir lachen oder weinen bey einer ſolchen Aufklärungsgeſellſchaft? Difficile eſt, ſatyram non ſcribere.

Hr.

14. Kriegswiſſenſchaft.

Auszug über den Gebrauch der Artillerie, ſowohl in freyem Felde, als in Belagerung, zum Nutzen der Offiziers von der Infanterie. Weſel, gedruckt und verlegt bey Röder. 1782.

Aus Du Puget gröſserm Werke von dem Gebrauche der Artillerie; mit Beybehaltung ſeiner Fehler. Indeſſen nicht zu verachten.

Des Ritters *Papacino d'Antoni*, Infanterie Brigadiers, General-Adjutanten Sr. Maj. des Königs von Sardinien, und General-Directoren der Artillerie- und Ingenieur-Schule in Turin, Abhandlung über den Artilleriedienſt im Kriege. Aus dem Italieni-

Italieniſchen in die Franzöſiſche Sprache nebſt Zuſätzen und Anmerkungen überſetzt durch den Herrn von *Mont-Rozard*, des Ludwigs-Ordens Rittern und Obriſt-Lieutenants des Königl. Franzöſiſchen Artillerie-Corps, und aus letzterer Sprache ins Deutſche übertragen, auch mit nöthigen Zuſätzen und Anmerkungen vermehrt, von *I. H. Mal. Herbe*, Lieutenant beym Churfürſtl. Sächſiſchen Feld-Artillerie-Corps. Mit Kupfern. Dresden, 1782. in der Walcherſchen Hofbuchhandlung.

Papacino d'Antony behauptet unter den Schriftſtellern, welche die Artillerie behandelt haben, den erſten Rang, daher hoften wir in gegenwärtigem Werke mehrere Originalgedanken zu finden, und nicht blos die gewöhnlichen alltäglichen Regeln. Indeſſen verdient es immer eine Ueberſetzung, weil doch alles überſetzt werden muß, und wirklich in Deutſchland noch niemand dieſen Gegenſtand zu einem Vorwurf ſeiner militäriſchen Beſchäfftigung gemacht hat.

Ug.

Verſuch eines aufs Schachſpiel gebaueten taktiſchen Spieles, praktiſcher Theil von M. Joh. Chriſt. Ludw. Hellwig, Herzog. Braunſchw. Pagen-Hof-Meiſter u. ſ. w. mit 10 Kupfertafeln. Leipzig, 1784. 14 Bogen in 8.

Wenn der Verf. ſeine Abſicht bey dieſem Werke dadurch erreicht hat, daß hohe und verehrungswürdige Gönner an weit entfernten Orten, wie er in der Vorrede ſagt, ſein Spiel als eine Erweiterung ihres Lieblingsſpieles, oder als einen angenehmen Unterhalt, den es ihrem denkenden Geiſt gewähret, oder weil es von keinem berufenen Diener der eigentlichen Kriegeswiſſenſchaft herrühret, einen ſeiner Erwartung übertreffenden Beyfall gewürdiget haben, ſo hätte er gleich bey dem erſten Theile ſagen müſſen, daß er ſeinen Verſuch, Liebhabern des Schachſpiels zu Gefallen, und zum

Zeitvertreib aufgesetzet habe, so würde er sich zu diesem Theil eine Vorrede, und uns eine Recension ersparet haben. Denn in diesem Betracht gehöret sein Werk nicht unter die, welche die Erweiterung taktischer Kenntnisse bey Erfahrnen, und eine Erleichterung der Lehre der Stellungskunst bey Anfängern zum Grunde haben, also auch nicht unter die Schriften der militairischen Litteratur, welche man in der A. d. B. zu beurtheilen pfleget. Aus diesem Gesichtspunkte haben wir aber sein taktisches Spiel beurtheilt, und so geneigt wir uns auch finden lassen wollten, unser Urtheil darüber zurückzunehmen, so können wir doch nach den Kenntnissen, welche wir seit geraumer Zeit durch eine geprüfte Erfahrung sowohl im Felde, als auf dem Exercierplatz, von der Stellungskunst erlangt haben, den Lesern der A. d. B. davon nichts anderes sagen, als daß der Verf. dadurch, daß er sein taktisches Spiel, dem Schachspiel hat anmessen wollen, öfters wider die Grundsätze der Stellungs- und Bewegungskunst der Truppen gehandelt hat, wodurch Anfänger unrichtige Begriffe bekommen können. Urtheilen des Verf. hohe Gönner, denen dieses Spiel zum Zeitvertreibe dienet, vortheilhafter, so haben wir als Zeitvertreib nichts dagegen einzuwenden, und haben sie mit dem Herrn Magister, als einem unberufenen Diener der Kriegswissenschaft mehr Nachsicht, als der Carthaginiensische General Hannibal mit dergleichen Leuten hatte, so machet diese Höflichkeit ihnen Ehre. Allein von der Güte seiner Schrift beweiset dieses nichts mehr, als es wider dieselbe zeugen würde, wenn wir ihm einen und den andern bewährten Mann unter seinen Pränumeranten nennen könnten, der gerade das Gegentheil davon dächte.

In der Vorrede zu diesem Stück, welche unsere Beurtheilung seines ersten Theiles verursachet hat, nimmt der Verf. einige unsere Einwürfe an, andere aber so hin, über andere als das, was wir von den Flanken-Angriffen seiner Cavallerie gesagt haben, dissertiret er weitläuftig, ohne die Sache zu heben. Er rüget den Ausdruck, wo wir gesagt haben, seine Springer könnten bey zusammenhängenden praktikabeln Terrain wohl einen Satz über einen Moraft wagen, und doch trifft sich dieser Fall oft in seinem Spiel. Kann das Terrain nicht in einem Bogen, der zwischen Moraft sich einschließt, zusammenhängen? Seine durch den Springer angedeuteten Truppen aber folgen nicht dem Bogen, der ihre Bewegung aufhalten würde, sondern sehen gerade über, auch dadurch müssen

müſſen Anfänger einen ziemlich falſchen Begriff von der Bewegung zweyer Trups gegeneinander bekommen. Doch wir wollen uns bey dieſem Zeitvertreib der Schachſpieler nicht ferner aufhalten, und bitten nur nach den Verf. um Vergebung, daß wir ein Stück ſeines Spielwerks mit einem der erſten Geſtirne des Himmels verglichen haben, es machet ſeiner Beſcheidenheit Ehre, daß er nicht mit dieſem Vergleich zufrieden iſt; wir geſtehen gar gerne, daß uns dieſer Einfall itzt ſelbſt ſchnurrich genug vorkommt. Vielleicht würde auch mancher Leſer mit dem Verf. bey der Wirkung ſeiner Cavallerie nicht an das alles verzehrende griechiſche Feuer und bey ſeinen Transporteurs an die Schlittenfahrt Kurfürſt Friedrich Wilhelm des Großen gedacht haben. Allein da der Herr Magiſter, als ein Gelehrter, ſo billig iſt jeden reden zu laſſen, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, ſo gebühret ihm auch gleiche Höflichkeit. Da dieſe Schrift nur zum Zeitvertreib und zum Vergnügen aufgeſetzt worden, ſo überhebet uns dieſes alles fernern Beurtheilung, und wir zeigen nur den Leſern der A. d. B. welche Muße genug haben, an, daß ſie in dieſem praktiſchen Theile Anleitung finden, verſchiedene Feldzüge zu ſpielen. Es gebühret alſo auch ihnen, ihrem Palamedes nach Verhältniß des Vergnügens und Zeitvertreibes, ſo ihnen dieſes Spielwerk verſchaffen wird, Lob und Dank zu zollen.

Kf.

Beyträge zur Kriegskunſt für junge nicht in Campagne gediente Offiziers, von C. C. Körtig, Hauptm. am Hannöv. Dragoner-Regiment von Eſtorf. Göttingen, bey Dietrich. 1785. kl. 8. 19½ Bogen, nebſt 1 Kupfer.

Der Verf. hat hier für junge Offiziers, beſonders von der Cavallerie, die noch nicht im Felde gedient haben, ein gewiß nützliches Buch geſchrieben, das ihnen zu einer ſehr brauchbaren Anleitung dienen kann, in den verſchiedenen Vorfällen, die ihnen häufig vorkommen, ehe ſie noch die geringſte Erfahrung erlangt haben, ihre Schuldigkeit gehörig zu thun. Die erſte Abtheilung handelt von dem Devoir (ſo drückt ſich der Verf. aus) der Feldwachen. Die zwote vom Piquet. Die dritte

des Staats, der ſich nicht eher erholen wird, als bis Böhmen aufhört, des Kuttenträgers Goldgrube, des Redlichen Gefängniß, Grube des menſchlichen Verſtandes, und der Thron der römiſchen Politik, die Peitſche der Gelehrſamkeit, das Fegfeuer der Bauern, der Tummelplatz der Soldaten, und das Paradies der Verwalter zu ſeyn. (Manches mag wahr ſeyn, aber die Uebertreibung iſt auch ſichtbar.)

Fundata benigni tolerantialis decreti ſequela, regi apoſtolico, et regno hungariae inclyto, dicata ab anonymo, fideli tamen regis ſubdito etc. Peſtini, litteris Eitzenbergerianis. 1783. 1 Bogen in 8.

Mitte mihi, et ſi fors muſarum exuli ſapientiam de coelis ſanctis tuis, (thut dem Stümper auch wahrlich Noth!) ut mecum laboret, ut calamus meus operetur ea, (barbariſch!) quae Dei et Caeſaris, regni et proximi ſunt, ut opus meum (1 Bogen Makulatur) anonymi nomen iuratus ſit teſtis, me non quaerere gratiam coram oculis regis (dafür iſt ohnehin gebeten!) manebo in grabato meo ſopore depreſſus, et recogitabo dies praeteritos cet. (am allervernünftigſten!) deflevi in amaritudine vulnera *ſanctae orthodoxae religionis* per tolerantiale decretum cet. (ſieht dem Tropfen ähnlich,) ſed triſtitia verſa eſt in gaudium cet. (und woher?) weil die Proteſtanten den Zöllnern gleich ſind, die Buße thun, der Ehebrecherin, die Jeſus mit ſanften Worten entläßt. (Der weiß uns doch noch eine Ehre anzuthun!) Ehemals ſanguis contra ſanguinem tremebat, itzt aber fällt das alles weg, und gleichwohl iſt die Toleranz nicht etwa ein neues Ausbringen, was dem Landesherrn zur Laſt fallen müßte, nein, ſchon immer gebothen, itzt aber zur Vollkommenheit gediehen. Prae gaudio deſtuit anima mea in optanda unione cet. (ab ſatue, iam ſat eſt!)

Anonymi iurisperiti examen opuſculi peſtienſis inſcripti: Fundata benigni tolerantialis decreti ſequela etc. 1782. 2 Bogen in 8.

Mit

Mit groſſer angemaßter Ueberlegenheit und Ueberweisheit wird hier das vorhergehende armſelige Ding von einem rechten Logikaſter und Konſequenzmacher widerlegt. Man kann beyde nicht ohne Mitleiden leſen, den erſten nicht, um ſeiner Schwäche, den zweyten um ſeines Dünkels willen. Vom Titel jener Schrift ſagt er, er ſey Diktatormäßig; der Anfang enthuſiaſtiſch; der Fortgang verrathe einen Legulejen, der zwar von ſich behaupte, er ſey ein Katholik, aber durch die Art ſeines Vortrags erwieſen habe, daß er ein wahrer Proteſtant ſey. Bey näherer Erkundigung habe man auch ſchon den Namen und die Beſchaffenheit des Proteſtanten ausgekundſchaftet. (Dergleichen Erkundigungen müſſen alſo den Katholiken noch am Herzen liegen!) Nachdem er ſeinen Gegner als einen ſchlechten Menſchen (das heißt Proteſtant) herabgewürdiget, greift er deſſen Urtheil an, daß Gott nur auf das Innere des Menſchen ſehe, und ſchreyet: at: ubi terrarum, ubi gentium ſumus, domine autor? ſi Deus externa non iudicat, quomodo phariſaeum propter hypocriſin damnavit? tali pacto gubernationem eius negas? Die Schuld der Verwüſtungen, worüber jener bey Gelegenheit der Intoleranz geſeufzet hatte, ſchiebt dieſer auf Luthers Empörung. Qui fuere illi, qui duce Thoma Münzero per omnem Sueviam, Franconiam, Lotharingiam etc. igne et ferro graſſati ſunt, ut ferme 150000 hominum abſumſerint? quis belli ruſtici autor? quinam iniere foedus Schmalkaldicum? etc. Er unterſcheidet chriſtliche und bürgerliche Toleranz. Die erſte billige die heil. Schrift, was aber von ihr gelte, könne auf die zwote nicht angewandt werden. Er wirft ſeinem Gegner vor, daß er alle Menſchen zu lieben gelehrt habe, nicht blos die Katholiken, daraus macht er die Sprache des Freygeiſtes, der Heiden und Türken zur Seligkeit beſtimmen wolle, und drohet mit Königl. Strafdekreten. Wenn aber auch ſein Gegner nur von Chriſten habe reden wollen, ſo ſey darinn weder der Sinn der Katholiken, noch Proteſtanten getroffen, weil beyde nur Einen Herrn, Einen Glauben bekennen, nur jede Parthey rühme ſich, daß ſie dieſen einigen Herrn und Glauben beſitze. Was er noch zum Behuf der herrſchenden Kirche, und Schmälerung der proteſtantiſchen Rechte ſagt, verräth den Mann, der würdig iſt, Beyſitzer am Inquiſitionsgerichte zu werden. Das iſt der Geiſt der allſeligmachenden Kirche, der nur itzt nicht in Flammen ausbrechen darf, aber unter der

Aufse lodert. Es ist wohl nöthig, die Protestanten, welche sich mit allerhand süßen Einbildungen laben, auf die Gesinnungen in solchen Schriftchen aufmerksam zu machen. Es giebt in katholischen Ländern noch weit mehr, die nach solchen Gesinnungen handeln. Der Schriftsteller ist bey weitem die kleinere Anzahl.

Glaubensbekenntniß und Lehre der ächtdenkenden Katholiken. Den Herren, Aberglauben und Mißbräuche Vertheidigern: Merz, Weißenbach, Joß, Faß, Mazzioli, Pochlin, Uhazzi ꝛc. gewidmet von Johann Friedrich Koch. Wien, zu finden bey achtzehnten Jahrhunderts. Bey Hartl. 1782. kl. 8. 61 Seiten.

Vermuthlich wirds mehrern ehrlichen Leuten so wie dem Recensenten gehen, der dieses Schriftchen begierig durchsuchte, um irgend ein Produkt katholischer Erleuchtung darinn zu finden, sich aber merklich betrogen sahe, als er nur einige Seiten durchblättert hatte. Die Vorrede, die von glückseligen Zeiten der Aufklärung und Religionsfreyheit schwätzt, scheint warmen Sonnenschein anzuzeigen, aber der erste Paragraph ergießt ihn schon mit eiskaltem Wasser, in welchem der Verf. schlechtin den Kirchenrath, (Concilium) wohlhergebrachtermaßen, zum katholischen Glaubensprincip macht, und diese Weisheit im 8ten Lehrsatze noch einmal einschärft. (Wiedot nicht bedacht, daß die Versammlungen aus Menschen bestanden, und zwar nicht selten aus sehr unwissenden Menschen, die bald nachher ihre Lehrsätze änderten und aufriefen. Alles nach menschlicher Art und Weise.) Eben so unphilosophisch ist der 4te Lehrsatz, daß keine Folge, ob sie gleich noch so gewiß und klar aus einem Glaubenssatze fließt, einen katholischen Glaubensartikel ausmachen dürfe. (distinguatur! also die Logik der Glaubensartikel.) In der Lehre vom heiligen Abendmahl, sagt er, ist es kein Glaubenssatz, daß das Brodt und der Wein durch die Konsekration zernichtet werden, so wie es kein Glaubenssatz ist, daß Brodt und Wein durch die Konsekration nicht zernichtet werden. (Hat man je die Begriffe gräulicher verwirrt?) Gleichwohl behauptet er die Vernichtung eben dadurch, daß er die Substanz des Brodtes in den Leib, und die

Sub-

Substanz des Weins in das Blut Christi sich verwandeln läßt, denn wo Leib geworden ist, kann nicht mehr Brodt seyn, und wo Blut ist, findet kein Wein statt. Die Erklärungen der Anbetung des Altarsakraments durch den verhüllten Christus, und der Messe, durch ein unblutiges Opfer, welches auch den Abgestorbenen nützlich und heilsam werde, sind nach dem gewöhnlichen katholischen Stempel. Auch das Fegfeuer ist ächtkatholisch nicht vergessen, aus welchem die Fürbitte der Heiligen, und fleißige Behandlung des Altarsakraments heraushelfen. (Der Verfasser behauptet vorher, daß alle Glaubenslehren in der Bibel deutlich müssen gegründet seyn. Wie möchte er sich doch wohl behelfen wollen, wenn er hievon eine Anwendung aufs Fegfeuer machen sollte!) Bey der Anrufung der Heiligen muß ihm nicht wohl zu Muthe seyn, weil er, bey ermangelnder Glaubensgewißheit, die moralische Gewißheit hinlänglich hält. (Vielleicht sagte ihm sein Gewissen, daß alle diese heiligen Leute, die noch dazu mehrentheils die dummsten Tröpfe, die absurdesten Schwärmer waren, auch in der Ewigkeit noch Menschen von eingeschränktem Wissen sind, die von den Bitten und Wünschen der Lebendigen, bey ungeheurer Dist- und Extrapost, grade wohl gar nichts wissen.) Von den Bischöfen behauptet der Verf., ihre Macht sey unmittelbar von Gott. (Hier ist das rechte Stichblatt der Hierarchie, Staat im Staate. Ihre Lehre ist von Gott, solls wenigstens seyn. Macht aber, wenn ja ein Priester Macht haben muß, ist von dem, dem alle Macht im Staate allein gehöret.) Aus alle dem erkennen unsere Leser, daß es in den Köpfen solcher Katholiken selbst, die sich auszeichnen wollen, noch wenig heller worden.

Herr Koch rechnet sein Büchlein doch gewiß zu den Schriften, die seine Kirche zur Religionsvereinigung gethan hat! Denn er ist ist ja der Sekretair der ächtdenkenden katholischen Brüderschaft in Wien, welche alle Protestanten mit ihrer Bruderliebe nach und nach katholisch machen will. (Man sehe die Allg. d. Bibl. LI. B. S. 109.) Wie gefällt nun unserm protestantischen Leser das, ächtkatholische Glaubensbekenntniß, das ihnen Hr. Koch (alias Geusau) vorhält? Wollen sie wieder zu dem Wust von Menschensatzungen und Aberglauben zurückkehren, woraus sie Luthers Reformation mit Mühe riß? Wollen sie alle nachfolgende Erörterungen von Religionswahrheiten verlieren; soll

alles, was auch in unſern Zeiten Semler, Griesbach, Teller, Spalding, und andere groſſe Männer zum Beſten der Menſchheit und der Religion gearbeitet haben, verlohren ſeyn, und wollen wir lieber vom Koncilium, vom Fegfeuer, Transſubſtantiation und Heiligen diſſeriren, und uns unter das göttliche Anſehen der Biſchöfe, die mit ſechs Pferden fahren, und 10,000 bis 12,000 Fl. Einkünfte haben, ſchmiegen? Wollten wir unſere Aufklärung darinn ſetzen, daß wir keine Gelder nach Rom ſchicken, aber doch unſere Biſchöfe in Rom beſtätigen laſſen, daß wir auf die Mönche ſchimpfen, und von Weltgeiſtlichen und Jeſuiten ferner unſern geſunden Verſtand beherrſchen laſſen. So viel Aufklärung hat die ächtkatholiſche Brüderſchaft in Wien, und eben ſo viel Aufklärung will ſie uns zukommen laſſen, wenn wir uns mit ihr vereinigen wollen. Sollen wir lachen, oder weinen bey einer ſolchen Aufklärungsgeſellſchaft? Difficile eſt, ſatyram non ſcribere.

Hr.

14. Kriegswiſſenſchaft.

Auszug über den Gebrauch der Artillerie, ſowohl in freyem Felde, als in Belagerung, zum Nutzen der Offiziers von der Infanterie. Weſel, gedruckt und verlegt bey Röder. 1782.

Aus Du Puget gröſſerm Werke von dem Gebrauche der Artillerie; mit Beybehaltung ſeiner Fehler. Indeſſen nicht zu verachten.

Des Ritters *Papacino d'Antoni*, Infanterie Brigadiers, General-Adjutanten Sr. Maj. des Königs von Sardinien, und General-Directoren der Artillerie- und Ingenieur-Schule in Turin, Abhandlung über den Artilleriedienſt im Kriege. Aus dem Italieni-

Italiäniſchen in die Franzöſiſche Sprache nebſt Zuſätzen und Anmerkungen überſetzt durch den Herrn von *Mont-Rozard*, des Ludwigs-Ordens Rittern und Obriſt-Lieutenants des Königl. Franzöſiſchen Artillerie-Corps, und aus letzterer Sprache ins Deutſche übertragen, auch mit nöthigen Zuſätzen und Anmerkungen vermehrt, von *I. H. Mal. Herbe*, Lieutenant beym Churfürſtl. Sächſiſchen Feld-Artillerie-Corps. Mit Kupfern. Dresden, 1782. in der Walcherſchen Hofbuchhandlung.

Papacino d'Antony behauptet unter den Schriftſtellern, welche die Artillerie behandelt haben, den erſten Rang, daher hofften wir in gegenwärtigem Werke mehrere Originalgedanken zu finden, und nicht blos die gewöhnlichen alltäglichen Regeln. Indeſſen verdient es immer eine Ueberſetzung, weil doch alles überſetzt werden muß, und wirklich in Deutſchland noch niemand dieſen Gegenſtand zu einem Vorwurf ſeiner militäriſchen Beſchäfftigung gemacht hat.

Ug.

Verſuch eines aufs Schachſpiel gebaueten taktiſchen Spieles, praktiſcher Theil von M. Joh. Chriſt. Ludw. Hellwig, Herzog. Braunſchw. Pagen-Hof-Meiſter u. ſ. w. mit 10 Kupfertafeln. Leipzig, 1784. 14 Bogen in 8.

Wenn der Verf. ſeine Abſicht bey dieſem Werke dadurch erreicht hat, daß hohe und verehrungswürdige Gönner an weit entfernten Orten, wie er in der Vorrede ſagt, ſein Spiel als eine Erweiterung ihres Lieblingsſpieles, oder als einen angenehmen Unterhalt, den es ihrem denkenden Geiſt gewähret, oder weil es von keinem berufenen Diener der eigentlichen Kriegeswiſſenſchaft herrühret, einen ſeiner Erwartung übertreffenden Beyfall gewürdiget haben, ſo hätte er gleich bey dem erſten Theile ſagen müſſen, daß er ſeinen Verſuch, Liebhabern des Schachſpiels zu Gefallen, und zum

Zeitvertreib aufgesetzet habe, so würde er sich zu diesem Theil eine Vorrede, und uns eine Recension erspart haben. Denn in diesem Betracht gehöret sein Werk nicht unter die, welche die Erweiterung taktischer Kenntnisse bey Erfahrnen, und eine Erleichterung der Lehre der Stellungskunst bey Anfängern zum Grunde haben, also auch nicht unter die Schriften der militairischen Litteratur, welche man in der A. d. B. zu beurtheilen pfleget. Aus diesem Gesichtspunkte haben wir aber sein taktisches Spiel beurtheilt, und so geneigt wir uns auch finden lassen wollten, unser Urtheil darüber zurückzunehmen, so können wir doch nach den Kenntnissen, welche wir seit geraumer Zeit durch eine geprüfte Erfahrung sowohl im Felde, als auf dem Exercierplatz, von der Stellungskunst erlangt haben, den Lesern der A. d. B. davon nichts anderes sagen, als daß der Verf. dadurch, daß er sein taktisches Spiel, dem Schachspiel hat anmessen wollen, öfters wider die Grundsätze der Stellungs- und Bewegungskunst der Truppen gehandelt hat, wodurch Anfänger unrichtige Begriffe bekommen können. Urtheilen des Verf. hohe Gönner, denen dieses Spiel zum Zeitvertreibe dienet, vortheilhafter, so haben wir als Zeitvertreib nichts dagegen einzuwenden, und haben sie mit dem Herrn Magister, als einem unberufenen Diener der Kriegswissenschaft mehr Nachsicht, als der Carthaginiensische General Hannibal mit dergleichen Leuten hatte, so machet diese Höflichkeit ihnen Ehre. Allein von der Güte seiner Schrift beweiset dieses nichts mehr, als es wider dieselbe zeugen würde, wenn wir ihm einen und den andern bewährten Mann unter seinen Pränumeranten nennen könnten, der gerade das Gegentheil davon dächte.

In der Vorrede zu diesem Stück, welche unsere Beurtheilung seines ersten Theiles verursachet hat, nimmt der Verf. einige unsere Einwürfe an, andere aber so hin, über andere als das, was wir von den Flanken-Angriffen seiner Cavallerie gesagt haben, dissertiret er weitläuftig, ohne die Sache zu heben. Er rüget den Ausdruck, wo wir gesagt haben, seine Springer könnten bey zusammenhängenden praktikablen Terrain wohl einen Satz über einen Morast wagen, und doch trifft sich dieser Fall oft in seinem Spiel. Kann das Terrain nicht in einem Bogen, der zwischen Morast sich einschließt, zusammenhängen? Seine durch den Springer angedeuteten Truppen aber folgen nicht dem Bogen, der ihre Bewegung aufhalten würde, sondern setzen gerade über, auch dadurch müssen

müſſen Anfänger einen ziemlich falſchen Begriff von der Bewegung zweyer Trups gegeneinander bekommen. Doch wir wollen uns bey dieſem Zeitvertreib der Schachſpieler nicht ferner aufhalten, und bitten nur nach den Verf. um Vergebung, daß wir ein Stück ſeines Spielwerks mit einem der erſten Geſtirne des Himmels verglichen haben, es machet ſeiner Beſcheidenheit Ehre, daß er nicht mit dieſem Vergleich zufrieden iſt; wir geſtehen gar gerne, daß uns dieſer Einfall itzt ſelbſt ſchnurrich genug vorkommt. Vielleicht würde auch mancher Leſer mit dem Verf. bey der Wirkung ſeiner Cavallerie nicht an das alles verzehrende griechiſche Feuer und bey ſeinen Transporteurs an die Schlittenfahrt Kurfürſt Friedrich Wilhelm des Großen gedacht haben. Allein da der Herr Magiſter, als ein Gelehrter, ſo billig iſt jeden reden zu laſſen, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, ſo gebühret ihm auch gleiche Höflichkeit. Da dieſe Schrift nur zum Zeitvertreib und zum Vergnügen aufgeſetzt worden, ſo überhebet uns dieſes alles fernern Beurtheilung, und wir zeigen nur den Leſern der A. d. B. welche Muße genug haben, an, daß ſie in dieſem praktiſchen Theile Anleitung finden, verſchiedene Feldzüge zu ſpielen. Es gebühret alſo auch ihnen, ihrem Palamedes nach Verhältniß des Vergnügens und Zeitvertreibes, ſo ihnen dieſes Spielwerk verſchaffen wird, Lob und Dank zu zollen.

Kf.

Beyträge zur Kriegskunſt für junge nicht in Campagne gediente Offiziers, von C. C. König, Hauptm. am Hannöv. Dragoner-Regiment von Eſtorf. Göttingen, bey Dietrich. 1783. 8. 19¼ Bogen, nebſt 1 Kupfer.

Der Verf. hat hier für junge Offiziers, beſonders von der Cavallerie, die noch nicht im Felde gedient haben, ein gewiß nützliches Buch geſchrieben, das ihnen zu einer ſehr brauchbaren Anleitung dienen kann, in den verſchiedenen Vorfällen, die ihnen häufig vorkommen, ehe ſie noch die geringſte Erfahrung erlangt haben, ihre Schuldigkeit gehörig zu thun. Die erſte Abtheilung handelt von dem Devoir (ſo drückt ſich der Verf. aus) der Feldwachen. Die zwote vom Piquet. Die dritte

von

von dem Devoir der Patrouillen, und zwar der kleinen, von 2 à 3 Mann, der größern, von 1 Unteroffiz. mit 6 à 12 Pf. und der stärkern, von 1 Offiz. 2 Unteroffiz. und 20 à 30 Pf. Die vierte Abth. handelt vom Rekognoscíren, nämlich von dem, was ein dazu abgeschickter Offizier mit seinem Trupp zu thun hat, um seine Absicht zu erreichen, nicht aber, wie er das Rekognoscíren selbst verrichten soll. Hier hätten wir wohl etwas mehr gewünscht; nämlich die Erörterung derjenigen Vortheile, deren sich kluge Offiziers bedienen, um Stärke, Beschaffenheit dessen, was sie vom Feinde sehen, Marschdirektion, muthmaßliche Absicht des Feindes, den sie rekognoscíren sollen, zu errathen und zu rapportiren. Dazu helfen anscheinende Kleinigkeiten, als Höhe und Dicke des Staubes; Blänken der Gewehre verglichen mit dem Stande der Sonne und dergl. sehr viel. Die fünfte, wie man dem Feinde mit einem Trupp von 40 bis 50 Pferden auf verschiedene Art Abbruch thun kann, als einen Posten aufzuheben, ein Commando oder Patrouille gefangen nehmen, Geld und Fourage heytreiben, und dergl. mehr. Die sechste; von den Spions. Dieses alles ist sehr gut und deutlich ausgeführt; nichts unbrauchbares, nichts zu hoch hinausgehendes, wie sonst oft geschieht, ist beygemischt, auch, das oben Bemerkte etwa ausgenommen, nichts Beachtungswerthes ausgelassen. Diesem ist noch ein Anhang beygefügt, der einiges Wissenswerthe enthält, z. B. vom Verhalten eines Cavall. Offiziers, dem zugleich ein Infanteriekommando anvertraut ist. Das Kap. von dem Angriffe und Vertheidigung eines Hauses ist schon dürftiger ausgefallen; das dritte Kap. aber, wie eine Gegend zu rekognoscíren, und das vierte, wie ein Cavall. Offizier eine Festung zu rekognoscíren habe, sind unnütz; denn der, der sie brauchen könnte, braucht sie nicht; und der, der sie brauchte, kann sie nicht brauchen. Eben das sagen wir von dem fünften Kap. das vom Rekognoscíren der Fourage auf dem Felde und in Scheunen handelt. Die dabey angebrachten Sätze aus der Planimetrie und Stereometrie, wozu auch das Kupferblatt gehört, sind viel zu unzulänglich, als daß sie das geringste helfen können. Auch das Kap. von der Lektüre hätte sollen wegbleiben. Wer das nutzen kann, braucht dies ganze Buch nicht, und wem dies Buch nützlich seyn wird, der kann fast kein einziges von allen den Büchern, die der Verf. anführt, lesen; auch ist der ganze Entwurf dieser Militairbibliothek mit zu wenig Kenntniß gemacht, um dem, der seinen Studienplan darnach

nach einrichten wollte, nützlich zu ſeyn. Dieſes mit etlichen Wiederholungen, die ſich noch im erſten und wirklich nützlichen Theile des Buches befinden, zuſammengerechnet; ſo läßt ſichs behaupten, daß beynahe die Hälfte des Buchs hätte wegbleiben können. Und dies bedauern wir um ſo mehr, da wir wünſchten, daß es ſich in den Händen recht vieler jungen Offiziere befände, und dies könnte am erſten durch einen wohlfeilen Preis geſchehen.

Wk.

15. Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft.

Gedanken und Vorſchläge über die neueſten Anſtalten teutſcher Fürſten, die Kameralwiſſenſchaften auf hohen Schulen in Flor zu bringen; von Franz Xaver Moshammer. Regensburg, bey J. L. Montag. 1782. 6 B. in 8.

Zuerſt allgemeine Bemerkungen über den Fortgang der Kameralwiſſenſchaften auf hohen Schulen, ſodann ein Verzeichniß der itzlebenden Lehrer dieſer Wiſſenſchaften auf deutſchen hohen Schulen; ferner eine Darſtellung aller einem Kameraliſten nöthigen Kenntniſſe, nebſt einem Plan, wie dieſe Wiſſenſchaften gehöret werden ſollen, und endlich eine kurze Ueberſicht dieſes entworfenen Plans in einer Tabelle. Dies iſt der ganze Inhalt dieſer kleinen Abhandlung, die für Anfänger immer brauchbar ſeyn kann, damit ſie ſich gewöhnen, das Feld der Wiſſenſchaften, welchen ſie ſich widmen wollen, im Ganzen aus einem richtigen Standpunkt zu überſehen.

Beiträge zur Finanzlitteratur in den Preußiſchen Staaten. Sechſtes Stück. Frankf. und Leipz. 1783. 17 Bogen in 8.

Unter dieſem Titel ſetzt der erfahrne Verfaſſer ſein Werk fort, das nach der eigentlichen Beſtimmung ein Unterricht für angehende

gehende preußische Kriegs- und Steuerräthe seyn soll. Das sechste Stück enthält das Kommerzwesen. Nach einer vorläufigen Einleitung empfiehlt der Verf. sehr richtig das Reisen in fremde Länder, für solche Räthe, die in Zukunft diesem oder jenem Finanz- und Kommerz-Departement vorstehen sollen. Alsdann theilt der Verf. den ganzen Umfang der verschiedenen Waaren, die zum Kommerz gehören, in die beyden Hauptklassen, Material- und Manufakturwaaren; zur ersten Klasse rechnet er die rohen, zur zwoten hingegen die völlig zubereiteten Waaren, mithin zerfällt bey ihm das ganze Kommerzwesen in den Material- und Manufakturhandel. Hieraus werden alsdenn die fernern Unterabtheilungen hergeleitet, und die Privilegien für jede Klasse der Handelsleute festgesetzt. Diesen ist ein Verzeichniß der Waaren beygefügt, die binnen Jahresfrist in den größten Theil der Preußischen Staaten eingeführt werden. Bey Gelegenheit vertheidigt der Verf. die Berliner Bank gegen Hrn. May. Endlich folgt eine Nachricht von der Sammlung der Preußischen Landesgesetze, die zuerst durch Mylius veranstaltet ward, und zum Beschluß giebt der Verf. Vorschläge, wie eine solche Sammlung eingerichtet werden müsse. Man sieht also, daß dies Werk für praktische Kameralisten, vorzüglich aber für Preußische, von sehr großem Nutzen ist.

Mn.

Ueber die Preisfrage von der vortheilhaftesten Einrichtung der Werk- und Zuchthäuser von A. F. Rulffs. Göttingen, 1783. 10 Bogen in 4. mit Inbegriff der Vorrede des Hrn. Prof. J. Beckmann.

Die Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen hat zwar dieser zu spät eingekommenen Beantwortung ihrer Preisfrage:

„Welches sind die schicklichsten und zugleich einträglichsten „Arbeiten für Zucht- und Werkhäuser in Niedersachsen; „so daß durch ihren Ertrag, wo nicht die Kosten der Anlage, doch die Kosten der Unterhaltung allein bestritten „werden können?

die

die vorgesetzte Prämie nicht ertheilen können, jedoch ihren Beyfall darüber öffentlich zu erkennen gegeben. Dieß veranlaßte den Abdruck derselben, und ihr schneller Verkauf die vorangezeigte zweyte Auflage. Daß sie aber diese günstige Aufnahme nicht ganz verdiene, daß der darinn entworfene Plan in einigen Theilen unzulänglich, und in verschiedenen andern für Niedersachsen, auch so gar für die Gegend um Eimbeck, auf welche er doch die nächste Beziehung hat, nicht ausführbar sey, und daß die Berechnungen der Ausgabe und Einnahme in vielen Punkten irrig sind, hat Hr. Melching, ein einsichtsvoller und erfahrner Kaufmann zu Eimbeck, in dem diesjährigen 76. 77. 78. 79. 80. 81 und 82sten Stücke des Hannöverschen Magazins ausführlich angezeiget, und unwidersprechlich bewiesen. Dieser Mann war um so mehr im Stande, die Richtigkeit und Thunlichkeit jenes Plans zu beurtheilen; da er sich viel mit Verpflegung der Armen, auch mit Abfassung eines Entwurfs zur Verpflegung derselben beschäfftiget hat; da die Leinwand der einzige Gegenstand seines Handels ist; und da gedachter Plan die Verarbeitung des Flachses zu Linnen, und dessen Verkauf zu einem gewissen bestimmten Preise als das zuverläßigste Mittel angiebt, wodurch ein Werkhaus — oder ein Landes- oder Werkhospital, wie es der Hr. Verf. lieber will genannt haben — in Niedersachsen durch sich selbst allein, und ohne Zuschuß, unterhalten werden könne. Recensent findet die mehresten Zweifel und Einwürfe des Hrn. Melching sehr gegründet; ohne jedoch an den eingemischten Spöttereyen und an zu weit getriebenen Tadel unerheblicher Verirrungen, welche dem Werthe der Erstern in der That nachtheilig sind, den mindesten Antheil zu nehmen.

Ueber Brandschadens-Versicherungsanstalten, ein patriotischer Vorschlag eines Reichsstädters. Reutlingen und Tübingen. Schramm. 1783. 12 Bogen in 8.

Am Schlusse des Vorberichts erfährt es der Leser, von wem er diesen Vorschlag empfängt, nämlich vom Hrn. Licentiat Feser zu Reutlingen. Sein Vorschlag betrifft einen mit vielen Schwierigkeiten verknüpften Gegenstand, nämlich die Anordnung und Verwaltung einer Versicherungsanstalt wegen

Brand-

hinlängliche hypothekarische Sicherheit Umlauf im Staate, und solchergestalt durch sich selbst ein noch größerer Zuwachs verschaffet,

e) die Ersetzung der Brandschäden bloß von den Zinsen jenes Grundkapitals, so lange, als es nur immer möglich, genommen,

f) das Kapital zur Vergütung des Schadens von großen Feuersbrünsten niemals ganz verwendet, sondern nur ein Theil davon hierzu hergegeben, und die Herbeyschaffung der noch fehlenden Summe auf die übrigen, durch den Brand nicht verunglückten Hauseigenthümer verhältnißmäßig vertheilet, und

g) in jedem Falle von dem Verunglückten ein Theil des Schadens — nämlich $\frac{1}{7}$, bey seiner entdeckten Verschuldung aber ein Mehreres — ohne Ersatz übernommen werde. S. 30—106.

Hierauf folgen Vorschläge zur Verwaltung einer solchen Brandversicherungsanstalt S. 106—124, und von hier an bis zum Schlusse S. 183 Abschilderungen der Vortheile eines solchen Instituts, sowohl für den ganzen Staat, im Betreff der Verbesserung des Bauwesens und des öffentlichen und Privatkredits, als auch für den einzelnen Bürger, in Ansehung seiner Güter und seiner Sicherheit.

Eine Hauptbedenklichkeit gegen die von dem Hrn. Verf. versicherte unfehlbare Thunlichkeit und Nutzbarkeit seines Plans bleibt dem Rec. jedoch noch übrig: nämlich diese, daß die Reichsstadt Reutlingen gegen den ganz möglichen Fall eines gleichen Verlusts durch Feuersbrunst, als derjenige war, den die Stadt Gera und die Reichsstadt Goslar vor wenig Jahren erlitten haben, nicht gesichert ist: und dann die vorgeschlagene Einrichtung zur Ersetzung dieses Verlustes, und zur baldigen Wiederherstellung der verwüsteten Gebäude auf keine Weise hinlänglich seyn würde. Der Hr. Verf. giebt die Anzahl der Häuser zu Reutlingen ungefähr auf 1000 an, bringt den Werth für jedes im Durchschnitte zu 1000 Gulden in Anschlag S. 50, und berechnet den, nach seinen Vorschlägen, binnen 50 Jahren an Kapital und Zinsen gesammleten Vorrath (also in der sehr unwahrscheinlichen Voraussetzung, daß von den eingekommenen Zinsen in diesen 50 Jahren für zu leistende Brandentschädigungen nicht das mindeste abgegangen ist) auf 227,500 Gulden S. 102. Die Reichsstadt Goslar be-

ſteht ungefähr aus 1500 Häuſern; und würde alſo, nach Ablauſe von 50 Jahren eine Summe von 341,250 Gulden, theils baar, theils an ausgeliehenen Kapitalien, vorräthig gehabt haben, wenn ſie eine mit des Hrn. Verf. Plane übereinſtimmende Brandverſicherungsanſtalt errichtet hätte. Bey der Feuersbrunſt am 23ſten März 1780 büßte ſie 286 Vorderhäuſer, ohne die Hintergebäude, ein, welcher Verluſt, nach des Hn. Verfaſſers Anſchlage, wenigſtens 286,000 Gulden würde betragen haben. War nun damals von jenem Grundkapitale nur die Halbſcheid ausgeliehen, um 170,625 Gulden wirklich vorräthig; ſo hätten die nicht verunglückten Hauseigenthümer, zur völligen Erſetzung des Schadens, noch 115,375 Gulden zuſammenbringen müſſen: wodurch dieſelben eben ſo gewiß würden zu Grunde gerichtet worden ſeyn, als wenn die Adminiſtration einer ſolchen Brandverſicherungsanſtalt allda den einheimiſchen Anleihern die von dieſem Inſtitute empfangenen Kapitalien aufgekündiget, und ſie zu deren Bezahlung angeſtrenget hätte. Die Reichsſtadt Goslar würde alſo, bey dieſer Einrichtung, eine traurige Vermehrung ihrer ſchon vorhandnen wüſten Brandſtätten bekommen, und vielleicht auf immer behalten haben, wenn ſie nicht, zu ihrem Glücke, damals mit der Herzogl. Braunſchweigiſchen Brandverſicherungsanſtalt in Verbindung geſtanden hätte. Nach dem obbemeldten Verhältniſſe zwiſchen Goslar und Reutlingen würde die letztere Stadt, bey einem ähnlichen Verluſte von 200 abgebrannten Häuſern eben ſo wenig im Stande ſeyn, ſich allein ſelbſt wieder zu helfen; und viele Jahre ein Schutthaufen bleiben, wenn ſie, wie Gera, das Unglück eines Verluſtes von 1,294,000 Thalern — wäre es auch erſt nach 100 und mehr Jahren — einſtens treffen ſollte.

Noch eine einzige Anmerkung zur 50ſten S. Der Rec. hat es ſchon lange für einen weſentlichen Fehler der mehreſten deutſchen Brandſchadensverſicherungsanſtalten erkannt, daß der Beytrag von den Hauseigenthümern eben ſo, wie hier von dem Hrn. Verf. geſchehen, bloß nach dem angeſetzten Werthe ihrer verſicherten Gebäude beſtimmt, und nicht zugleich dabey der ſehr vernünftige Unterſchied zwiſchen den Häuſern beobachtet wird, in wiefern ſie einer größern, oder geringern Feuersgefahr unterworfen ſind. Denn da die Feuersbrünſte weit öfterer in den Häuſern der Bäcker, Brauer, Hocken, Materialiſten, Seifenſieder, Färber, Branntewoinbrenner, Gaſtwirthe,

wirthe, und dergleichen Leute, als in andern Wohnhäusern, entstehen; so sollte auch bey der Repartition der Entschädigungssumme ihr Beytrag etwas höher, als der übrigen Interessenten, angesetzt werden. In England verhält sich dasjenige, was Leute dieser Art zu bezahlen haben, gegen den Beytrag der andern, wie Drey gegen Zwey.

Lg.

16. Haushaltungswissenschaft.

Christian Baumanns entdeckte Geheimnisse der Land- und Hauswirthschaft, mit 6 Kupfern. gr. 8. Wien, Gerold. 1783. 1 Alph. 14 Bog.

Unter diesem veränderten Titel empfängt das Publikum den 1sten Theil einer zweyten und vermehrten Auflage von des Verf. im vorigen Jahre herausgegebenen benützten Reisen ꝛc. Da der Verf. dieses sein gelehrtes Produkt nunmehr unter dem soviel versprechenden Titel: entdeckte Geheimnisse der Land- und Hauswirthschaft für jedes Land, zum Besten aller Innwohner Deutschlandes, angekündiget, und den Werth desselben in der Vorrede S. 10. solchergestalt selbst bestimmt hat:

„daß er von dem Beyfalle der Schätzer und Kenner der „Land- oder Hauswirthschaft im voraus versichert ist, „und daß er diejenigen, welche ihm diesen Beyfall versa„gen, für Unerfahrne in der Naturgeschichte, wie in der „Geschichte des Vaterlandes, und für minder Achtsame „auf die Erdgewächse, ihre Urtheile für schwach, und ih„re Kritik noch für schwächer erklärt;

so ist das Publikum um so mehr berechtiget, zu fragen:

quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

und es ist Amtspflicht des Rec. diese Frage zu beantworten. Dies wird freylich nicht ganz so, als es der Verf. mit so vieler Zuversicht erwartet, geschehen: weil der Rec. — welcher sich schon viele Jahre mit der Oekonomiewissenschaft beschäfftiget

get hat — nach sorgfältiger Durchlesung und unpartheyischer Prüfung, nichts weiter, als eine ziemlich gut geordnete Sammlung schon längst aus den Schriften eines Schreber, Sprenger, Bergius, Mayer, von Münchhausen, von Pfeiffer ꝛc. bekannter Belehrungen und Vorschriften über den Betrieb der Land- und Stadtwirthschaft, viele Weitschweifigkeit im Vortrage, manche Einmischung für den Zweck des Werkes nicht erforderlicher Materien, einige Lücken in wesentlichen Gegenständen der Landwirthschaft, und verschiedene voreilige Schlüsse von bloßer Möglichkeit auf Wirklichkeit; aber kein einziges ökonomisches Geheimniß gefunden hat, dessen erste Entdeckung, oder Bekanntmachung das Publikum dem Verf. zu verdanken hätte.

Nach einem vorgängigen Grundrisse des Inhalts, sollen einige Beweise von jenen Behauptungen des Rec. beygebracht werden.

Auf einen 36 Seiten langen Vorbericht, welcher zuerst Erklärungen der Land- und Hauswirthschaft nach des Verf. eigenen Manier, und dann eine lange Reihe wohlgemeynter Wünsche und Vorschläge zu derselben Aufnahme und Verbesserung enthält, folgen 6 Abtheilungen, welche den Ackerbau und dessen Zubehörungen betreffen. In der 1sten Abtheilung von den Gegenständen des Ackerbaues sind 6 Abhandlungen, nämlich: vom Ursprunge des Ackerbaues in Deutschland, von der Frucht- und Unfruchtbarkeit der Erde, von der Beschaffenheit und den verschiedenen Eigenschaften des Bodens, vom Mergel, von einigen besondern Erdarten und deren Verbesserung, und von verschiedenen Steingattungen. Die 2te Abtheilung betrifft die verschiedenen Arten des Düngers, und enthält fünf Abhandlungen, nämlich: vom Dünger aus dem Mineralreiche, aus dem Pflanzenreiche, aus dem Thierreiche, von den Kunst- und Salzdüngungsarten, und von Einrichtung guter Mistställen, auch Bedüngung der Felder selbst. In der 3ten Abtheilung von der Eintheilung der Ländereyen und Markungen werden in den dazu gehörigen fünf Abhandlungen die Hindernisse, welche der Verbesserung des Ackerbaues in Deutschland entgegen stehen, die Eintheilung der Felder in ältern und neuern Zeiten, ein Ueberschlag des erforderlichen Aufwandes für kleinere und größere Haushaltungen, die zum Ackerbaue erforderlichen Werkzeuge und die näheren Ackergeschäffte in Zubereitung der Aecker für verschiedene Fruchtgattungen, vorgetragen. Die 4te Abtheilung hat

zur

zur Ueberſchrift: die Saamenfrüchte, das Säen, und alle Fruchtgattungen, und dann folgen ſieben Abhandlungen, nämlich: vom Säegeſchäffte, von allen einheimiſchen bekannten und fremden unbekannnten Fruchtgattungen, von den ſämmtlichen Hülſenfrüchten, von verſchiedenen Oelſämereyen, auch vom Tabake, von mehr andern aufs Feld zu pflanzenden Gewächſen, von den Farbepflanzen, Krapp, Waid, Judig, und von den Erdäpfeln. In der 5ten Abtheilung beſchäfftiget ſich der Verf. mit der Erndte, Pacht ꝛc. und zwar in ſechs Abhandlungen, welche die Vorbereitungen zur Erndte, die Geſchäffte der Erndte ſelbſt, das Ausdröſchen und Reinigen der Früchte, derſelben Aufbewahrung und Verwendung, die Verpachtung der Güter, und die Verbeſſerung der Wirthſchaft betreffen. Die beyden Abhandlungen der letzten und 6ten Abtheilung haben die Feinde der Früchte auf den Feldern und in den Häuſern, und auf den Böden zum Gegenſtande.

S. 23 und 24 des Vorberichts ziehet der Verf. in ſeinem patriotiſchen Eifer für Deutſchlands Beſte — jedoch ohne alle Rückſicht auf natürliche und politiſche Schwierigkeiten — zur Vereinigung der größten Flüſſe in Deutſchland und Ungarn zwiſchen ihnen ſchiffbare Kanäle — auf dem Papiere — mit gleicher Leichtigkeit, als weiland der Pater Joſeph in einem franzöſiſchen Kriegesrathe die Armee ſeines Königs mit dem Finger auf der Landkarte über den Rhein, die Donau, und alle große Flüſſe in Deutſchland hinwegführte; bis ihn der mit gegenwärtige tapfere Herzog Bernhard von Weimar auf den Finger ſchlug, und ihn aufforderte, ſeinen Finger in eine gang- und fahrbare Brücke über ſchiffbare Ströme zu verwandeln.

Zu ſolchen leicht geſchriebenen, aber ſchwer auszuführenden Vorſchlägen gehöret denn auch die wohl auf einem kleinen Gartenbeete, aber nicht auf großen Ackerbreiten, thunliche Vervielfältigung des Ertrages von einem einzigen Waizen- Roggen- oder Gerſtenkorne bis zu 4,500 Körnern. S. 237.

Die Theorie der Fruchtbarkeit des Erdbodens, welche der Verf. in der 1ſten Abtheilung S. 21—31 ſo weitſchweifig und oft in der dunkeln Sprache der Adepten vorgetragen hat, findet man in Pörners Anmerkungen über Beaume' Abhandlung vom Thone S. 156 u. f. ungleich deutlicher, richtiger und vollſtändiger.

In den ſchon längſt bekannten Vorſchlägen des Verf. zur Verbeſſerung des böſen Flugſandes S. 38 und 45, werden die Bewohner einiger Diſtrikte der Mark Brandenburg, des Fürſtenthums Lüneburg und verſchiedener anderer Gegenden in Deutſchland wenig Troſt finden: denn ihnen fehlt es gerade an thonigten Erdarten, am Teichſchlamme, an Düngung ꝛc. Von demjenigen, womit ihnen am erſten zu helfen iſt, nämlich durch Beſaamung ſolcher Felder mit gewiſſen ſchicklichen Grasarten, und durch Umzäunung derſelben, iſt nicht ein Wort geſagt.

Da der Lehm oder Leimen nichts anders, als ein mit Sande vermiſchter Thon, und jeder lehmigte Boden; wie der Verf. S. 32 ſelbſt bemerkt, kalt und feucht iſt; ſo kann ſeine Vermiſchung mit dem Boden naſſer, und beſonders kalter und zäher Felder, unmöglich die S. 56 angeführte gute Wirkung haben, daß er dieſe letztern Felder erwärmet, mürbe und fruchtbar machet. Mit dem Lehme von alten abgebrochenen Wänden und mit gebranntem Lehme, hat es freylich eine ganz andere Bewandniß, als mit dem Lehme in ſeinem natürlichen Zuſtande.

Daß von einer geſchickten Bemergelung der Aecker, ohne alle Düngung vom Viehe, 20 Jahre lang der beſte Ertrag erfolge, S. 95, wird kein erfahrner Landwirth dem Verfaſſer zugeſtehen.

Was der Verfaſſer von der Verbeſſerung der Wieſen durch Mergel S. 95 anführet, iſt unvollſtändig, und noch dazu nur mit gewiſſen nicht angezeigten Einſchränkungen brauchbar. Nur einige Arten Mergel ſind dazu tauglich, welche im Winter auf die Wieſen gebracht, dünn ausgebreitet, und denn die davon auf der Oberfläche zurückgebliebenen Stücke im Frühjahre wieder abgeharket werden müſſen.

Einen Beleg von des Verf. wortreichen Ausdehnung ſeines Vortrages giebt die ganze 5te Abhandlung der 1ſten Abtheilung, welche auf allen Seiten Wiederholungen der mehreſten ſchon in der vorherigen Abhandlung angeführten Grundſätze von Vermiſchung der Erdarten enthält. Eben dieſe Wiederholung findet ſich nochmals auf der 142ſten Seite.

Die Erklärung des Kleybodens S. 100:

„daß er nichts anders ſey, als eine Miſchung von Kley „mit viel Sand und Erde,

iſt um ſo mehr unverſtändlich und fehlerhaft; da weder vor noch nachher iſt geſagt worden, was unter Kley zu verſtehen ſey.

Ab-

Abſchweifungen auf ganz von der Hauptſache entfernte Gegenſtände findet man ungemein häufig, z. B. S. 50—52. 58. 61. 62. 117—119. 125. 126. 135—138. Denn nicht bloß beyläufige Bemerkungen, ſondern eine umſtändliche Anweiſung vom Gebrauche des Sandes zum Bauen, von der Zubereitung der Ziegel, von der Töpferarbeit, vom Kalk- und Gipsbrennen, von Zubereitung des Gipſes zu Formen, Bildern, Münzabbildungen, Stuckaturarbeit, vom Brechen, Schneiden und Poliren des Marmors, von dem Spinnen der Fäden des Aſbeſtes, gehöret gewiß nicht in eine Belehrung vom Betriebe des Ackerbaues, ſondern in den erſt noch zu erwartenden 4ten Theil des Buches, welcher von Benutzung aller Erzeugniſſe der Erde, unter dem Namen der Hauswirthſchaft, handeln ſoll.

In der 2ten Abhandlung der 3ten Abtheilung von Eintheilung der Felder, von derſelben Vermeſſung, und von ihrer abwechſelnden Benutzung, hätten billig die allgemeinen Vorſchriften von der geſchickten Vertheilung der Aecker einer Feldmark, von Zuſammenlegung der ſchmalen Ackerſtücke, die Beſchreibung der mancherley Abtheilungen der Felder in Deutſchland, beſonders bey der holſteiniſchen und mecklenburgiſchen Koppelwirthſchaft, und die Bemerkung deren Vortheile und Mängel nicht vergeſſen werden ſollen, und gewiß eher einen Platz verdienet, als ſo manche Verirrung in bloß ſcheinbare Möglichkeiten.

Bey dem Anblicke des überall gebräuchlichen Klöppels zur Zermalmung harter Erdklöße, und der runden Walze auf der 3ten Kupfertafel, der gemeinen Senſe und Sichel auf der 4ten Kupfertafel, des alltägigen Dröſchflegels auf der 5ten Kupfertafel, und bey Durchleſung der wohlbedächtlichen Warnung und Anweiſung für die Dröſcher S. 414, daß ſie ihre Dröſchflegel nicht blindlings, weder in der Luft, noch auf dem Boden, durch einander herſchlagen, ſondern hübſch in taktmäßiger Folge mit tönenden Schlägen dröſchen, kann man ſich nicht wohl der Frage erwehren: gehören denn alle dieſe ſo allgemein, und dem einfältigſten Tagelöhner bekannten Dinge auch zu den entdeckten Geheimniſſen der Landwirthſchaft zum Beſten aller Einwohner Deutſchlandes.

Ueberhaupt können die Abzeichnungen von ökonomiſchen Maſchinen und Werkzeugen auf allen Kupfertafeln wenig nützen, da überall der Maaßſtab — folglich die Beſtimmung des Verhältniſſes jedes Theils zum Ganzen — fehlet.

Es iſt ſchon längſt erwieſen, und durch Erfahrungen beſtätiget, daß die Säemaſchine, welche der Verf. S. 370 empfiehlt, die angeprieſenen Vortheile nicht verſchaffet. Sie iſt im ſteinigten, harten und ſchweren Boden, und in unebenen und bergigten Aeckern gar nicht zu gebrauchen: auch iſt ſie nicht einfach genug und zu koſtbar für den gemeinen Landmann. Selbſt in England, woſelbſt man ſich derſelben bey ſehr vielen Landgütern bedienet, den verſprochenen Nutzen aber davon nicht erhalten hat, iſt man faſt gänzlich wieder davon abgegangen.

In der 5ten und 6ten Abhandlung der 4ten Abtheilung vermiſſet Rec. unter den in Deutſchland einheimiſchen Handelskräutern: den Hopfen (Humulus lupulus), den Waid, Wau, Gelbkraut (Reſeda luteola), die Karten- oder Weberdiſtel (Dipſacus fullonum), und den Saflor (Carthamus tinctorius).

In den ſchon vom Prof. Beckmann in ſeinen Grundſätzen der deutſchen Landwirthſchaft S. 216 bemerkten Fehler, der Verwechſelung der Erdäpfel mit den Kartoffeln, iſt auch der Verf. in ſeiner Abhandlung von Erdäpfeln S. 481—486 verfallen: und ihm ſcheint gerade die beſte Art von Kartoffeln, nämlich die engliſche Buſch- oder Zuckerkartoffel gar nicht bekannt zu ſeyn. Die Erdäpfel und Kartoffeln gehören auch eigentlich nicht zu den Feld- ſondern zu den Gartenfrüchten.

Noch eine allgemeine Bemerkung muß Rec. wegen aller von dem Verf. angeführten Getraidearten, und ſonſtigen Feldgewächſe hinzufügen, nämlich dieſe: daß überall die botaniſchen Namen fehlen, welche zu einer deutlichen und richtigen Kenntniß unumgänglich nöthig ſind.

S. 515—521. Rec. kennt eine große Anzahl Dröſchmaſchinen, aber keine einzige, welche ihrem beſtimmten Zwecke ein vollkommen untadelhaftes Genüge leiſtete: welches auch von denjenigen, von welchen der Verf. auf der 5ten und 6ten Kupfertafel Abriſſe liefert, leicht zu erweiſen wäre, wenn ſolches nicht hier allzuvielen Raum einnehmen würde. Ueberhaupt aber hätte der Verf. die Einführung der Dröſchmühlen nicht ſo ganz uneingeſchränkt empfehlen, ſondern dabey den richtigen Grundſatz einer vernünftigen landwirthſchaftlichen Polizey mit anführen ſollen: daß in einem Staate, welcher mit einer großen Menge Brückſitzer, Häuslinge, und ſonſtiger Tagelöhner in allen Gegenden beſetzt iſt, durchaus keine Dröſchmaſchinen zu geſtatten ſind.

Eben

Eben denjenigen guten Rath, welchen der Verf. als ſeinen ſelbſteigenen glücklichen Einfall S. 528—530 zu guter Einrichtung der Getraideböden ertheilet, haben wir ſchon längſt vor 15 Jahren von dem hannöverſchen Veſtungsbaumeiſter Dinglinger in ſeiner Abhandlung von der beſten Art, Kornmagazine und Fruchtböden anzulegen — und zwar weit deutlicher und vollſtändiger — erhalten, und eine große Menge hiernach eingerichteter Kornböden in Deutſchland.

Das Verzeichniß der den Feldfrüchten in Deutſchland beſchwerlichen und ſchädlichen Arten des Unkrautes S. 552—556, iſt ſehr unvollſtändig. Es fehlet das Aergſte von allen, die wahre Peſtilenz des Ackerbaues, die Wucherblume (Chryſanthemum ſegetum), ferner die Klapproſen (Papaver Rhoeas), der Radel (Agroſtemma githago), die Feldwinde, Ackerwinde, (Convolvulus arvenſis), der wilde Haſer (Avena fatua), der Huflattig (Tuſſilago farfara), der Dreſpe, Twalk (Bromus ſecalinus), die Quecken (Triticum repens), und die Brombeeren (Rubus fruticoſus).

Wenn des Verf. Hypotheſe vom Urſprunge des Mehl- oder Honigthaues S. 565 richtig wäre; ſo hätte ſich im diesjährigen Sommer (1783), da Bäume und Pflanzen ſo auſſerordentlich mit dieſem klebrigten Safte ſind bedecket worden, das finden müſſen, was ſich doch nicht gefunden hat, nämlich eine ungeheure Menge Inſekten auf jedem Blatte. Sollte nicht die ſo lange fortgedauerte trockene Sonnenhitze eine ſtärkere Ausdünſtung der in den Pflanzen unleugbar ſteckenden fetten ölichten, und zum Theile ſüſſen Säfte hervorgebracht, und nur dieſe eine Menge Inſekten herbeygelocket haben, welche ihre Eyer hineinlegten, und ſich davon ernährten?

In der letzten Abhandlung S. 573—579 von den Kornwürmern beſchäfftiget ſich der Verf. faſt gänzlich mit dem weiſen Kornwurme (Phalaena granella), und erwähnet nur beyläufig mit ein Paar Worten des ſchwarzen Kornwurms (Curculio frumentarius), da doch dieſer letztere weit ſchädlicher, und ſchwerer zu vertilgen iſt, als der erſtere.

Nur noch eine Frage bey einer Stelle auf der letzten Seite 579, und dann kein Wort mehr. Woher weiß der Verfaſſer:

„daß alle Würmer ohne Lunge ſind, und durch die „Schweißlöchlein der Haut athmen müſſen?

Gewiß nicht vom Röſel, Reaumür und Lionet, noch von einem andern Naturforſcher; und eben ſo wenig aus eigenen

Beobachtungen oder Zergliederungen der Inſekten: denn jene ſowohl, als dieſe, würden ihn vom Gegentheile belehrt haben.

Kw.

Berliner Beyträge zur Landwirthſchaftswiſſenſchaft, 6ter Band. Berlin, bey Pauli, 1783. 791 S. in 8.

Auch aus dieſem Bande erſieht man von ſelbſt, daß der Verfaſſer ſogar keine Kleinigkeiten übergeht, wenn er auch ſchon nicht um Entſchuldigung gebeten hätte. Da Recenſent nicht Stubenwirthſchaftender Theoretiker iſt, denen der H. v. Benkendorf ſo ſehr, aber manchmal doch mit Unrecht, kein Gewicht geſtattet, ſo dünkt ihn, daß er über des Verf. Materien ſein Urtheil deſto dreiſter fällen dürfe. Schreibt der B. doch auch vom Forſtfache, und iſt darinn nicht Meiſter, mehr Theoretiker! Dies beyſeit geſetzt, wollen wir unpartheyiſch ſehen, was der Verf. in dieſem 6ten Bande vorträgt.

Die 38ſte Abhandlung handelt von der Schweinenzucht, dieſe darf man durchaus empfehlen. In der 39ſten wird von den Ziegen Vortrag gemacht, und darinn gezeigt, wo dieſen verächtlichen Thieren an vielen Orten zu viel, an andern zu wenig geſchehe. Die Federviehzucht iſt der Gegenſtand der 40ſten Abhandlung; darinn findet man dieſe Wirthſchaftsrubrique ſo beſchrieben, daß ſie den Landwirthen ganz zur Richtſchnur dienen kann.

Der übrige Theil dieſes Bandes enthält umſtändliche Nachrichten von der Fiſchereybenutzung. Hierüber würden wir bis zum 10ten Stück ſehr vieles zu erinnern haben, wenn nicht das 11te zeigte, daß der Verf. aus des Hrn. Grafen Dyhrn vortrefflichen Anleitung zur Teichwirthſchaft ſchon Belehrungen angenommen hätte. Selbſt hat er aus dieſem Werke, das ſich zwar ſeiner mindern Koſtbarkeit halber jeder Landwirth, der mit Teichwirthſchaft verſehen iſt, leicht anſchaffen kann und wird, weitläuftige Ausſchreibungen gemacht, welches wir für ſehr unbillig erkennen müſſen. Denn hätte der Verf. den Landwirthen dies Werk durch ſeine Schrift entbehrlich ſchaffen wollen, ſo hätte ers ganz ausſchreiben müſſen: das Ausgezogene befriedigt nicht genug; und was er gewählt hat, macht nur ſeine Beyträge immer theurer, da ſie ſchon ohnehin

theurer

theuer genug ſind. Außer den Fiſchereyartikeln hat er ſelbſt die bekannte Materie vom Kleebaue, der bekanntlich in Teichen mehr, wie an trocknen Orten, gehauen werden kann, mit vier vollen Seiten dem Publikum aufs neue vorgetiſchet. Iſt das wohl billig? Der Verfaſſer entſcheide ſelbſt: Obs in dieſen und ähnlichen Stücken nicht löblicher geweſen, die Leſer auf jene Schrift zu verweiſen, da ſeine eigenen Vey- und Vorträge ſchon weitſchweifig genug gerathen waren!

Wir übergehen dieſfalls das Ganze, und machen dem H. V. B. nur einige Berichtigungen bey ſeinen Fiſcharten. Seine Eintheilung derſelben in drey Klaſſen gefällt uns vorerſt gar nicht, da ſie weder ökonomiſch-regulär, noch Linnäiſch-richtig abgefaßt iſt. Hätte er ſich nicht lieber, zum beſſern Begriffe der Oekonomen und der Naturliebhaber, des Hrn. D. Blochs Oekonom. Naturgeſchichte der Fiſche Deutſchlandes, die ſchon 1782 erſchienen und ganz unvergleichlich iſt, auch die Brandenburgiſchen Fiſcharten ſämmtlich richtig angiebt, bedienen können und ſollen, wenn ihm ältere Schriftſteller nicht zur Richtſchnur gefallen mögen? Und dann ſind manche Fiſche nicht kenntlich und richtig für ſich ſelbſt angeführet. Z. B. wollen wir nur einige Gattungen berühren. Der Verf. hat den Bley in der erſten Klaſſe unter den zum Verſpeiſen ädlern Fiſchen aufgeſtellet. Was iſt denn das aber für ein Fiſch nach des Linne's oder anderer Kenner Klaſſificirung? Man hat mehr Fiſche, die man eigentlich, und mit vollem Rechte Bleyen nennet: aber dieſe kann der Verfaſſer unter ſeinen Bleyen nicht vermeynen. Wir wollen ſehen, wie hierinn eine genauere Beſtimmung anzuſtellen wäre. Da Recenſent in der Kurmark gar manchen Sommer und Winter Fiſchereyen, und zwar von letztern ſolchen, die unterm Eiſe geſchehen, beygewohnet, ſo nimmt er deſto leichter wahr, was der Verf. unter dem daſelbſt ſogenannten Bleyen für einen Fiſch verſteht. Da er keinen Braſſen (Cyprinus Brama L.) und keine Barbe (Cyprinus Barba L.) in ſeinen drey Klaſſen beſchrieben hat, ſo glauben wir, daß er den erſten ſicher unter ſeinem Bleyen ſich gedenke, den letzten aber nicht kennen mag. Der Braſen, ſonſt auch Breſſen genannt, kann alſo der Verf. künftig ſtatt ſeines betittelten Bleyen aufnehmen: denn der Braſſen iſt ein ſo guter Fiſch zum Verſpeiſen, die Bleye aber ein deſto ſchlechterer, und meiſt ſo ſchlecht, wie es der Leiter (Cyp. Buggenhagii: Blochs N. G. III. Th. S. 137) auch iſt, den aber der Hr. v. Benken-

dorf

dorf in ſeinem Verzeichniſſe nicht hat. Schon des Hrn. D. Krünitz Oekon. Encyklopädie Th V. S. 725. und Th. VI. S. 519. hätte ihn eines beſſern belehren können, wenn ihm auch Hrn. Blochs Naturgeſchichte zu ſpät vorgekommen ſeyn möchte. Bloch giebt aber völliges Gewicht, daß Krünitz die Benennung am beſten getroffen habe, wenn man deſſen XIII. Tafel im I. Bande und die Beſchreibung S. 75 f. vor ſich legen will. Der Bleye iſt daſelbſt auch Braſſem, und Linneiſch Cypr. Brama benennet, und ſieht gerade ſo aus, was Recenſent bey dortigen Fiſchereyen Bleye nennen hörte, und gefunden, daß man dieſe in der Länge von 2—2½ Fuß, und im Gewichte, wie Hr. Bloch anfügt, von 12—14, jezuweilen auch bis zu 20 Pfunden, auch endlich in ſolcher Menge, als er nämlich von 300 bis zu 1500 Stücken bey manchem Zuge meldet, zu fangen pflege. Wollte man überhaupt lieber dem Güſter, ſonſt auch Bleike, Plötze genannt, (Cyprinus Blicca L.) und der Jope (Cypr. Ballerus L.) die auch Böner *) mit ganzem Rechte Bleye betittelt, (wenn er auch gleich den polniſchen Namen nicht ſo allgemein richtig angiebt, weil an einigen Orten Polens und Schleſiens auch Kleszcz genannt wird, was man an andern unter Blik, Bleiak verſteht,) ganz allein den Bleytittel belaſſen, ſo würde der Braſſen, oder die Breſſe, mit dieſen zweyen kenntlichen Namen zufrieden ſeyn können, und die Unverſtändlichkeit aufhören.

Noch finden wir, daß der Verf. auch des Giebel's, den er auch Diebel nennt, gedenkt. Wir zweifeln jedoch, daß der Hr. v. B. hier den Fiſch vermeyne, den Hr. Bloch Tab. V. unter dem Namen Döbel (Cyp. Dobula L.) abgebildet hat. Vielmehr glauben wir, daß er den in Blochs Tab. X. S. 71 vorfindlichen Giebel (Cyp. Gibelio L.) meyne; den man an manchen Orten auch Dubiel nennt, weil er vom Karpfenweibchen und einem Karauſchenmännchen abſtammt. Wir denken auch um ſo weniger zu irren, daß dieſe Abſtammung die richtigſte ſey, wenn auch gleich Hr. Bloch dafür hält, daß die Entſtehung des Giebelkarpfens vom Karpfen und Giebel ſelbſt herrühre. Recenſent hat ſich hierinn ſehr vergewiſſert: denn, wenn er reine Teiche blos mit Karpfen

und

*) M. ſ. Neue Oekon. Nachrichten der patriotiſchen Geſellſchaft in Schleſien v. J. 1781. S. 211.

und Karauſchenſaamen, und gewiß keinen einzigen Dubiel oder Gibelkarpfen eingeſetzt hatte, ſo erhielt er doch allemal einige derſelben; und das eben ſo ſicher, als ihm auch die Karpfenrogener mit Schleyenmelchern einige Spiegelkarpfen (Cyprinus rex, nach Bloch und nach Jonſton, Maſigli, Klein und Linne, Cyprinor. Rex genannt) zeugten. Nur allein vom Goldkarpfen (Cyp. Carp. auratus in Blochs III. B. T. XCIH. abgebildet, und S. 132 in 2 Varietäten beſchrieben,) konnte er bis itzt noch keine gewiſſe Verſuche erlangen, ob er eine eigne Art, oder auch allenfalls von der Goldſchleye und dem Spiegelkarpfen zu erhalten ſey: denn dieſe Karpfen ſind äußerſt rar; es iſt, wie Hr. Löwe in Wahrheit meldet, in ganz Schleſien nur ein einziger anzutreffen, und zwar auf der Herrſchaft Moſchen, woſelbſt man auch die ganz nackenden Karpfen findet, und nicht zu Muſchen, wie Hr. Bloch als einen Druckfehler aus der Halliſchen Naturforſcher-Abhandlung nachgeſchrieben hat, woſelbſt er, wie Recenſent gewiß weiß, als eine Seltenheit bey jeder Fiſcherey ſorgfältig aufgeſucht, und wieder zurückgeſetzt wird. So viel iſt uns aber von jenen Arten bekannt, daß ſie ſich unter ſich wieder generiren und degeneriren: ſo z. B. zeugt ein Spiegelkarpfenmännchen mit einem Spiegelkarpfenweibchen weit ädlere Arten, als die erſte Baſtartabſtammung lieferte; und ein ordinärer Karpfen männlichen Geſchlechtes bringt mit einem weiblichen Spiegelkarpfen wieder ſolche Arten, die viele Schuppen, und nicht viel Kenntliches mehr vom Spiegelkarpfen haben, als daß die mittlere Reihe der Schuppen nicht vollkommen, wie bey andern ordinären Karpfen ſind: wogegen auch die Schleyen aufs neue mit Spiegelkarpfenweibchen vermengt, ganz nackte Karpfen zeugen. *)

Wir eilen zum Schluſſe, und fügen von den ſämmtlichen Lehren des Verf. nur noch an, daß es zu bedauren, daß er dabey alles zu wortreich, und viel zu weitläuftig überhaupt vorgetragen habe: ſo daß es auch der ſtärkſten Klaſſe von Landwirthen ſchon zu ſchwer fallen will, ſeine ſämmtlichen Beyträge anzukaufen!

Zu-

*) Von den ſchleſiſchen nackenden Karpfen und obigen Goldkarpfen geben die Abhandlungen der Naturforſchenden Geſellſchaft Nachricht, und die Berliniſche Zeitung v. Jahre 1781 berichtiget im 1ſten Stücke de 1 Druckfehler, deſſen wir oben mit: Moſchen's Vertauſchung ſtatt Muſchen gedachten.

Zuverläßige Nachrichten von wichtigen Landes- und Wirthſchafts-Verbeſſerungen. Zweyter Band. Stettin, 1783. bey Kaffke, in 8. und 4 Stücken.

Immer noch als die Fortſetzung des Pommerſchen-Neumärkſchen Wirthes, deren Verfaſſer ſo gut als der Berliner Beyträge, der Hr. von Benkendorf iſt. Schätzbarer würden immer die Werke des Verf. ſeyn, wenn er nicht ſo gar zu unausſtehlich weitſchweifig ſchriebe! Indeſſen wollen wir blos anzeigen, wovon dieſer Band handelt.

Erſte Abhandlung. Nachrichten von dem itzt unter Königl. Preußiſchem Zepter ſtehenden Netzdiſtrikte, auch ſeiner Lage, Eintheilung, innern Güte und Bewirthſchaftungsart, auch darinn vorgefallenen Veränderungen. S. 1—219. Sie macht das ganze erſte Stück aus. Auch der Ausländer findet hier was.

Zweyte Abhandlung. Beſchreibung von den Wirthſchaftsunternehmungen des verſtorbenen geheimen Finanzrathes von Brenkenhof auf ſeinen Neumärkſchen und Pommerſchen Landgütern. Im 2ten Stücke S. 2—228. Die Beſchreibung der Wirthſchaft des Hrn. von Brenkenhofs iſt ganz angenehm zu leſen: Lob und Tadel wechſeln mit einander ab. Wenn aber der Verf. die begangenen Fehler des Verſtorbenen rügen und verbeſſern will, ſo verfehlt er doch manchmal das rechte Ziel. Das 2te Stück iſt davon voll bis S. 202.

Dritte Abhandlung. Zuverläßige Nachrichten von der Kalkdüngung, nebſt Bemerkung einiger angeſtellter Verſuche, woraus ſich ergiebt, in wie weit es der Wahrheit gemäß ſey, daß die fruchtbaren Erdarten mit Scheidewaſſer aufbrauſen, und daraus, daß ſie kalkartige Theile bey ſich führen, der Schluß gemacht werden könne. Dies macht das Ende des 2ten Stückes S 202—228 aus. Düngen getrauen wir das Beſſern mit Kalke nicht zu nennen. (Man ſehe unſere Bibl. 49. B. S 558 u. m. O.)

Vierte Abhandlung. Von einem nützlichen in allen Wirthſchaften möglichen Hopfenbaue. Die Anleitung zum Hopfenbaue iſt in der That zu weitläuftig: und man hat auch beſſere Nachrichten hierzu vorräthig: z. B. nur in den Abhandlungen der Leipziger Oekon. Societät 2. B. S. 144. f.

zu finden. Hier füllt diese Anleitung im 3ten Stücke S. 2 bis 114 aus. Dann folgen in der

Fünften Abhandlung: Zufällige Gedanken von Errichtung einer Assecuranz-Societät, sowohl bey Herrschaften, als auch dem Baurenstande, sich öfters ereignenden Hagelschadens und Viehsterbens, S. 114—208. Im 4ten Stücke ist hierüber eine Fortsetzung S. 2—131 anzutreffen.

Sechste Abhandlung. Zuverlässige Nachrichten von verschiedenen Verfassungen der Landgüter, besonders den von Waldowschen in der Neumark im Sternbergschen Kreise belegenen Königswaldschen Gütern und Zubehör. S. 131 bis 161.

Siebente Abhandlung. Von den von Brandtschen in der Neumark, im Friedberger Kreise belegenen Gütern Mutzigbermsdorf und Tauchstädt. S. 162—200. Diese sämmtlichen Beschreibungen benannter Wirthschaften mögen für die Nachbarn des Verf. eine ganz angenehme Lektüre und Reizung zur Nachahmung seyn. Was aber der Ausländer davon profitiren soll, das sehen wir nicht ein. Wenns doch einmal Stargordsche Wirthschaften wären!

Zuverlässige Nachrichten von wichtigen Landes- und Wirthschafts-Verbesserungen. Dritten Bandes erstes Stück. 168 S. in 8.

Daß dieses erste Stück des dritten Bandes bereits erschienen sey, und in sich enthalte:

Erste Abhandlung: Von der Wirthschaftsverfassung und übrigen dabey vorkommenden merkwürdigen Umständen des adelichen Gutes Ziebingen, im Sternbergschen Kreise belegen; dies müssen wir hier noch anzeigen. Diese Abhandlung ist von eben der, und zu der Brauchbarkeit, wie die des vorigen Bandes.

Sm.

Patriotische Beyträge, zur Kenntniß und Aufnahme des Königlich-Schwedischen Pommerns, von J. D. von Reichenbach, Königl. Schwedischen Kam-

Kammerrath. Erstes Stück. Stralsund, 1784. 9 Bogen. Zweytes Stück 12 Bogen in 8.

Hiermit wird der Anfang eines Werks geliefert, wovon, nach dem Plane des Verfassers, alle drey bis vier Monathe ein Stück von wenigstens acht Bogen erscheinen soll, und welches nebst kleinern Aufsätzen, insonderheit eine das Schwedische Pommern betreffende Hauptabhandlung enthalten wird.

Der Verf. zeigt sich darinn als einen edlen Patrioten, dem es ernstlich anliegt, seinem Vaterlande die Gebrechen aufzudecken, wodurch es verhindert wird, zum Genusse des Wohlstandes zu gelangen, den ihm vortheilhafte Lage und andere Vorzüge der Natur darbieten.

Er trägt diese Gebrechen mit einer Freymüthigkeit vor, die gleich weit von Menschenfurcht und Menschenhasse entfernt ist. Daher gilt denn so wenig Ansehen der Person bey ihm, als er sich irgend einer schmähenden Bitterkeit im Tadel schuldig macht.

Das erste Stück davon kam schon 1783 in Quart heraus, ist aber nachher in Octav umgedruckt, und den Käufern in diesem Formate unentgeltlich nachgeliefert worden.

Die Abhandlung, welche dasselbe enthält, hat zur Ueberschrift: Vom Zustande Pommerns und Rügens überhaupt, und der Volksmenge des einen wie des andern insbesondere.

Beyde Provinzen befassen, nach accuraten Vermessungen, 70$\frac{1}{20}$ Quadratmeilen, und leben mit Ausschluß des Militairs, wenig über 100000 Menschen darinn, wovon in Pommern ungefähr 1299, in Rügen aber 1436 auf jede Quadratmeile zu rechnen sind.

Als Hauptursachen dieser geringen Bevölkerung nennt der Verf. die Vertilgung vieler ansehnlicher Bauerschaften, deren Besitzungen in Pächte verwandelt worden; die Leibeigenschaft, welche dorten mit ganz vorzüglich lästigen Einschränkungen verknüpft ist; Mangel des Fleißes, und die Schwierigkeiten, welche man bey Errichtung der Manufakturen und Fabriken erregt.

In Rücksicht auf jene Hindernisse werden nun Mittel angegeben, wie die Bevölkerung befördert, die Vortheile des Regenten vermehrt, und die Wohlfarth der Unterthanen erweitert werden könnte; Mittel, die unstreitig Aufmerksamkeit und Befolgung verdienen.

Der

Der Abhandlung ſelbſt ſind noch verſchiedene intereſſante ſtatiſtiſche Beylagen nebſt einigen Fragen hinzugefüget, worüber man Beantwortungen erwartet.

Vom zweyten Stücke nimmt das mehreſte eine Abhandlung ein über Pommerns Landwirthſchaft, Ackerbau, und Haushaltungsweſen, worinn wenig Neues und Intereſſantes für ſolche Länder vorkömmt, die ſchon weitere Fortſchritte, als Pommern, in der Cultur gemacht haben.

Hingegen empfiehlt ſich ſolche den Einwohnern dieſer Provinz durch Localität, und wegen der langjährigen Erfahrungen, worauf ein großer Theil der Verbeſſerungsvorſchläge beruhet, ganz beſonders.

Einer unter denſelben verdient auch anderwärts bekannter zu werden, nämlich das Mittel, den Brand im Waizen zu vertilgen. Der Verf. hat ſich nach S. 121 u. f. f. ſchon ſeit 20 Jahren mit bemerkungswürdigem Erfolge, dazu einer Auflöſung von Vitriol, Salz, gelöſchtem Kalk und Miſtjauche bedient, womit man den Waizen 12 Stunden vor der Einſaat befeuchtet. Auf zwölf Scheffel wird ein Pfund Vitriol genommen, welches ſo lange im Waſſer kochen muß, bis es geſchmolzen iſt. Alsdenn vermenget man in einem hölzernen Gefäße damit von der zweyten Ingredienz zwey Metzen, von der dritten einen halben Scheffel, und gießet endlich von der letzteren Zuthat zwey Eimer voll darauf.

Der Anhang enthält nebſt einigen Auszügen aus andern bekannten Schriften, eine Beantwortung der im erſten Stücke aufgeworfenen Fragen, wie der Landbau, und beſonders der Wieſenwachs, ſich am leichteſten erweitern laſſe, und wie die Stallfütterung in Pommern einzuführen ſey.

Zum Beſchluſſe iſt endlich eine Generalbalance über die Staatseinnahme und Ausgabe des Königl. Schwediſchen Herzogthums Pommern und Fürſtenthums Rügen von 1781 aufgeſtellt worden, wornach damals die ganze Einnahme 234,281 Rthlr. 44 ß., und der Ueberſchuß 34,792 Rthl. 16¾ ß. betragen hat.

Pe.

Anweiſung zur nützlichſten und angenehmſten Bienenzucht für alle Gegenden, bey welcher in einem mittelmäßig guten Bienenjahre von 25 guten Bienen-

stöcken 100 Fl. und in einem recht guten Bienenjahre 200 Fl. gewonnen werden können, und dennoch jeder Stock in gutem Stande bleibt; geprüfet, und zum gemeinen Nutzen und Vergnügen herausgegeben von J. L. Christ, Evang. Pfarrern in Rodheim vor der Höh. — Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit VI Kupfertafeln. Frankf. und Leipzig in der Fleischerischen Buchhandlung. 1783. in 8.

Auch diese zweyte Auflage führet den weitschweifigen und etwas zu großsprecherischen Titel: die Zusätze und Verbesserungen ändern in der Hauptsache nichts; sie sind auch nicht, wie doch billig gewesen wäre, besonders abgedruckt worden. Sie enthalten einige Wahrnehmungen mehr, und betreffen verschiedene Bequemlichkeiten in der Behandlung der Bienen und Produkte. Ist also nicht jeder Freund der Bienen, wenn er diese wenigen Wahrnehmungen ꝛc. haben will, genöthiget, auch die zweyte weitläuftige Ausgabe zu der ersten, beynahe eben so weitläuftigen, anzukaufen? Der Verf. entschuldigt sich zwar darüber in der zweyten Vorrede, daß es nicht thunlich gewesen, die Zusätze besonders ausgehen zu lassen. Wir können aber wirklich den Grund nicht einsehen, warum solches unmöglich war! Alles übrigen wegen beziehen wir uns auf unser Urtheil, das wir bereits über die erste Auflage gefället haben: und wollen hier nur unsere Verwunderung hinzufügen, daß Hr. Chr. S. 11—16 eine so umschweifliche Anmerkung mit lauter Zweifeln gegen das Drohneneyerlegen der gemeinen Bienen aufstellte, da er doch im Vorberichte versprochen, sich mit physikalischen Sachen hier nicht abgeben zu wollen. Dawider findet man aber auch hier nicht manche neue Proben. Ist wohl vom Drohneneyerlegen, wovon wir nur allein reden wollen, das Gesagte nöthig gewesen, da die Sache schon so klar erwiesen ist? Gewiß der V. muß die Bemerkungen der Kuhrpfälz. Oekon. Gesellschaft vom J. 1770 — deren er doch gedenket — nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit durchgelesen haben: sonst hätte er zuverläßig gefunden, daß eben die Aufgabe, die er zu Erlangung einer Gewißheit in dieser Sache S. 13 aufstellet, daselbst bereits aufgelöst

gelöset worden. Daß nämlich eine strenge Untersuchung unter mehrern Augen erwiesen, wie bey Bienen, die eben Drohnenever geleget, keine große und kleine kleine Königinn gewesen. Wenn man alle Bienen zählet, so kann man doch gewiß auch jede vor, während und nach demselben genau besehen? Was er von Rhamdohren S. 12 anführet, verdienet mehr Aufmerksamkeit, als des Verf. sämmtliche Zweifel. Daß Hr. Ch. keine gemeine Bienen in gläsernen Gröcken Eyer legen lassen, beweiset nichts. Das sieht man niemals, da es nur bey wenigen zu solchen Versuchen gewidmeten Bienen, und das dabey blos im Innern zwischen zweyen Tafeln geschiehet. Will der Verf. es nur mit Augen sehend glauben, so muß er nothwendigerweise ein kleines Glaskästchen mit einer einzigen Tafel zu diesem Versuche widmen, damit er alle Bienen genau beobachten kann. Die Bienen müssen aber erst mitten im Sommer in dieses Kästchen gewöhnt worden seyn: und man muß bereits wissen, daß sie in eine solche leere Tafel angefangen haben zu legen. Alsdenn können 24—48 Stunden, in denen man unverrückt nach ihnen sieht, sehen lassen, was man suchet. Der Verfasser muß es nun weit besser, wie ein anderer, beobachten können, da er sagt, er habe die Königin nicht nur Eyer legen, sondern auch die Drohnenever einsetzen gesehen. Setzt doch die Königin alle Eyer indifferent und durch einander in Drohnenzellen und in gemeine Zellen ein, ohne zu wissen, was sie für ein Ey leget, wenn nur die Zelle rein ist. Den Bienen aber kömmt es in der Folge zu, diese Eyer zu sortiren, und die so unrecht liegen, oder wo ihrer mehrere in einer Zellen abgesetzt sind, an ihre bestimmte Orte zu tragen: wie will also der Verf. gerade wissen, wenn die Königin Drohnenever geleget hat? An der Zelle vielleicht? O dann betrügt er sich sehr! — — So viel ist wahr, und Hr. Rhamdohr hat vollkommen Recht, daß die gemeinen Bienen, wenn sie auch sogenannte Drohnenweiser (d. i. nur fruchtbare Weiser) haben, eifriger auf Eylagen bedacht sind, als wenn sie eine vollkommene fruchtbare Mutter haben. Dies trifft gleichfalls so zu, wenn sie gar keine Mutter haben. Sind sie aber mit einer fruchtbaren Mutter versehen, die ohnehin alle Geschlechter itzt zeugt: dann liegen sie mehr der Arbeit, als dem Eyerlegen ob. Dies ist die Ursache, warum sie zu unserm Nutzen größern Fleiß aufs Arbeiten verwenden: denn die eyerlegenden müssen doch so gut wie die Königin, dem Begattungsgeschäffte und der Eyerlage Zeit wid-

men. Daß ſie bey fleißigern Arbeiten dazu weniger Bedacht nehmen, daher eben folgt es, warum man an den hintern Tafeln vor den Glasſcheiben ſie nicht im Eyerlegen, und dies nämlich in geſunden Stöcken, ertappen kann.

S. 90 finden wir den Verfaſſer als einen Geiſtlichen etwas zu hart gegen das Abſchlachten der Bienen eifern: er nennt den, der ſolches thut, — vermuthlich im geiſtlichen Eifer — einen Flegel! Ihn einen Unverſtändigen zu nennen, wäre doch wohl paſſender geſcholten geweſen? Denn einer, der ſpäte Schwärme, oder zu volkreiche Stöcke tödtet, thät es wirklich mehr aus Unverſtand, als aus Grobheit.

Da übrigens der Verf. auch feſt dabey beharret, daß ſeine hölzerne Bienenwohnungen allen andern, ſogar den ſtrohernen, vorzuziehen ſeyen, ſo dürfen wir nicht unangemerkt laſſen, daß wir die Bereitung der Bienenkäſten jenes Weimariſchen Bienenfreundes, des Verfaſſers der Geſchichte meiner Bienen, — welches der Herr Conſiſtorialrath Schulze ſeyn ſoll — weit einfacher und wohlfeiler, als die Chriſtiſchen Käſten, finden.

Th.

17. Vermiſchte Nachrichten.

Etwas, das (was) Leſſing geſagt hat. Ein Kommentar zu den Reiſen der Päbſte, nebſt Betrachtungen von einem dritten. Berlin, gedruckt bey Decker. 1782. 134 S. in 8.

Dieſe Schrift iſt mit einigem Geräuſche ins Publikum gekommen, weil ihr ein glücklicher Vorname mitgegeben worden, ob ſie gleich keinen Geſchlechtsnamen trägt. Die Bibliothek wird daher von ihr ausführlicher handeln müſſen, als es die geringe Bogenzahl zu erfordern ſcheinen möchte.

Leſſing ſoll geſagt haben, als womit die Schrift beginnt: „Es ſey unverſchämte Schmeicheley gegen die Fürſten, „was Febronius, und was die Anhänger des Febronius behaupteten; denn alle ihre Gründe gegen die Rechte des Pabſtes

„stes wären entweder keine Gründe, oder sie gölten doppelt „und dreyfach die Fürsten selbst. Begreifen könne dies ein je„der, und daß es noch keiner öffentlich gesagt hätte mit aller „Bündigkeit und Schärfe, die ein solcher Gegenstand gelitten „und verdient, unter so vielen, die den dringendsten Beruf „dazu gehabt: dieses wäre seltsam genug, und ein äußerst schlim„mes Zeichen.“

Dies soll auch vom Verfasser der Reisen der Päbste geschrieben worden seyn. Weil aber mancher diesen großen Sinn nicht herausgezogen haben möchte: so soll uns jener Kommentar darauf hinweisen.

Gewalt, spricht zu dem Ende unser Kommentirer, herrschende Gewalt Mehrerer oder Eines, Gewalt, die nur Gesetze giebt, und selbst keine hat, hat nie ächte Wahrheit und wirkliche Wohlfarth unter Menschen irgendwo hervorgebracht. Wohl aber ist viel Gutes aus dem Widerstande gegen sie entsprungen. (S. 17)

Gleichwohl sind gewisser Zwang und gewisse Mittel, um ihn auszuüben, unter Menschen unentbehrlich. Aber Erkenntniß der dazu nöthigen Anstalten muß aus Erkenntniß des Innersten des Menschen selbst gezogen werden. S. 18. 19.

Thierische Gesellschaften werden durch Instinkt vereinigt, wodurch sie größere Vollkommenheit erhalten, als jede menschliche, die mehr auf Gründen der Leidenschaften, als auf Gründen der Vernunft, beruhet. Denn Instinkt ist unveränderlich und sicher, und der Vernunft darinn ganz ähnlich, daß er nichts verlangt, als was offenbar zum Besten eines jeden und aller gereicht. S. 24. 25.

Vernunft ist das Band aller unsrer Kräfte. Außer ihr können wir unmöglich anders, als uns selbst zuwider handeln. Vernunft befiehlt zuverläßig immer das, was dem ganzen Menschen gut ist, das ist, das wahre Beste aller seiner Theile. S. 26. 27.

Menschen, die aus Antrieb der Vernunft handeln, sind einander niemals schädlich. Sie können sich also gegenseitig nur schaden, in sofern sie von Leidenschaften angetrieben werden. Sie können aber diesem Antriebe der Leidenschaften widerstehen und allein zum Guten streben, wenn sie durch ihre eigne Natur allein bestimmt werden. S. 28. 29.

Hieraus folgt, daß förmliche Gesetzgebung, oder System des Zwangs, sich unmöglich auf den Menschen beziehen könne, in sofern er mit Vernunft begabt, und durch sie schon

beſtimmt iſt, ſeinen und ſeiner Mitmenſchen wahren Vortheil zu befördern, ſondern nur in ſofern er den Leidenſchaften unterworfen, und durch ſie zu allen Ungerechtigkeiten geneigt iſt. S. 30.

Geſellſchaft, als Maſchine des Zwangs, hat nur Beſchränkung zu ihrem Gegenſtande, um von jedem Gliede Schaden abzuwenden, das iſt, ihm unverletzliches Eigenthum ſeiner Perſon, freyen Gebrauch aller ſeiner Kräfte, und vollkommenen Genuß der Früchte ihrer Anwendung zu verſichern. S. 31.

Unverletzliche durchgängige Gerechtigkeit, ohne irgend einen Zwang zu irgend einem andern Ende, iſt alſo das Mittel, welches, wie Inſtinkt bey Thieren, Menſchen zum Beſten aller und eines jeden vereinigen, und zum höchſten Zweck bürgerlicher Form führen kann. S. 31. 32.

Außer dieſer Gerechtigkeit giebt es kein Intereſſe des Staats, keine Wohlfahrt des Ganzen, welche nicht Wohlfarth aller ſeiner Theile ſeyn müßte. Es müſſen keine Theile beyſammen ſeyn allein um eines andern willen, deſſen Leidenſchaften etwa befriedigt werden ſollen. S. 33. 35.

Gewalt und Zwang ſollen nur Gewalt und Verbrechen abhalten. Sie erwecken weder Kräfte, noch erſchaffen etwas in ſich Gutes. Letzteres entſpringt nur aus ſich ſelbſt, und ſeine erſte Quelle iſt ungeheißne innere Bewegung eines freyen Geiſtes. S. 38.

Lehre der Glückſeligkeit, der Tugend und des Rechts beruht auf Theorie der Freyheit oder des menſchlichen Vermögens. Und Theorie der Sklaverey giebt die Lehre des menſchlichen Elends und aller Laſter. Wahre Freyheit iſt mit Tugend einerley. S. 60.

Abſicht förmlicher Geſetze iſt, die Kraft der Tugend und Freyheit nach dem Aeußerlichen zu vertreten. Keine Staatsverfaſſung ſoll und kann Tugend ſelbſt unmittelbar zum Gegenſtande haben, weil Tugend nie aus irgend einer äußerlichen Form entſpringen kann. Geſetze ſind Wirkungen der Tugend und Weisheit, und nicht ihre erſte Urſach. S. 61. 62.

Wie iſt nun menſchlicher Geſellſchaft zu rathen, da ſie weder ohne äußerliche Form, welche Mittel der Gewalt enthält, beſtehen, noch auch durch ſie ihre Wohlfarth ſichern kann? Antwort: dieſer Zwang, ohne welchen Geſellſchaft nicht beſtehen kann, hat nicht, was den Menſchen gut, ſondern was ihn böſe macht, zum Gegenſtande; keinen poſitiven, ſondern negativen Zweck. Dieſer kann durch äußerliche Form erhalten

ten und geſichert werden, und alles Poſitive, Tugend und Glückſeligkeit, entſpringen dann von ſelbſt aus ihrer eignen Quelle. S. 67.

Eine nach dieſen Grundſätzen angelegte Geſellſchaft würde nur vereinigt ſeyn: um die Sicherheit von allen Rechten durch die Erfüllung aller Pflichten zu erhalten, ohne welche dieſe Rechte nicht beſtehen und nicht gelten können. S. 87.

Dies iſt weſentlicher Inhalt deſſen, was der Verfaſſer ſchreibt, um dasjenige zu retten, was Leſſing geſagt haben ſoll. Die Anmerkungen und Zuſätze eines Dritten von S. 93—134 enthalten Urtheile von Hobbes, Ariſtoteles, und andern Schriftſtellern, vermiſcht mit eignen Bemerkungen des unbekannten Dritten, welche dazu dienen ſollen, jene Grundſätze zu bewähren.

Man müßte Tugend und bürgerliche Freyheit nicht lieben, wenn man nicht Achtung faſſen wollte für die Abſicht, welche den Verf. in ſeiner Schrift belebt. Man muß auch ſein Talent ſchätzen, in verworrenen Materien allgemeine Grundſätze zu ſuchen. Allein die gefundenen möchten wohl die rechten, wenigſtens die brauchbarſten nicht ſeyn. Indeſſen darf er ſich dies nicht zum großen Unglück rechnen, weil es Grundſätze betrifft, wornach die beſten Köpfe aller Zeiten immer vergeblich geforſcht haben, und ſicher immer vergeblich forſchen werden, ſo lange ſie das Syſtem der Geſetzgebung auf unwandelbare und ewig wahre Vernunftregeln zurückzubringen trachten, und nicht aufhören wollen, Vernunft und Natur als Dinge anzuſehen, die ſich mit Händen gleichſam greifen laſſen ſollen. Ohne die Lücken auszuzeichnen, welche der Verfaſſer von Seiten der Bündigkeit zwiſchen ſeinen Behauptungen gelaſſen hat, muß Rec. gleich zuerſt ſagen, wie es ihm ſcheine, daß der Verf. ſeinen Plan viel zu allgemein angelegt habe, als daß deſſen Ausführung je erwartet werden dürfe. Wahrſcheinlich würde der Verf. das Amt bald niederlegen müſſen, wenn er, aus ſeiner Schrift den Geſetzgeber wirklich zu ſpielen, berufen werden ſollte. Einige Bemerkungen mögen dies Urtheil rechtfertigen, indem man ein Buch ſchreiben müßte, um den Gegenſtand zu erſchöpfen; denn obgleich Regierung menſchlicher Geſellſchaft in ihren Elementen ſehr einfach ſeyn mag: ſo haben doch bisherige Einrichtungen und Meynungen der Menſchen die Sache ſo in Verwirrung geſetzt, daß ſie ſich in der Kürze nicht mehr überſehen und darſtellen läßt.

Es lehrten schon Archelaus und Pyrrho, daß Tugend und Laster, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von menschlichen Gesetzen und eingeführten Gewohnheiten abhangen; daß diese Gesetze und Gewohnheiten jedes Landes einzige Quellen dessen sind, was man sittlich gut und böse nennt; daß also alle Handlungen an sich betrachtet, so lange für gleichgültig geachtet werden müssen, bis sie durch Gesetze für gut oder böse erkläret worden. Diese Meynung hat zu allen Zeiten ihre Freunde gefunden, und könnte vielleicht noch einst die herrschende werden. Auch ist der Uebergang zu ihr so sehr befremdend nicht, wie der Verf. S. 36 zu glauben scheint. Denn wenn man alle Begriffe des sogenannten absoluten Rechts und Unrechts bis zu ihrem Ursprung verfolgt: so findet man leicht, daß sie von Gesellschaften abgezogen worden, worinn man jedesmal lebte. Wenigstens kann man über diese Grenze hinaus keine Regel mehr antreffen, welche unbestritten seyn sollte. Und eben darum ist der Verf. Beweise schuldig geblieben zum Satz, worauf sein ganzer Plan ruhet, daß nämlich Vernunft, allgemeine Vernunft (die von keinen positiven Gesetzen ihre Richtung und Lehre erhalten hat) zuverläßig immer das befehle, was dem ganzen Menschen gut ist, und daß örtliche Gesetzgebung nur System des Zwanges sey, dessen die Menschen nicht bedürfen würden, wenn sie nicht ihren Leidenschaften, sondern blos der Vernunft folgen wollten. Und aus jenem und keinem andern Grunde sind Gesetze immer nach Beschaffenheit der Länder verschieden gewesen. Bürger waren glücklich, wenn Gesetze, denen sie gehorchen sollten, ihren Bedürfnissen, Zeitumständen, und ihrer persönlichen Glückseligkeit angemessen waren.

Man hat indessen nicht Ursach, bey jener Meynung der Skeptiker ums Wohl des menschlichen Geschlechts bekümmert zu seyn, indem man durch sie bey weitem nicht dahin gebracht wird, Pflichten der Sittenlehre nicht zu üben, oder sie zu vernachläßigen. Man kann leugnen, daß etwas von Natur oder absolut rechtmäßig sey, und man kann dennoch der entschlossenste seyn, darnach zu handeln, sobald die andre Seite der Sache in Frage kommt, daß nämlich Bedürfnisse der Gesellschaft und ihre Gesetze die Rechtmäßigkeit derselben festgestellt haben. Es ist ein großer Unterschied zwischen absoluten und relativen Begriffen. Letztere können sehr wohl bestehen, während daß erstere ungewiß sind, oder in Zweifel gezogen werden.

Ich

Jede Gesellschaft sollte allerdings Zwecke ihrer Vereinigung haben, und sollte sie nie aus den Augen verlieren, selbst dann, wenn sie den Ursprung ihrer Vereinigung schon vergessen, oder nach Geschichte nicht mehr bis zu ihm zurückgehen kann. Daß man in den meisten europäischen Staaten solche Zwecke nicht mehr kennt und verfolgt, ist gerade das größte Elend, was ihre Gesetzgebungen drückt. Denn dies ist die Quelle der Willkühr, woraus alle Gebote fließen, zu deren Entstehung die Einfälle und Leidenschaften der Ober- und Unterbeamten unabläßig wirksam sind. Zwecke der Gesellschaft aber können sehr mannigfaltig seyn, je nachdem es Beabsichtigung dessen erfordert, was Menschen durch ihre Vereinigung auszuführen und zu erreichen gedenken. Und da dies bey jedem Volke wieder von der Lage des Landes, von Sinnesart seiner Bewohner, von Beschaffenheit der Nationalbedürfnisse, und von beständigen oder zeitwährenden Verhältnissen gegen angrenzende Nationen abhängt: so sieht man abermals, daß man auch hier nicht von absoluten Zwecken reden dürfe, welche der Verf. seinem Plane so gern unterlegen möchte. Man kann nicht einmal sagen, daß Beschützung des Eigenthums im engern Sinne zu Zwecken zu zählen sey, worinn alle Gesellschaften übereingekommen wären. Denn es hat Gesellschaften gegeben, welche kein Eigenthum hatten, wie Sparta, wo alles dem Staate gehörte, und einzelnen Bürgern nur gewisse Portionen zur Nutznießung zugetheilet wurden. Man muß also, wenn von Zwecken der Gesellschaft die Rede ist, nur immer bey derjenigen stehen bleiben, welche man gerade im Auge hat, oder im Auge haben sollte.

Es klingt nicht übel auf dem Blatte, daß allgemeine Beschirmung, worinn der Verf. den einzigen Gegenstand des Gesellschaftzwangs sucht, jene durchgängige Gerechtigkeit hervorbringe, außer welcher es kein Interesse des Staats, keine Wohlfarth des Ganzen gebe. Es lassen sich zwar hundert andere allgemeine Sätze dagegen stellen, um zu beweisen, daß Wohlfarth des Ganzen und Wohlfarth jedes einzelnen Glieds sehr verschiedene Dinge sind und bleiben müssen, obgleich der Weisheit des Gesetzgebers allemal Ehre macht, wenn er Verfassungen so zu wählen weiß, daß beyde Wohlfarthen in den meisten Fällen parallel laufen. Aber ich will lieber, um kurz zu seyn, einen konkreten Fall von Moratorien geben. Es ist nämlich hart, daß Schuldner wegen eines Kapitals, wel-

ches bey weitem den Werth ihres Vermögens nicht erreicht, ihre Besitzungen verschleudert sehen sollen, blos weil sie gerade itzt eine Zahlung nicht leisten können, welche sie nach einiger Frist vielleicht doppelt und dreyfach aufzubringen vermögend seyn würden. Allein es ist eben so hart, daß Gläubiger ihres Kapitals, welches vielleicht zu ihrem Unterhalte bestimmt war, gerade itzt entbehren, und sich in der mit ihren Schuldnern bedungenen Rechnung betrogen sehen sollen. Hier mag nun der Staat in Entscheidungen durchgreifen, um bedauernswerthe Schuldner zu erhalten, und kleineres Uebel dem größern aufzuopfern, oder er mag mit eignem Vermögen zuteten, um beyden ihr Recht wiederfahren zu lassen und Gläubiger zu befriedigen, ohne Schuldner zu Grunde zu richten: so wird man gestehen müssen, daß keins von beyden geschehen könne, ohne Staatsinteresse oder Wohlfarth des Ganzen abgesondert von Wohlfarth jedes Einzelnen zu denken und anzunehmen. Man merkt wohl, daß ich unter Staatsinteresse keineswegens Leidenschaften und Einfälle desjenigen verstehe, welcher die Gesellschaft durch Wahl oder Geburt regiert.

Es sind in der That leere Worte, wenn der Verf. meynt, daß positive Tugend und Glückseligkeit aus ihrer eignen Quelle entspringen, sobald förmliche Gesetzgebung oder System des Zwangs dasjenige abhalte, was den Menschen böse macht. Wenn der Verf. die Menschen nimmt, wie sie sind und seyn werden: so kanns ihm nicht entgehen, daß Böses und Gutes nicht so sichtbar und unmittelbar zusammenhängen, um durch Vermeidung des einen sogleich geradeswegs aufs andere gleichsam gestoßen zu werden. Selbst das Böse ist so unendlicher Abstufungen fähig, daß man oft den Punkt nicht bestimmen kann, wo es aufhört, schuldbar zu seyn, und das Gute hat nicht minder zahllose Grade, welche den Punkt seines Anfangs und seiner Ausartung gleich ungewiß machen. Welche unabsehbare Kluft liegt also zwischen Unterlassung des Bösen und Ausübung des Guten! und vergeblich wird man einen Maasstab suchen, wornach man Grade von beyden eben so abwiegen könnte, wie physische Größen, obgleich neulich ein nicht ungeübter Kopf ein Probestück dazu machte. Hierzu kommt, daß es eine Art der Gleichgültigkeit giebt, welche die Willensthätigkeiten vieler Bürger von Seiten ihres Einflusses aufs bürgerliche Leben zwischen beyden Grenzen gleichsam in der Mitte hält. Es fehlt wirklich nicht an Menschen, welche sich durch

Gese-

Gesetzeszwang, oder durch Furcht der Strafe, bewogen lassen, nicht böse zu handeln. Aber sie sind so weit entfernt, nach entgegengesetzten Tugenden zu streben, daß sie vielmehr gar keine Empfindung davon zu haben scheinen, weil sie indolent sind. Auf diese Indolenz, das Merkzeichen unsrer Zeit, hat der V. gar nicht gerechnet.

Ueberhaupt können Tugend und Glückseligkeit so wenig aus eigner Quelle fließen; daß gerade der allgemeine Zusammenhang in der Welt, worinn Umstände, Gesinnungen und Handlungen der Menschen unauflöslich verkettet sind, es schlechterdings nicht anders leidet, als daß eine Kraftäußerung stets die andere nach sich ziehe, ohne daß man eine geschieden von der andern als isolirt ansehen darf, sobald man nicht Staat und Menschengesellschaft zum Traumbild machen will. Wenn ein römischer Censor verordnete, daß irgend ein Ritter wegen eines Vergehens seines Rings und Pferdes beraubt werden sollte: so lassen sich nur zwey Fälle denken; der Bestrafte konnte entweder noch tiefer in Verschlimmerung versinken, oder er mußte sich bessern, um das Ehrenzeichen seines Standes wieder zu verdienen. Das erste war nicht leicht ein eintretender Fall zur Zeit der Republik, wo Sitten noch alles galten. Also geschah das letzte, welches bewährte, daß eben dasjenige, was bestimmt war, das Böse zu rügen, zugleich das entgegengesetzte Gute zu erzeugen vermochte.

Der Verf. scheint wahres Entstehen unserer Tugenden und Laster im bürgerlichen Leben noch nicht genau untersucht zu haben. Er würde sonst nicht auf die romanhafte Behauptung verfallen seyn, daß Staatsverfassung niemals unmittelbare Tugend selbst zum Gegenstand haben könne. Er nennt gute Gesetze Wirkungen der Tugend und Weisheit; aber erste Ursach der letztern sollen sie nicht seyn. Als ob es nicht Dinge gäbe, welche Wirkung und Ursache zugleich seyn können. Wenn ein Regent Gesetze für Tugend und Laster giebt: so sind sie freylich Wirkungen seiner Tugend und Weisheit. Wenn er nun aber durch sie auch Tugenden bey Bürgern hervorbringt: so müssen diese Tugenden doch wohl Wirkungen seiner Gesetze seyn. Man kann indessen bald errathen, daß der Verf. seine Meynung von unsern itzigen Gesetzen abgezogen haben mag, welche allerdings so schlecht und unweise sind, daß sie nur negative Zwecke zum Vorwurf zu haben scheinen. Oder der Verf. wähnte vielleicht, daß man Tugenden, wenn

man sie zum Gegenstand der Gesetze machen wolle, befehlen müßte, so wie man bisher Laster und Verbrechen blos verbot und verpönte. Allein dies würde aus einem Irrthum einen irrigen Schluß ziehen heißen. Tugend kann freylich nicht durch Form eines Gebots erzeugt werden, so wie Laster und Verbrechen bisher durch Form der Verbote nicht weggeschreckt worden.

So lange Eigenthum der Güter und Ungleichheiten des Glücks und äußerlichen Verhältnisses in bürgerlicher Gesellschaft übrig bleiben, und wer vermögte sie aufzuheben, und wer wollte nur daran denken, sie zu unterdrücken? eben so lange wird, wie unter vielen Mably bemerkt, ein Keim der Hadsucht und des Ehrgeizes zurückbleiben, welcher sich immer entwickeln und menschliche Glückseligkeit untergraben wird, in sofern nicht Sitten der Bürger sie in Sicherheit setzen. Gesetze müssen daher den Geist der Sitten bestimmen, der im Volke herrschen soll, und eben diese Gesetze müssen dahin führen, daß jeder Bürger sich diese Sitten zu eigen mache. Sie müssen zu dem Ende einförmige Grundsätze der Erziehung festsetzen, damit nicht jede Familie sich ihrer Willkühr überlassen dürfe; denn Erziehungen, die mit jeder Familie und Schule wechseln, werden unvermeidlich eine Verschiedenheit der Sitten hervorbringen, welche allen Zwecken der Gesellschaftsvereinigung entgegenarbeitet. Und weil Gesetze über Erziehung hinaus noch immer Sittlichkeit jedes Bürgers bewachen müssen, um kein unvollendetes Werk zu hinterlassen: so müssen sie eine Verfassung gründen, welche nicht allein Erwachsene unaufhörlich in Tugenden übt, die ihre Glückseligkeit bereiten sollen, sondern welche auch Mittel enthält, alle Versuchungen zum Bösen zu entfernen, und allen Unarten und Verbrechen zuvorzükommen, damit nur in wenigen, sehr wenigen, Fällen das eigentliche Strafrecht geltend gemacht werden dürfe.

Auf diesem Wege müssen Gesetze unfehlbar Tugenden erzielen. Es ist traurig genug, daß unsre Gesetzgeber daran noch nicht einmal gedacht, vielweniger die Ausführung mit Hülfe bester Köpfe ihrer Nation versucht haben. Aber es wäre das schrecklichste, was uns begegnen könnte, wenn wir darüber den Gedanken aufgeben sollten, daß Gesetzgebung vermögend sey, Tugenden zu pflanzen und zu erhalten, und Laster nicht blos zu bestrafen, sondern ganz zu unterdrücken. Ohne

Ausnah-

Ausnahme müſſen wir es gegenwärtig unſern unvollkommnen Geſetzen und Verfaſſungen zurechnen, wenn Menſchen laſterhaft ſind.

Die beſte Verfaſſung wird gleichwohl mit der Zeit ausarten, wenn urſprüngliche Triebfedern zu erſchlaffen anfangen. Aber es giebt Mittel, ihre erſte Spannkraft wieder herzuſtellen, und Vorſteher des Volks ſollen eben dazu beſtimmt ſeyn, ihre Augen unabläſſig auf Mißbräuche und Verderbniſſe zu richten, welche ſich einſchleichen möchten, um ihrer Verbreitung zweckmäßige werkthätige Hinderniſſe entgegenzuſetzen, ohne bey kahlen Vorſchriften ſtehen zu bleiben, worinn man in neuern Zeiten leider die ganze Kunſt des Geſetzgebers geſetzt hat.

In Wahrheit, der Verfaſſer ſpricht von dieſer konkreten Sache gar zu allgemein, und durch Entwürfe dieſer Art iſt Geſetzgebung noch nie um einen Schritt vorgerückt worden. Darum darf man auch von ſeinem an ſich lobenswerthen Eifer gegen Gewalt und Deſpoterey keine Frucht erwarten. Man darf ſie um ſo weniger erwarten, da er ſeine Grundſätze darüber nicht mit Beyſpielen bewährt, welche zeigen könnten, wie weit er jene auf wirkliche Fälle angewandt haben wolle. Und ich fürchte, daß gerade beym gegebenen Fall von den Rechten des Pabſtes die Anwendung ſehr mißlingen werde.

Man wird zwar nicht leugnen, was der Verfaſſer der Reiſen der Päbſte behauptet, daß der Pabſt mit Recht Herr von Rom ſey. Man geſteht gern, daß jeder Angriff auf dieſes Recht zu Vergewaltigungen gehöre, wodurch Länderſucht ſo oft alle Gerechtſamen des undenklichen Beſitzes mit Füßen getreten hat. Aber was ſoll man urtheilen, wenn eben dieſer Verfaſſer in entehrendſten Wirkungen des Aberglaubens und in Dummheit voriger Zeiten die Größen und Verdienſte der Päbſte ſucht; wenn er in Päbſten Erretter des Menſchengeſchlechts findet, blos weil ſie Rom, die Stadt Rom mit der Kirche Petri, durch Waffen der Andacht von Belagerung einiger Eroberer befreyeten, ohne nur nebenher die kleine Frage aufzuwerfen, ob nicht ſelbſt Rom durch jedes fremden Eroberers Regierung mehr Glück und bürgerliche Freyheit gegen Leib und Seele tödtendes Kirchenregiment eingetauſcht haben würde; was ſoll man urtheilen, wenn er in Geiſtesgewalt, oder wie er ſich eigentlich hätte ausdrücken ſollen, im Glaubenszauber, welcher der Waffengewalt der Fürſten von

Päbſten

Päbsten entgegengesetzt werden, um nur ihren Verstand zu benebeln, ohne ihre Leidenschaften zu zähmen, wenn er darum das Glück der Völker erkennt, die dadurch nur desto tiefer in Barbarey versanken; wenn er Reichsfreyheit, ja alle bürgerliche Wohlfarth vom Pabstthum ableitet, weil es neben weltlicher Macht Altäre errichtete, um an ihrer Stätte edler Menschen in Millionen zu opfern, Menschenfeinde aber zu erhöhen, oder Missethäter, der verdienten Strafe zu entziehen; wenn er Seelentyranney, die von Rom aus über ganz Europa und andere Welttheile verbreitet worden, so ganz für gar nichts rechnet, daß er allen Ausschweifungen des Pabstthums und der Mönchery auf Kosten gesunder Vernunft Lobreden hält; kurz, wenn er, weltlichen Regierungen zum Trotz, noch itzt der katholischen Kirche einen obersten Hirten erfechten will. Das Pabstthum hat dem menschlichen Geschlechte unsäglich viel Uebel verursacht, und zufälliger Weise etwas weniges Gutes. Wenn die Päbste den Despotismus der Kaiser einschränkten, so geschahe es nur, um ihren hierarchischen Despotismus zu befestigen. Die gedruckten Sklaven blieben immer Sklaven, es möchte sie das weltliche Regiment, oder das geistliche drücken.

Rm.

Beobachtungen zur Aufklärung des Verstandes und Besserung des Herzens. Dritten Bandes zweytes Stück. Ulm bey Wohlen, 1782. 19½ Bogen in 8.

S. 283. Ueber den Religionsunterricht. Heilsame Bemerkungen, dann eine wirkliche Anwendung bey der Erziehung der Jugend überhaupt, und beym Unterricht in der Religion insbesondere, die um so mehr vom Recensenten gewünscht wird, je gewisser es ist, daß hierinn die Jugend, aller Erziehungsschriften, womit die Messen itzt gleichsam überschwemmt werden, ungeachtet, theils ganz vernachläßiget, theils auf eine verkehrte Art unterrichtet wird. S. 386 Bolumbers Leben auszugsweise aus Stubertsen. Nicht übel gerathen. S. 444. Fragmente von einem Frauenzimmer. Bemerkungen, die zwar wahr und richtig, aber unzählige mal bereits gesagt, und bis

hier blos aufgewärmt ſind. S. 495. Verſchiedene Gedanken über die Erziehung. Lauter alltägliche ſchon mehrmal gemachte Bemerkungen. S. 561. Wilhelm Alexanders Geſchichte des weiblichen Geſchlechts, Eine umſtändliche Beleuchtung dieſes Buchs.

Hg.

Leſebuch für das Landvolk, Dritten Bandes erſtes Stück. Quedlinburg, bey Reußner. 1783. gr. 8. 11 Bogen.

Die Verf. gehen in ihrer Einrichtung fort. Erſt kommen Auszüge aus vier Briefen Pauli; dann Rettung einiger Schriftſtellen, die dem Mißbrauche unterworfen ſind. Die Pflicht der Wiedererſtattung iſt gut abgehandelt: wir wünſchen, daß der Verf. bey der Fortſetzung dieſe Pflicht in Abſicht der Verführung zur Unzucht ausführen möge. Die Abhandlung von den Gevattern fällt weg, weil ſie auf die irrige Idee gebauet iſt, als wenn die Gevattern auch itzt blos deswegen gebraucht würden, um ein glaubwürdiges Zeugniß unſerer Taufe zu haben. Die Regeln zur Verbeſſerung der Kinderzucht und zur Geſundheit für Landleute ſind gut. Hierauf folgen allerley Hausmittel wider Krankheiten und Ungeziefer; und das Beſte ſind die guten Exempel von Landleuten.

Rf.

Jetztlebendes gelehrtes Mecklenburg. Aus authentiſchen und andern ſichern Quellen herausgegeben von Johann Chriſtian Keppe. Erſtes Stück. Roſtock und Leipzig in der Koppenſchen Buchhandlung. 1783. 8 Bogen in 8.

Von Herzen gern würde Rec. dem Herausgeber dieſer Biographien ſeinen Beyfall ertheilen, und ihn zur Fortſetzung aufmuntern, wenn das Werk nicht ſogar viele ſichtliche Mängel und Gebrechen, und die Unternehmung ſelbſt ſo viel Schwierigkeit hätte, die es veranlaſſen, daß auch bey künftigen Fortſetzungen

ſetzungen dieſe Mängel keinesweges können verſtecken werden. Ich will nur einiges zum Beweiſe anführen.

Sollen dergleichen Biographien intereſſant, und zugleich nützlich ſeyn, ſo müſſen ſie eigentlich nur von ſolchen Männern geſtellt werden, die ſich entweder um das Reich der Gelehrſamkeit verdient gemacht, oder doch durch Thätigkeit in ihrem Kreiſe Nachahmung und Trieb zu nützlichen Unternehmungen bewirket haben. Ferner müſſen dieſe Lebensbeſchreibungen vor allen Dingen wahr ſeyn. Wenn wir auf dieſem Probirſtein die vor uns liegenden Biographien unterſuchen, ſo bleibt überaus wenig Intereſſantes übrig. Die wenigen würdigen und vortrefflichen Männer, die ſich durch ihre Kenntniſſe und edlen Karakter Hochachtung und Liebe erworben, und deren in dieſem erſten Stücke gedacht wird, abgerechnet, wüßte ich doch wahrlich nicht, was im Betreff ſo vieler anderer Wiſſenswürdiges übrig bliebe. Wem ſollte es wohl intereſſiren, daß dieſer junge Herr, ob ſeines feurigen Genies, als Knabe ſeine Mitſchüler in der Klaſſe geſtöhrt; daß jener wegen unglücklicher Liebe Elegien und Dramen voll Unſinn gedichtet; daß ein anderer eine Mißgeburt von Komödie geſchrieben, und drob ausgezischt worden, daß ꝛc. ꝛc. ——— In Wahrheit, Hr. K. macht ſich um den Ruhm der Mecklenburgiſchen Litteratur wenig verdient, wenn er ſolchen verunglückten Schriftſtellern Gelegenheit giebt, ſich zur Schau und zum Gelächter hinzuſtellen, wodurch Ausländer, die ohnehin kein gutes, obwohl ſehr irriges, Vorurtheil von Mecklenburgs Gelehrſamkeit haben, immer mehr in ihrem Wahne geſtärkt werden. Daß es manchen hier vorkommenden Erzählungen an Wahrheit fehlt, wäre leicht zu beweiſen, wenn es hier nicht auf Perſönlichkeiten ankäme, die Rec. ein für allemal durchaus verabſcheut. Zwar verdient der Wille des Herausgebers, ein nutzbares Werk zu liefern, immer alles Lob, nur müßte er mit mehrerer Vorſicht und Auswahl ſammeln. Ueberhaupt iſt es mit dem eigenen Erzählen eine mißliche Sache; der beſcheidene Mann, der ſich ſeiner ſtillen Größe bewußt iſt, wird manches überſehen, was ihm doch in den Augen des Publikums einen größern Werth geben würde, um nicht Mißdeutungen ausgeſetzt zu werden; der Schwärmer und Narr hingegen wird ſich freuen, eine Gelegenheit gefunden zu haben, ſich nach Herzensluſt zu brüſten; er wird jede Kleinigkeit ergreifen, um auf Marktſchreyer Art die Aufmerkſamkeit — freylich nur des Pöbels — zu erregen.

Ich dächte, dies wäre hinlänglich, Herrn K. zu überführen, daß sein Unternehmen nie seiner Erwartung wird entsprechen können. Am wenigsten wird dies dann geschehen, wenn er seine erste Drohung erfüllt, und die Eigensinnigen, die ihm nicht in Güte ihre Geschichte einliefern wollen, dadurch zu bestrafen denket, daß er alles, was er nur habhaft werden kann, von ihren Nachrichten zusammenstoppeln will. Recens. möchte ihn indessen doch freundschaftlich warnen, dies bleiben zu lassen.

Mb.

Jahrbuch der Menschengeschichte in Bayern, vom Professor Westenrieder. Ersten Bandes erster Theil. München, bey Strobl, 1782. 1 Alph. 2½ B. gr. 8. — Ersten Bandes zweyter Theil. Ebend. 1 Alph. 1 B. gr. 8.

Der Verfasser, der schon durch mehrere literarische Arbeiten, und besonders durch seine, ehedem von uns angezeigten Bayerischen Beyträge, als ein aufgeklärter, thätiger Patriot bekannt ist, unternimmt hier ein neues rühmliches Werk, wodurch er sich nicht nur um die Belehrung und Aufklärung seines Vaterlandes, sondern um den Unterricht jedes Lesers ein ausgezeichnetes und sehr gemeinnütziges Verdienst erwirbt. Seine edle Absicht geht dahin, dies Jahrbuch gemeinschaftlich, und für sein Vaterland so wichtig, so einheimisch zu machen, daß es die Aufmerksamkeit des Staats nach sich ziehen, und die Väter desselben veranlassen möge, ein Jahrbuch, worinn nicht nur Bayerns jährliche Haushaltung, sondern eine Sammlung ihrer besten Gedanken und Berathschlagungen vorkäme, auf ewige Zeiten festzusetzen.

Der Inhalt des ersten Stücks ist folgender: I. Was giebt einer Nation Macht und Ansehen? Die Antwort ist: möglichste Verbreitung eines gesunden und unterrichteten Verstandes, der reichste Umlauf guter Kenntnisse und Gefühle, Besitz der Literatur, der Künste und Wissenschaften. II. Allgemeine Begriffe einer Staatsverfassung für jeden Bürger und Einwohner. Der Verf. zeichnet hier die Gesichtspunkte vor, aus welchen man die Verbesserung eines

Staats anzusehen, und die Vortheile, um die man sich dabey vornehmlich zu bewerben hat, sowohl in Ansehung des Landes, als der Einwohner, und des Verhältnisses derselben zu den benachbarten. III. Allgemeine Verfassung des Herzogthums Bayern in ältern und gegenwärtigen Zeiten. Hier wird sowohl eine Landtafel vom J. 1557, als eine Volksliste vom J. 1770 mitgetheilt, beyde für den Statistiker unterrichtend. IV. Was sollen reiche Aeltern mit ihren Kindern anfangen? Sie sollen sie ein Handwerk lernen lassen, ist des Verf. Antwort, deren Auffallendes er mildert und verständigt. (In der Note S. 59 wird Hr. Möser irrig als verstorben angeführt). Zugleich wünscht der Verfasser, daß man alles Stadtvolk in Zünfte vertheilen möchte. V. Schriften. Eine Anzeige und Beurtheilung der in der ersten Hälfte des Jahres 1782 in Bayern herausgekommenen Bücher. VI. Kunstwerke; mit einer vorläufigen Ansede des Verf. an die Künstler seines Vaterlandes. Die hier ertheilten Nachrichten geben rühmliche Beweise von dem dortigen glücklichen Fortgange der Bildhauerey, Malerey, und Kupferstecherkunst; und die dabey von dem Verf. angestellten Betrachtungen müssen den Künstlern zu weitern Fortschritten ermunternd und belehrend seyn. VII. Theater. Nachrichten von der Schaubühne zu München, und von den benachbarten Schaubühnen. Vorläufig einige Erinnerungen über die Erheblichkeit dieses Artikels. Von einigen der zu München aufgeführten Schauspiele wird der Inhalt ausgezogen, und ganze Scenen derselben werden eingerückt. Auch findet man S. 224 ff. Nachrichten vom salzburgischen Theater, und S. 231 von dem zu Regensburg. VIII. Zum Andenken großer und guter Seelen. Für die Geschichte bayerischer Literatur und Kunst und der für beyde merkwürdigen Personen liefert diese Rubrik einige schätzbare Beyträge. Z. B. Die Nachrichten von dem Medailleur Kraft, S. 246 ff. Für den Menschenbeobachter wird die Geschichte der Johanna Flemming vorzüglich interessant seyn, die aber in diesem ersten Stücke noch nicht ganz vollendet ist. IX. Anekdoten. Der Verf. sah dabey nicht sowohl auf seltsame, als auf lehrreiche Gegenstände. X. Verschiedne Gedanken und Vorschläge. Diesen Artikel wünscht der Verf. zu einer Sammlung der freyesten, rühmlichsten, und uneigennützigsten Gedanken zu machen, deren Stoff er in den belebten Kreisen aufgeheiterter Freunde, oder im stillen Hausgeschäffte des unbemerk-

ten

ten Bürgers sucht. XI. Veränderungen und Verbesserungen dieses Jahrs. XII. Preisaufgaben und Ankündigungen. XIII. Briefe.

Des ersten Theils zweytes Stück enthält folgende Aufsätze: I. Ob wir bey dem Fortschritte, welchen gegenwärtig die menschlichen Kenntnisse nehmen, klüger handeln, als Sachsen, Preussen und Oesterreich? In den nördlichen Provinzen Deutschlandes nahm die Kultur ihren natürlichen Weg. Werke der Poesie und schönen Künste giengen voran; die Regierung ermunterte die guten Schriftsteller; und so entstanden klassische Werke; gesunde Kritik und feinere Lebensart verbreiteten sich durch alle Stände. In Oestrreich gieng jene langsame Vorbereitung nicht vorher; das große Werk der Aufklärung geschieht itzt auf einmal. Für Bayern schlägt der Verf. einige Mittel vor, die den wissenschaftlichen Geist mehr ermuntern können. Sein ganzer Aufsatz verdient Aufmerksamkeit, Beherzigung und Befolgung. II. Fortsetzung der bayerischen Statistik. Sie betrifft das Herzogthum der obern Pfalz, die Landgrafschaft Leuchtenberg, die sämmtliche Geistlichkeit in Bayern und der obern Pfalz und deren Polizey, wozu am Schlusse noch einige allgemeine Betrachtungen über die bayerische Statistik kommen. III. Vom Verfall des Loden- und Tuchhandels in Bayern, und den Mitteln, ihm aufzuhelfen. Zuerst die Geschichte des Handels überhaupt, und besonders des Loden- und Tuchhandels; dann Untersuchungen über die Ursachen seines Verfalls, und Vorschläge, ihn wieder empor zu bringen. IV. Ueber den Zustand der Künste in Bayern. Beschreibung der in München zur Bildung junger Künstler getroffenen Anstalten, die freylich noch sehr mangelhaft sind. Am meisten fehlt es da noch der Aufnahme und Ermunterung der Kunst an einem wesentlichen Stücke, an der Liebhaberey. Dem ungeachtet leisten verschiedene bayerische Künstler weit mehr, als man unter jenen Umständen erwarten sollte. Sie werden hier von dem Verf. weiter angeführt, charakterisirt, und ihre neuesten Arbeiten beschrieben. V. Betrachtungen über unsere Kirchenzierden, in Rücksicht auf den Endzweck der Kunst. Sie betreffen theils die Bauart der Kirchen selbst, theils ihrer innern Theile und Verzierungen. VI. Von dem Zustande des Theaterwesens in München.

Hr. A. A. Cäsar, Professor der Philosophie in Leipzig, kündigt eine neue Quartalschrift unter dem Titel: Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt, an.

Hr. Kammerrath und Professor Wiedeburg zu Jena kündigt ein Werk: Topographisch-politisch- und gelehrter Zustand von Jena, auf Subscription an.

In Jena wird eine Allgemeine Litteraturzeitung angekündigt, deren Zweck ist, das Publikum theils durch Recensionen der neuen wissenschaftlichen und litterarischen Produkte von Deutschland, und fremder Länder, was davon einen Deutschen interessiren kann, theils durch kurze Nachrichten von dem neuesten Zustande der gesammten Litteratur zu unterrichten.

Auf Ostern 1785 kömmt das allgemeine Baadensche Gesangbuch heraus, dessen Herausgeber der Hr. Hofdiakon Walz zu Rastatt ist.

Hr. Schlüter in Hannover kündigt eine metrische Uebersetzung der Verwandlungen des Ovids, mit Kupfern, auf Pränumeration an.

Beförderungen.

1784.

Der bisherige Hof- und Kanzleyrath, Herr Ernst Friedrich Falke, und der geheime Sekretär und Archivar, Herr Wilhelm August Rudloff in Hannover, sind zu geheimen Justizräthen ernannt worden.

Herr D. Joh. Gottlob Haase, außerordentlicher Prof. in Leipzig, ist zum ordentl. Prof. der Anatomie und Chirurgie daselbst, so wie Hr. D. Karl Gottlob Kühn zum außerord. Prof. der Arzneykunde ernannt worden. Herr D. Bose hat das beständige Dekanat der medicinischen Facultät und die damit verbundene Professur der Therapie erhalten, da hingegen die Professur der Pathologie Herr D. Gehler, bisher Prof. der Anatomie, empfangen hat, und Decemvir der Universität geworden ist.

Herr D. Christian Friedrich Glück zu Halle, hat einen Ruf als fünfter ordentl. Professor der Rechte und Beysit-

ter der Juriſtenfacultät auf der Univerſität zu Erlangen erhalten und angenommen.

Auf der Univerſität zu Marburg hat Herr D. Johann David Buſch eine ordentl. mediciniſche Profeſſur erhalten.

Herr D. Adolph Dietrich Weber zu Schwerin iſt letzthin ordentlicher Profeſſor der Rechte auf der Univerſität zu Roſtock geworden.

Herr D. und Profeſſor Schnaubert kömmt als ordentlicher Profeſſor des deutſchen Staats- und Privatrechts nach Helmſtädt.

Herr Mag. Ebeling, Mitvorſteher der Handlungsakademie zu Hamburg, iſt zum Lehrer der Geſchichte und der griechiſchen Sprache am dortigen Gymnaſium, an des verſtorbenen D. und Prof. Schützens Stelle, gewählt worden.

Herr Prof. Samuel Thomas Sömmering in Caſſel geht als ordentl. Profeſſor der Anatomie und Phyſiologie nach Mainz.

Herr D. Chriſtoph Georg Ludw. Meiſter, ordentl. Profeſſor der Theologie und Univerſitätsprediger zu Duisburg, iſt als Prediger an die Marienkirche und ordentl. Profeſſor der Theologie, nach Bremen berufen worden, und hat dieſen Ruf, nach erhaltener gnädigſter Dimiſſion, angenommen.

Todesfälle.

1784.

Am 23ſten April ſtarb Herr D. Johann Paul Werner, Hofrath und ordentl. Prof. der Arzneywiſſenſchaft zu Fulda, alt 57 Jahre.

Am 4ten Jun. ſtarb in Tübingen Herr D. Chriſtian Gottfr. Hoffmann, Herzogl. Würtenberg. Hofgerichtsbeyſitzer und außerordentl. Prof. der Rechte, noch nicht gar 28 Jahre alt.

Am 16ten Junius ſtarb in Quedlinburg Herr D. Friedrich Wilhelm Ritter, Leibarzt der Prinzeſſin Amalie von Preuſſen, in ſeinem 37ſten Jahre.

Am 19ten Jun. ſtarb in Stralſund Herr Doktor Brandanus Gebhardi, der dortigen Kirchen Superintendent, erſter

ſter Beyſitzer des geiſtl. Konſiſtoriums, Profeſſor beym Gymnaſium, und Paſtor an der Marienkirche, im 80ſten Jahre ſeines Alters.

Am 1ſten Julius ſtarb in Hamburg Herr D. Gottfried Schütze, Profeſſor der Geſchichte und der griechiſchen Sprache am dortigen Gymnaſium, in einem Alter von 63 Jahren.

Am 6ten Jul. ſtarb Herr D. Achatius Ludwig Karl Schmidt, Herzogl. Sachſen-Weimar- und Eiſenachiſcher geheimer Rath und Kanzler in der Regierung zu Weimar, im 60ſten Jahre ſeines verdienſtvollen Lebens. Seine gründlichen Schriften, die er meiſtens in frühern Jahren als Profeſſor in Jena ſchrieb, ſind in dem gelehrten Deutſchland verzeichnet.

Druckfehler.

Im LVIII. Bande I. und II. Stück.

S. 257. Z. 15. anſtatt 1760 l. 1769. S. 266. Z. 18. Kontrolor l. Kontrolor. S. 267. Z. 9. Aporynus l. Apocynum's. S. 274. Z. 14. deſſ ſie hervorgezogen und da l. daß ſie hervorgezogen und die. S. 617. Z. 5. v. u. Wurſtio l. Wurſtet.

Im LIX. Bande I. Stück.

S. 281. Z. 22. Stnck Vieh vrn l. Stück Vieh von. S. 283. Z. 5 u. 6 v. u. Fehler l. Fehler. S. 284. Z. 1. Brüſten l. Brünſten. Ebendaſ. Z. 7. v. u. überlegt l. überlegte. S. 285. Z. 11 u. 12 v. u. ganz veneriſch l. ſogenannt veneriſch; und füge hinzu: oder wie man gemeinhin ſagt: ſie bekommen die Franzoſen; welche ebenfalls nur ſogenannte Franzoſen, wir mit dem, was Graumann darüber drucken laſſen, ganz einſtimmig für unſchädlich, in Rückſicht des Fleiſches zum Verſpeiſen, halten, ſo lang das Vieh dieſe unſchuldige Zufälle in einem Stande an ſich finden läßt, da es eher fett wie mager wird. S. 286. Z. 5 u. 6. v. u. verlöchet l. vorlöthet. S. 289. Z. 8 v. u. ſängt l. fügt. Am Schluſſe dieſer Recenſion iſt das Zeichen Ev. ausgelaſſen worden, und muß daher, wie hier bemerkt iſt, hinzugeſetzt werden.